This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 2205.17.6

No.

Tagebuchblätter.

II

Tagebuchblätter

von

Moritz Busch

Zweiter Band

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870—1871 bis zur Rückkehr nach Berlin Wilhelmstraße 76 — Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1871 bis 1880 — Varzin, Schönhausen, Friedrichsruh

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Ger 2205.17.6

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 28 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Inhaltsverzeichnis zum zweiten Bande

Sechzehntes Kapitel . . . . . 1—42

Endlich Beschießung von Paris, 27. Dezember 1 — Hoffnungen der Bonapartisten; Bonnechose als Friedensvermittler 2 — Der Bevölkerung den Krieg fühlbar machen 3 — Gefundne Gegenstände 4 — Kaiserwürde, Bundesministerien und Reichsrat und allerhand andres 5 — Bayrisches 6 — „Wir haben ihn“: den Mont Avron, 29. Dezember 6 — Die schmähliche Prämie für Bruch des Ehrenworts der gefangnen französischen Offiziere 7-8 — Kölnische Zeitung, Bismarck und Beust 8-9 — Aufgabe der Gegenwart, nicht das Elend des Kriegs zu mildern, sondern Förderung des Kriegszwecks 10 — Gambetta und Genossen despotischer als das Kaiserreich 10-11 — Bestialische Artikel der französischen Presse 11-12 — Notwendigkeit der Konzentration der Truppen 13-15 — Unpraktische Humanität 15-16 — Versenkung von englischen Kohlenschiffen 16 — Der König von Schweden hofft auf den jour de vengeance 17 — Fürst Karl von Rumänien will abdanken und andre Neuigkeiten 17 — 7. Januar Ausflug nach Bougival in Odilon Barrots Haus 18-20 — Bismarck beschwert sich über späte Mitteilungen der Militärs 20 — 8. Januar Sieg bei Vendôme 20 — Zustände in Paris 21 — Jugenderinnerungen von Bismarck 22 — Kulinarisches 23 — Bismarcks erster Zeitungsartikel 23 — Unfug von Nationalgardisten 24 — Luxemburg und die Neutralität 24-25 — Der Prinz Napoleon und die Orleanisten 25 — Der siebenundzwanzigste Hammelbraten 26 — Bismarck von Fasanen angefallen 27 — Problematische Naturen, Soll und Haben und Stromtid 28-29 — Gute Nachrichten aus dem Südosten 29 — Friedensliga und Kommunismus 30 — Bismarcksche Vorfahren 30-31 — Russische Truppenlieferanten 31 — Verträge schließen und Quinzespielen 32 — Jüdische Namen und Mischheiraten 33 — Rumänische Nöte 34 — Die Kalamität der vielen Gefangnen 35 — 11. Januar gewaltiger Geschützkampf 36 — Eugenie will Frieden

schließen 36 — Opposition der bayrischen Patrioten gegen den Versailler Vertrag 37 — Kaiser von Deutschland und Deutscher Kaiser 38 — Frankreich und das Völkerrecht 39 — Großer Sieg bei Le Mans 40 — Friedensbestrebungen der Kurie 40-41 — Die englischen Kohlenschiffe und Königin Augusta 41.

Siebzehntes Kapitel . . . . . 43—75

Favre, der zur Konferenz nach London will, bittet um Geleit 43 — Deutsche Fürstengeschlechter 44 — Manteuffel in Schleswig 44 — Verproviantierung von Paris 45 — Die Fürsten stimmen den Vorschlägen des Königs von Bayern wegen der Kaiserwürde zu 46 — Bayern verlangt Reservatrechte und Alternierung der Kaiserwürde 47 — Amerikanische Kriegskontrebande 48 — Einnahme des Lagers von Conlie und Kämpfe an der Lisaine 49 — Favre soll die Suppe ausessen, die er eingebrockt hat; seine Durchlassung nach London wäre Anerkennung der französischen Regierung 49-56 — Centrifugale und centripetale Operationskarte 57 — „Anzünde oder bloß moderiert verwüschte" 58 — Jagden in Rußland 58 — Deutschreden 59 — 18. Januar Ordensfest und Proklamierung des Deutschen Reichs und Kaisers 61 — Klage in Paris zurückgebliebner Diplomaten wegen der Beschießung damit zurückzuweisen, daß Paris Festung ist 61-62 — Großer Ausfall aus Paris, 19. Januar 63 — Dotationen 65 — Bucher und die spanische Thronfrage 65 — Tours besetzt, Schlacht bei St. Quentin 65 — Trochu bittet um Waffenstillstand, der abgeschlagen wird 66 — Annahme der Verträge in der bayrischen Kammer 68 — Madame Cordier 69 — Farcimentum 69. — 23. Januar kommt Favre zur Unterhandlung; Hallali 71.

Achtzehntes Kapitel . . . . . 76—159

Jagdgeschichten 77 — Gesandtschaftsberichte 78-79 — Schlacht bei Königgrätz und Unterkunftsnot in Horsitz 79-80 — Weitere Kapitulationsverhandlungen mit Favre 81 — Steuereintreibung 81 — Kämpfe zwischen Nationalgarde und Mobilgarden in Paris 82 — Scheibenschießen nach dem Zentrum der Welt 82 — Franctireurs und deutsche Freischaren von 1813 84 — Prügelstrafe 84 — Englisches Kanonenboot auf der Seine 85 — Kriegschancen 1867 (Luxemburg) 85-86 — Geldmacherei 89-92 — 27. Januar Einstellung des Bombardements 93 — Deutsche Sprache im Verkehr mit den Diplomaten 98 — Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte 99 — Unterzeichnung des Kapitulationsvertrags, 28. Januar 100 — Schloß Meudon 100-101 — Sterblichkeit in Paris 101 — Besetzung der

Forts, 29. Januar 102 — Friedensanerbietung von Napoleon 102 — Bourbakis Selbstmordversuch 104 — Hérissons Erzählungen aus Paris 105 — Gortschakow schlägt vor, statt Lothringen Luxemburg zu annektieren, was der Kaiser zurückweist 106 — Pariser Stadtsergeanten 109 — Postenträgerei 109 — Konsequent sein in der Politik wird leicht zum Fehler 111 — La patrie veut être servie et pas dominée 112 — Verantwortlichkeit vor Gott 112 — Schwierigkeit der Versorgung von Paris mit Lebensmitteln 113 — Phasen des Gedankens des Anschlusses der süddeutschen Staaten an den Norddund 115-116 — Jacobys Verhaftung 116 — Kriegerische Thronrede des Königs von Schweden 117 — Leiden deutscher Familien in Paris 117 — Germanen männlich, Kelten und Slawen weiblich 118 — Absolute Könige 119 — Bierseidel und Mensuren 120-122 — Gambetta willigt in den Waffenstillstand; Belfort will kapitulieren; Bourbakis Armee in die Schweiz gedrängt 122 — Besuch von St. Cloud 123 — Von Garibaldi wird Waffenstreckung verlangt 125-126 — Wahlen zu der Versammlung in Bordeaux zum Beschluß über die Fortsetzung des Krieges 126-127 — Gambetta will den Krieg bis zum äußersten fortsetzen 128-130 — Faccia feroce 132 — Beredsamkeit und Pose (Radowitz, Waldeck) 132 — Proklamation und Wahlausschreiben von Gambetta 133-135 — Proteste gegen diese Verfügung und Jules Simons Eingreifen; Gambetta hat ausgespielt 136-137 — Manteuffels Erfolge bei Pontarlier 137 — Bismarcks Proteste gegen Gambettas Wahlausschreiben 137 — Englische Blätter besser unterrichtet über die Waffenstillstandsverhandlungen als die deutschen 138 — Barbare aimable 139 — Frankreich würde Bismarcks Ermordung beifällig begrüßen (Ferragus) 140 — Deutsche Blätter mit der Kapitulation unzufrieden 142-143 — Die Landleute in Paris 144 — Kosten der französischen Friedensvermittlung 1866 für Österreich 145 — Bismarck wird beinahe arretiert und bringt sich selbst ein Hoch aus 146 — Favres Antwort auf Bismarcks Protest 146-147 — Einzug in Paris noch nicht praktisch 147-148 — Partei Savigny-Bebel 148 — Die Delegation in Bordeaux hält die Gambettasche Verfügung aufrecht 149 — Proklamation der Pariser Regierung dagegen 149-151 — Das anerkennenswerte Verhalten des Herzogs von Meiningen 151 — Artikel im Moniteur gegen Gambetta 151-153 — Ein zweiter über die noch nicht große Lebensmittelnot in Paris 153-154 — Stänkerei von Loftus 154 — Gambetta erklärt seinen Rücktritt von der Regierung 155 — Seine Abschiedsansprache 157 — Pariser Kriegskontribution 156-157 —

Bismarcks Abneigung gegen Kolonien 157 — Die Demarkationslinie und St. Denis 158.

Neunzehntes Kapitel . . . . . 160—176

Dalwigksche Umtriebe 160 — Thiers soll die Krone Frankreichs dem Könige der Belgier anbieten wollen 160 — Fast alle Mitglieder der provisorischen Regierung Juden 161 — Englische Gelüste 161 — Unverschämtheit der Pariser Journalisten 163 — Thiers wird Chef der ausübenden Gewalt 168 — Friedensverhandlungen mit ihm 168-169 — Kriegskostenentschädigung 170 — Wert von Gesandtschaftsberichten 171 — Wir behalten Metz 171 — England will sich in die Friedensverhandlungen einmischen 173 — 1. März Einzug in Paris 174 — Bismarck läßt sich in Paris Feuer geben 174 — 6. März Heimreise 176.

Zwanzigstes Kapitel 177–219

Wilhelmstraße 76, Bucher, Abeken und andre Beamte 177—219.

Einundzwanzigstes Kapitel . . . . . 220—275

Beust sehr bewegt 220 — Allerhand Politisches 220-222 — Savigny und das Zentrum 222 — Madame Jessés Silberzeug und Pendüle 222 — Die Diplomaten in Paris beklagen sich nicht über das Bombardement der Regierung 223 — Keine Botschafter mehr 224 — Die Entwicklung der Dinge in Paris geht den Revolutionären zu schnell 225 — Polnische Emigration und die Pariser Roten 225 — Döllingersche Bewegung gegen die Konzilsbeschlüsse in Bayern 226. 227-229 — Altkatholiken 227 — Deutsche Friedensfeier in Zürich und Gotthardpartei 227 — Feindseliges Auftreten des Zentrums gegen die Regierung 227-229 — Einbildung und geistige Ohnmacht der Franzosen, die immer ihr Heil von Fremden erwarten (Gambetta, Dombrowsky u. s. w.) 229-230 — Freilassung französischer Gefangner 230-231 — Das doppelte Gesicht der Pariser Kommune, kosmopolitische Revolution und Internationale 231-232 — Weiteres über Kommune, Versailler Regierung und die französischen Wirren 233-241 — Die nordschleswigsche Frage und Rußland 241 — Friedensverhandlungen in Frankfurt 242 — Prinz Peter von Oldenburg und der ewige Frieden 243 — Die Lage vor Paris und Weisungen an Moltke 245 f. — Man will Prinz Friedrich Karl zum Regenten von Frankreich machen 246 — Anstellung Aegidis als Preßrat 248 — Bismarck schlägt den Regierungen gemeinsames Vorgehen gegen die Internationale vor 250-254 — Grobheiten der Nationalzeitung und ihre

Beantwortung 254-255 — Darmstädter Gesandtschaften 256 — Napoleons Resignation und die Hoffnung der Bonapartisten 257 — Unser Interesse, die gegenwärtige Regierung anzuerkennen 257-258 — Möglichkeit eines Wiederbeginns des Krieges 259-260 — Promemoria über die Pariser Kommune 262 — Enthüllung des Herrn Vallon 265 — Schlechte Behandlung der Deutschen in Frankreich 267 — Trochus verunglückter Versuch, sich rein zu waschen 268 — Der Papst über die Kommunisten 269 — Thiers Hoffnungen und Selbstgefühl; seine Rüstungen 270 — Bismarck wütend über Braß 271 — Aufhören des direkten Verkehrs zwischen Busch und dem Reichskanzler 271 — Aegidi und seine Geschäftsführung 272-274.

Zweiundzwanzigstes Kapitel . . . . . 276—402

Hannoversche Legion 276-277 — Parteiverhältnisse in Österreich 277-278 — Gespräch Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josephs darüber 279-280 — Verteidigung Manteuffels gegen die Frankfurter Zeitung 280-281 — Der deutsche Kronprinz in London 281-282 — Italienisches aus 1867 283 — Obligatorische Zivilehe 284 — Einziehung von Gesandtschaften der Einzelstaaten 285 — Das Wiener „Vaterland" 285 — Beust will sich mit französischer Hilfe halten 286 — Adelskonferenz in Bautzen 286 — Kirchliche Fragen in Bayern 286 — Österreichisches 287 — Der Kaiser von Rußland und die Restauration der Bonaparten 289 — Polnisches 290 — Beusts Entlassung 290 — Andrassy und das Volentum 291-292 — Beust, Thiers und Revanche 292-296 — Württembergische und bayrische Geschäftsträger in Paris 297 — Rüstows Eindrücke von der französischen Armee 297 — Die Rede des Kaisers von Rußland und Gortschakow und andres Russische 298-299 — Der englische Gesandte in München 300 — Partikularistische Staatsverträge und die Schweiz 301 — Die zwei Völker in Frankreich und der Deutschenhaß 302 — Anteil der Kurie am französischen Kriege 303-304 — Nochmals Rom und Tuilerien vor Ausbruch des Krieges 305-307 — Treitschke und die Spenersche Zeitung und deren seliges Ende 308-309 — Rumänisches 310 — Württembergisches 311-312 — Parlamentarische Kämpfe 312-314 — Schwedisches 314-321 — Bruch der Kreuzzeitungspartei mit dem Kanzler 322-323 — Belgisches 324 — Polen und die soziale Revolution 325 — Thiers beabsichtigt die Republik 325 — Hetzereien gegen Deutschland in Brüssel 325-326 — Wiedereröffnung des Konzils und andres Römische 328-329 — Das württembergische Gesandtschaftsrecht 330-331 — Mehr Polnisches 332-333 — Petitionen für den Papst 334-335 — Windthorsts ultramontane Politik 336 —

Schulaufsichtsdebatte 336-337 — Der Brief Windthorsts an Kozmian 337-338 — Polnische Emigration und Panslawismus 338-339 — Der Großherzog von Hessen und die Ultramontanen 339 — Die kirchlichen Fragen in Belgien 340 — Die Elsaß-Lothringer und die Wehrpflicht 341 — Die autonomistische Partei in Böhmen 341-345 — Serbisches 345 — Andrassy und die Internationale 346 — Pester Lloyd und die Thronrede des deutschen Kaisers 347-350 — Gortschakow und Thiers: Payez d'abord et lamentez après 350-351 — Hallbergers Revue, Meding und Rößler 351-353 — Andrassy über Rußland, Österreich und Rom 353-354 — Der Papst und die Katholikendeputation 355 — Das Statistische Büreau 356-357 — Der Vertreter Deutschlands im Vatikan 357-358. — Mehr Serbisches 359-360 — Berichte aus Paris 360-361 — Polnisches 361-362 — Aufgaben der Konservativen 363-364 — Schuwalows Besuch beim Kanzler und Ledochowskis Primastitel 364-365 — Deutschland und der Nachfolger des Papstes 365-366 — Das Jesuitengesetz und die Juden 366-367 — Aussichtslose Hoffnung der Orleanisten 367-368 — Soziale Fragen 369-370 — Zudringliche Zuschriften an den Reichskanzler 370-371 — Über die Papstwahl 371-373 — Hepworth Dixon und die russischen Ostseeprovinzen 373-374 — Die Kaiserzusammenkunft und das Schreiben des Kaisers Alexander 374-377 — Diplomatisches Diner 377-378 — Dekorationen 378-379 — Ministerkrisis in München 379 — Schulaufsichtsgesetz 380 — Hoffnungen auf die Nachfolgerschaft Bismarcks 381 — Besetzung des Staatssekretariats 381-382 — Bismarcks Wunsch, vom Vorsitz des preußischen Staatsministeriums enthoben zu werden 382-384 — Württembergisches 384 — Geschichte eines offiziösen Zeitungsartikels 385-391 — Arnimsche Berichterstattung 392-394 — Buschs Entlassungsgesuch 395 — Audienz beim Fürsten, Aufklärung über die Verleumdung und Zurücksetzung Buschs, 21. März 1873 397-401 — Einladung zur Abendgesellschaft beim Fürsten 402.

Dreiundzwanzigstes Kapitel . . . . . 403—447

Friktionen 401 — Arnimsche Händel 405 f. — Bismarck will gehen (1877) 413 — Die Friktionsartikel der Grenzboten 414. 426. 430. 434. 437. 441. 443 — Veränderungen im Auswärtigen Amt 416 — Die Ultramontanen in Baden 417 — Audienz beim Reichskanzler (11. April 1877); allerlei über die Hofklique, die Fahrt mit dem König von Jüterbogk nach Berlin, Abschiedsgesuch, Bonbonniere, ausgemusterte Diplomaten, Reichstag 418-423 — Besuch im Auswärtigen Amt 423 — Zum Essen beim Fürsten 423.

Vierundzwanzigstes Kapitel . . . . . 448—499

In Varzin (Oktober 1877) 449-499 — Moritz von Blanckenburg und Dieſt-Daber 455 — Der Beſtechungsverſuch Levinſteins 456 — Der geringe Ertrag von Bismarcks Gütern 457 — Der König und die Frankfurter Fürſtenverſammlung 465 — Die Brillantdoſe Viktor Emanuels; Annexionsluſt des Königs 1866; Savignys Friedensſchluß mit Sachſen; der Kriegsrat in Nikolsburg und Moltkes Abſicht, ſich zurückzuziehen 465-467 — Bismarcks Schwermutsanfälle 468 — Sein Wappen: In trinitate robur 473 — Der Säbel des Bey von Tunis 474 — Arnims Prozeß im Reichsgericht; der ruſſiſch-türkiſche Krieg 479 — Generaladjutanten haben mehr Einfluß als Miniſter; die Frankfurter Cigarrengeſchichte 480 — Schleswig-Holſtein, die diplomatiſche Kampagne, auf die der Kanzler am ſtolzeſten iſt; der König will es nicht annektieren 483 — Nochmals die Fahrt von Jüterbogk nach Berlin 484 — Der König und Benedetti in Ems und die Emſer Depeſche 485 — Bismarcks Memoiren 487 — Macht der Preſſe 487 — Bismarck glaubt 71 Jahre alt zu werden 487-88 — Der Junker von Kniephof 488 — Zudringliche Briefſchreiber 495.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel . . . . . 500—528

Schönhauſen und Friedrichsruh 500-528 — Die Huldigung der Junker in Ratzeburg (1865) 517.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel . . . . . 529—595

Beſuch beim Fürſten (6. April 1878) wegen „Graf Bismarck und ſeine Leute“ 530 — Druck des Buches und Unterredung darüber mit dem Kanzler am 4. Oktober; Partei ergreifen der Stenographen im Reichstag; Not der Landwirtſchaft; Ziskatrommel; Nikodemus 531-536 — Erſcheinen von „Graf Bismarck und ſeine Leute,“ und die Urteile der Preſſe 537-542 — Beſuch beim Kanzler (24. Februar 1879) 543-551 — Geſpräche über das Buch 543-546 — „Wenn ich einmal tot bin, können Sie ſagen, was Sie wollen, alles, was Sie wiſſen“ 546 — Freihändler und Zollreformpläne im Reichstage; Richter und Delbrück; Induſtrie und Zölle 546-548 — Die Nationalliberalen 1877, Bennigſen und Tabakmonopol, Juriſtengeiſt und Sozialiſtengeſetz 549-550 — Am 27. Februar wieder beim Fürſten, Gortſchakow und Jomini, die ruſſiſche Politik von 1813-1877, je ne peux filer comme une lampe ꝛc., Schuwalow 551-555 — Geſpräch mit dem Kanzler Mitte Mai 1879 über die Uhr der Frau Jeſſé, die franzöſiſche Ausgabe von „Graf Bismarck“; Zollreform und die Leute,

die nicht säen, ernten und spinnen und sich doch ernähren und kleiden 556-558 — Wieder beim Fürsten am 6. Oktober 1879 560-564 — Die Zeitungen sind krank, das Auswärtige Amt auch, immer wieder Friktionen, Minister werden geisteskrank und aufgebraucht 560-561 — Eingenommenheit des Kaisers für Rußland, Alexandrowo; die russischen Rüstungen; Konstantinopel muß in Berlin erobert werden; man müsse sich mit Österreich zusammenstellen; ein Bündnis ist in Vorbereitung 562 — Bülows Krankheit 563 — Nächster Besuch am 9. März 1880 565-570 — Bismarcks Sorge im Jahre vorher wegen eines russisch-österreichischen Bündnisses, der drohende Brief Kaiser Alexanders und Rußlands Bemühungen um ein Bündnis mit Frankreich; vorbereitende Schritte zum österreichischen Bündnis 565-567 — Des Kaisers Widerwillen dagegen und die Mühe, ihn zu überreden 567-568 — Bismarcks Unlust, in den Reichstag zu gehen, wegen der Korpsmanieren der Fraktionen 569 — Flotte und Admiralität 570 — Schwierigkeiten wegen des Staatssekretariats 570 — Über diese Dinge Artikel in den Grenzboten 570-573 — Wegen dieser Artikel am 22. März zum Fürsten gerufen 574-579 — Italienisches und der Papst 575-576 — Stosch, Friedenthal und andre Minister; Wallensteins Gastmahl 577-578 — Mühen im Amt und Intriguen der Gegner 578-579 — Neue Kanzlerkrisis; Montag, 11. April, beim Kanzler 580-586 — Ärger über Stephan und andre Beamten 580-581 — Die Ursachen der Kanzlerkrisis, Diktat des Kanzlers 581-583 — Die Wahlen in England 584 — Schwierigkeit zu regieren 584 — Internationale Verhältnisse 585 — Die preußische Regierung und die Kurie 587 — Am 11. Mai wieder beim Fürsten 587-595 — Auftrag, über den Fürsten und die innern Fragen zu schreiben, von denen er, nach der Meinung der Liberalen, nichts versteht 587-589 — Das Zentrum; wir paktieren nicht mit Rom, gehen nicht nach Kanossa 590 — Zweiter Auftrag: eine Charakteristik des Zentrums, bei dessen Auflösung nicht viel zu gewinnen wäre 590 — Die Liberalen wollen ihre Überlegenheit fühlen lassen, als Genossen des Zentrums 591 — Bayrischer und westfälischer katholischer Adel und katholische Fortschrittler 591-592 — Kognak und Cigaretten 592 — „Israel und die Gojim" 593 — Amerikanische Zeitungen wollen Beiträge vom Kanzler haben 594 — Der Gehalt des Reichskanzlers und die Mietsteuer 595.

Sechzehntes Kapitel

Während der ersten Wochen des Bombardements

Am 27. Dezember begann endlich — endlich! die langersehnte Beschießung von Paris und zwar auf der Ostseite. Wie das Folgende zeigt, wußten wir davon zunächst nichts, und auch später machte das Feuer nur an einigen Tagen den Eindruck großer Vehemenz. Sehr bald gewöhnte man sich daran, niemals absorbierte es die Beobachtung auch von Kleinigkeiten, und niemals unterbrach es auf eine längere Weile den Gang der Arbeiten und den Fluß der Gedanken. Die französischen Forts hatten darauf vorbereitet. Das Tagebuch möge davon weiter erzählen.

Dienstag von früh bis tief in den Tag hinein dichter Schneefall bei ziemlich harter Kälte. Am Morgen berichtete Theiß (der außer mir auch Abeken bediente) von unserm alten Geheimrat, als ob er ihn für einen Katholiken hielte: „Früh liest er seine Gebete. Ich glaube, daß es lateinisch ist. Das liest er ganz laut, daß man es manchmal auf dem Vorsaale hört; wahrscheinlich ist es die Messe.“ — Dann fügte er hinzu, Abeken habe gemeint, der starke Kanonendonner, der seit der siebenten Stunde in der Ferne zu vernehmen sei, werde wohl der Beginn des Bombardements sein.[1]

Verschiedne Briefe nach Berlin mit Anweisung zu Artikeln geschrieben. Bray soll von unsern Blättern kräftig angegriffen werden.— Nach zwölf Uhr auf Befehl des Chefs nach London telegraphiert, daß die Beschießung der Außenwerke von Paris diesen Morgen

[1] Auf den Mont Avron, eine Höhe vor den Ostforts, die bei dem großen Ausfall am 30. November von den Parisern besetzt und befestigt worden war. Abeken hörte den Kanonendonner früh in der neunten Stunde, „Schlag auf Schlag, in jeder Sekunde fast ein Schuß.“ S. 474 vom 27. Dezember morgens. Vgl. Verdy 263 von demselben Tage.

ihren Anfang genommen habe. Es ist der Mont Avron, eine Schanze bei Bondy, die unsre Belagerungsartillerie zunächst ins Auge gefaßt hat, und die Sachsen scheinen die Ehre zu haben, die ersten Schüsse abfeuern zu dürfen.[1]

Der Minister bleibt den ganzen Tag über im Bette, nicht weil er besonders unwohl wäre, sondern, wie er mir sagt, um sich gleichmäßig warm zu halten. Er kommt auch nicht zu Tische, wo Graf Solms mit uns speist. Von der Unterhaltung dabei ist nur zu notieren, daß Abeken erwähnt, der Kladderadatsch enthalte ein recht hübsches Gedicht auf den Herzog von Koburg — vielleicht ein Lobgedicht.

Die Bonapartisten scheinen sehr rührig geworden zu sein und sich mit großen Plänen zu tragen. Persigny und Palikao haben nach Bernstorffs Bericht die Absicht, Orleans von uns neutralisieren zu lassen und dorthin das Corps législatif zu berufen, daß es die Frage entscheide, ob Republik oder Monarchie sein, und, falls es sich für die letzte ausspräche, welche Dynastie herrschen solle. Man will damit aber noch einige Zeit warten, bis größere Niedergeschlagenheit gefügiger gemacht habe. Bonnechose beabsichtigt einen Versuch zur Vermittlung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen. Der ist früher Jurist gewesen und erst spät in den geistlichen Stand getreten. Er gilt für gescheit, steht mit den Jesuiten in Verbindung und ist seines Zeichens eigentlich Legitimist, hält aber viel von Eugenien, weil sie fromm ist; er war ferner ein eifriger Förderer des Unfehlbarkeitsdogmas und erwartet Papst zu werden, wozu er in der That einige Aussicht haben soll. Er hat gegen den Professor Wagner, der von Manteuffel wegen Lazarettangelegenheiten zu ihm geschickt worden ist, Äußerungen gethan, nach denen er Trochu, mit dem er bekannt ist, zur Übergabe von Paris bewegen zu können hofft, falls wir — nicht auf Landabtretung bestünden. Statt dessen könnten wir ja, wie der Herr Erzbischof gemeint hat, die Rückgabe von Nizza und Savoyen an Viktor Emanuel verlangen und diesen dann nötigen, dem Papste, dem Toskaner und der neapolitanischen Majestät ihr Land wieder-

[1] Es waren 76 Geschütze in 13 Batterien, von preußischer und sächsischer Festungsartillerie bedient.

zugeben, und so uns den Ruhm erwerben, die Schirmherren der Ordnung und die Wiederhersteller des Rechtes in Europa zu sein. Ein komischer Plan!

Der Chef hat zu den kräftigsten Maßregeln gegen Noquet le Roi, wo ein Überfall durch Franctireurs von der Einwohnerschaft unterstützt worden ist, Anweisung erteilt; er hat ferner das Gesuch des Maires und der Munizipalität von Chatillon um Erlaß der Million Franken abgewiesen, die man diesem Orte als Strafe auferlegt hat, weil dort Ähnliches vorgekommen ist. In diesem wie in jenem Falle hat ihn der Grundsatz geleitet, man müsse der Bevölkerung des Landes den Krieg fühlbar machen, um sie dem Frieden geneigt zu stimmen.

In einem Berichte von Monts aus Wilhelmshöhe finde ich die Notiz, daß Hellwitz, der hier als „jüdischer Rittergutsbesitzer" bezeichnet wird, dort zweimal Besprechungen mit dem Kaiser Napoleon gehabt hat.

Um elf Uhr abends zum Chef gerufen, der mir verschiedne Zeitungsartikel aus Berlin „zur Sammlung" (von Beispielen der barbarischen Kriegführung der Franzosen, die ich auf seinen Befehl begonnen habe) sowie zwei andre Aufsätze giebt, die an den König gehen sollen.

Mittwoch, den 28. Dezember. Schneefall bei mäßiger Kälte. Der Chef verläßt sein Zimmer auch heute nicht. Er giebt mir einen französischen Brief zu beliebiger Verwendung, den une Américaine unterm 25. Dezember an ihn gerichtet hat. Er lautet:

Graf von Bismarck. Jouissez autant que possible, Herr Graf, du climat frais de Versailles, car, un jour, vous aurez à supporter des chaleurs infernales pour tous les malheurs, que vous avez causés à la France et à l'Allemagne.

Das ist alles. Welchen Zweck die Verfasserin mit ihrer Zuschrift verfolgt hat, ist nicht erfindlich.

Beim Frühstück ist Exzellenz Delbrück wieder zugegen. Er ist überzeugt, daß die zweite bayrische Kammer die Versailler Verträge schließlich ebenso gutheißen wird wie der norddeutsche Reichstag, vor dessen Beschluß in der Sache ihm in der That einige Tage lang bange gewesen sei.

Nach den französischen Blättern wäre ungefähr jeder Soldat

der deutschen Armee über die Pflichten, die das siebente Gebot auferlegt, im unklaren. Nach einer Bekanntmachung des Präfekten der Seine und Oise muß es von dieser Regel Ausnahmen geben und zwar recht glänzende Ausnahmen. Der Präfekt sagt: „Das Publikum wird benachrichtigt, daß von Soldaten der deutschen Armee wieder die folgenden Gegenstände gefunden worden sind: 1. in dem leerstehenden Hause des Notars Maingot zu Thyais an der Ecke der Straße nach Versailles und der nach Grignon ein Paket mit Wertsachen, die auf hunderttausend Franken geschätzt werden. 2. Zu Choisy le Roi, in einem von seinen Bewohnern verlassenen Hause auf der Rue de la Raffinerie, Nummer 29, ein Paket mit Wertpapieren. 3. Auf dem Wege von Plaiseau nach Versailles eine Geldtasche mit 10 preußischen Thalern und verschiednen kleinen deutschen und französischen Münzen. 4. In dem verlassenen Hause des Herrn Simon zu Ablon zwei Pakete, die ungefähr dreitausend Franken enthalten. 5. Im Garten des Herrn Duhuy, Adjunkten zu Athis, ein Kästchen mit Eisenbahnaktien und andern Papieren von Wert. 6. Im verlassenen Hause des Herrn Dufossé zu Choisy le Roi, Rue de Villiers, Nummer 12, Papiere im Werte von siebentausend Franken. 7. Im Kloster zu Hay elftausend Franken in Wertpapieren. 8. In einem von seinen Bewohnern geräumten Hause am Ufer der Seine bei Saint Cloud ein Paket mit Wertpapieren. 9. In einer verlassenen Wohnung zu Brunoy eine kleine Pendule. (Ein Gegenstand, den wir nach den Behauptungen der französischen Journalisten sonst vorzugsweise gern einpacken und mitnehmen.) 10. Im Garten des Hauses, das in der Nähe der Kirche die Ecke der Straße zwischen Villeneuve le Roi und dem Friedhofe bildet, mehrere Bijouteriegegenstände von alter und moderner Arbeit. 11. Im Garten neben dem Gewächshause des Château Rouge zu Fresnes les Rungis ein Milchkübel, der Gold- und Silbersachen, Wertpapiere au porteur und andre enthält."

Donnerstag, den 29. Dezember. Viel Schnee, geringe Kälte. Der Minister bleibt im Bett wie gestern, arbeitet aber und scheint nicht besonders krank zu sein.[1] Er läßt mich telegraphieren,

[1] Thatsächlich war es wieder eine Venenentzündung am Bein. Roon III[4], 275 vom 27. Dezember. Vgl. dagegen Bismarckbriefe 464 vom 4. Januar.

daß die erste Armee in Verfolgung Faidherbes bis Bapaume vorgedrungen ist, und daß der Mont Avron gestern unser Feuer nicht mehr erwidert hat. Beim Frühstück heißt es, daß die sächsische Artillerie gestern und vorgestern vier Tote und neunzehn Verwundete gehabt habe.

Nachmittags die Depesche Granvilles an Loftus in betreff des Bismarckschen Rundschreibens über die Luxemburgische Angelegenheit für den König übersetzt.[1] Dann Akten studiert. Um die Mitte des Oktobers ist dem Chef eine Koburger Denkschrift mit Vorschlägen zu einer Neugestaltung Deutschlands zugegangen. Unter diesen Vorschlägen ist auch die Wiederherstellung der Kaiserwürde und zuletzt die Einsetzung des Bundesrats durch Bundesministerien und die Schaffung eines aus Vertretern der Regierungen und Delegierten der Landtage zusammengesetzten Reichsrates. Der Chef hat darauf geantwortet, ein Teil der in diesen Vorschlägen niedergelegten Gedanken sei schon seit langer Zeit in Verwirklichung begriffen. Gegen die Bundesministerien und den Reichsrat müsse er sich verwahren, da er sie als die Ausführung der andern Neugestaltungen hinderlich betrachte, und nach Befinden werde er sich öffentlich gegen die Solidarität mit diesen beiden Gedanken erklären. — Aus Brüssel wird berichtet, daß der König der Belgier uns wohlwolle, aber kein Mittel habe, um gegen die deutschfeindliche Presse einzuschreiten. — Der Großherzog von Hessen hat sich dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen preußische Provinzen werden müßten. Dalwigk dagegen, uns noch so abgeneigt wie je, will, daß die von Frankreich abzutretenden Gebietsteile mit Baden vereinigt werden, das dafür die Gegend von Heidelberg und Mannheim zur Herstellung des Zusammenhanges mit der linksrheinischen Pfalz an Bayern übergeben soll.[2] — In Rom will der Papst die „Mediation" zwischen uns und Frankreich übernehmen, welchen Ausdruck Arnim abgelehnt hat. — In einem Berichte aus München heißt es über

[1] Vom 17. Dezember. Bismarck erwiderte sie am 24. Dezember durch eine Note an Graf Bernstorff. Bismarck-Regesten I, 411.

[2] Dieser Plan wurde auf Weisung König Ludwigs bald nach Sedan vertraulich bei Bismarck angeregt, von diesem aber entschieden zurückgewiesen. Louise von Kobell, Die bayrische Mobilisierung und die Anerbietung der Kaiserkrone 1870, im Januarheft 1899 der Deutschen Revue S. 24.

den König von Bayern: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Ferner wird dort bemerkt, der Major von Sauer habe bei ihm keinen Einfluß mehr, desto größern aber der Kabinettschef Eisenhart und wohl auch Graf Holnstein.[1] Er komme nicht nach Versailles, einmal, weil er dann reiten müßte, während er wegen eines Bruches oder einer Fußverstauchung das Reiten nicht mehr liebe, dann, weil er nicht der Zweite sein möchte. Bray denke nur daran, sich seine Stelle in Wien offen zu halten, „wohl auch des lieben Brotes wegen.“ Lutz sei „die tête forte im Ministerium und sehr ehrgeizig.“ Die Prinzen Karl und Ludwig seien höchst antipreußisch. Der Sekretär des Nuntius übe großen Einfluß auf dessen Geschäftsführung. — Einen Brief des Königs Ludwig an unsern Kronprinzen gelesen. Er stammt aus dem Anfange des Krieges, die Handschrift ist grob und unschön und bewegt sich in schrägen Zeilen, der Inhalt drückt die Hoffnung aus, die Unabhängigkeit Bayerns werde geschont werden; sonst gut patriotische Haltung.

Abends übergab ich Bucher die gesammelten Zeitungsberichte über die inhumane und völkerrechtswidrige Kriegführung der Franzosen zu einer Arbeit.

Um zehn Uhr ließ der Chef mich rufen und sagte, auf dem Sofa vor dem Kamin liegend und mit einer Decke zugedeckt: „Na, wir haben ihn!“

„Wen, Exzellenz?“

„Den Mont Avron.“

Er zeigte mir dann einen Brief von Graf Waldersee, worin dieser meldete, daß die Schanze am heutigen Nachmittage von Truppen des 12. Armeekorps besetzt worden sei, und daß man dort viele Lafetten, Gewehre und Munitionsvorräte sowie zahlreiche Tote gefunden habe.

Der Minister sagte: „Wenn nur nicht etwa eine Mine drin ist, und die armen Sachsen auffliegen.“[2]

---

[1] Major von Sauer war Flügeladjutant des Königs, Deutsche Revue, Januar 1899, 20.

[2] Der Mont Avron wurde am 28. Dezember in aller Hast geräumt, am 29. nachmittags besetzten vier Kompagnien vom 103. sächsischen Regiment die Höhe. Über den Eindruck dieses ersten Erfolges Schneider III, 132. Unter dem 30. Dezember notiert Wilmowski, S. 80: „Die Erwartungen der »Schießer«

Ich teilte die Nachricht von diesem ersten Erfolge des Bombardements telegraphisch nach London mit, aber in Chiffern, „weil man es sonst beim Generalstabe übel nehmen könnte."

Später schickte der Kanzler noch einmal nach mir, um mir ein Blatt der Kölnischen Zeitung zu zeigen, die einen Ausfall des Wiener Tageblatts reproduziert, worin es heißt, Bismarck habe sich über die Widerstandsfähigkeit von Paris gründlich getäuscht und in dieser Übereilung, der jetzt Hunderttausende (warum nicht lieber gleich Millionen?) zum Opfer fielen, zu hochgespannte Forderungen in betreff des Friedens gestellt. Darauf wurde unsrerseits in der Spenerschen Zeitung erwidert, niemand kenne die Friedensbedingungen des Bundeskanzlers, da er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sich amtlich darüber auszusprechen, jedenfalls seien sie nicht so hochgespannt, als die der öffentlichen Meinung in Deutschland, die fast einstimmig ganz Lothringen verlangt habe. Auch seine Ansichten über die Widerstandsfähigkeit von Paris könne niemand wissen, da er gleichfalls noch nicht in der Lage gewesen sei, sie amtlich kundzugeben.

Wie den Tag über mehrmals lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz zu hören war, so auch in der Nacht bis nach zwölf Uhr.

Freitag, den 30. Dezember. Die bittere Kälte der letzten Tage währt fort. Der Chef hütet wegen Unwohlseins noch immer das Zimmer und meist auch das Bett. Früh auf seinen Befehl erst Näheres über die Besetzung des Mont Avron, dann über die schmähliche Prämie telegraphiert, mit der die gefangnen französischen Offiziere nach amtlichem Eingeständnis der Delegation in Tours zum Davongehn unter Bruch ihres Ehrenworts verlockt worden sind. Ich schrieb ferner, vom Chef angeregt, Artikel über dieses Thema für die deutsche Presse sowie für den hiesigen Moniteur mit folgendem Gedankengange:

Wiederholt schon haben wir Gelegenheit genommen, auf die tiefe Korruption aufmerksam zu machen, die sich in den Vorstellungen vom Wesen der militärischen Ehre auf seiten gewisser Staatsmänner und gewisser Offiziere der Armee Frankreichs kundgiebt. Eine Mit-

sind hochgespannt; die Gegner fangen an, sich zu bekehren. Der Kronprinz soll offen gesagt haben: er gestehe, daß er sich geirrt habe." Vgl. Bismarckbriefe 465 vom 4. Januar.

teilung, die uns aus guter Quelle zugeht, liefert uns den Beweis, daß wir bis jetzt noch nicht gewußt haben, wie tief das Übel sitzt, und wie weit es geht. Wir haben vor unsern Augen eine amtliche Verfügung, die aus dem französischen Kriegsministerium und zwar aus dem 5. Büreau der 6. Abteilung ergangen ist und die Überschrift: Solde et revues trägt. Tours, den 13. November datiert und vom Oberstleutnant Alfred Jerald sowie vom Obersten Tissier, dem Generalstabschef des 17. Armeekorps, unterzeichnet, sichert diese Verfügung, indem sie sich auf eine andre, die am 10. November ergangen ist, bezieht, allen französischen Offizieren ohne Ausnahme, die sich in deutscher Gefangenschaft befinden, für den Fall, daß sie sich davonmachen, eine Geldbelohnung zu. Wir sagen, allen Offizieren ohne Ausnahme, d. h. auch denen, die ihr Ehrenwort gegeben haben, nicht zu entfliehen. Die Prämie, die für ein solches ehrloses Betragen dargeboten wird, beträgt siebenhundertundfünfzig Franken. Diese Maßregel bedarf keines Kommentars. Sie wird wahrscheinlich in ganz Frankreich Entrüstung erwecken. Die Ehre, das köstlichste Gut jedes deutschen Offiziers — und Pflicht und Gerechtigkeit verlangen, daß wir hinzusetzen, auch aller französischen Offiziere in der Vergangenheit —, wird von den Menschen, die der 4. September ans Ruder gebracht hat, als ein Gegenstand des Kaufs und Verkaufs, ja selbst des Kaufs für ein Billiges betrachtet. Auf diesem Wege werden die Offiziere der französischen Armee noch dahin kommen, daß sie glauben, Frankreich werde nicht mehr von einer Regierung geleitet, sondern von einem Handelshause zu dessen Zwecken ausgebeutet, einem Handelshause mit laxen Grundsätzen im Punkte von Rechtlichkeit und Anstand, das sich Gambetta und Kompagnie schreibt. „Wer kauft Götter? Wer verkauft Ehrenworte?“

Später noch einen kleinen Artikel über einen Irrtum abgesandt, der wiederholt in der Kölnischen Zeitung zu lesen war, und der in diesen Tagen auf Veranlassung der nach Wien gerichteten Depesche des Bundeskanzlers abermals laut wurde. Das große rheinische Blatt sagt: „Seit 1866 gehören wir zu denen, die unablässig bald nach Wien, bald nach Berlin die Mahnung richten, die gegenstandslos gewordne Eifersucht abzuthun und sich möglichst nahe aneinander anzuschließen. Wir haben oft die persönliche

Gereiztheit zwischen Bismarck und Beust bedauert, die eine solche Annäherung zu erschweren schien," u. s. w. Darauf wurde entgegnet: „Schon oft hat man in der That zu bemerken gehabt, daß die Kölnische Zeitung das politische Thun und Unterlassen des Bundeskanzlers aus persönlichen Motiven, persönlichen Neigungen oder Abneigungen, Stimmungen oder Verstimmungen zu erklären suchte, und wir begegnen hier einem weitern Beispiele dieser mit nichts zu rechtfertigenden Meinung. Weshalb man immer wieder mit solcher Verdächtigung hervortritt, ist uns unerfindlich. Wir wissen nur, daß zwischen dem Kanzler des Norddeutschen Bundes und dem Reichskanzler Österreich-Ungarns eine persönliche Gereiztheit durchaus nicht besteht, ja daß die beiden Staatsmänner vor 1866, wo sie öfter in persönliche Berührung kamen, wie auch Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstage konstatiert hat, auf recht gutem Fuße miteinander standen. Seitdem ist zwischen ihnen als Privaten nichts geschehen, was eine bittere Stimmung erzeugen könnte, schon weil sie seitdem nicht persönlich miteinander verkehrten. Standen sie sich als Staatsmänner bisher mehr oder minder feindlich gegenüber, so ist die Ursache hiervon nicht verborgen. Sie waren eben bisher Vertreter verschiedner politischer Systeme, sie versuchten verschiedne politische Grundgedanken zu verwirklichen, zwischen denen sich schwer Anknüpfungspunkte auffinden ließen, obwohl dies nicht absolut unmöglich ist. Dies und nichts andres ist die Erklärung dessen, was die Kölnische Zeitung aus persönlichen Motiven hervorgehen läßt, die keinem Staatsmanne der Gegenwart in seinem Denken und Handeln ferner liegen als dem Bundeskanzler. — Nebenher sei hier noch bemerkt, daß sich Graf Bismarck über die Widerstandsfähigkeit von Paris nicht nur nicht, wie das rheinische Blatt einer Wiener Zeitung nachdruckt, »gründlich«, sondern überhaupt nicht getäuscht hat. Er ist darüber nie gefragt worden, hielt aber, wie wir aus bester Quelle wissen, die Einnahme der Stadt schon vor Monaten für schwierig und war entschieden gegen deren Einschließung vor dem Falle von Metz."

Kurz vor zehn Uhr noch den Erfolg der ersten Armee gegen Mobile und Franctireurs telegraphiert. Darauf wieder zum Chef gerufen. Dann eine falsche Auffassung der Verhältnisse vor Paris berichtigt, die in der Kreuzzeitung vorgetragen worden war. Man

scheint dort der Meinung zu sein, daß es sich jetzt schon um eine Beschießung der Stadt selbst handle. Das ist aber ein Irrtum, und die sonst guten Berichte des Blattes beruhen in dieser Hinsicht auf lückenhafter Kenntnis der Topographie von Paris. Wir haben es zunächst mit den Forts zu thun, die aber von der Stadt weit entfernt sind. Wollte man diese über die Forts weg beschießen, so wäre das ein Unternehmen ungefähr dem gleich, wenn jemand auf den Müggelsbergen bei Köpenick und auf den Hügeln bei Spandau Forts von der Größe und Stärke Spandaus vor sich hätte und über diese Befestigungen hinweg Berlin bombardieren wollte. Wir nehmen erst die Forts, dann folgt die Beschießung der Stadt selbst. Vorher sind nur Vorstädte oder solche Teile der Stadt selbst für unsre Geschütze erreichbar, deren Beschießung nicht viel hilft.

Abends in den Akten gelesen, daß der Chef an den General Bismarck-Bohlen zu Straßburg hat schreiben lassen, er teile nicht seine Ansicht, nach der seine Hauptaufgabe darin bestehe, das Elend des Krieges zu mildern und die Elsässer ihrem künftigen Landesherrn zuzuführen. Für die Gegenwart müsse als erste Aufgabe gelten Förderung des Kriegszweckes, Sicherung der Truppen. Der General solle daher alle französischen Beamten, die sich uns nicht anschließen, darunter die Richter, die nicht fungieren wollen, ausweisen und den Pensionären ihre Gelder nicht auszahlen, mit dem Bedeuten, sie möchten sich an die Regierung in Tours wenden. In solcher Lage würde man mehr nach Frieden verlangen.

Nach halb elf Uhr, wo ich meine letzten Einträge ins Tagebuch mache, wird etwa eine halbe Stunde lang wieder ziemlich fleißig vom Mont Valérien oder den Kanonenbooten gedonnert.

Sonnabend, den 31. Dezember. Alle Welt unter uns ist schon kränklich gewesen. Auch ich fange an matt zu werden, und es wird gut sein, wenn ich die Nachtarbeit, die das Tagebuch kostet, abkürze oder ein paar Tage ganz unterbreche. Auch die strenge Kälte, gegen die der Kamin nur unvollkommen schützt, mahnt ab von dem bisherigen Aufbleiben bis lange nach Mitternacht.

Gambetta und Genossen in Bordeaux treten in ihrer Eigenschaft als Diktatoren immer gewaltthätiger auf. Kaum hat sich das Kaiserreich, dessen Willkür sie früher bekämpften, so despotisch über gesetzlich bestehende Einrichtungen hinweggesetzt oder sie so auto-

kratisch beseitigt, wie diese Republikaner vom reinsten Wasser. Soeben erfährt man, daß die Herren Crémieux, Gambetta, Glais-Bizoin und Fourichon am 25. Dezember mit Bezug auf frühere Verfügungen kurzer Hand dekretiert haben: „Die Generalräte und die Arrondissementsräte sind aufgelöst, desgleichen die Departementalkommissionen, wo man deren eingerichtet hat; die Generalräte werden durch Departementalkommissionen ersetzt werden, die aus so vielen Mitgliedern zu bestehen haben, als das Departement Kantone hat, sie werden auf den Vorschlag der Präfekten von der Regierung eingesetzt." — Wo wir sind, natürlich nicht. Ich schicke das Dekret zum Abdruck an die Redaktion des Moniteur.

Montag, den 2. Januar 1871. Die Ermattung und die Kälte dauern fort. Der Chef ist noch immer unwohl. Desgleichen Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen. Der Gambettasche Krieg à outrance soll jetzt mit Beihilfe von einer Art arabischen Franctireurs weitergeführt werden. Was wird Herr de Chaudordy, der uns neulich als Barbaren vor den Großmächten verklagte, zu dem Artikel sagen, worin die Indépendance Algérienne die Vorstellungen dieser wilden Horden von dem, was im Kriege erlaubt ist, auseinandersetzt, oder die sie ihnen einzuprägen beabsichtigt? Verschiedne in Frankreich erscheinende Blätter billigen sie offenbar; denn sie haben den geradezu bestialischen Artikel ohne ein Wort der Mißbilligung abgedruckt, und wenn sie jede Verwahrung unterließen, so ist daraus zu schließen, daß sie auch auf Billigung bei ihren Lesern rechnen konnten. Notieren wir ihn uns als Andenken an den Siedegrad, den die Leidenschaft des Hasses bei einem großen Teil unsrer Gegner erreicht hat. Der Wutausbruch des afrikanischen Journalisten, in den französische Kollegen schweigend einstimmen, lautet:

„Der Augenblick ist gekommen. Möge jede unsrer Provinzen zehn Gums von je zweihundert Mann ausheben! Sie werden ihre Kaids und einige Offiziere von den arabischen Büreaus zu Anführern haben. Diese Gums werden sich, sobald sie fertig für den Abmarsch sind, nach Lyon wenden, dort werden sie den Dienst von fliegenden Tirailleurs und Eclaireurs übernehmen, von dem unsre leichte Reiterei nichts versteht. Ihre erste Aufgabe wird darin bestehen, die Ulanen zu vernichten oder wenigstens dadurch in Schrecken zu setzen, daß sie ein paar Köpfe abschneiden. In zwei oder drei

Gruppen geteilt, unter denen jeder einige deutschsprechende Offiziere und Unteroffiziere beigegeben sein werden, werden diese tapfern Kinder der Wüste sich auf das Großherzogtum Baden werfen, wo sie alle Dörfer niederbrennen und alle Wälder anzünden werden — was in diesem Augenblicke, wo die dürren Blätter den Boden bedecken, leicht ist. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Thal des Rheines erleuchten. Die Gums werden sodann in Württemberg eindringen, wo sie alles verwüsten werden. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird ohne Zweifel die Niederlage und den Sturz von Preußen selbst zur Folge haben.

„Die Gums führen nichts mit sich als Patronen. Überall finden sie, was sie zum Leben bedürfen. Haben sie für einige Tage Nahrung und Notdurft, so verbrennen sie Städte und Dörfer. Wir werden zu diesen tapfern Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen euch, wir schätzen euern Mut, wir wissen, daß ihr energisch, unternehmend, ungestüm seid. Geht hin und schneidet Köpfe ab, je mehr ihr abschneiden werdet, desto höher wird unsre Achtung vor euch steigen.

„Auf die Nachricht vom Einbruche dieser Afrikaner in das feindliche Gebiet wird sich allgemeiner Schrecken über Deutschland verbreiten, und die preußischen Armeen werden bereuen, ihr Land verlassen zu haben, wo ihre Frauen und ihre Kinder jetzt die Schuld ihrer Männer und Väter zu bezahlen haben werden. Lassen wir hinter uns das Erbarmen! Lassen wir hinter uns die Gefühle der Menschlichkeit! Weder Gnade noch Mitleid mit diesen modernen Hunnen! Nur der Einbruch in Deutschland kann rasch die Aufhebung der Belagerung von Paris herbeiführen. Die Gums werden auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Es genügt, wenn wir ihnen den Zügel locker lassen und zu ihnen sagen: Morden, plündern, niederbrennen!“

Angenehmer Mensch, der Verfasser. Angenehme Vorschläge, besonders da, wo davon die Rede ist, daß bei dem Morden, Plündern und Niederbrennen der Wilden, die man aufruft, französische Offiziere die Führer sein sollen. Und solche Gums scheinen wirklich schon auf französischem Boden eingetroffen zu sein, wenigstens liest man von der vor kurzem erfolgten Ankunft von Verstärkungen aus Afrika.

Dienstag, den 3. Januar. Der Gedanke, den der Chef schon mehrmals aussprach, daß die weite Ausbreitung der deutschen Heere nach Norden und Südwesten hin gefährlich, und daß eine gewisse Konzentration geboten sei, hat, wie ich sehe, auch anderwärts seine Vertreter. Zunächst hat die Wiener Presse aus der Feder eines Fachmannes eine Auseinandersetzung gebracht, die eine Zusammendrängung unsrer in Frankreich befindlichen Truppenmassen für notwendig erklärt, wenn Zersplitterung vermieden und die damit verbundne Schwächung unsrer Offensivkraft verhindert werden soll. Der Verfasser denkt an eine Konzentration unsrer Truppen in einem Umkreise von fünfzehn bis zwanzig Meilen um Paris. Hier sollen die zum Entsatze der Stadt vom Westen und Norden heranrückenden französischen Armeen mit der ganzen Gewalt der deutschen Heeresmassen niedergeschmettert und zerstreut werden. Selbst die riesenhaften, bisher ohne Aufhören aus Deutschland hervorgegangnen Kräfte reichten, so fährt unser Sachverständiger fort, keineswegs hin, um alle kriegerischen Aufgaben, die man deutscherseits in die Hand genommen habe, zugleich zu lösen. Der Wunsch aber, sie allesamt rasch zu Ende zu bringen, muß zu einer mit Gefahren aller Art verbundnen Verzettelung der Heereskörper führen, ein Übelstand, der dadurch noch bedenklicher wird, daß die weiten Märsche in harter Winterszeit die Mannschaften schwächen und aufreiben. Der Aufsatz warnt daher vor weitaussehenden militärischen Unternehmungen wie Märschen nach Havre und Lyon und empfiehlt die Errichtung von verschanzten Lagern in gehöriger Entfernung von Paris sowie die Zerstörung der Eisenbahnen außerhalb des Gürtels dieser Lager, sodaß die noch nicht von uns okkupierten Teile Frankreichs an der Peripherie nur durch Schiffahrt mit einander zu verkehren imstande sein würden.

Dieses Verzichten auf weiteres Vordringen und diese Zusammenfassung der deutschen Streitkräfte wird jetzt auch von der Nationalzeitung in einem Artikel empfohlen, der noch mehr wie der obige mit den Ideen des Chefs zusammentrifft. Es heißt da (Nr. vom 31. Dezember) u. a.: „Die Räumung von Dijon und die Nichtbesetzung von Tours, bis an dessen Thore bekanntlich eine Abteilung des zehnten Armeekorps vorgedrungen war, geben vielleicht einen Fingerzeig über die Absichten, die von deutscher Seite überhaupt

bei Fortsetzung des Krieges bestimmend sein werden. Man darf vielleicht erwarten, daß Frankreich nach der Einnahme von Paris seinen Widerstand aufgeben und sich den deutschen Friedensbedingungen fügen wird. Aber mit Sicherheit ist nicht darauf zu rechnen, und so muß man auch auf das Gegenteil gefaßt sein. Jedenfalls wird auch nach dem Falle von Paris nicht sofort eine allgemein anerkannte und von einer Nationalvertretung gestützte Regierung vorhanden sein, mit der Friedensverhandlungen unter den nötigen Bürgschaften der Dauer angeknüpft werden könnten. Wird nun der Krieg fortgesetzt, so kann sein Ziel unmöglich die völlige Eroberung eines so ausgedehnten Landes wie Frankreich sein. Unsre Heere würden zwar, wie bisher, überall siegreich auftreten und die feindlichen Streitkräfte zersprengen; aber hiermit würde es nicht genug sein, es würde sich darum handeln, in allen eroberten Gebieten auch eine neue Zivilverwaltung zu organisieren und ihr die Einwohner zu unterwerfen. Schon in dem Landstriche zwischen dem Kanal und der Loire waren unsre Truppenmassen kaum dicht genug, um überall den Verkehr vollständig zu sichern, das Ansehen der fremden Administration in jeder Stadt und jedem Dorfe aufrecht zu erhalten, meuchlerische Anfälle zu verhüten, überall die Steuern sowie die vom Kriege unzertrennlichen Lieferungen und Kontributionen einzutreiben. Dieses Netz ins Ungemessene auszudehnen, würde nicht nur unsre militärische Leistungsfähigkeit übersteigen, so hoch wir dieselbe auch veranschlagen mögen; wir können in der Heimat auch nicht das für eine solche Aufgabe erforderliche Aufgebot von Kräften der Zivilverwaltung entbehren. Es wird daher, wenn der Friede nicht in allernächster Zeit zu erreichen ist, unsre Kriegführung ihre Ziele klar und fest zu begrenzen haben. Sie wird einen bestimmten Teil des französischen Gebiets ins Auge zu fassen haben, der so dicht zu besetzen ist, daß wir ihn vollständig in der Hand haben und für eine beliebige Periode unter unsrer Herrschaft halten können. Dieser Teil würde die Hauptstadt und die besten Provinzen mit der tüchtigsten und streitbarsten Bevölkerung Frankreichs umfassen; er würde natürlich alle Lasten und Kosten des Krieges zu tragen haben, bis sich überall im Lande eine Friedenspartei bildete, die stark genug wäre, den Machthabern des Augenblicks ihren Willen aufzuerlegen. Der zu okkupierende Gebietsteil würde

so zu umgrenzen sein, daß er militärisch möglichst leicht zu verteidigen wäre. Über diese Linie hinaus würden natürlich auch ferner Offensivstöße zu augenblicklichen Zwecken erfolgen können, aber von vornherein würde nicht die Absicht bestehen, sie dauernd zu überschreiten. In denjenigen Gebieten, die Deutschland zur Sicherung seiner Grenzen bedarf, würde in der Zwischenzeit mit der Einverleibung vorgegangen werden, ohne den Friedensschluß abzuwarten."

Freitag, den 6. Januar. Die Kälte bis gestern sehr groß, ich glaube neun bis zehn Grad unter Null. Dabei meist Nebel, der am Mittwoch besonders dicht war. Der Chef ist fast die ganze Woche unwohl gewesen. Erst gestern, dann heute fuhr er des Nachmittags ein Weilchen aus. Hatzfeldt und Bohlen kränkeln. Auch bei mir beginnt die Abgespanntheit und Unlust zum Arbeiten erst heute zu weichen, vielleicht infolge von zwei Nächten mit reichlichem Schlafe, vielleicht infolge der Besserung des Wetters; denn der Nebel, der sich heute morgen in Rauchfrost verwandelt hat und in funkelnden Kryställen an den Zweigen der Bäume sitzt, hat einem schönen Tage Raum gemacht und ist sogar über den Waldhügeln zwischen hier und Paris im Abzug begriffen. Fangen wir also ein neues Leben an wie unsre Kanonen, die wegen verhüllter Aussicht in den letzten Tagen auch wenig arbeiteten, heute aber wieder herzhafter drein schießen.[1] Vorher indes holen wir einige Tagebuchnotizen nach, die unterblieben sind.

In der Zwischenzeit ist der Oberregierungsrat Wagener zur Mitarbeit im Büreau, desgleichen ein Baron von Holstein, der, glaube ich, Legationssekretär ist, hier eingetroffen. Unter den Artikeln, die ich in den letzten sechs Tagen abgehen ließ, war einer, der die Maßregel behandelte, nach der man Massen von Eisenbahnwagen den Zwecken und Bedürfnissen der deutschen Industrie lediglich in der Absicht entziehen will, um Proviant für die Zeit, wo das ausgehungerte Paris sich endlich ergeben muß, herbeizuschaffen. Ich bezeichnete ein solches Verfahren als human, aber unpraktisch und unpolitisch, da die Pariser, wenn sie erfahren, daß unsrerseits für jene Zeit gesorgt wird, bis auf die letzte Brotrinde und Pferdekeule

[1] Am 5. Januar begann die Beschießung der Südfront aus 96 Geschützen in 17 Batterien. Vgl. auch Abeken 479 vom 5. Januar morgens; Verdy 266.

ausharren werden, wir also durch solche Humanität selbst zur Verlängerung der Belagerung beitragen. Nicht wir haben durch Anlegung von Magazinen oder Herbeischaffung von Transportmitteln zur Neuverproviantierung die den Parisern drohende Gefahr des Verhungerns wegzuschaffen, sondern die Pariser haben dies durch rechtzeitige Kapitulation zu thun. Gestern übertrug ich zwei englische Aktenstücke über die Versenkung englischer Kohlenschiffe bei Rouen, die von unsern Truppen für notwendig befunden worden war, für den König ins Deutsche. Heute früh telegraphierte ich laut Bericht des Generalstabs nach London, daß der Erfolg des Bombardements, das sich seit drei Tagen gegen die Forts der Ostfront, seit gestern auch gegen die der Südfront von Paris richtet, sehr günstig, und daß der Verlust, den wir dabei gehabt haben, unerheblich ist. — Gestern war ich wieder einmal bei den Offizieren der Sechsundvierziger, die in der Ferme von Beauregard ihr Quartier aufgeschlagen und sich mit Möbeln, die man von Bougival dorthin geschafft hat, ganz behaglich eingerichtet haben.

Heute besuchte ich in der freien Zeit nach drei Uhr mit Wagener, der nicht weit von uns an der Ecke der Rue de Provence und des Boulevard de la Reine in der Parterrewohnung eines Franzosen unter allerlei Ölgemälden sein Unterkommen gefunden hat, den schon mehrmals gewählten Aussichtspunkt in Ville d'Avray, wo wir dem Bombardement zusahen. Es schien in Paris an zwei Stellen zu brennen, da dicke Rauchwolken aufstiegen. — — —

Abends Depeschen gelesen, desgleichen Konzepte. Es sind zur Herbeischaffung von Proviant für Paris 2800 Achsen der deutschen Eisenbahnen in Anspruch genommen worden, wogegen der Chef energisch Verwahrung eingelegt hat, da es politisch nachteilig sei, d. h. da durch das Bewußtsein der Pariser Machthaber, alle Vorräte der Stadt ohne die Befürchtung vor Not im letzten Augenblicke erschöpfen zu können, das endliche Nachgeben derselben verzögert werden würde. — Itzenplitz soll laut Telegramm vom 3. Januar keinen einzigen Wagen zu dem Zwecke verabfolgen und telegraphisch antworten, ob er solche Requisitionen ablehnen wolle. Wo nicht, so werde der Chef „seine Enthebung von aller Verantwortlichkeit bei Seiner Majestät beantragen." Itzenplitz hat zurücktelegraphiert, daß er die Ansicht des Bundeskanzlers teile und danach verfahren

werde. — Ein Brief des Königs von Schweden, an einen Kommandanten Verrier in Erfurt gerichtet, soll als unbestellbar zurückgehen. Die uns bekanntermaßen wenig wohlwollende schwedische Majestät sagt darin — beiläufig in üblem Französisch und mit vielen orthographischen Fehlern —, sie sei betrübt, „mit gekreuzten Händen" dem Kampfe zusehen und „ihr Brot in Frieden essen" zu müssen. Nous nous armons tardivement, hélas! mais avec vigueur, et j'espère que la jour de vengeance arrivera. — Vengeance? Wofür hätte sich denn Schweden an uns zu rächen? — In Rumänien scheint Fürst Karl es bei den dortigen Roten in der That nicht mehr aushalten zu können und an Abdankung und Abreise zu denken. „Wir haben kein politisches Interesse an Rumänien."[1] — Der Chef hat eine Vorstellung an den König gerichtet, in der er aus politischen Gründen, weil wir nur so die Ordnung in den von uns besetzten Teilen Frankreichs aufrecht erhalten und die Okkupation gehörig ausnutzen könnten, Vorschläge zur Beschränkung des Kriegstheaters macht; desgleichen eine Anregung zur Kündigung der Genfer Konvention, die unpraktisch sei. — Bonnechose hat auf Veranlassung des Papstes einen Brief an König Wilhelm geschrieben, worin er einen Frieden will, aber einen „ehrenvollen" Frieden, d. h. ohne Landabtretungen, den wir schon vor zwölf Wochen von Sieur Favre haben konnten, wenn der Chef nicht einen nützlichen vorgezogen hätte. Der Minister hat deshalb beantragt, das Schreiben nicht zu beantworten. — Der Prinz Napoleon will nach einer Andeutung Persignys zur Vermittlung nach Versailles kommen. Er ist ein geistreicher und liebenswürdiger Herr, erfreut sich in Frankreich aber geringer Geltung, und so hat der Kanzler die Verhandlung mit ihm abgelehnt. — Bei der Londoner Konferenz über die Pontusfrage werden wir Rußlands Ansprüche nach Möglichkeit unterstützen. — In Dresden hat die Königin-Witwe Marie dem preußischen Gesandten Eichmann angedeutet, man würde Sachsen ein Zeichen des Vertrauens geben, wenn man ihm die Besetzung des Königsteins bald allein überlassen wollte.[2]

---

[1] s. oben S. 576 des ersten Bandes.

[2] Auf dem Königstein lag seit 1866 eine preußische Kompagnie neben sächsischer Artillerie.

Sonnabend, den 7. Januar. Wir haben jetzt — vielleicht schon seit einigen Tagen — im Hause eine Wache von hellgrünen Landwehrjägern, ältern Herren mit langen wilden Bärten. Sie sollen lauter vorzügliche Schützen sein. Auf Anregung Habers, der vermutet, daß sich in Odilon Barrots Hause zu Bougival das eine oder das andre für uns wichtige politische Schriftstück finden ließe, machten Bucher und ich diesen Morgen einen Ausflug zu Wagen dahin.*) Das Wetter war trüb und kalt. Nebel rieselte vom Himmel. Wir suchten erst Haber in Beauregard auf, um uns die Lage der Barrotschen Villa beschreiben zu lassen. Dann ging die Fahrt weiter, an allerhand Verteidigungsanstalten, Mauern mit Schießscharten, halb zerstörten Landhäusern, einer umgeknickten Baumschule und dergleichen vorbei, in den Grund unter La Celle Saint Cloud hinab, wo das langgestreckte Bougival mit seiner hübschen alten Kirche liegt. Auf dem Wege durch das Städtchen waren nur Soldaten zu sehen, auch hinter den Fensterscheiben der Häuser ließ sich kein Zivilist blicken, da man die Bevölkerung nach dem letzten oder vorletzten hierher gerichteten Ausfall gezwungen hatte, sich zu entfernen. In der Mitte des Ortes, wo sich an einem kleinen Platze zwei Straßen kreuzen, und wo die preußische Wache war, stiegen wir aus und ersuchten den Vizefeldwebel, der hier befehligte, uns einen Soldaten als Führer und Begleiter mitzugeben. Zuerst begaben wir uns an der greulich verwüsteten Apotheke vorüber, neben der ein Posten den Zugang zu dem vor einigen Wochen hier entdeckten ungeheuern Weinlager hütete, nach einer gewaltigen Barrikade, die den Ausgang der Straße nach der Seine hin sperrt. Sie besteht aus Tonnen und Fässern, die mit Erde und Steinen gefüllt sind, sowie aus allerlei Hausrat, Kommoden aus Mahagoni, Kleiderschränken, gepolsterten Armsesseln, Stühlen, einer Badewanne von Blech oder Zink und dergleichen.

Dann suchten wir auf der nach Malmaison hinausführenden schmalen Gasse das Haus, das unser eigentliches Ziel war. Die Gasse hatte gleichfalls mehrere Barrikaden mit Gräben, und das

*) Ich hatte den Minister am Abend vorher um Erlaubnis dazu gebeten, und er hatte geantwortet: „Ja, das ist recht schön, aber es ist eine Privatbibliothek, und da würde ich die Sachen für Herrn Odilon Barrot retten müssen. Aber wenn was Politisches dabei wäre. Na, sehen Sie nach."

Seitengäßchen, das etwa in ihrer Mitte links nach dem Fluſſe hinausführt, hatte deren ebenfalls. Auch die Häuſer, ſämtlich unbewohnt und zum Teil von Granaten beſchädigt, waren zur Verteidigung eingerichtet. Von Möbeln war in ihnen wenig zu ſehen. Wir umgingen die erſte Barrikade der Straße, indem wir auf einem Bretterſteg durch das Fenſter des danebenſtehenden Hauſes zur Linken hinein und durch die Hausthür jenſeits des Barrikadengrabens wieder hinauswandelten. Eine zweite kleine Schanze wurde auf ähnliche Weiſe rechts umgangen. Wo die Straße auf die Chauſſee am Strome mündet, deren Pflaſter aufgeriſſen war, ſahen wir ein drittes Syſtem von Verrammelungen und Gräben vor uns, die von den Korreſpondenten der deutſchen und ausländiſchen Preſſe vielbeſprochne „muſikaliſche“ Barrikade, in der nicht weniger als ſechs Pianinos ſtecken ſollen. Sie danach zu unterſuchen, war nicht geſtattet. Wir durften uns hier überhaupt vor den Galliern draußen auf dem Mont Valérien nicht blicken laſſen, weil ſie dann gleich mit einem halben Dutzend ihrer Granaten bei der Hand ſind. Ich entdeckte hier drei oder vier Häuſer weiter den kleinen grünen Balkon, den uns Haber als Wahrzeichen des Barrotſchen Hauſes bezeichnet hatte. Aber von vorn konnten wir ihm nicht beikommen, da die hier aufgeſtellte Schildwache niemand weiterließ. Wir mußten alſo zu der Hinterſeite zu gelangen ſuchen, und ein ſchmaler Fußweg zwiſchen den Häuſern und Gärten verhalf dazu. In den etwas anſteigenden Gärten hinter der Häuſerzeile ſtanden und lagen allerlei Möbel herum, darunter ein betrübter roter Plüſchſeſſel, der von Schnee und Regen durchweicht und nur noch im Beſitz eines Beines war, auch waren hier Bücher und Papiere herumgeſtreut. Nachdem wir in mehrere Häuſer eingetreten waren, wo überall arge Verwüſtung herrſchte, fanden wir das von uns geſuchte. Ein Steg über eine Vertiefung führte uns erſt in ein Blumenzimmer und dann in die Bibliothek, die ſich in zwei Stuben befand. Sie mochte zweitauſend Bände haben, von denen der größere Teil in wirren Maſſen auf den Dielen lag, das Werk der Mobilgarden und Franctireurs, die vor der Einſchließung die Umgebung von Paris verwüſtet hatten. Vieles davon war zerriſſen oder zertreten. Eine Durchſuchung zeigte, daß es eine gutgewählte Bibliothek war. Sie enthielt namentlich Geſchichtliches, Politiſches und Belletriſtiſches,

darunter auch englische Bücher, aber nichts von dem, was Haber vermutet hatte.

Auf die Rue de Provence zurückgekehrt, wurde ich alsbald zum Chef gerufen, der fragte, ob der Artikel über die Eisenbahnwagen gemacht sei. Ich erwiderte, er wäre schon seit drei Tagen auf dem Wege nach Berlin. Er wollte dann den Inhalt wissen, ich teilte ihn mit, und er sagte: „Ja, so ists gut." Ich schrieb darauf auf die Weisung des Chefs sogleich noch zwei Aufsätze, darunter einen über eine Äußerung der Kreuzzeitung, die sich „nachzüglerisch über das Unterbleiben des Bombardements tröstet."

Abends speist der Minister wieder mit uns. Man hört, daß die Festung Rocroy in unsre Hände gefallen,[1] und daß der sächsische Kriegsminister von Fabrice zum Generalgouverneur eines aus sechs Departements bestehenden Gebietskomplexes ernannt worden ist.

Beim Thee wird erwähnt, daß die Beschießung von Paris oder vielmehr seiner Forts auch von der Nordseite her begonnen hat und guten Erfolg zeigt.[2] In Vaugirard und Grenelles hat es Feuersbrünste gegeben — woher vielleicht der Rauch, den wir gestern von dem Hügelrücken zwischen Ville d'Avray und Sèvres aufsteigen sahen.

Keudell meint, ich solle das doch dem Chef mitteilen. Ich gehe drei Viertel auf elf Uhr zu ihm hinauf. Er dankt, fragt aber dann: „Welche Zeit ist es jetzt?" Ich antwortete: „Bald elf Uhr, Exzellenz." Er erwiderte: „Sagen Sie doch Keudell, er soll nun das Schreiben an den König machen, von dem ich mit ihm gesprochen hätte." Ich erfahre dann unten, daß es eine Beschwerde darüber ist, daß die Militärs ihm, dem Minister, Dinge, die er schon um zwei Uhr von Zivilisten erfahren hat, um elf Uhr noch nicht mitgeteilt haben.

Sonntag, den 8. Januar. Früh einen Sieg bei Vendome[3] und die Nachricht von dem guten Fortgang des Bombardements telegraphiert, dann für den Moniteur einen Hinweis auf die verlogne Ruhmredigkeit gemacht, mit der Faidherbe sich abermals einen

---

[1] Rocroy fiel am 5. Januar durch einen Handstreich.

[2] Erst am 21. Januar.

[3] 6. Januar.

Sieg über unſre Truppen zuſchreibt, während er doch wieder den Rückzug anzutreten gezwungen worden iſt.[1] Der Chef ſcheint ſich ſeit einigen Tagen einen Vollbart wachſen zu laſſen. Delbrück erwähnt beim Frühſtück, daß er 1853 in Nordamerika geweſen und bis nach Arkanſas gekommen ſei. — Wagener erzählt, daß der Bundeskanzler, bevor er Miniſter geworden war, ein fleißiger Mitarbeiter der Kreuzzeitung geweſen ſei.[2] — Nachmittags iſt Prinz (Krafft zu) Hohenlohe beim Chef, um ihm über den Gang und Erfolg des Bombardements Bericht zu erſtatten — wohl ſchon Wirkung der Beſchwerde.

Nachmittags einen Bericht der France über den Geſundheitszuſtand in Paris geleſen und dem Moniteur geſchickt. Nach demſelben ſind die Todesfälle in der Woche vom 11. bis zum 17. Dezember auf die ungeheure Zahl von 2728 geſtiegen. Namentlich raffen Pocken und Typhus viele Menſchen hin. In den Lazaretten verbreitet ſich der Hoſpitalbrand. Die Ärzte klagen über den ſchlimmen Einfluß des Alkoholismus auf die Kranken, bei dem leichte Wunden zu ſchweren werden, und der unter den Soldaten in Paris ſtark zu graſſieren ſcheint. Der Bericht ſchließt mit den Worten: „Bei dieſer Gelegenheit und immer und immer wieder bemerken wir, wie das Laſter der Trunkſucht in ſeiner gemeinſten Geſtalt (ivrognerie crapuleuse) in Paris Fortſchritte macht, und für die Ärzte und uns bedarf es keiner von Trochu und Clement Thomas unterzeichneten Tagesbefehle, um das zu konſtatieren und darüber zu ſeufzen. Ja, ſagen wir es laut, die Schamröte ſteigt uns ins Geſicht, wenn wir jeden Tag Menſchen, denen das Land ſeine Verteidigung anvertraut hat, ſich mit greuelvollen Libationen erniedrigen und entehren ſehen. Kann man ſich demnach über alle dieſe durch unvorſichtigen Gebrauch von Schießwaffen herbeigeführten Unglücksfälle, über dieſe Unordnungen, dieſe Zuchtloſigkeit, dieſe Gewaltthätigkeiten, dieſe zahlreichen Plünderungen und Verwüſtungen verwundern, die jeden Tag von den öffentlichen Blättern gemeldet werden, in einer Zeit gemeldet werden, wo das Vaterland in Trauer iſt, wo ein widriges Schickſal auf unſer unglückliches Land Niederlagen auf Niederlagen

[1] Gemeint iſt das Treffen bei Bapaume am 2. und 3. Januar.

[2] Darüber H. Kohl im Bismarck-Jahrbuch I, 469 ff. III, 398 ff.

häuft und uns ohne Unterlaß und ohne Erbarmen mit verdoppelten Schlägen heimsucht? Ach, fürwahr, die sind von leichtlebiger Art, die die Naivität haben, zu glauben, daß dieser entsetzliche Krieg unfehlbar unsre Sitten umgestalten und uns zu neuen Menschen machen müsse!"

Bei Tische erzählte der Chef wieder von seiner Jugendzeit, und zwar von seinen frühesten Erinnerungen, von denen sich eine an den Brand des Berliner Schauspielhauses knüpfte. „Ich muß damals ungefähr drei Jahre alt gewesen sein, und es war am Gendarmenmarkt auf der Mohrenstraße gegenüber dem Hotel de Brandenbourg an der Ecke eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur, weil man mirs hernach oft erzählt hat —, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähtisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hernach ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso." — „Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt." — Dann sprach er davon, daß er von seinem sechsten bis zu seinem zwölften Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Pestalozzis und Jahns eingerichteten Erziehungsanstalt, gewesen sei, und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere.[1] Es habe dort ein künstliches Spartanertum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten gewesen sei. Immer habe es im Institut „elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. — Und Mohrrüben — roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke."

Damit lenkte die Unterhaltung wieder einmal auf das Gebiet der kulinarischen Genüsse hinüber, und zwar äußerte sich

[1] 1821—1827.

der Chef in der Hauptsache über sein Verhältnis zu gewissen Fischgattungen. Mit Wohlwollen gedachte er der frischen Neunaugen, von denen man acht bis zehn essen könne; dann wurden Schnepel und Elblachs lobend erwähnt, der „die richtige Mitte zwischen dem Ostseelachs und dem Rheinlachs hält, der mir zu fett ist."

Er kam dann auf die Bankierdiners zu sprechen, „wo eine Sache nicht für gut gilt, wenn sie nicht teuer ist, z. B. Karpfen nicht, weil der in Berlin ein verhältnismäßig wohlfeiler Fisch ist. Eher Zander, der sich schwer transportieren läßt. Übrigens mache ich mir aus dem nichts, und ebenso wenig kann ich mich mit den Muränen befreunden, die ein weichliches Fleisch haben. Dagegen könnte ich Maränen alle Tage essen. Die mag ich lieber fast wie die Forellen, von denen ich nur die mittelgroßen, etwa halbpfündigen liebe. Die großen, wie sie in Frankfurt bei den Diners üblich sind und meistenteils aus dem Heidelberger Wolfsbrunnen kommen — an denen ist nicht viel zu loben. Aber teuer genug sind sie, und so müssen sie dasein." — „'S ist bei Hofe auch so mit den Austern. Da essen sie keine, wenn die Königin da ist, weil sie in England bei Diners nicht gegeben werden, und da werden sie nicht gegeben, weil sie zu wohlfeil sind."

Das Gespräch beschäftigte sich dann mit dem Pariser Triumphbogen, der mit dem Brandenburger Thore verglichen wurde. Der Chef bemerkte von letzterm: „Es ist in seiner Art recht schön, besonders ohne die Säulenhallen. Ich habe daher dem Könige geraten, es frei zu stellen, die Wachlokale wegzunehmen. Es würde dann mehr zur Geltung kommen als jetzt, wo es eingezwängt und zum Teil verdeckt ist."

Bei der Cigarre äußerte er, nachdem er von seinen frühern journalistischen Leistungen gesprochen hatte, zu Wagener: „Ich weiß, mein erster Zeitungsartikel war über Jagd. Ich war damals noch der wilde Junker. Da hatte einer einen hämischen Artikel über Parforcejagden gemacht; darüber erzürnte sich mein Jägerblut, und so setzte ich mich hin und verfaßte eine Erwiderung, die ich dem Redakteur Altwater schickte. Aber ohne Erfolg. Er antwortete mir sehr höflich, sagte dann aber, das ginge nicht, er nähme das nicht auf. Ich war äußerst empört darüber, daß jemand das Recht haben

sollte, die Jäger anzugreifen, ohne sich eine Erwiderung gefallen lassen zu müssen. Aber das war damals so."

Abends veranlaßt, daß folgender Artikel des Français in die englische Presse und in den Moniteur kommt:

„Von verschiednen Seiten berichtet man uns ernste Vorkommnisse, bei denen gewisse Bataillone der mobilisierten Nationalgarde die Schuld trifft, deren Nummern wir zur Verfügung des Generals Clement Thomas bereit halten. Danach hätten sich diese Bataillone zu Montrouge und Arcueil erlaubt, Privatgebäude zu verwüsten, die Fensterscheiben zu zerschlagen, die Keller zu plündern und unnötigerweise kostbare Möbel zu verbrennen. In Montrouge ist eine Sammlung seltner Kupferstiche zum Feueranzünden verwendet worden. Thatsachen dieser Art erfordern ein ernstes Einschreiten. Überall in der Umgebung von Paris ist die Proklamation des Generals Trochu vom 26. September angeschlagen, die sich auf die Einsetzung von Kriegsgerichten bezieht. Diese Androhung von Repressivmaßregeln darf angesichts solcher Plünderungen und Zuchtlosigkeiten nicht umsonst ergangen sein." Der Artikel unterstützt schließlich das Verlangen nach einer Untersuchung dieser Vorfälle damit, daß am 16. Dezember Leute eines Nationalgardenbataillons, das bis dahin in Arcueil gestanden hat, bei ihrer Rückkehr nach Paris an Händler in der Umgebung eine Anzahl von Gegenständen, die Früchte ihrer Plünderungen in jenem Orte, verkauft hätten. Dieselben hätten vorzüglich in kupfernem Küchengeschirr bestanden. Es ist gut, wenn man das in Versailles und seiner Umgebung sowie in England erfährt, damit man den Unfug nicht nach dem Frieden unsern Soldaten auf die Rechnung setzt.

Gleichfalls in den Moniteur kam der Bericht eines Thorner Krankenpflegers, der gegen die Bestimmungen der Genfer Konvention zum Gefangnen gemacht worden ist, und den man dann in Lille angespuckt und mit dem Tode bedroht hat. — Dann wurde nach Berlin telegraphiert, unsre Presse solle die Andeutung ins Publikum bringen, daß dem Vernehmen nach die Wahlen zum Reichstage noch in diesem Monat vorgenommen werden würden. — „'S ist wegen der Bayern," bemerkte der Kanzler dazu.

Die Verteidigung der Luxemburger Regierung gegen die von unsrer Seite gegen sie erhobne Anklage wegen Bruchs der Neu-

tralität genügt nicht. Es geht aus ihr vielleicht der gute Wille dieſer Regierung, mit Sicherheit aber die Thatſache hervor, daß ſie nicht imſtande iſt, ihre Neutralität ſelbſt zu wahren. Sie iſt unter Anführung neuer Beweiſe für unſre Klagen nochmals gewarnt worden. Fruchte dies nicht, ſo würden wir uns genötigt ſehen, das Großherzogtum zu beſetzen und dem großherzoglichen Geſandten in Berlin ſeine Päſſe zuzuſtellen.[1] In ähnlichem Sinne iſt an die Mächte des Vertrags von 1867 geſchrieben worden. — Nach einem Schriftſtück, worin der Chef dem Könige die Dekorierung der Staatsmänner vorſchlägt, die die Traktate wegen des Eintritts Badens und Württembergs in den Bund mit Preußen und dem übrigen Norden abgeſchloſſen haben, ſoll Dalwigk nichts bekommen, was damit begründet wird, daß er ſtets gegen Preußen und die deutſche Sache intriguiert und gehandelt, daß er zuletzt nur der zwingenden Notwendigkeit nachgegeben habe, und daß ſeine Dekorierung vor der öffentlichen Meinung, die wiederholt ſchon die Anwendung von Preußens Einfluß zum Behuf ſeiner Entfernung aus dem Amte verlangt habe, übel aufgenommen werden würde.[2]

Montag, den 9. Januar. Das Wetter kalt und neblig, es fällt viel Schnee. Sowohl von unſrer wie von feindlicher Seite wird wenig geſchoſſen, nachdem während der Nacht unſer Feuer ſehr heftig geweſen iſt. Aus London wird berichtet, daß der Prinz Napoleon mit dem Plane umgehe, einen uns genehmen Frieden kraft eignen Rechts zu unterzeichnen, dann nach der Kapitulation von Paris Senat und Geſetzgebenden Körper zuſammenzuberufen, ihnen den Friedensvertrag zur Genehmigung vorzulegen und über dieſen ſowie über die künftige Regierungsform, eventuell auch über die künftige Dynaſtie abſtimmen zu laſſen. Vinoy und Ducrot würden dieſen Plan unterſtützen. Andrerſeits regen ſich auch die Orleaniſten, die Thiers zu gewinnen hoffen. — Bamberger ſchreibt mir über Unterhandlungen, die er (natürlich ohne Beruf und Befugnis, „mantſchend,“ würde Bucher ſagen) mit einflußreichen Franzoſen von der weſtlichen Schweiz her angeknüpft hat, er wolle ſie

---

[1] Depeſche vom 6. Januar. Bismarck-Regeſten I, 411.

[2] Schließlich erhielt kein ſüddeutſcher Miniſter eine Dotation, auch Jolly nicht, weil man die andern nicht verletzen wollte. Jolly 228.

fortsetzen, doch liefe die Sache auf Wiederberufung der Orleans hinaus. — Bernstorff meldet, man habe durch den Bedienten eines Dr. Reitlinger, der Favres Privatsekretär sei, erfahren, dieser suche in Süddeutschland eine demokratische Verschwörung zu befördern. Gladstone habe Reitlinger empfangen und ihn auf jede Weise zu unterstützen versprochen.

Ich setzte am Nachmittag ein Telegramm über weitere erfolgreiche Fortsetzung des Bombardements auf. Als ich es dem Chef vorlegte, strich er die Stelle, wo davon die Rede war, daß unsre Granaten in den Garten des Luxembourg gefallen seien, als „unpolitisch." Er veranlaßte auch durch Telegramm an das Auswärtige Amt Weglassung der Sache aus den Mitteilungen des Generalstabes.

Durch die Zeitungen geht folgende hübsche Geschichte, die aus dem Privatbriefe eines deutschen Offiziers zuerst in das Leipziger Tageblatt gelangt ist. „Eines Tages besuchte der Flügeladjutant Graf Lehndorff den Hauptmann von Strantz auf Vorposten in Ville d'Avray vor Paris. Auf die Frage des Grafen, wie es ihm gehe, antwortete dieser: »Es geht mir sehr gut; denn ich komme eben von meinem Diner, wo ich den siebenundsechzigsten Hammelbraten verzehrt habe.« Der Graf lachte und fuhr nach einiger Zeit wieder weg. Am andern Tage meldete sich bei dem Hauptmann ein Schutzmann als Überbringer folgender Bestellung: »Da Seine Exzellenz, der Herr Bundeskanzler Graf Bismarck in Erfahrung gebracht hat, daß der Herr Hauptmann von Strantz heute wohl beim achtundsechzigsten Hammelbraten angelangt sein wird, so übersendet er hierbei vier Enten zur Abwechslung bei den Diners.« Diese Anekdote hat den Vorzug vor den meisten andern, denen man in der Presse begegnet, im wesentlichen richtig zu sein. Nur kam der Schutzmann nicht schon am nächsten Tage. Lehndorff war einige Tage vor Weihnachten zum Essen bei uns.

Bei Tische erschien der Chef wieder wie gewöhnlich rasiert. Er sprach zunächst davon, daß Graf Bill das Eiserne Kreuz bekommen habe, wobei er zu meinen schien, daß man besser gethan hätte, es seinem ältern Sohne zu geben, weil er bei dem Reitersturm von Mars la Tour verwundet worden sei. „Es ist das ein Zufall," bemerkte er. „Andre, die nicht verwundet werden, können ebenso

tapfer sein. Aber für den Verwundeten ist es doch eine Auszeichnung, die eine Art Ausgleichung ist." — „Ich erinnere mich, wie ich ein junger Mann war, da lief ein Herr von Reuß in Berlin herum, der hatte das Kreuz auch. Ich dachte wunder was der gethan hätte, hernach erfuhr ich aber, daß er einen Minister zum Onkel hatte und dem Generalstabe als Galopin beigegeben gewesen war." Delbrück erinnerte sich des Mannes auch und erzählte, daß er sich später, in eine Untersuchung wegen Ungehörigkeiten in Wechselsachen verwickelt, den Hals abgeschnitten habe.

Plötzlich sagte der Kanzler: „Serenissimum habe ich nun wohl drei Wochen nicht zu sehen bekommen. Mit Serenior ists nicht so lange her. Die Sereni schneide ich." — „Ich erinnere mich, in Göttingen — fuhr der Chef fort —, da nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Überzeugung auszusprechen beabsichtigt."

Bei Fasan und Sauerkraut bemerkte jemand, daß der Minister lange nicht auf die Jagd gegangen sei, während doch die Wälder zwischen hier und Paris voll Wild seien. „Ja — versetzte er —, hier kam mir immer was dazwischen. Das letzte mal war es in Ferrières, da war der König fort, der hatte es verboten — d. h. im Parke —, wie er denn auch jetzt gesorgt hat, daß Ferrières geschont wird. Bloß weil es einem reichen Juden gehört." — „Wir gingen auch nicht in den Park, und es war genug da, aber es wurde nicht viel geschossen, weil die Patronen nichts taugten." Holstein, der sich beiläufig als ungemein liebenswürdiger, auch sehr fleißiger und dienstbereiter Mann entwickelt, bemerkte dazu: „Das erzählt man so, Exzellenz. Sie hätten den Befehl Seiner Majestät wohl gekannt und ihn natürlich beachten wollen. Sie wären aber einmal spazieren gegangen, und da hätte das Unglück gewollt, daß Sie plötzlich von drei oder vier Fasanen angefallen worden wären, und so hätten Sie sie zur Verteidigung Ihres Lebens totschießen müssen."[1]

Der französische Rothschild wurde Anlaß, daß des deutschen gedacht wurde, von dem der Chef eine ergötzliche Geschichte zu be-

[1] Siehe S. 245 des ersten Bandes.

richten hatte. Er sagte: „Wie die vom Reichstage neulich hier waren, da hatten sie mich beim Kronprinzen neben Rothschild gesetzt. Neben mir saß der Kronprinz, und hernach kam Simson. Rothschild raucht stark und riecht danach, und so dachte ich eine kleine Mogelei vorzunehmen, ehe wir uns setzten. Es ging aber nicht; denn Hofmarschälle nehmen erst nach dem Diner Vernunft an und lassen mit sich reden. Ich rächte mich indes dadurch, indem ich meinem Nachbar allerlei zu hören gab. So sagte ich ihm auch: »Sie sollten doch in Berlin mehr ein Haus machen, Leute bei sich sehen u. s. w.« — »Wie meinen Sie das?« fragte er sehr laut, fast heftig. »Soll ich Diners im Gasthause geben?« — »Auch das,« erwiderte ich. »Mir nicht, aber andern Leuten. Sie sind das, meiner Meinung nach, Ihrem Hause schuldig. Aber besser noch wäre, wenn Sie in Berlin ein eignes Haus hätten. Mit den Rothschilds in Paris und London ists ja doch nichts ordentliches mehr, und da sollten Sie in Berlin was thun. Man wundert sich immer, daß Sie noch nicht im Gothaer Hofkalender stehen. Na, was nicht ist, kann noch werden. Aber ich fürchte, wenn Sies so machen, wird nichts daraus.«“

Zuletzt kam die Rede auf schöne Litteratur. Man sprach von Spielhagens „Problematischen Naturen,“ die der Kanzler gelesen hatte, und von denen er nicht ungünstig urteilte, aber doch bemerkte: „Das wird ihm allerdings nicht passieren, daß ich ihn zweimal lese. Man hat überhaupt keine Zeit dazu. Sonst aber kommt es wohl vor, daß ein vielbeschäftigter Minister so ein Buch zur Hand nimmt und ein paar Stunden daran hängen bleibt, ehe er wieder zu seinen Akten greift.“

Auch das „Soll und Haben“ Gustav Freytags wurde erwähnt, und man lobte die Darstellung des Polenkrawalls sowie die Ballgeschichte mit den Backfischen, wogegen man seine Helden unschmackhaft zu finden schien. Jemand sagte, sie hätten keine Leidenschaft, ein andrer gar, keine Seele.

Abeken, der sich an dem Gespräche lebhaft beteiligte, machte die Bemerkung, er könne doch nichts von diesen Sachen zweimal lesen, und von den meisten der bekannten neuern Schriftsteller gebe es nur ein gutes Buch.

„Na — versetzte der Chef —, von Goethe schenke ich Ihnen

auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeit lang auf einer wüsten Insel leben."

Zuletzt wurde auch Fritz Reuters gedacht.

„Ja," äußerte der Minister. „Aus der Franzosenzeit, das ist sehr hübsch, aber es ist kein Roman."

Man nannte die „Stromtid."

„Hm — sagte er —, dat is as dat Lebder is. Das ist allerdings ein Roman, manches gut, andres mittelgut, aber so, wie der Bauer geschildert ist, so sind sie wirklich."

Abends übersetzte ich einen langen Artikel der Times, der sich über die Lage in Paris verbreitete, für den König. Später, beim Thee, sprach Keudell recht anmutig und gescheit über gewisse Eigenschaften des Kanzlers, die an Achill denken ließen, wobei er an dessen genial jugendliches Wesen, sein leicht aufbrausendes Temperament, seinen nicht selten zu Tage tretenden Weltschmerz, seine Neigung, sich vom großen Treiben zurückzuziehen, und sein überall sieghaftes Auftreten erinnerte. Auch Troja fehle jetzt nicht und ebenso wenig Agamemnon, der Hirte der Völker.

Nach elf Uhr noch zum Chef gerufen und weitere Resultate der Beschießung telegraphiert.

Dienstag, den 10. Januar. Kälte mäßig, die Luft dunstig, sodaß man nicht weit sieht, Himmel und Erde voll Schnee. Nur dann und wann ein Schuß aus unsern Batterien oder aus den Forts. Graf Bill ist da, und um ein Uhr mittags der General von Manteuffel.[1] Sie gehen durch zu der Armee, die im Südosten gegen Bourbaki operieren soll, und die Manteuffel kommandieren wird. Ich telegraphiere nachmittags zweimal nach London: den Rückzug Chanzys auf Le Mans unter Verlust von tausend Mann an Gefangnen und Werders siegreichen Widerstand gegen die Übermacht der Franzosen, die ihn bei Villersexel angreifen, um zum Entsatze Belforts vordringen zu können.

Bei Tische sprach man zuerst vom Bombardement, und der Chef meinte, die meisten Forts von Paris, der Mont Valérien etwa ausgenommen, wollten nicht viel bedeuten, „kaum mehr als

[1] Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 8. Januar.

die Schanzen bei Düppel." Namentlich seien die Gräben nur von geringer Tiefe. Ebenso sei die Enceinte früher schwach gewesen.

Die Rede kam hiernach auf die internationale Friedensliga und deren Zusammenhang mit der Sozialdemokratie, als deren Haupt für Deutschland man Karl Marx in London bezeichnete. Diesen nannte Bucher einen gescheiten Kopf mit guter wissenschaftlicher Bildung und den eigentlichen Führer der internationalen Arbeiterverbindung. Der Chef äußerte über die Friedensliga, ihre Bestrebungen seien bedenklicher Natur, und ihre Zielpunkte bestünden in ganz andern Dingen als im Frieden. Es versteckte sich der Kommunismus dahinter. „Ja — schloß er —, aber gewisse hohe Herrschaften haben davon noch heute keinen Begriff. Ausland und Friede!"

Abeken erwiderte: „Ach nein, die haben sich jetzt doch wohl auch überzeugt."

Das Gespräch wandte sich dann dem Grafen Bill zu, und der Chef bemerkte: „Der sieht von weitem wie ein älterer Stabsoffizier aus, weil er so dick ist."

Man hob das Glück hervor, das er habe, zur Begleitung Manteuffels befohlen worden zu sein. Es wäre wohl für beide nur eine vorübergehende Stellung, aber er bekäme doch auf diese Weise viel vom Kriege zu sehen.

„Ja — sagte der Chef —, er lernt was für seine Jahre. Das wäre für Unsereinen nicht möglich gewesen mit achtzehn Jahren. Ich hätte 1795 geboren sein müssen, um 1813 mit dabei sein zu können." — „Übrigens ist seit der Schlacht bei (undeutlicher Name, aber ein Treffen in den Hugenottenkriegen scheint gemeint zu sein) keiner meiner Vorväter, der nicht den Degen gegen Frankreich gezogen hätte. Mein Vater und drei seiner Brüder gegen Napoleon den Ersten. Dann war mein Großvater mit bei Roßbach, mein Eltervater gegen Ludwig den Vierzehnten, und dessen Vater ebenfalls gegen Ludwig den Vierzehnten in den Kriegen am Rhein 1672 oder 1673. Dann fochten mehrere von uns im Dreißigjährigen Kriege auf kaiserlicher Seite, andre freilich bei den Schweden. Zuletzt noch einer, der unter den Deutschen war, die als Mietvölker auf der Seite der Hugenottten standen." — „Einer — 's ist der in Schönhausen auf dem Bilde mit den Kindern — das war ein

origineller Mensch. Ich habe da noch einen Brief von ihm an seinen Schwager, da heißt es: »Das Faß Rheinwein hat mir selber achtzig Reichsthaler gekostet; wenn der Herr Schwager das zu teuer findet, so will ich, so Gott mir das Leben läßt, es selbsten austrinken.« Dann: »Wenn der Herr Schwager das und das behauptet, so hoffe ich, daß ich ihm, so Gott mir das Leben läßt, einmal noch näher an den Leib kommen werde, als ihm lieb ist.« Und an einer andern Stelle: »Ich habe zwölftausend Reichsthaler auf das Regiment verwendet, und die verhoffe ich, so Gott mir das Leben läßt, mit der Zeit wieder herauszuwirtschaften.« — Das Herauswirtschaften, damit meinte er vermutlich, daß man sich damals auch für die Beurlaubten und für die sonst nicht vorhandnen Mannschaften den Sold bezahlen ließ. Ja, ein Regimentskommandeur stand sich zu jenen Zeiten besser als heute."

Man bemerkte, daß dies auch später noch der Fall gewesen sei, so lange die Regimenter von den Obersten geworben, bezahlt und gekleidet und den Fürsten nur vermietet worden wären, und daß es hier und da jetzt noch so sein möchte. Der Chef antwortete: „Ja, in Rußland, z. B. bei den großen Reiterregimentern in den südlichen Gouvernements, die oft sechzehn Schwadronen haben. Da gabs und giebts wohl noch jetzt auch andre Einnahmen. So erzählte mir einmal ein Deutscher. Als der das Regiment übernommen hatte — ich glaube, es war in Kursk oder Woroneſch —, in diesen reichen Gegenden, da kamen die Bauern mit Wagen voll Stroh und Heu und baten, ob Väterchen nicht die Gnade haben wollte, es anzunehmen. »Ich wußte nicht, was sie wollten — sagte er —, und so wies ich sie ab, sie sollten mich in Ruhe lassen und ihrer Wege gehen. — Aber Väterchen sollte doch billig sein, sein Vorgänger wäre ja damit zufrieden gewesen; sie könnten nicht mehr geben, wären arme Leute. Ich kriegte das endlich satt, besonders als sie dringend wurden, auf die Kniee fielen und mich baten, es doch gnädigst zu behalten, und schmiß sie hinaus. Als dann aber andre kamen, mit Wagen voll Weizen und Hafer, da begriff ich sie und nahm es, wie andre es nahmen, und als die ersten mit mehr Heu zurückkehrten, sagte ich ihnen, sie hätten mich mißverstanden, es wäre vorhin genug gewesen, sie sollten das andre nur wieder mitnehmen. So verdiente ich, da ich das Heu und den

Hafer der Regierung für die Truppen berechnete, jährlich meine zwanzigtausend Rubel.« Das erzählte er ganz offen und ungescheut in einem Salon in Petersburg, und nur ich wunderte mich darüber."

„Ja, aber was hätte er den Bauern denn thun können?" fragte Delbrück.

„Thun — erwiderte der Chef —, er nichts, aber er hätte sie auf anderm Wege ruinieren können, er brauchte nur den Soldaten nicht zu verbieten, ihnen wegzunehmen, was sie wollten."

Man kam auf Manteuffel zurück und erwähnte, daß er bei Metz das Bein gebrochen habe und sich habe ins Treffen tragen lassen. Es habe ihn sehr gewundert, äußerte jemand, daß man davon bei uns nichts gewußt hatte.

„Wie er das gemerkt hat — versetzte der Minister —, hat er gewiß gedacht, wie schlecht wir doch über die Hauptsachen des Krieges unterrichtet wären."

„Ich weiß noch — so erzählte der Chef dann im weitern Verlaufe des Gesprächs —, wie ich mit ihm und (Name unverständlich) auf den Steinen vor der Kirche von Böckstein saß. Da kam der König an, und ich machte den Vorschlag, ihn zu begrüßen wie die drei Hexen: Heil, Than von Lauenburg! Heil dir, Than von Kiel! Heil dir, Than von Schleswig! — Es war, wie ich den Vertrag von Gastein mit Blome abschloß. Damals habe ich zum letzten mal in meinem Leben Quinze gespielt. Obwohl ich sonst gar nicht mehr spiele — schon lange nicht mehr —, spielte ich da so leichtsinnig drauf los, daß sich die andern nicht genug verwundern konnten. Ich wußte aber, was ich wollte. Blome hatte gehört, daß man beim Quinze die beste Gelegenheit hätte, die Menschen kennen zu lernen, und wollte das jetzt versuchen. Ich dachte, sollst ihn schon kennen lernen. Ich verlor damals ein paar hundert Thaler, die ich eigentlich als im Dienste Seiner Majestät verwandt hätte liquidieren können. Aber ich machte ihn irre und kriegte ihn dann richtig dahin, wohin ich ihn haben wollte. Er hielt mich für waghalsig und gab nach."[1]

Die Unterhaltung wandte sich hierauf Berlin zu, indem jemand

[1] Dasselbe Stückchen in etwas andern Wendungen bei Poschinger, Tischgespräche II, 22. Der Vertrag von Gastein wurde am 14. August 1865 abgeschlossen.

bemerkte, es werde doch von Jahr zu Jahr großstädtischer, auch in seiner Denkart und Empfindung, und das wirke auch auf die Vertreter der Stadt einigermaßen. „In diesen letzten fünf Jahren haben sie sich doch sehr geändert," sagte Delbrück. — „Das ist richtig," erwiderte der Chef. „Als ich aber 1862 zuerst mit den Herren zu thun bekam — wenn sie da gewußt hätten, welcher Grad von Verachtung gegen sie in mir kochte, sie wären mir niemals wieder gut geworden."

Die Rede ging auf die Juden über, und der Minister wünschte zu wissen, warum der Name Meier unter ihnen so häufig vorkomme. Der sei doch deutschen Ursprungs und bedeute in Westfalen einen Landbesitzer, während Juden früher nirgends Land besessen hätten.

Ich erwiderte: „Um Vergebung, Exzellenz, der Name stammt aus dem Hebräischen. Er findet sich schon im Alten Testament, dann auch im Talmud und heißt eigentlich Meïr, was mit Or, Licht, Glanz zusammenhängt, sodaß er etwa: der Erleuchtete, Glänzende, Strahlende bedeutet."

Der Chef fragte weiter: „Dann ist der Name Kohn sehr häufig bei ihnen — was mag das heißen?

Ich entgegnete, es heiße Priester, ursprünglich Kohen. Aus Kohen sei Kohn, Kuhn, Cahen, Kahn geworden, und Kohn oder Kahn verwandelten sich mitunter auch in Hahn, was einige Heiterkeit hervorrief, da man sich dadurch vermutlich an den Chef des Berliner Litterarischen Büreaus, den „Preßhahn" erinnert fand.

„Ja — fuhr der Minister fort —, ich bin doch der Meinung, daß sie durch Kreuzung unschädlich gemacht werden müssen. Sonst gehts nicht gut." — „Die Resultate sind nicht übel." Er nannte einige adliche Häuser, die Lynar, die Styrum, die Gusserow, und bemerkte: „alles ganz gescheite, nette Leute."

Dann fügte er nach einigem Nachdenken und mit Auslassung eines Zwischengedankens, der wahrscheinlich auf die Verheiratung vornehmer Christentöchter, deutscher Baroneſſen, mit reichen oder talentvollen Israeliten ging, hinzu: „Übrigens ist es wohl umgekehrt besser — wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt. Das Geld muß wieder in Umlauf kommen, und es giebt auch keine üble Rasse. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal raten werde."

Den Abend gearbeitet und vorzüglich Depeschen gelesen. — Der Rumänier hat dem Kanzler einen eigenhändigen Brief geschrieben und um Rat in seiner Not gebeten. Er scheint in höchster Verlegenheit zu sein, die Mächte aber werden ihm nicht helfen. England und Österreich sind mindestens gleichgiltig, die Pforte ist nicht überzeugt, daß die Vereinigung der Fürstentümer ihr nicht schädlich sei, Frankreich jetzt außer Frage, der Kaiser Alexander will dem Fürsten Karl zwar wohl, wird sich aber auch nicht einmischen, und von Deutschland, das in Rumänien kein Lebensinteresse sieht, ist ebenso wenig ein Einschreiten zu erwarten. Wenn der Fürst sich also nicht selbst aus der Not helfen kann, so wird er gut thun, sich zurückzuziehen, bevor man ihn dazu nötigt. So der Rat, den ihm der Chef durch Keudell erteilt hat. — Beust ist hiervon verständigt worden.[1] Er scheint mit der Depesche, mit der er die Anzeige von der bevorstehenden Vereinigung des deutschen Südens mit dem Norden beantwortet hat, in eine neue Phase seiner politischen Auffassungsweise eingetreten zu sein, und es ist möglich, daß sich selbst unter ihm ein befriedigendes Verhältnis zwischen den beiden neugestalteten Mächten Deutschland und Österreich-Ungarn entwickelt und erhält. Er hat gemeldet, daß in Wien ein neues Witzblatt: „Der Bismarck" im Bestehen begriffen ist, und will diesen Namensmißbrauch womöglich verhindern.[2] — Der Chef hat dieser Tage an den König ein Schreiben gerichtet, worin er bittet: 1. ihm die Telegramme des Generalstabs vor ihrer Absendung nach Berlin mitteilen und seine Zustimmung dazu einholen zu lassen, da sie von politischer Wirkung sein könnten, wie z. B. das von den Granaten, die in den Garten des Luxembourg gefallen seien; 2. zu befehlen, daß er ausführlichere Kenntnis von den militärischen Vorgängen erhalte, da er genaues darüber jetzt bloß aus Zeitungen und von Privatleuten erfahre. Leutnants und Johanniter seien davon besser unterrichtet als er.

---

[1] Der Brief Bismarcks vom 10. Januar jetzt im Wortlaut in den Aufzeichnungen „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" II, 147 ff., die Antwort König Wilhelms auf sein Schreiben vom 9. Dezember a. a. O. 152 f., vgl. oben S. 17.

[2] Gemeint ist wohl Beusts Schreiben vom 26. Dezember 1870, die Antwort auf die Depesche Bismarcks vom 14. Dezember.

Der Chef kommt um halb elf Uhr zum Thee herunter, den auch Graf Bill mit uns trinkt. Abeken kehrt vom Hofe zurück und bringt die Nachricht mit, daß die Festung Péronne mit einer Garnison von dreitausend Mann kapituliert hat.[1] Der Chef, der sich gerade die Illustrierte Zeitung besieht, seufzt und sagt: „Wieder dreitausend! Wenn man sie doch in der Seine versäufen könnte — oder wenigstens den Kommandanten, mit Rücksicht darauf, daß er sein Ehrenwort gebrochen hat."

Das giebt Anlaß zu einem Gespräch über die vielen Gefangnen in Deutschland, und Holstein meint, es würde schön sein, wenn man sie an Strousberg zu Eisenbahnbauten vermieten könnte.

„Oder wenn man — sagt der Chef — den Kaiser von Rußland bestimmen könnte, sie in den Ländern jenseits des Kaukasus in Militärkolonien anzusiedeln. Das sollen ja schöne Länder sein. Für uns werden diese Massen von Gefangnen wirklich eine Verlegenheit sein nach dem Frieden. Sie haben dann gleich ein Heer und von ausgeruhten Leuten." — „Es wird wirklich nichts übrig bleiben, als sie Napoleon zu geben. Der braucht zweimalhunderttausend Prätorianer, wenn er sich halten will."

„Denkt der denn wirklich wieder an die Regierung zu kommen?" fragte Holstein.

„O sehr — erwidert der Chef —, außerordentlich sehr, ganz ungeheuer, denkt Tag und Nacht daran, und die in England auch."

Holstein erzählte schließlich die Geschichte in Spandau, wo sich Leute von der englischen Gesandtschaft vor dem Orte, wo man französische Gefangne verwahrt hat, ungehörig und zuletzt gewaltthätig betragen haben und dabei übel weggekommen sind. Cockerill sei unter die Füße getreten und furchtbar zerbläut worden, sodaß er nachher „ganz farbig ausgesehen" habe. Loftus habe zuerst nichts daraus machen wollen, sei aber von den übrigen Diplomaten zur Beschwerdeführung aufgefungen worden.

„Haben Sie denn diesen Cockerill feste gehauen?" fragte Graf Bill.

„O gewiß — bestätigte Holstein —, sehr feste. Und Miß (Name unverständlich), die für ihn hat eintreten wollen, hat auch ein paar Schläge mit abgekriegt."

---

[1] 9. Januar.

„Daß der Cockerill was ordentliches bekommen hat, ist erfreulich — bemerkt der Chef —, ist ihm gesund. Die Dame dauert mich. Aber schade, daß Loftus selber dabei nicht gehörig durchgehauen worden ist; da wären wir ihn losgeworden."

Mittwoch, den 11. Januar. Wetter etwas weniger neblig, Kälte mäßig. Schon in der Nacht starkes Schießen. Am Morgen dann und den größten Teil des Tages hindurch ganz gewaltiges Gebrüll der schweren Geschütze hüben und drüben, unsrerseits, wie es scheint, aus neuen Batterien, von denen eine sich zwischen Saint Cloud und Meudon befindet. Ich zählte einigemal in der Minute über zwanzig Schüsse, doch konnte das Echo dabei sein. Der Minister war schon vor neun Uhr früh aufgestanden. Früh wurden auf seinen Befehl mehrere Telegramme über die Beschießung von Paris und die Gefechte bei Le Mans abgeschickt und zwei Artikel gemacht, von denen der eine Beust gegen den Vorwurf doppelten Spiels in Schutz nahm, den das Vaterland in Wien auf Grund einer Vergleichung seiner Depesche an Wimpffen mit preußenfeindlichen Artikeln offiziöser Blätter erhoben hatte. Der andre, zu dem mir Delbrück „im Auftrage des Bundeskanzlers" die Akten auf meine Stube heraufbrachte, und den ich für die Kölnische Zeitung bestimmte, beschäftigte sich mit der Wiener Reklamation wegen gewisser von uns zurückgehaltner österreichischer Eisenbahnwagen. — Bernstorff meldet, daß Clement Duvernois, der frühere Minister Napoleons, hierher kommen will, um im Namen der Kaiserin über den Frieden zu unterhandeln. Diese wolle im Prinzip in Gebietsabtretungen mit der von uns verlangten Grenze, ferner in Zahlung der Kriegskosten und in ein Besetzthalten gewisser Teile Frankreichs durch unsre Truppen bis zur Zahlung dieser Kosten willigen, auch versprechen, mit keiner andern Macht außer Deutschland wegen des Friedens in Verhandlung zu treten. Duvernois meine, sie sei zwar nicht populär, werde aber Energie zeigen und als gesetzliche Regentin mehr Ansehen haben und uns mehr Sicherheit gewähren, als eine von der Landesvertretung gewählte Persönlichkeit, die von dieser abhängig sein werde. Er hat Paris verproviantieren helfen, weiß daher, daß es bald fallen muß, und hat, da dieser Moment sofort benutzt werden soll, Eile mit seiner Transaktion. Ob man ihn empfangen wird, wenn er kommt? — Vielleicht, damit es die

Regenten in Paris und Bordeaux erfahren und sich ihrerseits zum Nachgeben entschließen.

Nach drei Uhr hinaus nach unserm Observationsposten auf dem Dache des Landhauses zwischen Sèvres und Ville d'Avray und das Bombardement beobachtet. Man sieht deutlich das Aufblitzen der Schüsse in der französischen Batterie am Eisenbahnviadukt. Zurückgekehrt auf einem Waldwege, der erst über den Rücken links vom Thale von Ville d'Avray, dann an einem gefrornen Teiche hinführt. Nicht weit von diesem, wo es wieder bergab geht, springt von einem Lager im Schnee plötzlich ein Rudel von fünf Rehen auf.

Während des Diners wurde, wie jetzt in der Regel, vorzüglich vom Bombardement gesprochen und dabei erwähnt, daß es in Paris brenne. Der Chef sagte, als jemand bemerkte, man habe die dicken Rauchwolken deutlich gesehen: „Das ist nicht genug. Erst, wenn man es hier riecht. Den Brand von Hamburg hat man fünf Meilen weit gerochen." — Man gedachte dann der Opposition der „Patrioten" in der bayrischen Kammer gegen den Versailler Vertrag, und der Kanzler äußerte: „Ich wollte, ich könnte hin und mit ihnen reden. Sie haben sich offenbar verrannt und können nicht fort und nicht zurück. Ich wollte sie schon auf den rechten Weg bringen. Aber man ist hier auch so nötig, um Absurditäten zu verhüten und Vernunft zu predigen."

Er kam hernach auf allerlei Jagdabenteuer zu reden, u. a. auf eins, wo Holstein ihm in Rußland durch einen unüberlegten Schuß auf neunzig Schritt einen Bären, mit dem er, der Chef, auf zwanzig Schritt „geliebäugelt" hätte, verscheucht habe. „Indes fand ich — fuhr er fort — doch noch Gelegenheit, das Tier mit einer Spitzkugel so krank zu schießen, daß man es später eine Strecke davon tot fand."

Donnerstag, den 12. Januar. Früh nach sieben Uhr mit Wollmann und Mac Lean nach Ville d'Avray gefahren, aber wegen Nebels nichts gesehen. Wir haben acht Grad Kälte. Um Mittag klärte es sich auf, und es wurde wieder kräftig kanoniert. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung zunächst wieder um die Leistungen unsrer Belagerungsgeschütze gegenüber der Stadt. Als man dabei bemerkte, daß die Franzosen sich beklagten, wir nähmen ihre Hospitäler

zum Ziele, sagte der Chef: „Mit Absicht geschieht das gewiß nicht. Beim Pantheon und Val de Grace sind Lazarette von ihnen, da kann wohl eine Kugel oder ein paar zufällig — hm, Pantheon, Pandämonium.“ — Abeken wollte gehört haben, die Bayern hätten die Absicht, eins von den südöstlichen Forts zu stürmen, die unser Feuer nur noch schwach beantworteten. Der Chef lobte das und setzte hinzu: „Wenn ich jetzt in München wäre, unter den Abgeordneten, da wollte ich das so an den Mann bringen, daß ich sie gleich herumkriegte.“

Er erzählte hierauf, der König zöge den Titel „Kaiser von Deutschland“ dem Titel „deutscher Kaiser“ vor, und fuhr dann fort: „Ich gab ihm zu verstehn, daß mir das gleichgiltig wäre. Er war aber andrer Meinung. Lieber Land als Leute. Nun erklärte ich ihm, daß das Erste ein neuer Titel sein würde, der wenigstens historisch nicht begründet wäre. Ein Kaiser von Deutschland sei noch nicht dagewesen, freilich auch kein deutscher Kaiser, wohl aber ein deutscher König.“ Bucher bestätigte das und führte es weiter aus, indem er bemerkte, Karl der Große habe sich Imperator Romanorum genannt. Später habe es von den Kaisern Imperator Romanus, semper Augustus, Mehrer des Reichs und deutscher König geheißen.[1]

Abends nach neun Uhr sieht es über dem Walde in Norden aus, als ob in Paris eine große Feuersbrunst wäre. Ein eigentümlicher Schein flammt über dem Horizont dieser Gegend. Mehrere der Herren kommen herauf. Holstein blickt in der Kammer des Kochs zum Fenster hinaus und glaubt, daß es wirklich in der Stadt brenne. Desgleichen Wollmann. Es ist aber wohl Täuschung; denn der Glanz ist nicht rot, sondern weißlich. Der Chef, der mich rufen läßt, um mir einen Auftrag zu erteilen, und dem ich von der Erscheinung sage, meint: „Es wäre möglich. Ich habe es auch schon bemerkt, doch scheint mirs mehr Schneeglanz zu sein. Erst muß mans riechen.“[2]

Ich machte hierauf einen Auszug aus Brauns Abhandlung über Frankreich und das Völkerrecht für den Moniteur. Es hieß

---

[1] Dieselbe Argumentation in den G. u. E. II, 119 f.

[2] Vgl. Abeken 481 vom 12. Januar abends.

da ungefähr: Deutscherseits hat man den Krieg mit der Absicht geführt, Frankreich mit der größten Schonung zu behandeln. Wir sind nach der Genfer Konvention verfahren, auch als die Franzosen sie verletzten, und zwar in schreiender, grausamer Weise durch Vernachlässigung und Mißhandlung unsrer Verwundeten und durch Ausplünderung von Sanitätskolonnen verletzten. Sheridan hat sich verwundert, daß der Sieger sich vom Besiegten plündern ließ, wenn er geduldig und willig die für seine Bedürfnisse von der Bevölkerung geforderten maßlosen Preise zahlte. Andrerseits melden englische Berichterstatter, daß der Krieg immer mehr den Charakter eines mittelalterlichen Vernichtungskampfes annehme. Dies zugegeben, würde die Schuld lediglich die Franzosen treffen. Der König hat zu Anfang des Kriegs in einer Proklamation gesagt, er führe ihn nur mit der bewaffneten Macht Frankreichs, nicht mit dessen friedlichen Bürgern. Daraus versucht man den Schluß abzuleiten, wir hätten nur das Kaiserreich, nicht aber die Republik bekämpfen dürfen, vor der wir vielmehr die Waffen niederzulegen verpflichtet gewesen seien. Was die friedlichen Bürger anlangt, so sind Franctireurs und die, die sie unterstützen, eben keine friedlichen Bürger. Alle Autoritäten auf dem Gebiete des Völkerrechts, von Vatel bis auf Bluntschli und Haller stimmen darin überein, daß die schonende Behandlung der friedlichen Bevölkerung auf der Voraussetzung beruht, daß zwischen den Soldaten und den Zivilisten eine vollkommen deutlich erkennbare Demarkationslinie existiere, und daß der Zivilist sich der feindlichen Handlungen enthalte, die für den Soldaten Pflicht sind. Was der Soldat thun muß, darf der Bürger nicht thun, und thut er es, ohne Soldat zu werden, doch, begeht er kriegerische Handlungen gegen den in sein Land eingerückten Fremden, so verliert er das Recht des Zivilisten, ohne das des Soldaten zu erwerben. Der Soldat kann verlangen, daß man ihn, wenn er nicht mehr in der Lage ist, zu schaden, mit Schonung behandle. Jener dagegen, der ohne Verpflichtung tötet und dadurch jene Demarkationslinie verwischt, kann nur durch den Tod selbst entwaffnet werden. Der Zustand der Kriegsgefangenschaft existiert für ihn nicht, man muß ihn im Interesse der Humanität vernichten. In demselben Augenblicke, wo König Wilhelm den Kampf mit dem Ausspruche eröffnete: Ich führe den Krieg gegen die feindlichen

Heere und nicht gegen die friedlichen Bürger, erließ der Prinz von Joinville einen Aufruf an die französischen Bauern, worin er sie aufforderte, unsre Soldaten durch Meuchelmord umzubringen.

Um elf Uhr nachts noch schickt der König dem Chef die von ihm mit Bleistift auf ein abgerissenes Stück Briefpapier geschriebne Nachricht, daß wir bei Le Mans einen großen Sieg erfochten haben. Der Minister sagt, indem er mir, sichtlich erfreut und gerührt über diese Aufmerksamkeit, den Zettel giebt, damit ich die Mitteilung telegraphiere: „Er denkt, daß der Generalstab mirs nicht zukommen läßt. Da schreibt ers selber.“[1]

Später einen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der über Roons Jubiläum[2] berichtet, für den König zurecht gemacht. Vor Schlafengehen noch erfahren, daß man im Fort Issy eine Bresche bemerkt hat.

13. Januar, Freitag. Früh Nebel, nach zwölf Uhr blauer Himmel. Es wird tüchtig geschossen. Am Vormittag Depeschen studiert. Harleß hat sich mit einem Bittgesuch wegen der lutherischen Kirche an den Chef gewandt, das mit der Wendung schließt, er werde infolge einer Krankheit, die ihn wiederholt befallen habe, nun wohl bald seinen Pilgerstab niederlegen müssen. Werthern[3] giebt eine Charakteristik dieses geistlichen Herrn. Es heißt darin: Er will mit seiner Partei eine orthodox-lutherische deutsche Nationalkirche, weshalb anzunehmen ist, daß er ein Feind der Union und somit des unionistischen Preußen ist. So erklärt sichs, daß er in der letzten Zeit mit den katholischen Bischöfen zusammengegangen ist. Sein Ziel ist ein protestantischer Papst, am liebsten hätte er selbst diese Stelle. — Arnim berichtet aus Rom in blumigem Stil über den Besuch, den Viktor Emanuel der ewigen Stadt gemacht hat.[4] Er meldet von einem Referat des Nuntius Chigi in Bordeaux über einen Versuch der dortigen Regierungsdelegation, die Vermittlung des Papstes für den Frieden zu gewinnen. Der Kar-

[1] Dasselbe teilt Abeken S. 481 mit, den 12. abends. — Die Schlacht bei Le Mans 10. bis 12. Januar.

[2] Das 50jährige Militärjubiläum am 9. Januar. Roon war damals an einem hartnäckigen Katarrh erkrankt. Denkwürdigkeiten III⁴, 277 ff.

[3] Der preußische Gesandte in München.

[4] Am 21. Dezember 1870.

dinal, der den Gesandten davon benachrichtigt, hat hinzugefügt, die Franzosen würden mehr zugestehen als in Ferrières, und dann gefragt, ob uns die Vermittlung des Papstes überhaupt angenehm sei. Arnim hat darauf geantwortet, die französischen Machthaber wüßten unsre Bedingungen und könnten den Frieden auf diese für jederzeit haben. Er sagt in der Depesche ferner, die Friedensbestrebungen der Kurie seien aufrichtig gemeint, beruhten aber auf selbstsüchtigen Motiven. Der Kardinal habe gefragt, ob man Frankreich nicht Kompensationen für Gebietsabtretungen gewähren wolle, worauf Arnim entgegnet hat, daß wir kein Recht hätten, über fremdes Land zu verfügen. Jener habe mit den Kompensationen augenscheinlich Italien gemeint und damit angedeutet, Frankreich solle sich mit Piemont schadlos halten und Rom dem Papste zurückverschaffen. Die Depesche schließt mit den Worten: „Meine Anwesenheit hier kompliziert unsre Stellung, weil sie Hoffnungen erweckt, die nicht erfüllt werden, und intime Beziehungen aufrecht erhält, die sich wie ein Bleigewicht an unsre Füße hängen, ohne den Grund fester zu machen, auf dem wir stehen." — Thile meldet, daß die Königin Augusta ihm gesagt habe, die Versenkung der englischen Kohlenschiffe bei Rouen habe in England viel mehr böses Blut gemacht, als man bei uns glaube, die Kronprinzessin wisse aus Briefen ihrer Mutter, daß die Sympathien für uns dort täglich mehr abnähmen. Thile hat geantwortet, das wundre ihn, da Bernstorff davon nichts berichtet habe.

Nach drei Uhr mit Wagener einen Gang durch den Park gemacht. Bei Tische ist der Regierungspräsident von Ernsthausen, ein starker, noch junger Herr zugegen, desgleichen der Chef, der indes, da er beim Kronprinzen speisen soll, bloß bis zum Varziner Schinken dableibt, von dem er sagt: „Geben Sie den nur, wenn ich dabei bin, der muß unter meiner Mitwirkung verzehrt werden — mit Heimatsgefühl."

Zu Ernsthausen bemerkte er: „Ich bin zum Kronprinzen eingeladen. Vorher aber habe ich noch eine wichtige Besprechung, deshalb stärke ich mich jetzt für die." — „Heute haben wir den Dreizehnten und auch Freitag. Sonntag der Fünfzehnte, der Achtzehnte ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest, und da könnte man die Proklamation an das deutsche Volk (wegen Kaiser

und Reich, eine Proklamation, die nach Bucher in der Arbeit ist) erlassen." — „Der König hat (zu Ernsthausen gewandt) noch seine Bedenken wegen deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland. Er ist mehr für das letzte. Mir scheint nicht viel Unterschied zu sein zwischen beiden Titeln. Es ist aber wie auf den Konzilien das Homousios oder Homoiusios."

Abeken verbessert: „Homöusios."

Chef: „Wir sprechen oi aus. In Sachsen hatten sie den Itacismus. Ich erinnere mich, da war einer auf unsrer Schule, aus Chemnitz, der las danach (zitiert einen griechischen Satz). Da sagte der Lehrer: »Halt, nein, wir sein Sie hier, nicht aus Sachsen.«"

Abends neueingelaufne Depeschen und ältere Konzepte gelesen. Von besonderm Interesse ist darunter zunächst das Aktenstück, worin der Chef dem Handelsminister bemerkt, was für die Verproviantierung von Paris ausgegeben worden sei, könne im Budget nicht vertreten werden, dann das Promemoria Moltkes, worin er sich wegen der Herbeischaffung von Vorräten für die Pariser verteidigt; die 2800 Achsen mit Proviant seien, sagte er, nicht bloß für Paris, sondern auch für unsre Truppen bestimmt (für Paris sieben Millionen Portionen à zwei Pfund für drei Tage), und es wäre gut, wenn man noch mehr Wagen in Frankreich hätte.[1]

Der Chef kehrt halb zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und läßt mich bald nachher telegraphieren, daß wir bei Le Mans achtzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht und zwölf Geschütze erbeutet haben, und daß Gambetta, der bei der Schlacht hätte zugegen sein wollen, uns beinahe in die Hände geraten, aber noch zu rechter Zeit entkommen wäre. — Später Unruhs Rede über den Mangel an Lokomotiven auf den deutschen Eisenbahnen zum Vortrag beim Könige zurecht gemacht.

[1] G. u. E. II, 112.

Siebzehntes Kapitel

Die letzten Wochen vor der Kapitulation von Paris

Sonnabend, den 14. Januar. Die Kälte mäßig, das Wetter früh etwas neblig, zu Mittag ziemlich hell, später Nebel, daß man keine zehn Schritte weit sieht. Die Beschießung der Forts und der Stadt geht ununterbrochen fort vom Morgen bis zum Abend. In der Nacht hat man einen Ausfall der Pariser zurückgeschlagen, der sich gegen die bei Meudon stehenden Truppen vom 11. Armeekorps, gegen die Bayern in Clamart und gegen die Garde in Le Bourget gerichtet hat. Mehrere Telegramme abgelassen, dann einen dienstlichen Brief geschrieben an Metzler und, wie gewöhnlich, Zeitungen für den König und den Chef gelesen. Nach dem Frühstück, wo man hörte, daß der gestrige Ausfall stellenweise mit eiliger Flucht der Franzosen geendet hat, und daß die südlichen Forts unser Feuer beinahe gar nicht mehr beantworten, wieder einen Gang mit Wagener in den Park hinter dem Schlosse gemacht.

Beim Diner speiste Graf Lehndorff mit uns. Der Chef erzählte, daß Jules Favre an ihn geschrieben habe. Der wolle zur Konferenz nach London, behaupte, erst am 10. erfahren zu haben, daß ein Saufconduit für ihn bereit gehalten werde, und wolle mit einer unverheirateten, einer verheirateten Tochter, deren Mann, der einen spanischen Namen trage, und einem Sekretär heraus. „Am liebsten wäre ihm wohl ein Paß für den Herrn Minister mit Gefolge. Er fühlt sich paßbedürftig wie die Vagabunden.“ Er solle aber gar keinen Paß bekommen, sondern die Militärs sollen einfach angewiesen werden, ihn durchzulassen. Bucher werde ihm schreiben, daß er am klügsten thun würde, über Corbeil zu gehen, da er dort nicht nötig hätte, seinen Pariser Wagen zu verlassen, eine Strecke zu Fuße zu gehen und dann einen andern Wagen zu nehmen. Auch

wäre der beste Weg für ihn über Lagny nach Metz, nicht über Amiens. Wollte er nicht über Corbeil gehen, so möge ers sagen; man werde die Militärs dann anders anweisen. „Nach dem Wunsche, mit Familie zu reisen — setzte er hinzu —, sollte man fast meinen, er wolle sich salvieren."

Im weitern Verlaufe der Unterhaltung bemerkte der Minister: „Versailles ist eigentlich für den Geschäftsverkehr der ungeeignetste Ort, den man wählen konnte. Man hätte in Lagny oder Ferrières bleiben sollen. Aber ich weiß wohl, warum: manche Leute, die nichts zu thun haben, hätten sich da zu sehr gelangweilt." — „Die langweilen sich freilich auch hier und überall."

Er kam dann auf die deutschen Fürsten überhaupt zu reden und sagte: „Sie sind ursprünglich alle nur Grafen, also Reichsbeamte, gewesen. Die Zähringer allerdings sind ein altes Fürstengeschlecht — abgesehen von dem Blute, das dazwischen gekommen ist." — „Die österreichischen Fürsten- und Grafenfamilien sind nur durch Verleihung von konfiszierten Gütern reich und mächtig geworden, die Schwarzenbergs z. B. durch die Güter eines Herren mit sehr unappetitlich klingendem Namen — er hieß Smiersicki," was er darauf weiter ausführte. — „Die (Habsburger) waren dankbar für geleistete Dienste und beschenkten ihre Leute reichlich. Bei uns wars anders. Da machte man sie klein, da nahm man dem, der große Güter besaß, was er hatte, oder zwang ihn zu schlechtem Tausch."

Der Kanzler gedachte danach Manteuffels und äußerte: „Der sammelt jetzt, indem er Bill mitnimmt, feurige Kohlen auf mein Haupt. Wir hatten in den letzten Jahren schlecht miteinander gestanden. Eine der Ursachen war, daß er in Schleswig zu viel Geld ausgab. Er hielt dort förmlich Hof und gab große Diners zu vierzig und fünfzig Personen. Er verbrauchte damit monatlich über dreitausend und bis zu viertausend Thalern. Das ging während der Zeit bis zum Kriege; aber später, als ichs vor der Rechnungskammer vertreten sollte, ging es nicht mehr, und als ichs ihm dann sagen mußte, nahm ers übel."

Abends schrieb ich nach Angaben des Chefs einen Artikel über die Schwierigkeiten einer Verproviantierung von Paris, nachdem es sich ergeben haben wird, der in den Moniteur kommen sollte. „Wir

finden — so heißt es da — im Journal Officiel den folgenden Aufsatz in betreff der Verproviantierung von Paris: »Aus einer am 3. Januar von Bordeaux abgesandten Depesche ergiebt sich, daß die Regierung der nationalen Verteidigung im Hinblick auf die Wiederverproviantierung von Paris bedeutende Massen von Lebensmitteln zusammengebracht hat. Außer den in der Einrichtung begriffnen Märkten bestehen die jetzt schon gelieferten, nahe bei den Transportwegen außerhalb der Tragweite der feindlichen Operationen gesammelten und für das erste Signal zur Absendung bereitgestellten Lebensmittelmassen in folgendem: mehr als fünfzehntausend Stück Rindvieh, mehr als vierzigtausend Schafen, die durch die Fürsorge der Verwaltung an den Bahnhöfen der Schienenwege eingepfercht stehen, mehr als dreihunderttausend metrischen Zentnern Nahrungsstoffen aller Art, die in Magazinen aufgespeichert sind und dem Staate gehören. Diese Massen von Lebensmitteln sind lediglich zur Wiederverproviantierung von Paris zusammengebracht worden.«

„Wenn man diesen Versuch zur Wiederverproviantierung vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, so findet man, daß er ernsthaften Schwierigkeiten begegnen muß. Wenn die Behauptung des Journal Officiel, daß die Magazine außerhalb der Tragweite der deutschen Aktionssphäre seien, begründet ist, so muß man wenigstens eine Entfernung von dreißig Meilen annehmen. Nun aber ist der Zustand, in den die Franzosen selbst die auf Paris mündenden Eisenbahnen versetzt haben, derartig, daß es wenigstens mehrere Wochen bedürfte, um die Lebensmittelmassen, um die es sich handelt, nach Paris zu schaffen. Ebenso wenig aber darf man außer acht lassen, daß neben der hungerleidenden Bevölkerung von Paris die deutschen Armeen ein Recht darauf haben, ihre Lebensmittel durch die Eisenbahnen ergänzt zu sehen, und daß infolgedessen die deutschen Behörden bei dem besten Willen von der Welt nicht imstande sein werden, mehr als einen Teil des Eisenbahnmaterials auf die Wiederverproviantierung von Paris verwenden zu lassen. Hieraus folgt aber, daß die Pariser, wenn sie im Hinblick darauf, daß bei Ausgang der Sache ihnen beträchtliche Massen von Lebensmitteln erreichbar sein werden, mit der Übergabe der Stadt so lange warten wollen, bis der letzte Bissen Brot verzehrt ist, mit ihrer unrichtigen Würdigung der Sachlage eine verhängnisvolle Enttäuschung erleben

können. Möchte doch die Regierung der nationalen Verteidigung die Umstände in ernste Erwägung ziehen und über dem Prinzip des Widerstands bis aufs äußerste die schwere Verantwortlichkeit, die sie damit übernimmt, nicht außer acht lassen. Die Entfernung zwischen den in den Provinzen ausgehobnen Armeen, deren Herannahen mit so großer Ungeduld erwartet wird, und dem streng abgesperrten und eingeschlossenen Paris nimmt von Tage zu Tage zu, statt sich zu verkürzen. Lügenhafte Berichte sind nicht imstande, Paris zu retten. Die Berechnung, aus dem einfachen Grunde bis zum letzten Augenblicke warten zu können, weil weder die Provinz noch der Feind eine Stadt von dritthalb Millionen Einwohnern den Qualen des Hungers überlassen würden, könnte sich als falsch erweisen vor unerbittlichen Unmöglichkeiten, und der Moment der Kapitulation von Paris im allerletzten Augenblicke könnte, was Gott verhüte, zum Beginn eines wirklich großen Unglücks werden."

Sonntag, 15. Januar. Ziemlich helles und kaltes Wetter. Man hört weniger Schüsse als in den letzten Tagen. Der Chef hat diese Nacht schlecht geschlafen und Wollmann schon um vier Uhr wecken lassen, damit er wegen Favre nach London telegraphiere. Früh Depeschen gelesen. Andrassy, der Premierminister für Ungarn, hat gegen unsern Gesandten in Wien die Erklärung abgegeben, daß er nicht nur die in der Beustschen Depesche vom 26. Dezember v. J. über das neue Deutschland ausgesprochne Anschauung der Dinge teile, sondern diese Politik stets gewollt und empfohlen habe. Er habe „immer gesagt, man solle Deutschland die Hand bieten, Rußland die Faust zeigen." Die Reservation am Anfange des gedachten Aktenstückes hätte wegbleiben können, da die Neugestaltung Deutschlands den Prager Frieden nicht verletze. — Die Briefe, in denen die deutschen Fürsten den Vorschlägen des Königs von Bayern wegen Wiederherstellung der Kaiserwürde zustimmen, drücken ungefähr dieselben Gedanken aus. Nur Reuß älterer Linie hat sich bewogen gefunden, seine Einwilligung etwas anders zu motivieren. Der Kaisertitel wird von dieser Macht als „ein Schmuck und eine Bezeichnung der Bundesfeldherrnwürde und der Ausübung der Präsidialrechte" aufgefaßt, und es heißt hiernach wörtlich: „Ich thue dies (scil. stimme zu) in der gewissen Zuversicht, daß durch die Übertragung dieser Würde an Se. Majestät den König von Preußen

die gegenwärtigen neugeschaffnen Bundesverhältnisse nicht alteriert werden." — Oberregierungsrat Wagener hat die Antworten auf diese Zustimmungsschreiben verfaßt, desgleichen die demnächst zu veröffentlichende Proklamation wegen Kaiser und Reich an das deutsche Volk. Er macht, wie ich höre, zuweilen die Thronreden, indem er einen gewissen schwungvollen Ton hätte, der dem Chef gefiele. — Einen eigenhändigen Brief des Königs Wilhelm an den Kanzler gelesen. Inhalt: Am 10. Januar hat Prinz Luitpold sich bei unsrer Majestät eine Audienz erbeten, die ihm vor dem Diner gewährt worden ist, und bei der er sich eines Auftrags seines Königs entledigt hat, dahingehend, die bayrische Armee möge des in allen Verträgen mit den deutschen Staaten vorgeschriebnen Passus im Fahneneide, wo dem Bundesfeldherrn Gehorsam gelobt wird, entbunden, und die Verpflichtung zu diesem Gehorsam möge im Vertrage mit Bayern gestrichen werden. Motiviert hat der Prinz dies damit, daß er bemerkt, der Passus beschränke die Souveränität des Königs von Bayern, den Süddeutschen sei in dem jetzigen Kriege eine solche Verpflichtung nicht auferlegt, und Gehorsam und Treue verstünden sich für die bayrische Armee bei der künftigen Einheit Deutschlands von selbst. Beiläufig hat er noch geäußert, daß die Verstimmung in Bayern deshalb so groß sei, weil man Alternierung der Kaiserwürde zwischen Bayern und Preußen gehofft habe. Der König hat erwidert, bei diesem überraschenden Verlangen könne er nicht sofort antworten, er müsse sich erst die Verträge ansehen. Vorläufig könne er nur sagen, daß die Gewährung desselben in betreff des Fahneneides die andern Fürsten verletzen würde, und daß sie dann Gleiches verlangen könnten, was den Kitt des neuen Deutschland lockern würde. Besonders aber müsse es dem König von Bayern selbst schaden, da die Zugeständnisse an Bayern von der öffentlichen Meinung ohnehin übel aufgenommen worden seien. Über die Alternierung der Kaiserwürde habe er sich, schreibt König Wilhelm, gar nicht geäußert. — Der Chef hat an Werthern telegraphieren lassen, daß man auf Verlangen wegen des Passus im Fahneneide diesseits nicht eingehen könne.

Der Chef speist heute beim König. Unter uns wird bei Tische nichts der Aufzeichnung Wertes gesprochen. Nach dem Essen wieder Aus- und Eingänge studiert. Darunter ist ein Brief des Königs

Ludwig an den Kanzler, worin er diesem für seine Glückwünsche zum neuen Jahre dankt, sie erwidert und dann auf Grund der Bedeutung Bayerns und der tapfern Mitwirkung seines Heeres Anspruch auf Gebietserweiterungen erhebt — ob für Bayern, ist nach der Stellung der Sätze nicht völlig gewiß, aber sehr wahrscheinlich.

Bamberg, der wie alle Abende um Information für den Moniteur kommt, erklärt mir die Bedeutung des Buchsbaumzweiges an der Wand über meinem Bette: er ist am Palmsonntag in der Kirche geweiht worden und bleibt das ganze Jahr über an seiner Stelle. Wahrscheinlich spielt er als Schutzmittel gegen Krankheiten, böse Geister, Hexen u. dergl. eine Rolle im Volksaberglauben der Franzosen.

Um neun Uhr zum Chef gerufen: ich soll nach den Akten einen Artikel über unsre Stellung zu den amerikanischen Schiffen mit Kriegskontrebande machen. Leitpunkt ist dabei der 13. Artikel des Vertrags von 1799. Wir können solche Schiffe nicht kapern, sondern dürfen sie nur für die Dauer des Krieges anhalten oder uns die Kontrebande gegen Quittung aushändigen lassen und müssen in beiden Fällen billige Entschädigung leisten. Den Aufsatz sofort verfaßt und in den Briefkasten im Büreau gelegt.

16. Januar, Montag. Tauwetter, Himmel bedeckt, viel Wind von Südwesten her. Man kann wieder weit sehen, aber seit gestern nachmittag ist kein Schuß mehr zu hören. Stockt das Bombardement? Oder verweht der Wind den Schall der Schüsse?

Früh den Brief Trochus an Moltke gelesen, worin er sich darüber beklagt, daß unser Feuer im Süden von Paris Spitäler und andre Asyle getroffen habe, obwohl diese mit Fahnen als solche bezeichnet seien, meint, daß dies nicht Zufall sein könne, und auf die internationalen Verträge hinweist, nach denen diese Anstalten unverletzlich seien. Moltke hat sich entschieden gegen alle Absichtlichkeit verwahrt. Die Humanität, mit der wir den Krieg geführt hätten, „soweit der Charakter, der französischerseits demselben seit dem 4. September gegeben worden, es zugelassen habe," sichere gegen solchen Verdacht. Sobald klare Luft und kürzere Entfernungen unsrer Batterien von Paris es ermöglichten, die Genfer Fahnen auf den betreffenden Gebäuden zu erkennen, würden auch zufällige Beschädigungen vermieden werden können. — Später die Verfolgung Chanzys durch unsre Truppen

telegraphiert. — Treitschke schreibt mir und bittet mich, den Chef zu fragen, ob er sich bei seiner Schwerhörigkeit in den Reichstag wählen lassen solle. Lege den Brief dem Minister vor, und dieser sagt: „Ob er durch sein Übel zu sehr im Verkehr gehindert wird, muß er aus Erfahrung wissen. Dagegen wäre es mir außerordentlich erwünscht, wenn er gewählt würde. Schreiben Sie ihm das. Nur soll er nicht zu viel sprechen."[1] — Noch im Lauf des Vormittags ein Telegramm abgesandt, das die Einnahme des Lagers von Conlie und den erfolgreichen Widerstand meldet, den General von Werder südlich von Belfort der ungeheuern Übermacht von vier französischen Korps geleistet hat.[2]

Beim Diner sind Fürst Pleß und Maltzahn als Gäste zugegen. Man erfährt da, daß die Proklamation an das deutsche Volk übermorgen beim Ordensfeste, das im Spiegelsaale des hiesigen Schlosses stattfinden wird, verlesen werden soll. Der König wird in glänzender Versammlung dort zum Kaiser ausgerufen werden. Truppendeputationen mit Fahnen, die Generalität, der Bundeskanzler und eine Anzahl Fürstlichkeiten werden dabei sein. Man hört ferner, daß der Chef seine Meinung in betreff der Herauslassung Favres aus Paris geändert und ihm einen Brief geschrieben hat, der auf eine Ablehnung hinausläuft.

Der Kanzler bemerkt: „Favre kommt mir mit seinem Verlangen, nach London zur Konferenz gehen zu dürfen, wie die Kinder im Spiel Fuchs ins Loch vor. Die schlagen zu und machen dann, daß sie fortkommen, nach einem Ort, wo man ihnen nichts anhaben kann. Er muß die Suppe aber mit ausessen, die er eingebrockt hat. Das forderte seine Ehre, habe ich ihm geschrieben." — Es wäre möglich, daß diese Sinnesänderung durch einen in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung abgedruckten, von mir für ihn angestrichnen Artikel des Siècle, der Gambettas Ansichten vertritt, veranlaßt worden worden wäre, wo es hieß, die Durchlassung Favres nach London würde eine Anerkennung der jetzigen fran-

[1] Treitschke wurde für den Wahlkreis Kreuznach in den ersten deutschen Reichstag gewählt.

[2] 15., 16. und 17. Januar an der Lisaine. Das Lager von Conlie wurde am 14. Januar besetzt.

zösischen Regierung von unsrer Seite bedeuten.*) Der Artikel ging an den König und nach London.[1]

Im weitern Verlaufe des Tischgesprächs äußerte der Chef, er glaube, daß sich bei ihm das Podagra einstellen wolle. Er war übrigens nicht gut gelaunt. Als er eben die von uns eingenommenen Festungen aufzählte, redete ihm Holstein dazwischen. Er sah ihn mit seinen großen grauen Augen an und sagte trocken und schneidend: „Wenn jemand erzählt, muß man ihn nicht unterbrechen. Ich bin nun ganz herausgekommen. Was Sie bemerken wollten, konnten Sie hernach sagen."

Abends sah ich den Briefwechsel zwischen Favre und dem Kanzler.

Ich schalte hier eine Übersicht über diesen Vorgang mit Berücksichtigung später bekannt gewordner Aktenstücke ein.

* * *

Am 17. November erhielt Favre als Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch eine, Tours, den 11. November datierte, von Chaudordy abgesandte Depesche die Nachricht, daß aus Wien gemeldet worden, die russische Regierung erachte sich durch die Stipulationen des Vertrages von 1856 für nicht mehr gebunden. Favre antwortete sofort, indem er bis auf Eingang offizieller Benachrichtigung strenge Zurückhaltung empfahl, doch ohne zu versäumen, bei jeder Gelegenheit das Recht Frankreichs zu betonen, wonach dies zur Beratung der russischen Erklärung zugezogen werden müsse. Es wurden dann mündliche und schriftliche Verhandlungen über die Sache zwischen verschiednen Mächten und der Provisorischen Regierung gepflogen, bei denen man sich von französischer Seite bemühte, die Vertreter jener Mächte zur Anerkennung der Behauptung zu gewinnen, daß der Repräsentant Frankreichs „bei der Konferenz die Pflicht haben werde, dort eine Erörterung von ganz andrer Bedeutung (als die Diskussion der Verträge von 1856) zu eröffnen, in betreff deren man keine abschlägige Antwort erteilen

*) Diese Vermutung war unrichtig: Veranlassung zu der Sinnesänderung des Kanzlers war das Rundschreiben Favres vom 12. Januar. S. u.

[1] Vgl. G. u. E. II, 231/2.

könnte.“ Die Delegation von Tours teilte diese Meinung, glaubte indes, daß man die Einladung Europas zur Konferenz, wenn sie erginge, annehmen müsse, selbst wenn man vorher weder ein Versprechen noch einen Waffenstillstand erhalten hätte. Gambetta schrieb unterm 31. Dezember an Favre: „Sie müssen bereit sein, Paris zu verlassen, um sich zur Londoner Konferenz zu begeben, wenn, wie man behauptet, es England gelungen ist, einen Passierschein zu erhalten.“ Ehe diese Zeilen eintrafen, hatte Favre Chaudordy gemeldet, die Regierung habe den Beschluß gefaßt, daß Frankreich, „wenn man es auf regelmäßige Weise berufe,“ sich auf der Londoner Konferenz vertreten lassen werde, wofern seinem Pariser Vertreter von England, das mündlich dazu eingeladen sei, der erforderliche Passierschein verschafft werde. Dies wurde von dem englischen Kabinett angenommen, und Chaudordy setzte Favre durch eine Depesche, die am 8. Januar in Paris eintraf, davon in Kenntnis und unterrichtete ihn zugleich, daß er, Favre, von der Regierung zum Vertreter Frankreichs auf der Konferenz bestimmt worden sei. Diese Mitteilung wurde durch ein vom 29. Dezember datiertes und am 10. Januar in Paris eingetroffnes Schreiben des Lords Granville an Favre bestätigt, worin es hieß:

„Herr de Chaudordy hat Lord Lyons benachrichtigt, daß Ew. Exzellenz in Vorschlag gebracht worden ist, um Frankreich auf der Konferenz zu vertreten, und er hat zugleich gebeten, ich möge ihm einen Passierschein besorgen, der Ew. Exzellenz gestatte, die preußischen Linien zu durchschreiten. Ich ersuchte sofort den Grafen Bernstorff, diesen Passierschein zu verlangen und Ihnen durch einen als Parlamentär abzusendenden deutschen Offizier zustellen zu lassen. Herr von Bernstorff ließ mich gestern wissen, daß ein Passierschein Ew. Exzellenz zur Verfügung gestellt werden solle, sobald er durch einen von Paris nach dem deutschen Hauptquartier abgehenden Offizier verlangt werde. Er fügte hinzu, daß er von einem deutschen Offizier nicht überbracht werden könne, so lange dem Offizier, auf den als Träger einer Parlamentärfahne geschossen worden sei, keine Genugthuung gegeben worden sei. Ich bin von Herrn Tissot in Kenntnis gesetzt worden, daß viel Zeit vergehen würde, ehe diese Mitteilung Ihnen von der Delegation in Bordeaux übersandt werden könnte, und so habe ich dem Grafen

Bernstorff einen andern Weg angeraten, sie Ihnen zukommen zu lassen. — Ich hoffe, daß Ew. Exzellenz mir erlauben werden, diese Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen meine Befriedigung auszudrücken, zu Ihnen in persönliche Beziehung zu treten" u. s. w.

Favre sah in dieser Zuschrift eine Anerkennung der jetzigen französischen Regierung und eine Einladung, die er benutzen könne, um in London vor den Mächten das Wort in Frankreichs Angelegenheiten zu ergreifen. In dem Rundschreiben, das er am 12. Januar an die französischen Gesandten erließ, sagte er:

„Durch diese Depesche direkt aufgefordert, konnte die Regierung, ohne dem Rechte Frankreichs zu entsagen, die Einladung nicht zurückweisen, die sie in seinem Namen erhielt. Nun kann man ohne Zweifel dagegen geltend machen, daß die Stunde zu einer solchen Erörterung der Neutralisation des Schwarzen Meeres nicht glücklich gewählt ist. Aber gerade dadurch, daß in dieser Entscheidungsstunde, wo Frankreich allein für seine Ehre und Existenz kämpft, dieser offizielle Schritt der europäischen Mächte bei der französischen Republik gethan wird, erhält er einen ausnehmenden Ernst. Es ist ein verspäteter Anfang, Gerechtigkeit zu üben, eine Verpflichtung, von der man sich nicht mehr lossagen kann. Er heiligt mit der Autorität des Völkerrechts den Regierungswechsel und läßt auf der Szene, wo es sich um die Geschicke der Welt handelt, die trotz ihrer Wunden freie Nation erscheinen angesichts des Oberhauptes, das sie zum Untergange geführt hat, und der Prätendenten, die über sie verfügen wollen. Wer fühlt übrigens nicht, daß Frankreich, zugelassen zu den Vertretern Europas, das unbestreitbare Recht erhält, vor ihnen seine Stimme zu erheben? Wer wird es hindern können, wenn es sich auf die ewigen Regeln der Gerechtigkeit stützend, die Grundsätze verteidigen wird, die seine Unabhängigkeit und seine Würde sicher stellen? Es wird keinen davon aufgeben. Unser Programm bleibt unverändert dasselbe, und Europa, das den einladet, der es aufgestellt hat, weiß sehr wohl, daß er den Willen und die Pflicht hat, es aufrecht zu erhalten. Man durfte daher nicht zaudern, und die Regierung hätte einen schweren Fehler begangen, wenn sie die ihr gemachte Eröffnung zurückgewiesen hätte.

„Indem sie dies anerkannte, dachte sie doch, wie ich, daß der

Minister des Auswärtigen, wenn es sich nicht um höhere Interessen handelte, Paris während des Bombardements, das der Feind auf die Stadt richtet, nicht verlassen könnte. (Folgt eine lange sentimentale Klage über den Schaden, den die »Wut der Angreifer« absichtlich, »um Schrecken zu verbreiten«, durch ihre Bomben an Kirchen, in Lazaretten, Kinderstuben u. dergl. angerichtet habe. Dann heißt es weiter:) Unsre brave Pariser Bevölkerung fühlt mit der Gefahr ihren Mut steigen. Fest, gereizt, entschlossen, ist sie entrüstet und beugt sich nicht. Sie will mehr als je kämpfen und siegen, und wir wollen es mit ihr. Ich kann nicht daran denken, mich in dieser Krisis von ihr zu trennen. Vielleicht setzen unsre an Europa gerichteten Proteste wie die der in Paris anwesenden Mitglieder des diplomatischen Korps derselben bald ein Ziel. England wird begreifen, daß bis dahin mein Platz in der Mitte meiner Mitbürger ist."

Dies hatte Favre auch in der zwei Tage vorher gegebnen Beantwortung des Granvilleschen Schreibens ausgesprochen, aber nur in der ersten Hälfte, wo er sagte: „Ich schreibe mir nicht das Recht zu, meine Mitbürger in dem Augenblicke zu verlassen, wo sie das Opfer dieser Gewaltthat sind" (gegen „eine waffenlose Bevölkerung" hatte er in den Zeilen unmittelbar vorher aus einer starken Festung mit ungefähr zweimalhunderttausend Soldaten nnd Milizen geschrieben). Dann aber fuhr er fort: „Übrigens sind die Verbindungen zwischen Paris und London durch die Schuld des Kommandanten der Belagerungsarmee (wie naiv!) so langsam und ungewiß, daß ich ungeachtet meines guten Willens Ihrer Aufforderung nicht nach dem Wortlaut Ihrer Depesche entsprechen kann. Sie haben mich wissen lassen, daß die Konferenz am 3. Februar zusammentreten und sich dann wahrscheinlich für eine Woche vertagen wird. Am 10. Januar abends benachrichtigt, würde ich nicht zur rechten Zeit von Ihrer Einladung Gebrauch machen können. Außerdem hat Herr von Bismarck, als er mir sie übersandte, keinen Passierschein hinzugefügt, der doch unumgänglich notwendig ist. Er verlangt, daß ein französischer Offizier sich ins Hauptquartier begebe, um ihn abzuholen, indem er sich auf eine Reklamation stützt, die er bei Gelegenheit eines Vorfalls, über den sich ein Parlamentär am 23. Dezember zu beklagen gehabt habe,

an den Gouverneur von Paris gerichtet hat, und Herr von Bismarck fügt hinzu, daß der preußische Oberkommandant, bis Genugthuung gewährt sei, jede Mitteilung durch Parlamentäre verboten habe. Ich untersuche nicht, ob ein solcher den Kriegsgesetzen zuwiderlaufender Beschluß nicht die unbedingte Verneinung der höhern Rechte ist, die die Notwendigkeit und die Menschlichkeit immer zu Gunsten der Kriegführung aufrecht erhalten haben. Ich begnüge mich, Ew. Exzellenz zu bemerken, daß der Gouverneur von Paris sich beeilt hat, eine Untersuchung über die vom Grafen von Bismarck bezeichnete Angelegenheit zu befehlen, und daß er, indem er dies ankündigte, viel zahlreichere Fälle zu seiner Kenntnis gebracht hat, die den preußischen Schildwachen zur Last gelegt worden sind, auf die er sich aber nie gestützt hat, um den Austausch der gewöhnlichen Mitteilungen zu unterbrechen. Der Herr Graf von Bismarck scheint, wenigstens teilweise, die Richtigkeit dieser Bemerkungen zugegeben zu haben, weil er heute den Gesandten der Vereinigten Staaten beauftragt hat, mich wissen zu lassen, daß er heute unter dem Vorbehalt gegenseitiger Untersuchungen die Verbindungen durch Parlamentäre wieder herstelle. Es liegt also keine Notwendigkeit vor, daß sich ein französischer Offizier in das preußische Hauptquartier begebe, und ich werde mich mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Verbindung setzen, um den Passierschein zu erhalten, den Sie für mich ausgewirkt haben. Sobald ich diesen in den Händen haben werde, und die Lage von Paris es mir gestattet, werde ich den Weg nach London nehmen, im voraus sicher, nicht vergeblich im Namen meiner Regierung das Prinzip des Rechtes und der Moral anzurufen, dem Achtung zu verschaffen Europa ein so großes Interesse hat."

Soweit Herr Favre. Die Lage von Paris hatte sich nicht verändert, die an Europa gerichteten Proteste hatten der Krisis noch kein Ziel gesetzt, dies auch noch nicht gekonnt, als Favre am 13. Januar, drei Tage also nach seinem Schreiben an Granville und am Tage nach Erlaß seines Rundschreibens an die Vertreter Frankreichs im Auslande folgende Depesche an den deutschen Bundeskanzler abgehen ließ:

„Herr Graf! Lord Granville benachrichtigt mich durch seine Depesche vom 29. Dezember v. J., die ich am 10. Januar abends

erhielt, daß Ew. Exzellenz auf das Ersuchen des englischen Kabinetts einen Passierschein zu meiner Verfügung halten, der für den Bevollmächtigten Frankreichs zur Londoner Konferenz notwendig ist, um die preußischen Linien passieren zu können. Da ich in dieser Eigenschaft designiert bin, beehre ich mich, von Ew. Exzellenz die Zusendung dieses Passierscheins in meinem Namen in möglichst kurzer Frist zu beanspruchen."

Ich teile dies alles lediglich in der Absicht mit, um den großen Unterschied zwischen dem Charakter und der Befähigung Favres und dem Wesen Bismarcks zu zeigen. Man vergleiche mit den oben in ausführlichen Auszügen gegebnen Schriftstücken des Franzosen die folgende Äußerung des Kanzlers. Dort Unentschlossenheit, Zweideutigkeit, Pose, Phrase, zuletzt das Gegenteil von dem, was mit Emphase wenige Zeilen vorher und in andern Dokumenten ebenso emphatisch ausgesprochen worden ist. Hier dagegen spricht ein Mann, sicher, einfach, natürlich und rein sachgemäß. Der Kanzler antwortete Favre am 16. Januar (ich lasse die Eingangsworte weg) folgendermaßen:[1]

„Ew. Exzellenz nehmen an, daß auf den Antrag der königlich großbritannischen Regierung ein Geleitschein für Sie bei mir bereit liege, zum Zwecke Ihrer Teilnahme an der Londoner Konferenz. Diese Annahme ist indessen nicht zutreffend. Ich würde auf eine amtliche Verhandlung nicht haben eingehen können, der die Voraussetzung zu Grunde gelegen hätte, daß die Regierung der nationalen Verteidigung völkerrechtlich in der Lage sei, im Namen Frankreichs zu handeln, so lange sie nicht mindestens von der französischen Nation selbst anerkannt ist.

„Ich vermute, daß die Befehlshaber unsrer Vorposten Ew. ꝛc. die Ermächtigung erteilt haben würden, die deutschen Linien zu passieren, wenn Ew. ꝛc. sie bei dem Kommando des Belagerungsheeres nachgesucht hätten. Dieses würde nicht den Beruf gehabt haben, Ew. ꝛc. politische Stellung und den Zweck Ihrer Reise in Berücksichtigung zu ziehen, und die von den militärischen Führern gewährte Ermächtigung, unsre Linien zu passieren, die von ihrem

[1] Der Brief hat Abeken viel Arbeit gemacht, weil er mehrmals umgeschrieben werden mußte, S. 492.

an den Gouverneur von Paris gerichtet hat, und Herr von Bismarck fügt hinzu, daß der preußische Oberkommandant, bis Genugthuung gewährt sei, jede Mitteilung durch Parlamentäre verboten habe. Ich untersuche nicht, ob ein solcher den Kriegsgesetzen zuwiderlaufender Beschluß nicht die unbedingte Verneinung der höhern Rechte ist, die die Notwendigkeit und die Menschlichkeit immer zu Gunsten der Kriegführung aufrecht erhalten haben. Ich begnüge mich, Ew. Exzellenz zu bemerken, daß der Gouverneur von Paris sich beeilt hat, eine Untersuchung über die vom Grafen von Bismarck bezeichnete Angelegenheit zu befehlen, und daß er, indem er dies ankündigte, viel zahlreichere Fälle zu seiner Kenntnis gebracht hat, die den preußischen Schildwachen zur Last gelegt worden sind, auf die er sich aber nie gestützt hat, um den Austausch der gewöhnlichen Mitteilungen zu unterbrechen. Der Herr Graf von Bismarck scheint, wenigstens teilweise, die Richtigkeit dieser Bemerkungen zugegeben zu haben, weil er heute den Gesandten der Vereinigten Staaten beauftragt hat, mich wissen zu lassen, daß er heute unter dem Vorbehalt gegenseitiger Untersuchungen die Verbindungen durch Parlamentäre wieder herstelle. Es liegt also keine Notwendigkeit vor, daß sich ein französischer Offizier in das preußische Hauptquartier begebe, und ich werde mich mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Verbindung setzen, um den Passierschein zu erhalten, den Sie für mich ausgewirkt haben. Sobald ich diesen in den Händen haben werde, und die Lage von Paris es mir gestattet, werde ich den Weg nach London nehmen, im voraus sicher, nicht vergeblich im Namen meiner Regierung das Prinzip des Rechtes und der Moral anzurufen, dem Achtung zu verschaffen Europa ein so großes Interesse hat."

Soweit Herr Favre. Die Lage von Paris hatte sich nicht verändert, die an Europa gerichteten Proteste hatten der Krisis noch kein Ziel gesetzt, dies auch noch nicht gekonnt, als Favre am 13. Januar, drei Tage also nach seinem Schreiben an Granville und am Tage nach Erlaß seines Rundschreibens an die Vertreter Frankreichs im Auslande folgende Depesche an den deutschen Bundeskanzler abgehen ließ:

„Herr Graf! Lord Granville benachrichtigt mich durch seine Depesche vom 29. Dezember v. J., die ich am 10. Januar abends

erhielt, daß Ew. Exzellenz auf das Ersuchen des englischen Kabinetts einen Passierschein zu meiner Verfügung halten, der für den Bevollmächtigten Frankreichs zur Londoner Konferenz notwendig ist, um die preußischen Linien passieren zu können. Da ich in dieser Eigenschaft designiert bin, beehre ich mich, von Ew. Exzellenz die Zusendung dieses Passierscheins in meinem Namen in möglichst kurzer Frist zu beanspruchen."

Ich teile dies alles lediglich in der Absicht mit, um den großen Unterschied zwischen dem Charakter und der Befähigung Favres und dem Wesen Bismarcks zu zeigen. Man vergleiche mit den oben in ausführlichen Auszügen gegebnen Schriftstücken des Franzosen die folgende Äußerung des Kanzlers. Dort Unentschlossenheit, Zweideutigkeit, Pose, Phrase, zuletzt das Gegenteil von dem, was mit Emphase wenige Zeilen vorher und in andern Dokumenten ebenso emphatisch ausgesprochen worden ist. Hier dagegen spricht ein Mann, sicher, einfach, natürlich und rein sachgemäß. Der Kanzler antwortete Favre am 16. Januar (ich lasse die Eingangsworte weg) folgendermaßen:[1]

„Ew. Exzellenz nehmen an, daß auf den Antrag der königlich großbritannischen Regierung ein Geleitschein für Sie bei mir bereit liege, zum Zwecke Ihrer Teilnahme an der Londoner Konferenz. Diese Annahme ist indessen nicht zutreffend. Ich würde auf eine amtliche Verhandlung nicht haben eingehen können, der die Voraussetzung zu Grunde gelegen hätte, daß die Regierung der nationalen Verteidigung völkerrechtlich in der Lage sei, im Namen Frankreichs zu handeln, so lange sie nicht mindestens von der französischen Nation selbst anerkannt ist.

„Ich vermute, daß die Befehlshaber unsrer Vorposten Ew. ꝛc. die Ermächtigung erteilt haben würden, die deutschen Linien zu passieren, wenn Ew. ꝛc. sie bei dem Kommando des Belagerungsheeres nachgesucht hätten. Dieses würde nicht den Beruf gehabt haben, Ew. ꝛc. politische Stellung und den Zweck Ihrer Reise in Berücksichtigung zu ziehen, und die von den militärischen Führern gewährte Ermächtigung, unsre Linien zu passieren, die von ihrem

[1] Der Brief hat Abeken viel Arbeit gemacht, weil er mehrmals umgeschrieben werden mußte, S. 492.

Standpunkte kein Bedenken gefunden hätte, würde dem Botschafter Seiner Majestät des Königs in London freie Hand gelassen haben, um in betreff der Frage, ob nach dem Völkerrecht Ew. ꝛc. Erklärungen als Erklärungen Frankreichs anzusehen wären, seine Stellung zu nehmen und seinerseits Formen zu finden, die jedes Präjudiz verhütet hätten. Diesen Weg haben Ew. ꝛc. durch ein an mich unter amtlicher Angabe des Zwecks Ihrer Reise gerichtetes amtliches Gesuch um einen Geleitschein behufs der Vertretung Frankreichs auf der Konferenz durch Ew. ꝛc. abgeschnitten. Die oben angegebnen politischen Erwägungen, zu deren Unterstützung ich mich auf die Erklärung beziehe, die Ew. ꝛc. veröffentlicht haben, verbieten mir, Ihrem Wunsche nach Übersendung eines solchen Dokuments zu entsprechen.

„Indem ich Ihnen dies mitteile, kann ich Ihnen nur überlassen, für sich und Ihre Regierung zu erwägen, ob sich ein andrer Weg finden läßt, auf dem die angeführten Bedenken zu beseitigen sind, und jedes aus Ihrer Anwesenheit in London fließende Präjudiz vermieden werden kann.

„Aber auch wenn ein solcher Weg gefunden werden sollte, erlaube ich mir doch die Frage, ob es ratsam ist, daß Ew. ꝛc. Paris und Ihren Posten als Mitglied der dortigen Regierung jetzt verlassen, um persönlich an einer Konferenz über das Schwarze Meer teilzunehmen, in einem Augenblicke, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, die für Frankreich und Deutschland wichtiger sind als der Artikel XI des Vertrags von 1856. Auch würden Ew. ꝛc. in Paris die diplomatischen Agenten und die Angehörigen der neutralen Staaten zurücklassen, die dort geblieben oder vielmehr zurückgehalten worden sind, nachdem sie längst die Erlaubnis zum Passieren der deutschen Linien erhalten haben, und die daher um so mehr auf den Schutz und die Fürsorge Ew. ꝛc. als des Ministers der faktischen Regierung für die auswärtigen Angelegenheiten angewiesen sind.

„Ich kann daher kaum annehmen, daß Ew. ꝛc. in der kritischen Lage, an deren Herbeiführung Sie einen so wesentlichen Anteil hatten, sich der Möglichkeit werden berauben wollen, zu einer Lösung mitzuwirken, wofür die Verantwortlichkeit auch Sie trifft."

* * *

Ich laſſe jetzt das Tagebuch weiter ſprechen.

17. Januar, Dienstag. Laues Wetter und viel Wind. Man hört nicht ſchießen. Das Bombardement iſt indes geſtern in befriedigender Weiſe und mit geringen Verluſten auf deutſcher Seite fortgeſetzt worden, was ich auf Befehl des Chefs telegraphiere, indem ich zugleich melde, daß der Verluſt der Franzoſen in den ſechstägigen Kämpfen bei Le Mans weit bedeutender geweſen iſt, als angenommen worden war. In unſern Händen ſind dort 19 Geſchütze und 22000 unverwundete Gefangne.

Bei Tiſche hatten wir zu Gäſten den ſächſiſchen Finanzrat Noſtitz-Wallwitz, der hier bei der Verwaltung angeſtellt werden ſoll,[1] und einen Herrn Winter oder von Winter, der zum Präfekten in Chartres beſtimmt iſt. Der Chef bemerkte, nachdem jemand das Geſpräch auf die zukünftigen Operationen des Krieges gebracht hatte: „Ich denke mir, wenn wir Paris mit Gottes Hilfe haben, da beſetzen wir es nicht mit unſern Truppen. Den Dienſt mag die Nationalgarde darin verſehen. Auch ein franzöſiſcher Kommandant. Wir beſetzen bloß die Forts und die Enceinte. Hinein wird jeder gelaſſen, aber niemand heraus. — Ein großes Gefängnis alſo, bis ſie wegen des Friedens klein beigeben.“

Dann ſprach er mit Noſtitz über die Generalräte und äußerte, man müſſe mit deren Mitgliedern Fühlung zu gewinnen ſuchen. Es wäre hier ein gutes Feld zu weitern politiſchen Operationen. „Was die militäriſche Seite der Sache angeht — ſo fuhr er fort —, da bin ich dafür, daß wir uns mehr konzentrieren, nicht über einen gewiſſen Strich gehen, den aber ſo in die Hand nehmen, daß die Behörden ordentlich verwalten, namentlich die Steuern eintreiben können.“ — „Das Militär will immer weiter, die haben eine zentrifugale Operationskarte, ich eine zentripetale. Es fragt ſich, ob wir Orleans halten können, und ob wir nicht ſogar beſſer thun, auch Rouen und Amiens aufzugeben. Im Südoſten — da weiß ich nicht — die wollen bis Dijon.“ — „Und wenn wir in unſerm Kreiſe nicht alles mit Garniſonen verſehen können, ſo ſchicken wir

---

[1] Oswald von N.-W. Zivilkommiſſar neben von Fabrice im Generalgouvernement Verſailles, dann Mitglied des Bundesrats, 1876—85 ſächſiſcher Geſandter in Berlin. Poſchinger, Bismarck und der Bundesrat II, 141 ff.

von Zeit zu Zeit fliegende Kolonnen nach solchen Orten, die sich recalcitrant benehmen, erschießen, hängen und sengen. Wenn das ein paar mal geschehen ist, werden sie schon Vernunft annehmen."

Winter meinte, schon das bloße Erscheinen von Exekutionskommandos in solchen Orten würde dazu wohl genügen.

Chef: „Na, ich weiß nicht, ein mäßiges Hängen wirkt doch wohl noch besser, und wenn ein paar Granaten hineingeschickt werden und ein paar Häuser abbrennen. — Da erinnere ich mich an den Bayern, der zu dem preußischen Artillerieoffizier sagte: »Was meinens, Herr Kamerad, soll mer das Dörfle do anzünde oder bloß moderiert verwüschte?«" Die Antwort weiß ich nicht.

Er erzählte dann, daß er in Bremen viele Leute habe, die ihm wohl wollten. „So haben sie mir da — sagte er — neulich eine Partie vortrefflicher Cigarren gestiftet, sehr schwer, aber sie werden von allen Kennern gelobt. Undankbarerweise habe ich den Namen der Gesellschaft vergessen." Bucher nannte sie — wenn ich mich recht entsinne — die „Jakobi-Brüderschaft." „Und jetzt übersenden sie mir wieder ein schönes Eisbärenfell. Das ist zu gut für die Kampagne. Ich werde es nach Hause schicken."

Das brachte ihn auf die Bemerkung, daß er von Petersburg aus gern einmal auf die Eisbärenjagd gegangen wäre, die Dwina hinab nach Archangel, aber seine Frau habe ihn nicht fortgelassen, auch hätte er dazu mindestens sechs Wochen Urlaub haben müssen. Dort oben in den Wäldern gebe es noch unglaublich viel Wild, besonders Birk- und Auerhähne, die von den Finnen, die mit Teschings ohne Pfropf und schlechtem Pulver schössen, zu Tausenden erlegt würden. „So ein Auerhahn dort läßt sich — ich will nicht sagen mit der Hand fangen, aber mit dem Stocke totschlagen," fügte er hinzu. „In Petersburg kommen sie in Massen auf den Markt. Überhaupt ists in Rußland für einen Jäger gar nicht übel. Und mit der Kälte ists auch nicht so schlimm; denn jeder ist an den Kampf mit ihr gewöhnt, alle Häuser sind gehörig geheizt, selbst die Treppen und das Vorhaus — sogar die Reitbahnen —, und keinem Menschen fällt es ein, mit dem Cylinder im Winter Visite zu machen, sondern man kommt mit Pelz und Pelzmütze."

Ich weiß nicht mehr, auf welchem Wege, kam er dann nochmals auf seinen gestrigen Brief an Favre zu reden und sagte: „Ich

habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, das ginge doch nicht, und ich könnte nicht glauben, daß er, der die Sache am 4. September mit veranlaßt habe, nicht auch die Entwicklung mit abwarten wollte. Ich habe den Brief übrigens französisch geschrieben, erstens, weil ich ihn nicht als amtlich betrachte, sondern als Privatkorrespondenz, dann aber, damit sie ihn von den französischen Linien an bis zu ihm lesen können."

Nostitz fragte, wie es überhaupt mit der diplomatischen Korrespondenz gehalten würde.

Chef: „Deutsch. Früher wars Französisch. Ich habe es aber eingeführt. Doch nur mit solchen Kabinetten, deren Sprache bei uns verstanden wird. England, Italien, auch Spanien — das kann man zur Not auch lesen. Mit Rußland nicht; denn da bin ich wohl der Einzige im Auswärtigen Amte, der es versteht. Holland, Dänemark und Schweden auch nicht; diese Sprachen lernt man doch in der Regel nicht. Die schreiben französisch, und denen wird auch französisch geantwortet." — „Der König hat übrigens befohlen, daß die Militärs mit den Franzosen nur deutsch verkehren; mögen sies lernen, wir haben ihre Sprache auch lernen müssen." — „Mit Thiers (er meinte Favre) habe ich in Ferrières französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, dies geschähe nur, weil ich nicht amtlich mit ihm verhandelte. Er lachte darüber. Ich sagte ihm aber, das werden Sie schon beim Friedensschluß sehen, daß wir deutsch reden."

Beim Thee wurde von Holstein berichtet, daß das Bombardement im Süden schwiege, weil Blumenthal, der immer dagegen gewesen sein sollte, seinen Willen durchgesetzt habe. Man hoffe indes, daß der Kronprinz von Sachsen im Norden tüchtig vorgehen und schießen werde, und man wolle dies unserm Kronprinzen sagen und ihn fragen: Wie nun, wenn es hieße, der Sachse hat Paris zur Kapitulation gezwungen?

„Wenn Sie das nicht ganz sicher wissen, aus völlig zuverlässiger Quelle — versetzte Wagener —, so lassen Sie das den oben ja nicht hören. Ich stehe nicht dafür, daß der dann nicht morgen schon fortgeht. Der ist ein unberechenbarer Vulkan, und hierin versteht er keinen Spaß." Holstein scheint aber nicht gut unterrichtet zu sein. Wenigstens erklärte Graf Dönhoff, der hinzu-

gekommen war, unsre Belagerungsgeschütze seien auch im Süden von Paris nicht unthätig, man höre nur wegen des Südwestwindes ihre Schüsse nicht, auch werde allerdings nicht so viel geschossen als die Tage vorher. Übrigens werde morgen vermutlich von Saint Denis her ein Feuer auf die Stadt eröffnet werden, das die Pariser in den nördlichen Quartieren sehr überraschen werde.

Abends aus dem Moniteur ersehen, daß in der letzten Zeit wieder achtundzwanzig französische Offiziere, darunter ein Bataillonschef und sieben Hauptleute, unter Bruch ihres Ehrenworts aus der Gefangenschaft entwichen sind. Im ganzen haben sich jetzt allein aus den Orten des Norddeutschen Bundes hundertundacht solche Ehrenmänner davon gemacht. Einige, darunter der Leutnant Marchesau, der sich in Weiberkleidern aus Altona fortgeschlichen hat, sind aber dabei wieder eingefangen worden, und den Obersten Saussier, der sich aus Graudenz über die russische Grenze geflüchtet hat, haben die dortigen Behörden verhaftet und nach Thorn ausgeliefert.

18. Januar, Mittwoch. Himmel bewölkt, Luft klar, weite Aussicht, laue Temperatur, etwas Wind. Früh Eingänge und Zeitungen gelesen. Wollmann sagt mir, daß eine Ordre eingegangen ist, durch die unser Chef zum Generalleutnant befördert wird. Es scheint, daß der Minister heute stark verstimmt und ungewöhnlich reizbar ist.[1]

Hatzfeldt und Bohlen haben heute das Kreuz bekommen. Den andern steht es wohl auch bevor, und die Sehnsucht danach scheint bei einigen sehr groß zu sein. Wie viel auch niedre Beamte darauf geben, und wie nützlich infolge dessen die Gewohnheit, zu dekorieren, für den Staat ist, zeigte diesen Morgen unser braver Theiß, als er zu mir äußerte: „Weiß Gott, Herr Doktor, ich gäbe gleich meine ganzen Diäten drum, wenn ich das Eiserne Kreuz auch kriegte. Sie können mirs glauben.“ Ich glaubte ihm das auch, obwohl es mir schwer begreiflich war; denn die Diäten, auf die er Anspruch hat,

---

[1] Er hatte am Tage vorher beim König eine gereizte Erörterung über die Form des Kaisertitels gehabt. G. u. E. II, 120 f., vgl. Abeken 483. Über diese Sitzung ausführlich als Teilnehmer der Kronprinz in seinem Tagebuche vom 17. Januar.

betragen etwa anderthalbmal so viel als seine gewöhnliche Jahreseinnahme.

Zwischen zwölf und halb zwei Uhr im Großen Saal (der galerie des glaces) des Schlosses Ordensfest und Proklamierung des Deutschen Reichs und Kaisers unter militärischem Gepränge. Soll ein sehr stattliches und feierliches Schauspiel gewesen sein.[1] Ich machte inzwischen mit Wollmann einen weiten Spaziergang, und als wir bei der Rückkehr vom Gitter der Avenue de Saint Cloud die Allee hinauf und durch die Rue de Saint Pierre gingen, hörten wir vom Place d'Armes her das Rollen lauter Hurras. Sie galten dem Könige, der von der Zeremonie nach Hause fuhr — ich wollte sagen: dem Kaiser.

Bei Tische fehlte der Chef, der beim Kaiser zum Diner war. Abends wurde ich zweimal zu ihm gerufen, um Aufträge zu erhalten. Er sprach dabei mit ungewöhnlich schwacher Stimme und sah ermüdet und abgespannt aus.

Der Minister hat von einer Anzahl in Paris zurückgebliebner Diplomaten, für die Kern, der Gesandte der Schweiz, das Wort führt, ein Schreiben erhalten, worin an ihn das Verlangen gestellt wird, dahin zu wirken, daß Maßregeln getroffen werden, die den Schutzbefohlnen der Unterzeichner ermöglichen, sich vor dem Bombardement durch Entfernung aus der Stadt zu retten. Dabei wird unsre Berechtigung zur Beschießung von Paris bezweifelt und angedeutet, daß wir absichtlich auf Gebäude schössen, die zu schonen seien. Darauf ist zu erwidern, daß der neutrale Teil der in Paris Wohnenden von uns durch ihre Gesandtschaften wiederholt (schon gegen das Ende des September, dann mehrmals im Oktober) auf die Nachteile aufmerksam gemacht worden ist, die der Stadt aus

---

[1] Lebendig als Augenzeugen schildern die Feier: Abeken 483 ff., Rogge, der die geistliche Ansprache hielt, Bei der Garde 119 ff., Verdy 274 (nur war Roon nicht dabei, wie er angiebt, s. Denkwürdigkeiten III[4], 286), der Kronprinz in seinem Tagebuch vom 18. Januar, sehr nüchtern Wilmowski 83; über das Arrangement Schneider III, 152 ff. Vgl. G. u. E. II, 121/22 und den merkwürdigen Brief des Kaisers an seine Gemahlin vom 18. Januar, besonders über seine „morose Emotion in diesen letzten Tagen," bei Oncken 218 ff. — Das ganze Material über die Feier jetzt bei Töche-Mittler, Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871.

einem fortgesetzten Widerstande erwachsen müßten. Ferner haben wir monatelang jeden Neutralen, der sich als solcher legitimieren konnte und sich zu entfernen wünschte, ohne Schwierigkeiten unsre Linien passieren lassen; jetzt können wir dies aus militärischen Gründen nur den Mitgliedern des diplomatischen Korps gestatten. Wenn die Erlaubnis, sich und seinen beweglichen Besitz in Sicherheit zu bringen, von einer Anzahl Neutraler bisher nicht benutzt worden ist, so ist das nicht unsre Schuld, sie haben entweder nicht gewollt oder vor den Pariser Machthabern nicht gedurft. Wenn wir Paris bombardieren, so sind wir dazu völkerrechtlich vollkommen berechtigt; denn Paris ist eine Festung, es ist die Hauptfestung Frankreichs, es ist ein verschanztes Lager für ein großes Heer, das von hier aus Offensivstöße gegen uns führt und nachher hier Deckung findet. Unsern Generalen kann infolge dessen nicht angesonnen werden, diesen Stützpunkt des Gegners unangefaßt zu lassen oder ihn mit Sammethandschuhen anzufassen. Übrigens ist unser Zweck bei der Beschießung nicht die Zerstörung der Stadt, sondern ihre Bezwingung als Festung. Macht unser Feuer den Aufenthalt in Paris unbequem und gefährlich, so hätten die, die das an sich gewahr werden, nicht in eine befestigte Stadt ziehen oder nicht darin bleiben sollen, und so mögen sie ihre Klagen statt an uns an die richten, die Paris in eine Festung verwandelt haben und sich seiner Festungswerke jetzt gegen uns als Kriegsmittel bedienen. Endlich schießt unsre Artillerie nicht mit Absicht auf Privathäuser und Wohlthätigkeitsanstalten wie Spitäler u. a., und das sollte sich nach der Sorgfalt, mit der wir die Genfer Verträge beobachtet haben, von selbst verstehen. Nur zufällig sind bei der großen Entfernung, aus der wir schießen, Häuser oder Personen, die nichts mit der Kriegführung zu thun haben, getroffen worden. Es kann aber nicht gestattet werden, daß Paris, von wo aus man uns mit Krieg überfiel, und wo der Krieg jetzt hauptsächlich hinausgezogen wird, solche Fälle vorschiebe, um eine energische Beschießung, die es unhaltbar macht, zu verbitten. — Artikel in diesem Sinne gemacht.[1]

[1] In diesem Sinne lehnte der Kanzler die Vorstellung Kerns am 17. Januar ab, s. Bismarck-Regesten I, 412.

19. Januar, Donnerstag. Trübes Wetter. Die Post bleibt aus, und auf Nachfrage erfährt man, daß bei Vitry la Ville, einem in der Nähe von Chalons gelegnen Orte, die Eisenbahn zerstört worden ist. Von zehn Uhr vormittags an hören wir wieder eine ziemlich stramme Kanonade, in die sich zuletzt auch Feldgeschütze mischen. Ich mache zwei Artikel über den sentimentalen Bericht des Journal des Debats, wonach sich unsre Granaten nur Ambulanzen, Mütter mit Töchtern, kranke Damen und Wiegen mit Wickelkindern zum Zielpunkt genommen hätten — die grausamen Granaten!

Das heutige Schießen rührt, wie Keudell beim Frühstück erzählt, von einem neuen großen Ausfalle her, den die Pariser mit vierundzwanzig Bataillonen und zahlreichen Kanonen auf unsre Stellungen zwischen La Celle und Saint Cloud unternommen haben.

Gegen zwei Uhr, wo man deutlich das Geknarr und Gerassel von Mitrailleusen vernimmt, die französischen Geschütze also in der Luftlinie höchstens noch eine halbe Meile von Versailles entfernt sind, setzt sich der Chef zu Pferde, um nach dem Aquädukt von Marly zu reiten, wohin sich auch der König und der Kronprinz begeben haben sollen. Ich fahre mit Wollmann ebenfalls dahin. Auf dem Wege begegnet uns in Roquencourt ein zurückkehrender Musketier, der auf unsre Frage nach dem Gange der Dinge wissen will, es stünde schlecht für uns, der Feind wäre schon im Walde auf den Hügeln hinter La Celle. Wir können das nicht glauben, weil in diesem Falle hier mehr Leben sei, und wir das Schießen hier deutlicher hören würden. Ein Stück weiter begegnet uns der Kronprinz, der nach Versailles zurückkehrt. Es muß also keine Gefahr mehr sein. Auf der Höhe von Marly an der schnurgeraden Chaussee, die hier nach Norden führt, läßt man uns nicht weiter. Wir warten eine Weile bei schneidendem Winde und unter einer Wolke, die ein dichtes Gestöber von Schneeflocken entsendet, unter den hier aufgestellten langbärtigen Enakskindern der Gardelandwehr. Der König und der Kanzler sollen sich auf dem Aquädukt befinden. Als die Wolke vorübergezogen ist, sehen wir deutlich den Mont Valérien drei Schüsse nacheinander abgeben und die Schanze unter seinen Wällen achtmal feuern. Auch in unsern Batterien im Westen jenseits der Seine blitzt es dann und wann auf, und in einem der

Dörfer des Flußthales scheint ein Haus zu brennen. Als das Feuern aufhören will, kehren wir um.[1]

In Versailles muß die Sache inzwischen Bedenken erregt haben; denn als wir durch die Stadt gehen, sehen wir, daß Bayern eingerückt sind, die man sonst hier nur einzeln zu sehen bekommt. Sie stehen auf der Place d'Armes und der Avenue de Paris in dichten Massen, sagt man uns. Die Franzosen aber lagern, wohl sechzigtausend Mann stark, heißt es, unterm Mont Valérien und auf den Feldern östlich von da. Sie sollen die Montretoutschanze genommen haben, und ebenso befänden sich das Dorf Garches, nicht viel weiter als drei Viertelstunden von hier, und der westliche Teil von Saint Cloud in ihren Händen. Man hätte zu befürchten, daß sie morgen weiter vordringen und uns zur Räumung von Versailles nötigen könnten. Wohl nicht richtig, wenigstens übertrieben.

Die Gespräche bei Tische schienen diese Vermutung zu bestätigen. Man redete kaum noch, als ob noch Gefahr vorhanden wäre. Wir hatten den Geheimrat von Löper zum Gaste, Unterstaatssekretär im Hausministerium.[2] Zuerst war davon die Rede, daß die Gefahr, die unsern Verbindungen mit Deutschland vom Südosten her drohte, verschwunden ist, indem General Bourbaki, der Werder drei Tage lang hart bedrängt hat, ohne ihn werfen zu können, (vermutlich auf die Nachricht vom Heranrücken Manteuffels) den Versuch, Belfort zu entsetzen, aufgegeben hat und in vollem Rückzuge begriffen ist. Der Chef gedachte dann eines Berichts, wonach die Steuern bei verschiednen Gemeinden in den von uns besetzten Teilen Frankreichs nicht eingehen wollten, und sagte, es sei schwer, ja unmöglich, überall Garnisonen hinzulegen, die die Bevölkerung zur Entrichtung der Steuer nötigten. Dann fuhr er fort: „Das ist aber auch gar nicht erforderlich. Das läßt sich mit fliegenden Kolonnen machen, mit Infanterie, der man etwas

---

[1] Abeken 485. Die Stärke der Pariser betrug übrigens gegen 100000 Mann.

[2] Löper, der bekannte Goetheforscher, war mit dem Hausminister Freiherrn von Schleinitz nach Versailles gerufen worden, um Etiketten-, Titel und Wappenfragen für das neue Kaisertum lösen zu helfen. Abeken 483 vom 17. abends. Schleinitz wurde auf Veranlassung des Kronprinzen berufen, Tagebuch vom 12. und 13. Januar, vgl. Schneider III, 152.

reitende Artillerie mit ein paar Geschützen beigiebt. — Man braucht gar nicht hineinzugehen, sondern es wird ihnen einfach gesagt: Wenn ihr die rückständige Steuer nicht herausbringt — binnen zwei Stunden —, so werden euch Granaten hineingeworfen. Sehen Sie dann, daß Ernst gemacht wird, so zahlen sie. Im andern Falle bombardiert man den Ort, und das hilft dann bei den andern. Sie wissen, daß Krieg ist."

Später drehte sich das Gespräch um die Dotationen, die zu erwarten sind, wenn Friede geschlossen ist, und von diesen kam der Chef auf die von 1866 zu sprechen, wobei er unter anderm sagte: „Man hätte sie nicht in Geld geben sollen. Mir wenigstens widerstand es lange, aber endlich unterlag ich doch der Versuchung. Bei mir wars übrigens auch schlimmer, da man es nicht vom Könige, sondern vom Landtage bekam. Ich wollte kein Geld nehmen von Leuten, mit denen ich mich jahrelang so bitter herumgezankt hatte." — „Man hätte wie 1815 mit Domänen belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu, besonders in dem bayrischen Zipfel unten, den wir gewonnen hatten, und der fast aus lauter Staatsgut besteht."

Abends beim Thee teilte mir Bucher, als wir allein waren, mit, daß er „vor dem Kriege die Hand stark in der spanischen Geschichte gehabt habe" (mir nicht sehr überraschend, da ich mich erinnerte, daß er lange vor dem Konflikte plötzlich den Imparcial bestellt und mir verschiedne gegen Montpensier gerichtete Artikel aufgetragen hatte), mit Hohenzollern Vater und Sohn verhandelt, auch in einer einstündigen Audienz in Ems die Sache mit dem Könige besprochen habe.[1]

20. Januar, Freitag. Das Wetter ist wieder nebelig, und man hört kein Schießen mehr. Im Laufe des Vormittags erfahren wir, daß die Pariser ihre Stellungen von gestern abend verlassen haben und mit klingendem Spiel in die Stadt zurückmarschiert sind. Unsre Verluste bei dem Kampfe sollen nicht erheblich sein, die des Feindes dagegen sehr beträchtlich. Vom Westen her kommt die Nachricht, daß Tours von unsern Truppen ohne Widerstand besetzt worden ist, vom Norden, daß Goeben bei Saint Quentin in

[1] s. oben Band I, S. 15 u. 30, A. 1.

siebenstündiger Schlacht die Franzosen geschlagen und ihnen viertausend unverwundete Gefangne abgenommen hat.[1] Um zwölf Uhr werde ich zum Chef geholt. Er will, daß seine Beantwortung der Kernschen Zuschrift und der Brief, worin er Favre den Passierschein abgeschlagen hat, in den Moniteur kommen.

Beim Diner war Bohlen wieder zugegen, desgleichen als Gäste Lauer und von Knobelsdorff. Der Chef war aufgeräumt und gesprächig. Er erzählte unter anderm, als er in Frankfurt gewesen sei, habe er oft Einladungen an den großherzoglichen Hof in Darmstadt erhalten und benutzt. Es habe dort vortreffliche Jagden gegeben. Dann fuhr er fort: „Aber ich habe Ursache, anzunehmen, daß die Großherzogin Mathilde mich nicht mochte. Sie hat zu jemand gesagt, damals, er steht immer da und sieht aus, als ob er so viel wie der Großherzog wäre."

Als wir bei der Cigarre waren, kam plötzlich im Regenmantel der Adjutant des Kronprinzen (ein Major von Hahnke oder Kameke) herein, um zu melden, daß der Graf d'Héricourt erschienen sei, um, angeblich im Namen und Auftrag Trochus, einen zweitägigen Waffenstillstand zur Wegschaffung der beim gestrigen Ausfalle Verwundeten und zur Bestattung der dabei Gefallnen zu verlangen. Der Chef erwiderte, er dürfe den Franzosen nicht bewilligt werden, für die Wegbringung ihrer Verwundeten und die Beerdigung der Toten genügten einige Stunden, die Toten lägen übrigens ebenso gut über als unter der Erde. Bald nachher erschien der Major wieder und meldete, der Kaiser werde herkommen, und kaum eine Viertelstunde darauf stellte sich Majestät wirklich ein, desgleichen der Kronprinz. Sie gingen mit dem Kanzler in den Salon, wo eine Antwort für den Boten Trochus redigiert wurde, die abschlägig lautete.[2]

Um neun Uhr schickt mir Bucher ein paar mit Bleistift geschriebne Zeilen herauf, wonach der Abdruck des Briefs an Kern auf den Befehl des Chefs morgen im Moniteur erfolgen, der des Schreibens an Favre aber bis auf weiteres unterbleiben soll. Sende

---

[1] am 19. Januar.

[2] Vgl. Abeken 485 vom 20. Januar. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 20. Januar. Schneider III, 156.

sofort darauf bezügliche Weisung an Bamberg, der die Briefe inzwischen durch das Büreau erhalten haben muß.

Beim Thee erzählte Wagener verschiedne Anekdoten aus dem Jahre 1848. Er hatte mit dem famosen Lindenmüller das Abkommen getroffen, wenn die konservative Partei die Oberhand behielte, wollte er, wenn die Müllersche siegte, sollte dieser dafür Sorge tragen, daß der gegnerische Teil nicht gehenkt würde. „Als nun unsre Leute Oberwasser bekamen — fuhr er fort —, ging ich zum Polizeipräsidenten und bat ihn, mir zu gestatten, daß ich Müllern die Haft etwas erleichtern könnte, und dann schickte ich ihm, an jenen Pakt erinnernd, vorläufig ein Dutzend Flaschen Wein und sechs Spickgänse."

Eine andre Geschichte war folgende: „Als Held, der damals in Berlin eine Hauptrolle spielte und bei den untern Klassen in großem Ansehen stand, einmal eine Volksversammlung gehalten hatte, ließen wir einen Zettel drucken und an die Ecken anschlagen, auf dem es ungefähr hieß: Held, der Vater des Volkes, hat gestern bei der Versammlung da und da für das leidende Volk gesammelt, uud es ist die erhebliche Summe von 1193 Thalern, soundsoviel Silbergroschen und soundsoviel Pfennigen eingegangen. Die Bedürftigen mögen sich deshalb bei ihm in seiner Wohnung, Straße soundso, Nummer soundso melden und ihren Anteil in Empfang nehmen. — Er hatte natürlich nichts eingenommen. Aber wir hatten das Vergnügen, ihm eine Menge Leute über den Hals zu bringen, die das nicht glauben wollten."

21. Januar, Sonnabend. Früh dicker Nebel. Es wird nicht geschossen. Um halb zehn Uhr kommt der Moniteur an und — enthält den Brief des Chefs an Favre! Schlimm, aber mein Schreiben an Bamberg wird erst nach Druck der Nummer eingetroffen sein. Um zehn Uhr wurde ich zum Minister geholt, der indes nichts über das Unglück sagte, obwohl er das Blatt vor sich hatte. Er lag noch im Bette und wollte den Protest des Grafen Chambord gegen das Bombardement für den König ausgeschnitten haben. Ich machte dann einen Artikel für die Kölnische Zeitung und ein Entrefilet für das hiesige Blatt.

Abends waren beim Diner Voigts-Rhetz, Fürst Putbus und der bayrische Graf Berchem Gäste des Kanzlers. Der Bayer hat

die angenehme Kunde überbracht, daß die Verſailler Verträge in der Münchner zweiten Kammer mit zwei Stimmen[1] über die erforderliche Zweidrittel-Majorität durchgegangen ſind. Das Deutſche Reich iſt alſo in aller Form fertig.

Der Chef forderte mit Bezug auf dieſe Thatſache die Geſellſchaft auf, die Geſundheit des Königs von Bayern zu trinken, „der die Sache doch eigentlich zu gutem Ende gebracht hat.“ — „Ich dachte immer — ſo ſetzte er hinzu —, daß wir damit durchkommen würden, wenn auch nur mit einer Stimme; auf zwei hätte ich nicht gehofft. Die letzten guten Nachrichten vom Kriegsſchauplatze werden auch dazu beigetragen haben.“

Es wurde dann erwähnt, daß die Franzoſen bei dem vorgeſtrigen großen Ausfalle weit mehr Leute gegen uns geführt haben, als man bisher dachte, wahrſcheinlich über achtzigtauſend Mann, und daß die Montretoutſchanze wirklich einige Stunden in ihren Händen geweſen iſt, desgleichen ein Teil von Garches und Saint Cloud, daß ſie aber auch bei ihrem Anſturm ganz gewaltige Verluſte — man ſprach von 1200 Toten und 4000 Verwundeten — erlitten haben.

Der Kanzler bemerkte: „Die Kapitulation muß nun bald erfolgen — ich denke, ſchon nächſte Woche. Nach der Kapitulation werden ſie von uns mit Lebensmitteln verſehen werden — verſteht ſich —, aber bevor ſie nicht ſiebenmalhunderttauſend Gewehre und viertauſend Kanonen ausgeliefert haben, kriegen ſie kein Stück Brot, und dann wird niemand herausgelaſſen. Wir beſetzen die Forts und die Enceinte und ſetzen ſie ſo lange auf ſchmale Koſt, bis ſie ſich zu einem Frieden bequemen, der uns paßt. Es ſind in Paris doch noch ſehr viele geſcheite und angeſehene Leute, mit denen was zu machen iſt.“

Später kam man auf eine Madame Cordier zu ſprechen, die ſich ſeit einiger Zeit hier aufhalte und ſich in dieſen Tagen mehrere Stunden an der Brücke bei Sèvres hin und her bewegt habe, wie es ſchien, um nach Paris hineinzukommen oder etwas hineinzu-

---

[1] Am 21. Januar mit 102 gegen 48 Stimmen in der zweiten Kammer. Vgl. auch Abeken 487. Miniſterialſekretär Graf Berchem war gut deutſch geſinnt, ſiehe L. von Kobell in der Deutſchen Revue 1899, Januarheft 19 f.

bringen. Sie soll eine hübsche, schon etwas ältliche Witwe sein, und, wenn ich recht verstand, ist sie eine Tochter Lafittes und eine Schwester der am Hofe Napoleons unter den galanten Damen hervorragend gewesenen Frau des Reitergenerals Marquis de Galiffet, die das anmutige Abenteuer mit dem Prinzen von Wales hatte.*) Man scheint sie bei uns für eine vornehme Spionin zu halten, wunderte sich, daß man sie hier duldet, und meinte, sie habe wohl Freunde und Gönner unter den höhern Militärs.

Der Chef äußerte: „Ich erinnere mich, wie sie vor fünfzehn oder sechzehn Jahren nach Frankfurt kam. Da setzte sie ohne Zweifel voraus, daß sie als schöne Frau und Pariserin eine Rolle spielen werde. Aber es kam anders. Sie hatte ordinäre Manieren und wenig Takt, sie war nicht so gut erzogen, wie die Frankfurter Finanzdamen, die das schnell weg bekamen. So weiß ich, eines Tages ging sie bei feuchtem, schmutzigem Wetter in einem rosa Atlaskleide aus, das ganz mit Spitzen besetzt war. Sie hätte sich das Kleid gleich mit Metalliques benähen lassen können, sagten die Frankfurter Damen, da sähe man besser, was sie zeigen wollte."

Die Unterhaltung ging sodann in eine gelehrte Erörterung des Unterschieds zwischen den Titulaturen „deutscher Kaiser" und „Kaiser von Deutschland" über, und auch die Möglichkeit eines „Kaisers der Deutschen" wurde erwähnt.

Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, fragte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen hatte: „Weiß einer von den Herren, was auf Lateinisch Wurscht heißt?"

Farcimentum, erwiderte Abeken.

Farcimen, sagte ich.

Chef, lächelnd: Farcimentum oder farcimen, einerlei. Nescio quid mihi magis farcimentum esset.

22. Januar, Sonntag. Wetter hell, aber nicht kalt. Wie gestern, so wird auch heute wenig geschossen. Es wird für mich Zeit, daß wir hier wegkommen; denn ich fühle mich wieder recht matt und abgespannt. Vormittags zwei Artikel für deutsche Blätter und einen für den Moniteur gemacht und deshalb zweimal beim Chef gewesen.

*) Ein Irrtum, aber ein verzeihlicher: es war eine Herzogin von Mouchy.

Bei Tiſche ſind der Sachſe von Könneritz, ein hübſcher Mann mit Adlernaſe und großem Bart, der General von Stoſch und Löper zugegen. Von der Unterhaltung nichts aufzuzeichnen, als daß der Miniſter wieder davon ſprach, daß es billig ſein würde, den Verwundeten das Eiſerne Kreuz zu geben, und daß er dabei erzählte: „Der Koburger ſagte neulich zu mir, es wäre doch recht erfreulich, daß die Soldaten jetzt auch ihre Kreuze bekämen. — »Ja — erwiderte ich ihm —, aber daß wir beiden welche gekriegt haben, war nicht ſo erfreulich.«“ Nach dem Diner Konzepte und andre Akten geleſen, darunter Hefftters überaus gründlichen Bericht über die Kaiſertitel. Der gewiſſenhafte Gelehrte hat über den Gegenſtand, der dem Chef am würſchteſten iſt, eine große Anzahl von Schriften ſtudiert, aber unter den da aufgeführten Titulaturen kommt, wofern ich ſeine Abhandlung in der Eile recht begriffen habe, ein deutſcher Kaiſer, ein Kaiſer von Deutſchland, ein deutſcher König und ein König von Deutſchland nirgends vor.

Abends in zwei Artikeln auf eine den Krieg, den Gambetta angefacht hat, deutlich charakteriſierende Grauſamkeit der Franzoſen aufmerkſam gemacht, auf den toten oſtpreußiſchen Küraſſier ohne Augen, der nach amtlichem Bericht auf dem Wege nach Vendome bei Villaria gefunden worden iſt. Die Augen waren ihm ausgeſchnitten.

23. Januar, Montag. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphiere, daß das Bombardement unſrer nördlichen Batterien gut wirkt, das Fort bei Saint Denis ſchweigt, in der Stadt Saint Denis ſowie in Paris hat man Feuersbrünſte bemerkt. Dann einen Artikel wegen Vergiftung von vier Preußen in Rouen mit der entſprechenden Moral gemacht und die Sammlung von franzöſiſchen Grauſamkeiten und Rechtsverletzungen durch Dr. Roſenthals Bericht über ſeine Gefangenſchaft bei den Rothoſen vervollſtändigt.

Die Poſt iſt heute wieder ausgeblieben, da Franctireurs eine Moſelbrücke zwiſchen Nancy und Toul in die Luft geſprengt haben. Es wird aus allen unſern Batterien, obwohl man ſie nicht hört, tüchtig geſchoſſen. So berichtet der Huſarenleutnant von Uslar, der von den Vorpoſten kommt, um dem Chef einen Brief von Favre zu überbringen. Was mag der wollen?

Bei Tiſche General von Kameke, der oberſte Kommandeur der bei der Belagerung thätigen Genietruppen, und der hellblaue Huſar

und Johanniter von Frankenberg zugegen. Von der Unterhaltung bei Tafel nichts zu notieren.[1]

Abends bald nach sieben Uhr traf Favre selbst bei uns ein, und der Kanzler hatte eine Unterredung mit ihm oben in der kleinen Stube neben der seinigen, die früher der älteste Sohn der Witwe Jessé bewohnt hat. Diese Besprechung dauerte etwa dritthalb Stunden. Unterdes unterhielten Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen unten im Salon den Begleiter Favres, dessen Schwiegersohn Martinez del Rio. Er wäre, heißt es, eigentlich Porträtmaler, aber comme secrétaire mit seinem Schwiegervater herausgekommen. Beide bekommen auch zu essen, Kotelettes, Rührei, Schinken u. dgl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird. Kurz vor ein Viertel auf elf Uhr gehen beide wieder, um in dem vor der Thür haltenden Wagen nach ihrer hiesigen Wohnung zu fahren.[2] Diese ist auf dem Boulevard du Roi ausgesucht, in einem Hause, wo zufällig auch Stieber und die Feldpolizei ihre Quartiere haben. Hatzfeldt begleitet die Herren dahin. Favre sieht ziemlich niedergeschlagen und in der Kleidung etwas derangiert aus. Sein Schwiegersohn, ein kleiner Mensch mit südlichem Typus, desgleichen. Uslar hat sie von den Vorposten hierher begleitet.

Der Chef fährt nach halb elf Uhr zum König und kommt nach etwa drei Viertelstunden wieder. Als er zu uns in das Theezimmer tritt, sieht er ungemein vergnügt aus, setzt sich, läßt sich von mir Thee einschenken und ißt ein paar Bissen trocknes Brot dazu. Nach einer Weile sagt er zu seinem Vetter: „Kennst du das?" worauf er eine kurze Melodie pfeift, das Signal der Jäger, das verkündigt, daß der Hirsch erlegt ist."

Bohlen antwortet: „Ja — gute Jagd."

Chef: „Nein, das geht so," worauf er eine andre Weise pfeift. „Es war das Hallali," sagte er dann. „Ich denke, die Sache ist gemacht."[3]

---

[1] Abeken 488 f. vom 23. Januar abends. Graf Frankenberg erzählt, Bismarck habe vor allem über die Bedingungen für Paris gesprochen (etwa wie am vorigen Tage), und erwähnt unter den Gästen auch Delbrück. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 252.

[2] Abeken 489.

[3] Dasselbe erzählt als Ohrenzeuge Abeken 504, datiert vom 9. Februar. Schneider III, 161: „Als er [Bismarck] die Treppe [vom König] herunterkam,

Bohlen meinte dann, Favre habe „recht ruppig" ausgesehen. Der Chef erwiderte: „Ich finde, daß er viel grauer geworden ist als in Ferrières — auch dicker, vermutlich von Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus, wie einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat, und dem jetzt alles Wurscht ist. Übrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe, drinnen. Auch erfuhr ich von ihm, daß Trochu beseitigt ist. Vinoy kommandiert jetzt in der Stadt."

Bohlen erzählte dann, daß Martinez del Rio äußerst zurückhaltend gewesen sei. Sie hätten ihn auch nicht auszufragen versucht, aber einmal hätten sie sich doch erkundigt, wie es wohl mit Rothschilds Villa in Boulogne stehe, wo sich, wie Thiers gesagt, der Generalstab der Pariser Armee einquartiert hat. Da hätte er ganz kurz entgegnet, das wisse er nicht. Sonst hätten sie sich unartigerweise mit ihm nur über gute Pariser Restaurants unterhalten.

Hatzfeldt berichtete, als er von der Begleitung der beiden Pariser zurückkehrte, Favre sei froh gewesen, daß er erst in der Dunkelheit angekommen sei, und wolle morgen bei Tage nicht ausgehen, um nicht Aufsehen zu erregen und von den Versaillern behelligt zu werden.

Ehe der Kanzler sich in seine Stube hinaufbegab, fragte er noch, ob jemand im Büreau zurückgeblieben wäre, der deutlich schreibe; der solle mit ihm hinaufkommen. Willisch war da und ging mit ihm hinauf.

Nachzutragen: Am heutigen Nachmittag war ich in der Salle de Jeu de Paume, dem berühmten „Ballhaus" von 1789, das auf einer kleinen, schmalen nach ihm benannten Gasse nicht weit von der Place d'Armes und dem obern Ende der Avenue de Sceaux liegt. Ich hatte mir, wenn ich in deutschen Schriften über die Revolution gelesen hatte, eine andre Vorstellung von ihm gemacht, es für ein stattliches Haus mit einem großen prächtigen Saale für Bälle und Konzerte gehalten. Jetzt sah ich, daß dies ein Irrtum war. Es

---

trat er noch einen Augenblick beim Flügeladjutanten Grafen Lehndorff ein, bei welchem noch mehrere Offiziere versammelt waren, sagte aber kein Wort, sondern pfiff nur die Melodie der Hallali-Jagdfanfare und ging dann wieder hinaus." Unmittelbar nachher teilte Fürst Putbus, der dabei gewesen war, dem Grafen Frankenberg den Auftritt mit, doch hat nach ihm B. einige Worte dazugesetzt. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 253.

ist ein ganz unansehnliches Gebäude, und der Saal, in dem man nicht tanzt, sondern Ball schlägt, ist weder elegant noch geräumig. Man steigt zu der Thür außen auf einigen schmalen Stufen hinauf. Die Frau des Portiers führte mich nach dem Saale, der sehr einfach und ohne irgendwelche Verzierungen ist. Er hat etwa vierzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite. Die Höhe mag dreißig Fuß betragen. Unten besteht die Wand aus Mauerwerk, das schwarz angestrichen ist, oben aus Bretterwerk. Auch die Decke ist von Holz. In der Bretterbekleidung befinden sich große und kleine Fenster, die vor dem Anprall der Bälle mit Drahtgittern geschützt sind. Unten läuft um die der Gasse zugekehrte Langseite des Saales und die beiden schmalen Seiten ein bedeckter Holzgang, dessen Fenster ebenfalls mit Drahtgittern versehen sind. In die Wand der vierten Seite ist etwas über Mannshöhe eine viereckige kupferne Tafel eingelassen, die den Schwur vom 20. Juni 1789 enthält und 1790 durch eine Gesellschaft „Patrioten" hier angebracht worden ist. Sonst erinnert nichts an das, was hier geschehen ist. Als ich mir die historische Stätte betrachtete, war in dem Brettergange im Saale Wäsche zum Trocknen aufgehangen, und auf dem Fußboden in der Mitte lagen Krautblätter umhergestreut — vielleicht trieb der Portier da, wo Mirabeau gedonnert hat, eine gemütliche Kaninchenzucht — doch erinnerte auch ein Lederball und ein Instrument zum Ballschlagen an die eigentliche Bestimmung des Raumes.

24. Januar, Dienstag. Der Tag trüb und neblig.

Der Chef ist schon vor neun Uhr aufgestanden und hat mit Abeken gearbeitet. Kurz vor zehn Uhr fährt er zum König — oder sagen wir jetzt zum Kaiser.[1] Erst gegen ein Uhr kommt er, während wir noch beim Frühstück sitzen, zurück. Er ißt ein Stück gebratnen Schinken, trinkt ein Glas Tivolibier dazu, seufzt und sagt: „Bisher habe ich immer gedacht, die parlamentarische Behandlung von Staatsangelegenheiten wäre die langsamste. Jetzt denke ich nicht mehr so. Dort giebts doch noch die Rettung mit dem Schlußantrage. Hier aber bringt jeder vor, was er gerade denkt, und wenn man sich

[1] Abeken 489 f. Dieser Konferenz, in der Favres Anerbietungen besprochen wurden, wohnten auch der Kronprinz, Moltke und Roon bei. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 24. Januar.

der Hoffnung überläßt, nun wäre es endlich abgemacht, kommt einer mit einem Gedanken, den er schon vorher vorgebracht hat, und der widerlegt ist, und man ist wieder, wo man zu Anfang war, und was nicht geht. Na, mir ists recht, sogar lieber, wenn es noch nicht entschieden oder wenn es erst morgen entschieden wird. 'S ist nur der Zeitverlust, wenn man dabei zuhören muß, an den solche Leute freilich nicht denken."

Er bemerkte dann, daß er Favre jetzt wieder erwarte, und daß er ihm geraten habe, schon um drei Uhr wegzufahren (er will nämlich nach Paris zurück), „wegen der Soldaten, die ihn in der Dunkelheit anrufen werden, und denen er nicht antworten kann."

Halb zwei Uhr stellte sich Favre wieder beim Bundeskanzler ein, um mit ihm nahezu zwei Stunden zu verhandeln, worauf er, von Bismarck-Bohlen bis an die Sèvres-Brücke begleitet, wieder heimfuhr.

Bei Tische, wo wir u. a. Hummer mit Mayonnaise hatten, war von dieser Verhandlung nicht die Rede. Doch scheint sich von selbst zu verstehen, daß es sich bei ihr um die Einleitung der Kapitulation gehandelt haben wird. Der Chef sprach zunächst von Bernstorff und sagte: „Dahin hab ichs doch noch nicht gebracht, mit behäbiger Breite Seiten und Bogen über die unbedeutendsten Dinge vollzuschreiben. Solch ein Haufen (zeigt es mit der Hand) ist heute wieder angekommen. — Und dabei immer die Rückbeziehungen: wie ich in meiner Depesche vom 3. Januar 1863 Nummer so und so viel zu berichten die Ehre hatte, oder: wie ich in meinem Telegramm Nummer 1666 gehorsamst meldete. Ich schicke es dann dem Könige, und der will wissen, was er meint, und schreibt immer mit Bleistift an den Rand: »Kenne ich nicht.« — Es ist schrecklich!"

Jemand wollte wissen, nur Goltz hätte ebensoviel geschrieben.

Chef: „Ja, und dazu manchmal noch sechs, acht Bogen lange, ganz eng geschriebne Privatbriefe an mich. Er muß erschrecklich viel Zeit gehabt haben. Zum Glück erzürnte ich mich mit ihm, und da hörte der Segen auf."

Einer von der Tafelrunde bemerkte, was der sagen würde, wenn er jetzt erführe, daß der Kaiser gefangen, die Kaiserin in London und Paris von uns belagert und bombardiert worden wäre.

„Na — erwiderte der Chef —, der Kaiser läge ihm wohl

nicht sehr am Herzen, aber die Kaiserin in London. — Jedoch trotz seiner Verliebtheit — so wie Werther wäre er doch nicht reingefallen."

Man gedachte des Ablebens einer niederländischen oder belgischen Prinzessin,[1] und Abeken drückte pflichtbewußt seine Betrübnis über den Sterbefall der hochseligen Dame aus. Der Chef aber sagte: „Wie kann Ihnen das nur so zu Herzen gehen? Meines Wissens ist doch kein Belgier hier am Tische und auch kein Vetter."

Er erzählte dann, daß Favre sich gegen ihn beklagt habe, daß wir auf die Kranken und Blinden — das Blindeninstitut — schössen. „Ich weiß nicht, was Sie sich darüber beschweren, sagte ich ihm. Sie machen es ja noch viel schlimmer, Sie schießen auf unsre rüstigen und gesunden Leute. Welch ein Barbar! wird er da gedacht haben." — Man erwähnte Hohenlohes und seiner Verdienste um den Erfolg der Beschießung. Chef: „Ich werde vorschlagen, ihm den Titel Poliorketes zu verleihen." — Die Unterhaltung lenkte sich auf Statuen und Gemälde der Restaurationszeit und deren Unnatur und Geschmacklosigkeit. „Da erinnere ich mich — sagte der Chef —, der Minister Schuckmann, den hatte seine Frau gemalt — ich glaube, man nannte es en coquille — in einer rosenroten Muschel, und dabei hatte er eine Art antikes Kostüm an, bis hierher (zeigt auf die Magengegend) nackt, wie ich ihn nie gesehen habe." — „Der gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Die gaben öfters, was man zu jener Zeit Assemblees nannte, und was jetzt Rout heißt — einen Ball ohne Abendbrot. Da gingen meine Eltern gewöhnlich hin." Er beschrieb dann wieder den Anzug seiner Mutter, worauf er fortfuhr: „Später war da ein russischer Gesandter in Berlin, Ribeaupierre, der gab auch solche Bälle, wo bis um zwei Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft dort waren. Zuletzt aber kriegten wir es satt und spielten ihnen einen Streich. Als es spät wurde, zogen wir Butterbröte aus der Tasche, verzehrten sie und schmissen die Papiere, als wir fertig waren, in den Saal. Hernach, das nächste mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder geladen."

[1] Wohl der Prinzessin Friedrich der Niederlande, geb. Prinzessin Luise von Preußen, der Schwester des Kaisers. 6. Dezember 1870, siehe Schneider III, 114.

Achtzehntes Kapitel.

Während der Verhandlungen über die Kapitulation von Paris

Mittwoch, den 25. Januar. Früh Briefe geschrieben, einen Artikel und ein Telegramm gemacht und Depeschen und Konzepte gelesen. Unter diesen nichts Bemerkenswertes. Nachmittags Dr. Good im Kloster auf der Rue Saint Honoré besucht, wohin er sich seiner Krankheit halber hat bringen lassen. Er erklärt sie für unheilbar und spricht von seinem baldigen Tode. Schade um den höchst liebenswürdigen Mann!

Bei Tische ist Graf Lehndorff zugegen. Das Gespräch dreht sich zuerst um die bedeutenden Verluste, die die Franzosen bei ihrem Ausfall am 19. erlitten haben, dann um unsre eignen während des ganzen Feldzugs. Hierauf giebt der Fisch, den wir heute essen — es sind Mulets, wie ich verstehe, aus dem Adriatischen Meere gebürtig und vom Bankier Bleichröder gespendet —, Stoff zu weiterer Unterhaltung, an der sich der Chef als Kenner lebhaft beteiligt. Er ist, wie das schon oft hervortrat, ein großer Freund von Fischen und Wassertieren überhaupt.

Von Fischen kommt man auf Austern und von deren Tugenden auf verdorbne Austern zu reden, die Lehndorff mit Recht für das Gräßlichste erklärt, was zu denken sei.

„Ja — sagt der Chef —, was die betrifft, so erinnere ich mich an meinen armen Vater. Der hatte zuletzt allen Geschmack und Geruch verloren. Er konnte nicht recht mehr schlucken und sollte bloß noch Austern essen. Wenn ich nun so bei ihm saß, da nötigte er mich, mit zuzulangen. Sie kamen jedoch gewöhnlich nicht frisch an — es gab damals noch keine Eisenbahn bei uns —, und ich sagte, wenn ich das merkte, ich hätte keinen Appetit. Er aber wurde

dann verdrießlich, sie wären vortrefflich, und wenn du keine issest, sagte er, so mag ich auch keine. Ich nahm dann, aber wenn ich zwei gegessen hatte, gab ich ein notwendiges Geschäft vor und machte, daß ich hinaus kam."

Lehndorff sprach darauf von Jagden und Jagddiners, darunter von einem großen Gastmahle, das ein Baron gegeben, und das aus nicht weniger als vierundzwanzig Gängen bestanden habe. Sein Bruder sei dabei, auf die Daumen gestützt, eingeschlafen, ein andrer Gast schläfrig der neben ihm sitzende Gouvernante auf die Schulter gesunken. Das Essen habe über fünf Stunden gedauert, und die Leute seien entsetzlich langweilig gewesen, wie das auf dem Lande oft vorkomme.

Der Chef bemerkte dazu: „Da habe ich mir immer zu helfen gewußt: man spitzt sich gleich von vornherein ein bischen an, und wenn man so Einen gepfiffen hat, kommen einem seine Nachbarn rechts und links viel gescheiter und genießbarer vor als vorher."

Der Graf erzählte dann weiter von den schönen Jagden und den vielen Förstern des Fürsten Pleß. Neulich hätte der König ihn gefragt: „Sagen Sie mal, die Einberufung Ihrer Forstleute zur Armee hat Sie wohl recht unbequem getroffen?" — „Ach nein, Majestät," hätte der Fürst erwidert. — „Nun wie viele sind Ihnen denn einberufen worden?" — „O, nur einige vierzig, Majestät." Mir ist, als hätte ich vor Jahren eine ähnliche Anekdote angetroffen; nur waren, wenn mir recht ist, der Fürst ein Esterhazy und die vierzig Förster fünfzig Schäfer.

Lehndorff gab dann eine Geschichte zum besten, wie der Kronprinz einmal einer Einladung zur Jagd gefolgt sei. Da hätte man ihn mit sechs Pferden im raschesten Trabe an Ort und Stelle fahren lassen. An einem gewissen Punkte hätten ihn eine Anzahl Jäger mit einer kräftigen Fanfare empfangen müssen, „und — sofort lagen der Wagen und die Pferde im Chausseegraben." Der hohe Herr, der sich in seinen Pelz eingewickelt gehabt hatte, wäre dabei zwar auch zu Falle gekommen, hätte aber keinen Schaden gelitten. Die Frau vom Hause hatte dann, als man bei der Rückkehr von dem Unfall sprach, gemeint: „Ich habe es doch gleich gedacht, wenn sie diese Pferde nehmen, da giebt es was."

„Das erinnert mich an den hochseligen Herrn," versetzte der

Chef, als die Historie zu Ende war. „Der war auch einmal bei jemand auf dem Lande, der setzte ihm guten Rheinwein vor. »Sie haben da ja einen vortrefflichen Wein,« sagte der König. — »Ach ja,« antwortete der. »Aber im Keller ist ein noch viel besserer, Majestät, den sollten Sie erst kennen lernen.«“

Der Minister gedachte darauf seiner ersten Reise nach Petersburg. Er sei im Wagen gefahren, weil es zuerst keinen Schnee gegeben habe. Später aber sei ein starkes Gestöber eingetreten und der Weg ganz verweht worden, sodaß sein Fuhrwerk nur ganz langsam weiter gekommen sei. Bei fünfzehn Grad Kälte und ohne Schlaf in dem engen Wagen habe er bis zur ersten Eisenbahnstation fünf volle Tage und sechs Nächte gebraucht. Im Waggon aber sei er dann gleich so fest eingeschlafen, daß er, als sie nach zehnstündiger Fahrt in Petersburg eingetroffen seien, der Meinung gewesen sei, erst vor fünf Minuten in den Zug gestiegen zu sein.[1]

„Es hatte aber auch sein Gutes, damals, als die Eisenbahn noch nicht fertig war,“ fuhr er fort. „Man hatte da nicht so viel zu thun. Es war nur zweimal die Woche Posttag, und da wurde aus allen Leibeskräften gearbeitet. Wenn die Post aber fort war, da gings zu Pferde hinaus, und es war gute Zeit bis zur nächsten Post.“

Jemand äußerte, daß die Arbeit in den Gesandtschaften sowie im Auswärtigen Amte viel mehr durch den Telegraphen als durch die Eisenbahn vermehrt worden sei.

Der Chef kam davon auf die Berichte der Gesandtschaften und der diplomatischen Agenten überhaupt zu reden und bemerkte, daß viele davon in gefälliger Form nichts enthielten. „Es ist Feuilletonarbeit, geschrieben, damit was geschrieben wird. So waren da z. B. die Berichte Bambergs, unsers Konsuls in Paris. Man liest sie durch und denkt immer: Nun solls kommen. Es kommt aber nicht. Es klingt ganz hübsch, und man liest weiter und weiter. Am Ende aber findet man, daß wirklich nichts darin steht — alles taub und leer.“

---

[1] Vgl. Bismarcks Briefe aus Petersburg vom 28. März, 31. März und 8. Mai 1859, Bismarckbriefe Nr. 209/211. Die erste russische Eisenbahnstation war damals Pskow, die letzte deutsche Königsberg. B. reiste am 23. von Königsberg ab und kam am 29. März in Petersburg an.

Man erwähnt ein andres Beispiel, Bernhardi, unsern Militärbevollmächtigten in Florenz, und der Chef urteilt über ihn: „Ja, der galt für einen guten Militärschriftsteller, wegen der Schrift über Toll, von der man aber nicht weiß, wieviel daran von ihm ist. Darauf hat man ihm den Charakter eines Majors gegeben, obwohl auch nicht sicher ist, ob er überhaupt einmal Offizier war, und ihn zum Militärbevollmächtigten in Italien gemacht." — „Man dachte, er würde was leisten, und an Quantität hat er viel geleistet — auch in der Form. Er schreibt gefällig und wie für ein Feuilleton, aber wenn ich seine eng und klein und zierlich geschriebnen Berichte durchgehe, da steht bei all ihrer Länge eigentlich nichts drin."[1] —

Er kam dann wieder auf ermüdende Touren und von diesen auf lange Ritte zu sprechen und erzählte: „Da erinnere ich mich, nach der Schlacht bei Königgrätz — ich war den ganzen Tag im Sattel gewesen, auf dem großen Pferde.[2] Ich wollte es dort eigentlich nicht reiten, da es zu hoch war, und das Aufsteigen so viel Mühe machte. Zuletzt that ichs doch, und ich bereute es nicht. Es war ein vortreffliches Tier. Aber das lange Halten oben über dem Thale hatte mich doch sehr müde gemacht, und das Sitzfleisch und die Beine thaten sehr weh. Durchgeritten hatte ich mich nicht. Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht durchgeritten, aber als ich dann später auf einer Holzbank saß und schrieb, da hatte ich das Gefühl, als ob ich auf etwas anderm säße, auf einem fremden Gegenstande zwischen mir und der Bank. Es war aber nur die Geschwulst, die von dem langen Reiten entstanden war. — Nach Königgrätz aber, da kamen wir spät abends nach Horsitz auf den Marktplatz. Da hieß es, die Herren werden ersucht, sich selbst einzuquartieren. Das war aber leichter gesagt als gethan. Die Häuser waren verschlossen, und man hätte Pioniere zur Hand haben müssen, um die Thüren einzuschlagen. Aber die wären wohl erst früh um fünfe angekommen."

„Da wußten sich Exzellenz bei Gravelotte zu helfen," bemerkte Delbrück.

„Na ich ging denn in Horsitz — fuhr der Chef in seinem

---

[1] Nach seinen jetzt veröffentlichten Tagebüchern ist dies Urteil befremdlich.

[2] Es war eine Fuchsstute.

Bericht fort — an mehrere Häuser, drei, vier, und zuletzt fand ich eine offne Thür. Wie ich aber ein paar Schritt auf der dunkeln Hausflur gegangen war, fiel ich in eine Art Wolfsgrube. Zum Glücke war es nicht tief, und wie ich mich überzeugte, war Pferdedünger darin. Ich dachte zuerst: Wie wärs, wenn man hier bliebe — auf dem Pferdemist, wurde aber doch gewahr, durch den Geruch, daß noch andres dabei war. Wie das sich doch mitunter seltsam trifft. Wenn die Grube zwanzig Fuß tiefer war und voll, da hätten sie am andern Morgen ihren Minister lange suchen sollen, und einen Bundeskanzler gäbe es heute wohl auch nicht." — „Ich ging nun wieder hinaus und fand einen Platz unter den Arkaden am Marktplatze. Da legte ich mir ein paar Kutschkissen hin und machte mir ein Kopfkissen von einem dritten und streckte mich zum Schlafen hin. Als ich mich hingelegt hatte, kam ich mit der Hand neben mir in was Nasses, und als ich es untersuchte, war es etwas Ländliches — von einer Kuh." — „Später weckte mich einer. Es war Perponcher, der sagte mir, der Großherzog von Mecklenburg hätte noch ein Unterkommen für mich und ein Bett übrig. Das war richtig, nur war das Bett ein Kinderbett. Ich machte mirs zurecht, indem ich mir zu Füßen eine Stuhllehne hinstellte, und schlief ein. Aber früh konnte ich kaum aufstehen, da ich mit den Knieen auf der Lehne gelegen hatte."[1] — „Wenn man nur einen Strohsack hat, kann man sichs recht bequem machen, auch wenn er recht schmal ist, wie das oft vorkommt. Man schneidet ihn nämlich in der Mitte auf, schiebt das Stroh nach den langen Seiten zurück und legt sich dann in die auf diese Weise entstandne Mulde. Ich habe das mitunter in Rußland so gemacht, auf der Jagd. Ich schnitt es da mit dem Hirschfänger auf, legte mich hinein und schlief wie ein Sack."

„Das war, wie die Depesche von Napoleon ankam," bemerkte Bohlen.

Der Chef erwiderte: „Ja, über die der König sich so freute, weil darin anerkannt war, daß er eine große Schlacht gewonnen hatte — seine erste große Schlacht."

---

[1] Dieselbe Geschichte erzählte Bismarck schon im Oktober 1866 in Putbus. Poschinger, Tischgespräche I, 41.

„Und du warst auch froh darüber — sagte Bohlen — und thatest das Gelübde, du wolltest es dem Gallier vergelten, wenn sich Gelegenheit fände."

Zuletzt erzählte der Chef noch: „Vorgestern sagte mir Favre, die erste Granate, die in das Pantheon gefahren wäre, hätte der Statue Heinrichs des Vierten den Kopf abgerissen."

„Das sollte wohl was Rührendes sein?" fragte Bohlen.

„Ach nein — erwiderte der Chef —, ich glaube vielmehr, er sagte es als Demokrat, es war der Ausdruck seiner Freude, daß es einem Könige passiert war."

Bohlen: „Ja, dem ists nun zweimal schlecht gegangen, die Franzosen haben ihn in Paris erstochen, und wir haben ihn da geköpft." [1]

Das Diner dauerte diesen Abend ungewöhnlich lange, von halb sechs bis nach sieben Uhr, und jeden Augenblick wurde Favre aus Paris zurückerwartet. Er kam endlich nach halb sieben Uhr an, wieder mit dem Schwiegersohn spanischen Namens. Beide sollen sich nicht mehr wie das erstemal gegen das Essen gesträubt haben, sondern wie vernünftige Leute dem Guten, das man ihnen aufgetragen hat, gerecht geworden sein. Man darf daraus wohl schließen, daß sie auch in der Hauptsache, um die es sich handelt, der Vernunft Gehör gegeben haben oder geben werden. Das wird sich jetzt zeigen, wo Favre wieder mit dem Kanzler in der Stube des jungen Jessé konferiert.

Nach Tische Konzepte gelesen. An Rosenberg-Grudczinski in Reims ist eine Weisung wegen des Verfahrens bei der Steuereintreibung ergangen. Für jeden Tag Rückstand sollen den Gemeinden fünf Prozent des Betrags mehr abgefordert werden. Fliegende Kolonnen mit Geschützen sollen vor die sich hartnäckig weigernden Ortschaften rücken, sich die Steuern herausbringen lassen und, falls dies nicht ohne Verzug geschieht, mit Beschießung und Anzünden vorgehen. Drei Beispiele würden ein viertes unnötig machen. Es sei nicht unsre Aufgabe, die Franzosen durch Milde zu gewinnen oder für sie zu sorgen. Bei ihrem Charakter sei vielmehr geboten, ihnen vor uns mehr Furcht einzuflößen, als sie vor ihrer eignen

[1] Abeken 493 sah darin ein Omen.

Regierung hätten, die ja gleichfalls Zwangsmaßregeln gegen sie in Anwendung bringe. — In der Nacht von vorgestern auf gestern haben, wie der niederländische Gesandte seiner Regierung meldet, die Roten in Paris einen Putsch gewagt, einige von ihren Rädelsführern (pellhammels) aus dem Gefängnisse befreit und dann vor dem Stadthause einen Kampf provoziert. Die Nationalgarde hat auf die Mobilgarden geschossen, es hat Tote und Verwundete gegeben, zuletzt aber ist die Ruhe wieder hergestellt worden. — Ich finde in den Konzepten, daß der Chef aus den 39 Offizieren, die wir in dem Treffen vom 19. Januar verloren haben, in meinem nach dem Generalstabsberichte verfaßten Telegramme 19 gemacht hat. Er sagt auch bei Tisch, es wären nur neunzehn, wie er denn auch die Zahl der Toten, die wir im Laufe des ganzen Feldzugs auf dem Schlachtfelde verloren haben, nur auf sechstausend angab. Indes korrigierte er sich, als man ihm die richtige Zahl im Moniteur officiel gebracht hatte, indem er sagte: „Hm, es sind doch mehr, als ich dachte, über zwölftausend."

Um zehn Uhr, wo Favre noch da war, heftiges Schießen aus grobem Geschütz, das wohl eine Stunde anhielt. Nach halb elf Uhr ging ich ins Theezimmer hinunter, wo ich Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen im Gespräche mit del Rio antraf. Er ist ein Mann von Mittelgröße und hat einen dunkeln Vollbart, etwas Mondschein auf dem Scheitel und ein Augenglas auf der Nase. Bald nach meiner Ankunft begab er sich, von Mantey begleitet, nach Hause, d. h. in sein Quartier bei Stieber, und eine Viertelstunde später folgte ihm Favre nach. Del Rio hat von Paris als dem centre du monde geredet, das Bombardement ist also ein Scheibenschießen nach dem Zentrum der Welt. Er hat ferner erzählt, daß Favre in Reuil eine Villa und in Paris einen großen Keller mit allen möglichen Weinen habe, und daß er selbst in Mexiko ein Gut besitze, das sechs Quadratmeilen groß sei. — Nach Favres Weggange kam der Chef zu uns herunter, aß etwas kaltes Rebhuhn, ließ sich dann noch von dem Schinken bringen und trank eine Flasche Bier. Nach einer Weile seufzte er, richtete sich gerade und sagte: „Ja, wenn man selbst beschließen und befehlen könnte! Aber andre dahin zu bringen!" — Er schwieg eine Minute, dann fuhr er fort: „Was mich wundert, ist, daß sie keinen General herausschicken. Ihm sind

doch militärische Dinge schwer begreiflich zu machen." Er nannte ein paar französische Worte — „das ist die Erhöhung vor dem Graben draußen" — er nannte ein paar andre — „und das ist die innere Seite. Das wußte er nicht."

„Na heute hat er doch hoffentlich gehörig gegessen," sagte Bohlen.

Der Chef bejahte das, und Bohlen äußerte weiter, unten hätte sich das Gerücht verbreitet, er habe diesmal auch den Sekt nicht verachtet, sondern ordentlich davon getrunken.

Chef: „Ja, vorgestern wollte er nicht, heute aber hat er sich mehrere Gläser einschenken lassen. Neulich hatte er sogar Gewissensbedenken wegen des Essens, ich redete sie ihm aber aus, und der Hunger wird mir beigestanden haben; denn er aß ganz wie jemand, der lange gefastet hat."

Hatzfeldt berichtete, vor einer Stunde sei der Maire Rameau dagewesen, um nachzufragen, ob Herr Favre bei uns wäre. Er wolle mit ihm sprechen, sich ihm zur Verfügung stellen. Ob es wohl erlaubt wäre, ihn zu besuchen? Er, Hatzfeldt, habe ihm gesagt, daß er das natürlich nicht wisse.

Der Chef bemerkte darauf: „Wenn jemand in der Nacht zu einem geht, der nach Paris zurückwill, so ist das hinreichend, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ein dreister Geselle!"

Bohlen: „Na, Mantey wirds schon Stiebern gesagt haben. Dieser Monsieur Rameau hat wahrscheinlich Sehnsucht nach seiner Zelle zurück." (Er hatte wegen Renitenz oder unverschämter Schreibweise bei Verhandlungen über die Beschaffung von Lebensmitteln für Versailles vor einiger Zeit, ich glaube mit andern Magistratspersonen, sich einige Tage das Innere einer Stube im Gefängnis auf der Rue de Saint Pierre besehen müssen.)

Der Minister teilte darauf einiges aus seiner Besprechung mit Favre mit. „Er gefällt mir jetzt besser als in Ferrières — sagte er —, er sprach viel und in langen, wohlgesetzten Perioden. Oft brauchte man gar nicht aufzupassen und zu antworten. Es waren Anekdoten aus früherer Zeit. Er versteht übrigens recht hübsch zu erzählen." — „Meinen Brief von neulich hat er mir gar nicht übel genommen. Im Gegenteil, er sagte, daß er mir Dank schuldig sei, daß ich ihn aufmerksam gemacht habe auf das, was er sich selber

schuldig sei." — „Er sprach auch davon, daß er bei Paris eine Villa besäße, die wäre aber verwüstet und ausgeplündert. Ich hatte auf der Zunge: Doch nicht von uns. Aber er setzte gleich selbst hinzu, es möchten wohl Mobilgarden gewesen sein." — „Dann klagte er, daß die Stadt Saint Cloud seit drei Tagen brenne, und wollte mir einreden, daß wir das dortige Schloß angezündet hätten." — „Wegen der Franctireurs und ihrer Unthaten wollte er mich auf unsre Freischaren von 1813 hinweisen; die hätten es doch viel schlimmer getrieben. Ich sagte ihm: Das will ich nicht in Abrede stellen, aber Sie werden auch wissen, daß die Franzosen sie überall erschossen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Und sie schossen sie nicht etwa auf einmal tot, sagte ich, sondern fünf in dem Orte, wo die That geschehen war, dann auf der nächsten Etappe wieder fünf und so weiter — zur Abschreckung." — „Von dem letzten Gefechte, am 19., behauptete er, daß die Wohlhabenden von der Nationalgarde sich am besten geschlagen hätten; die aus den niedern Klassen genommnen Bataillone hätten am wenigsten getaugt."

Der Chef schwieg eine Weile und zeigte eine nachdenkliche Miene. Dann fuhr er fort: „Ich denke, wenn die Pariser erst Zufuhr an Lebensmitteln gekriegt haben und dann wieder auf halbe Rationen gesetzt werden und wieder hungern müssen, das wird wirken. Es ist wie mit der Prügelbank. Wenn da etwas länger gehauen wird — hinter einander —, so macht das nicht viel aus. Aber wenn ausgesetzt wird und nach einer Weile wieder angefangen, das ist unerwünscht. Ich weiß das von dem Kriminalgericht her, bei dem ich arbeitete. Da wurde noch gehauen."

Man sprach dann über die Prügelstrafe überhaupt, und Bohlen, der sie für nützlich hält,*) bemerkte, die Engländer hätten sie ja auch wieder eingeführt.

„Ja — sagte Bucher —, erst für persönliche Beleidigungen der Königin, bei einer Gelegenheit, wo jemand nach ihr geschlagen hatte, dann für die Garotters."

---

*) Wobei er die Meinung von neun Zehnteilen des deutschen Volkes aussprach — ich meine des wirklichen Volkes, nicht des Volkes der liberalen Presse und Tribüne.

Der Chef erzählte dann, daß er 1862, wo diese in London gespukt hätten, oft noch nach zwölf Uhr des Nachts durch eine einsame Gasse, wo bloß Ställe gewesen seien, und die voll Pferdedüngerhaufen gelegen hätte, von Regentstreet nach seiner Wohnung in Parkstreet habe gehen müssen. Zu seinem Schrecken habe er dann in der Zeitung gelesen, daß gerade da mehrere solche Überfälle stattgefunden hätten.[1]

Nach einer Weile sagte er: „Das ist doch ein unerhörtes Vorgehen der Engländer: sie wollen da (Odo Russell hat es angezeigt, der Kanzler es als unzulässig abgelehnt) ein Kanonenboot die Seine heraufschicken, wie sie sagen, um die dort wohnenden englischen Familien abzuholen, die wegwollten. Sie wollen aber bloß sehen, ob wir Torpedos gelegt haben, und es dann den französischen Schiffen hinterbringen. — Bande! — Die sind voll Ärger und Neid, daß wir hier große Schlachten geschlagen haben — und gewonnen. Sie gönnen es dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen ein Volk, das bloß da ist, um für sie gegen Bezahlung Krieg zu führen. Das ist so die Ansicht der ganzen englischen Gentry. Die haben uns niemals wohlgewollt und immer nach Kräften geschadet.“ — „Diese Meinung ist auch in der Kronprinzessin verkörpert. Die denkt wunder, wie tief sie sich herabgelassen hat, daß sie in dieses Land geheiratet hat. Ich weiß noch, daß sie einmal zu mir sagte, zwei oder drei Kaufmannsfamilien in Liverpool hätten mehr Silberzeug als der ganze preußische Adel. — »Ja — erwiderte ich —, das ist vielleicht wahr, Königliche Hoheit, wir setzen unsern Wert aber auch in andre Dinge als in Silber.«“

Er schwieg wieder eine Weile. Dann sagte er: „Ich weiß, 1867, wie ich in Paris war, da dachte ich, wie wärs wohl, wenn wir wegen Luxemburgs losgeschlagen hätten, ob ich da jetzt in Paris wäre oder die Franzosen in Berlin? Ich glaube, daß ich recht gethan habe, es damals zu hindern. Wir hätten die Kräfte von heute bei weitem nicht gehabt. Die Hannoveraner waren zu der Zeit nicht von der Art, daß sie zuverlässige Soldaten

[1] Bismarck war von Ende Juni bis zum 5. Juli 1862 von Paris aus zur Weltausstellung in London, Bismarck-Regesten I, 178.

gestellt hätten. Die Hessen — von denen will ich nichts sagen, da gings. Die Schleswig-Holsteiner, die sich jetzt wie die Löwen geschlagen haben, da gabs damals gar keine Armee. Mit den Sachsen war auch nichts, hier sollte das Heer erst wieder gebildet werden. Und auf die Süddeutschen war wenig Verlaß. Die Württemberger — was sind das jetzt für prächtige Leute, ganz ausgezeichnet! Aber damals, Sechsundsechzig, da mußte jeder Soldat lachen, als die einmarschierten in Frankfurt wie eine Bürgergarde. Auch mit den Badnern stand es nicht gut, da hat Beyer und der Großherzog seitdem viel geschaffen." — „Freilich war die öffentliche Meinung damals in ganz Deutschland auf unsrer Seite, wenn wir Krieg um Luxemburg führen wollten. Aber die ersetzte doch diese Mängel nicht genug. Und dann war auch das Recht nicht auf unsrer Seite. Ich habe es öffentlich nie zugegeben, hier aber kann ichs sagen: nach der Auflösung des Deutschen Bundes war der Großherzog souverän geworden und konnte mit dem Lande machen, was er wollte. Daß ers für Geld abtreten wollte, war eine Gemeinheit, aber abtreten konnte ers an Frankreich. Und mit unserm Besatzungsrechte stand es auch schlecht. Wir durften eigentlich nach Auflösung des Bundes auch Rastatt und Mainz nicht mehr besetzt halten. Das sagte ich auch im Conseil,[1] und ich hatte dann noch einen andern Gedanken: ich wollte es Belgien geben. Da hätten wir es mit einem Lande verbunden, für dessen Neutralität England, wie man damals denken konnte, eingetreten sein würde. Und dann hätte man damit das deutsche Element dort gegen die Fransquillons gestärkt und zugleich eine gute Grenze gewonnen. Ich fand damit keinen Anklang, aber ich denke, es ist gut so, wie es sich gemacht hat."[2] — Als der Minister fort war, bemerkte Bucher hierzu, die andre Seite der Sache habe er freilich verschwiegen: die Franzosen wären damals nicht so gut für den Krieg vorbereitet gewesen als jetzt, ihre militärischen Vorräte wären durch den Feldzug in Mexiko erschöpft, und die Armee wäre noch nicht

[1] Diesen Ausdruck braucht B. oft für Ministerrat, vgl. G. u. E. I, 326. 328. 329. 330. Zuweilen übersetzt er auch ungenau mit „Staatsrat", z. B. oben Band I, 187.

[2] In diesem Sinne hat sich Bismarck mehrmals über die Behandlung der Luxemburger Frage geäußert, z. B. bei Poschinger, Tischgespräche I, 83. 284.

mit Chassepots bewaffnet gewesen. Indes die Gründe, die der Chef für seine Enthaltsamkeit anführte, schienen mir doch erheblich schwerer zu wiegen als diese.[1]

Als ich mit dem Niederschreiben dieser Gespräche gegen zwei Uhr nachts zu stande gekommen war, donnerten die schweren Geschütze im Norden noch immer Schuß auf Schuß, und namentlich der Mont Valérien lärmte wie ein Vulkan.

26. Januar, Donnerstag. Es ist helles Wetter und wieder ziemlich kalt. Heftiges Schießen, als ich noch im Bette lag. Zu den Aufzeichnungen von gestern abend ist eine interessante Äußerung des Kanzlers nachzutragen.

Als Bismarck-Bohlen beim Thee sagte: „Das ist doch ein hübscher Einfall, das Bild im Kladderadatsch: Napoleon, wie er auf die Eisenbahn wartet und sagt: Er pfeift schon. Er hat den Hermelinmantel für die Tour nach Paris um und die Reisetasche in der Hand," erwiderte der Chef: „Ja, der denkt wohl so, und er kann Recht haben. Aber ich fürchte, er wird das Einsteigen versäumen. Es bleibt am Ende doch kein andrer Weg. Das kann sich leichter machen, als Favre zu überzeugen ist. Aber er braucht immer die Hälfte der Armee, um sich zu behaupten."

Dabei fällt mir auch die patriotische Wut ein, die vorgestern früh die Gärtnersfrau entwickelte, die mir die Stube auskehrt und das Bett macht. Sie heißt Marie Lodier und ist eine kleine Person, von etwas hektischem Aussehen, mit großen dunkeln Augen, sehr lebhaft und ziemlich aufgeweckt, obwohl sie weder lesen noch schreiben kann. Als ich ihr sagte, nun werde Paris in wenigen Tagen in unsern Händen sein, wollte sie es durchaus nicht glauben. Paris, meinte sie, wäre uneinnehmbar, unüberwindlich, durch Kanonen nicht zu bezwingen, vielleicht durch Hunger. Wenn sie aber drin zu befehlen hätte, fuhr sie mit blitzenden Augen und in größter Erregtheit fort, so würde sie sich nicht ergeben, und wenn sie verhungern müßte.

Der Chef fuhr um halb elf Uhr zum Könige.[2] Wir ließen

[1] Vgl. auch G. u. E. II, 52/3. 92/3. 178. 280.

[2] Schneider III, 170: „Von dem Erscheinen des Herrn Favre an wohnte Graf Bismarck wieder den [täglichen] Generalsvorträgen bei." An diesem Tage wurde über die Bedingungen des Waffenstillstandes und der Übergabe von Paris verhandelt. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 26. Januar.

uns mittlerweile von einem Berliner in großer Gruppe vor der Gartenseite des Hauses photographieren, der Minister soll später im Vordergrunde des Bildes die Mitte einnehmen.

Nach dem Frühstück erzählte mir Bucher Verschiednes von der Kronprinzessin. Unter anderm hatte der Chef ihm in Varzin mitgeteilt, daß sie 1866 zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, „dem Onkel Ernst" den Wald von Schmalkalden zu verschaffen, den er so gern haben möchte. „Ich dachte, wenn ichs thäte — hatte der Minister hinzugefügt —, so würde sie dafür dankbar sein und eine bessere Ansicht von unsrer letzten Politik kriegen. Aber kaum hatte der den Wald, so war sie ganz wie vorher." Bucher knüpfte daran eine Anzahl anmutiger Historien vom englischen Hofe, namentlich vom Prinzen von Wales.... Ein angenehmer Charakter, der für die Zukunft Schönes hoffen läßt und dem widerwärtigen Volke wohlbekommen möge.

Gegen zwei Uhr, nicht lange nachdem der Chef vom Könige zurückgekehrt ist, kommt Favre wieder. Als er sich nach einiger Zeit entfernt, um wieder nach Paris zu fahren, hört man, daß ausgemacht worden sei, er solle morgen schon um acht Uhr früh wiederkommen und zwar in Begleitung eines Generals, mit dem über die militärischen Fragen zu verhandeln wäre. — Über die militärischen Fragen der Kapitulation nämlich! Denn darum handelt es sich jetzt wirklich. Es geht mit Paris auf die Neige. Das Bombardement hat im Süden, noch mehr aber im Norden gut gewirkt, und der Brotkorb will leer werden.

Ich fahre mit Landgraf nach Ville d'Avray, wo wir tüchtig herüber und hinüber schießen sehen. Kurze rötliche Blitze zucken aus einer in dunstiger Ferne gelegnen französischen Batterie auf. Rechts — wahrscheinlich von Meudon aus — wird von unsrer Seite geschossen. Wieder scheint es in der Stadt zu brennen. Wir fahren über Sèvres zurück, wo wir an vier Häusern Spuren von französischen Granatschüssen gewahren.

Als ich Hatzfeldt von diesem Ausflug erzählte, äußerte er: „Ach, wenn ich das Schießen und den Brand doch auch gesehen hätte. Es ist vielleicht das letzte mal Gelegenheit dazu. Bei Nacht unterscheidet sich das Feuer wohl besser, wenn ich nur einen Ort wüßte, wo." Ich erbot mich, wenn der Chef mir Urlaub gäbe,

noch diesen Abend mit ihm hinauszufahren und ihm eine gute Aussicht zu zeigen. (Er fuhr später — ich glaube, mit Bohlen — hinaus, sie sahen aber nichts.)

Bei Tische waren Herr Hans von Rochow und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef sprach von Favre und sagte u. a.: „Er erzählte mir, an Sonntagen, da sähe man die Boulevards noch voll von wohlgekleideten und geputzten Frauen mit hübschen Kindern. Ich erwiderte: »Das wundert mich, die haben Sie noch nicht aufgegessen?«"

Es wurde ferner davon gesprochen, daß heute mit besondrer Heftigkeit bombardiert würde, und der Minister bemerkte dazu: „Ich erinnere mich, wir hatten da beim Gericht einmal einen Unterbeamten — ich glaube, Stepki hieß er —, der hatte das Prügeln zu besorgen. Der hatte die Gewohnheit, die drei letzten allemal mit besondrer Kraft auszuteilen — zum heilsamen Gedächtnis."

Die Rede kam auf Strousberg, und jemand machte die Bemerkung, daß der jetzt „Pleite gehen" wollte, worauf der Chef äußerte: „Er sagte einmal zu mir, ich weiß, ich sterbe einmal nicht in meinem Hause. Aber so schnell brauchte das doch nicht zu kommen. Vielleicht überhaupt nicht, wenn nicht der Krieg kam. Er deckte seine Auslagen immer mit neuen Aktien, und das ging, obwohl andre Juden, die vor ihm reich geworden waren, ihm nach allen Kräften das Spiel zu verderben suchten. Nun aber kam der Krieg, und da gingen seine Rumänier herunter, immer weiter, sodaß man fragen konnte, was der Zentner koste. — Na, aber ein gescheiter Mann und ein rastlos thätiger bleibt er doch."

Von Strousbergs Gescheitheit und Rastlosigkeit brachte jemand das Gespräch auf Gambetta, von dem er wissen wollte, daß er „durch den Krieg auch seine fünf Millionen verdient habe," was andre Tischgenossen, ich glaube mit Grund, bezweifelten.[1]

An den Diktator von Bordeaux reihte sich Napoleon, von dem Bohlen sagte, es hieße, daß er sich in den neunzehn Jahren seiner Regierung mindestens fünfzig Millionen gespart habe.

„Andre behaupten, achtzig," versetzte der Chef. „Ich halte es

[1] Ein ähnliches Gerücht erwähnt der Kronprinz in seinem Tagebuche vom 30. Januar.

aber für zweifelhaft. Louis Philipp hatte das Geschäft verdorben. Der ließ Emeuten machen und dann an der Amsterdamer Börse kaufen, und das merkte die Geschäftswelt zuletzt."

Hatzfeldt oder Keudell bemerkte, zu demselben Zwecke sei der betriebsame König auch von Zeit zu Zeit krank geworden.

Darauf sprach man davon, daß unter dem Kaiserreiche besonders Morny sich darauf verstanden habe, mit allen Mitteln Geld zu machen, und der Chef erzählte: „Wie der zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner, eleganter Wagen an — ich glaube, es waren dreiundvierzig, und alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als Botschafter keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eignen Wagen, jeder Attaché oder Sekretär mindestens zwei, und er selber hatte wohl fünf oder sechs, und wie er ein paar Tage da war, verauktionierte er das alles, Wagen und Spitzen und Modesachen. Er muß wenigstens achtmalhunderttausend Rubel dabei verdient haben. — Er war ein Dieb, aber ein liebenswürdiger Dieb — er konnte wirklich sehr liebenswürdig sein," was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte.

Dann fuhr er fort: „In Petersburg verstanden sie sich übrigens auch darauf — die Leute von Einfluß. Nicht, daß sie direkt Geld genommen hätten. Aber wenn jemand was wollte, da ging er in einen bestimmten französischen Laden und kaufte zu teuern Preisen für fünf- oder sechstausend Rubel Spitzen, Handschuhe oder Schmucksachen. Der französische Laden aber arbeitete für Rechnung des Beamten oder seiner Frau. Wenn das alle Wochen ein paar mal geschieht, kommt im Jahre auch was zusammen."

Er erzählte dann die Geschichte von dem Finnen, dem er Holz abkaufen gewollt, noch einmal, aber etwas anders als vorher. „Er war zuerst ganz geneigt, es mir zu lassen," sagte er. „Wahrscheinlich hielt er mich für einen Kaufmann oder so etwas ähnliches aus den Ostseeländern. Als ich ihm aber sagte, es wäre (russische Worte) für die preußische Gesandtschaft, da stutzte er. Es hatte ihn offenbar bedenklich gemacht. Er fragte, ob das (russische Worte) für die Krone wäre. Preußen wäre wohl ein Gouvernement des russischen Reiches. Ich sagte ihm, das gerade nicht, aber die Gesandtschaft

hätte mit der Krone zu thun. Das war unvorsichtig, undiplomatisch, das befriedigte ihn offenbar nicht, und es half auch nichts, daß ich ihm das Geld gleich geben wollte. Er fürchtete ohne Zweifel, daß ihm das von mir wieder abgedrückt werden würde, und daß man ihn obendrein acht Tage einstecken würde und Prügel aufzählen." Er teilte davon ein Beispiel mit. Dann schloß er: „Am andern Morgen war er mit seinem Holze verschwunden."

Bohlen rief über den Tisch hinüber: „Ach, erzähle doch mal die hübsche Geschichte von dem Juden mit den zerrissenen Stiefeln, der fünfundzwanzig kriegte."

Chef: „Ja, das war so. Eines Tages kam in unsre Kanzlei ein Jude, der als mittellos nach Preußen zurückbefördert sein wollte. Er war aber sehr abgerissen und hatte besonders Stiefel an, aus denen allerdings die nackten Zehen herausſahen. Man sagte ihm, ja, er sollte befördert werden; aber er wollte vorher andre Stiefel haben, es wäre so kalt, und beanspruchte das als ein Recht und trat so dreist und unverschämt auf, schrie und schimpfte, daß die Herren sich vor ihm nicht zu helfen wußten. Auch die Diener getrauten sich nicht an den wütenden Menschen. Da wurde endlich, als der Spektakel zu arg geworden war, ich zu körperlicher Hilfe herbeigerufen. Ich sagte ihm, er solle ruhig sein, sonst würde ich ihn einsperren lassen. Er erwiderte: »Das können Sie nicht dazu haben Sie in Rußland gar kein Recht.« — »Das wollen wir sehen,« sagte ich. »Ich muß Sie allerdings nach Hause schaffen, aber Stiefel brauche ich Ihnen nicht zu geben, wenn ichs auch vielleicht gethan hätte, und vorher, weil Sie sich ungebührlich aufgeführt haben, werden Sie Ihre Strafe bekommen.« — Er sagte wieder, das könnte ich hier gar nicht. Da machte ich das Fenster auf und winkte einem Gorodowoj, einem russischen Polizeimanne, der ein Stück davon seine Station hatte. Mein Jude fuhr fort, zu schreien und zu schelten, bis der Polizeimann, ein großer starker Mensch, hereinkam. Zu dem sagte ich: (russische Worte) »Nimm ihn mit — einstecken bis morgen — und fünfundzwanzig.« Und der große Schutzmann nahm den kleinen Juden mit und steckte ihn ein. Den andern Vormittag aber kam der wieder an, ganz umgewandelt, sehr demütig, und erklärte sich zur Abreise ohne Stiefel bereit. Ich fragte, wie es ihm gegangen wäre inzwischen. — Schlecht

wäre es ihm gegangen, sehr schlecht. — Nun, was sie ihm denn gethan hätten? — Ja, sie hätten ihn — nun sie hätten ihn — körperlich gemißhandelt. — Ich dachte nun, er würde mich zu Hause verklagen oder in die Zeitungen bringen — in die Volkszeitung oder ein andres Organ für jedermann. Die Juden verstehen sich ja darauf, Lärm zu schlagen. Aber er muß sich anders überlegt haben — er hat nichts von sich hören lassen."

Abends Konzepte studiert, während draußen in der Welt die Kanonen brüllten, was namentlich zwischen neun und zehn Uhr über das gewohnte Maß ging. Der Chef arbeitete in seiner Stube allein, vermutlich an den Bedingungen von Kapitulation und Waffenstillstand, und ließ nichts von sich hören. Unten hieß es, daß ein Unterhändler Napoleons von Wilhelmshöhe zu uns auf dem Wege sei.

Die sich immer mehr häufenden Geschäfte haben die Entsendung eines vierten Sekretärs nach Versailles veranlaßt, der heute eingetroffen ist. Es ist ein Herr Zesulka, der als Kopist und Chiffreur thätig sein wird, bis jetzt aber noch ohne Beschäftigung ist.

Im Theezimmer traf ich gegen halb elf Uhr den Chef im Gespräch mit den Abgeordneten von Köller und von Forckenbeck.[1] Der Kanzler sprach eben davon, daß man bald wieder Geld brauchen werde. „Wir wollten nichts mehr vom Reichstage verlangen — sagte er —, da wir nicht dachten, daß der Krieg so lange dauern würde. Nun habe ich an Camphausen geschrieben, der aber verweist uns auf Requisitionen und Kontributionen. Die sind jedoch schwer einzutreiben, da es uns bei dem weiten Raume, über den wir uns ausgebreitet haben, an Truppen zur Erzwingung fehlt. Um so ein Land von zwölftausend Quadratmeilen ganz in seine Hände zu bekommen, müßte man zwei Millionen Soldaten haben." — „Auch ist alles durch den Krieg teurer geworden. Wenn wir requirieren, kriegen wir nichts. Wenn wir bar bezahlen, kommt immer noch genug auf den Markt und billiger als in Deutschland. Der Scheffel Hafer kostet hier vier, aus Deutschland bezogner sechs

[1] Beide kamen als Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, um, wie das Herrenhaus schon am 1. Januar 1870 gethan hatte, am 27. Januar dem Kaiser eine Adresse zu überreichen. Schneider III, 170. 137. Forckenbeck war auch beim Kronprinzen, Tagebuch vom 28. Januar.

Franken." — „Nun dachte ich erst daran, mir die Matrikularbeiträge eher bezahlen zu lassen. Das giebt aber nur zwanzig Millionen, da Bayern bis zweiundsiebzig noch eigne Rechnung hat. Da habe ich mir nun den Ausweg gedacht, daß man sich an unsern Landtag wenden könnte, daß er eine Summe als Vorschuß bewilligte. Man muß nur erst wissen, was Moltke den Parisern abdrücken wird, d. h. der Stadt Paris; denn mit der allein haben wirs jetzt zu thun."

Forckenbeck war der Ansicht, der Plan des Chefs würde im Landtage keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Zwar würden die Doktrinäre die Berechtigung bestreiten, und andre würden sagen, da müsse Preußen immer wieder aushelfen und Opfer für die übrigen bringen, allein die Mehrheit würde man aller Wahrscheinlichkeit nach haben, wie Köller bestätigen werde, was dieser denn auch that.

. Später kam ein Offizier von den dunkelblauen Husaren, ein ungewöhnlich hübscher junger Mann. Es war ein Graf Arnim, der eben von Le Mans eingetroffen war und allerlei Interessantes von dort zu berichten hatte. Die dortigen Einwohner schienen recht verständige Leute, die Gambettas Politik mißbilligten und allenthalben ihr Verlangen nach dem Frieden äußerten, meinte er.

„Ja — erwiderte der Chef —, das ist recht schön von den Leuten, aber was hilft es uns, wenn sie sich mit ihrer verständigen Gesinnung dazu hergeben, daß Gambetta immer wieder Armeen von hundertundfünfzigtausend Mann aus der Erde stampft." Und als Arnim weiter erzählte, daß man wieder sehr viele Gefangne gemacht habe, bemerkte er dazu: „Das ist nicht erfreulich. Wo sollen wir zuletzt hin damit? Warum machen sie so viele Gefangne? Jeder sollte sich kriegsgerichtlich verantworten müssen, wenn er Gefangne gemacht hat" — was wie manche ähnliche Äußerungen wohl nicht wörtlich zu nehmen und nur auf die Freischärler zu beziehen sein wird.

27. Januar, Freitag. Das Bombardement schweigt, wie es heißt, seit zwölf Uhr in voriger Nacht.[1] Es hat, wie man hört, um sechs Uhr diesen Morgen wieder aufgenommen werden sollen, falls die Pariser Regierung auf unsre Waffenstillstandsbedingungen

[1] Verdy 279.

nicht eingehen wollte. Da es still bleibt, werden die Herren nachgegeben haben. Aber Gambetta?

Früh über die glücklichen Operationen unsrer Armeen gegen Bourbaki ein Telegramm abgelassen. Um halb neun Uhr kommt Moltke, der ungefähr drei Viertelstunden mit dem Chef konferiert. Kurz vor elf Uhr erscheinen die Franzosen: Favre, der sich seinen grauen Demagogenbart gestutzt hat, mit seiner prononcierten Unterlippe, seiner gelblichen Gesichtsfarbe und seinen hellen Augen, General Beaufort d'Hautpoule mit seinem Adjutanten Calvel und ein „Chef der Ingenieure der Ostbahn," Dürrbach.[1] Beaufort soll am 19. den Angriff auf die Schanze bei Montretout geleitet haben. Die Verhandlungen der Herren mit dem Chef scheinen rasch zum Ziele geführt oder sich zerschlagen zu haben. Schon bald nach zwölf Uhr, als wir uns oben zum Frühstück gesetzt haben, steigen sie vor der Hinterfront des Hauses wieder in die Wagen, die sie hierhergebracht haben. Favre sieht niedergeschlagen aus, der General hat ein auffällig rotes Gesicht und — scheint nicht recht fest auf den Beinen zu sein! Auch den andern ist das aufgefallen.

Bald nachdem die Franzosen fort sind, tritt der Kanzler zu uns herein und sagt: „Ich will bloß ein wenig Luft schöpfen. Lassen die Herren sich nicht stören!" Dann bemerkt er kopfschüttelnd zu Delbrück gewendet: „Nichts mit ihm anzufangen! Unzurechnungsfähig — ich glaube, angetrunken. Ich habe ihm gesagt, er möge sich bis halb zwei besinnen, vielleicht erholt er sich." — „Verbranntes Gehirn, schlechte Manieren! Wie heißt er denn eigentlich? So was wie Bouffre oder Pauvre?"

Keudell sagt: „Beaufort."

Chef: „So. Ein vornehmer Name, aber keine vornehmen Manieren."

Der gute General scheint also in der That — vielleicht durch Hunger in seiner gewohnten Kapazität geschwächt — sich mehr, als er verträgt, zugemutet und zu stark gefrühstückt zu haben.

---

[1] Außerdem Graf Hérisson, Favres Ordonnanzoffizier, der auch über diese Begegnung berichtet hat im Journal d'un officier d'ordonnance, bei Poschinger, Tischgespräche I, 61 ff. Auch General Beaufort hat später darüber Aussagen gemacht; er war, wie er behauptet, nur äußerst erregt, a. a. O. 62. Vgl. auch Wageners Charakteristik, a. a. O. 66. Schneider III, 170.

Beim Frühstück wurde dann noch erwähnt, daß Forckenbeck auf der Herfahrt bei der durch aufständische Bauern zerstörten Eisenbahnbrücke das von unsern Truppen zur Strafe angezündete Fontenay habe lichterloh brennen sehen, und Delbrück freute sich mit uns, „daß doch endlich einmal wieder eine ordentliche Strafe stattgefunden habe."

Als ich unsrer Gärtnersfrau heute bemerkte, nun würde sie wohl nicht mehr zweifeln, daß der Fall von Paris ganz nahe wäre; sie hätte doch wohl den General gesehen, der zu Unterhandlungen herausgekommen wäre, antwortete sie wütend wie eine böse Katze: „Dieser General ist ein Verräter (sie sprach das Wort traitre wie trait aus) wie Bazaine und wie Napoleon, das Schwein, das den Krieg mit den Preußen angefangen hat, als wir noch nicht bereit waren. Alle unsre Generale sind Verräter, und Monsieur Favre ist auch einer. — Aber haben wir nur erst eine sichre Regierung, so machen wir euch wieder den Krieg, und dann — tou les Prussiens capot, capot, capot!" — Ich bemerkte: „Vielleicht haben Sie in acht Wochen den Kaiser wieder." — Sie entgegnete giftig, die Arme in die Seiten gestemmt: „Mais non, Monsieur! Der muß in Deutschland bleiben. Wenn der nach Paris kommt, schicken wir ihn auf das Schafott, und Bazaine auch." Zuletzt äußerte sie, Frankreich wäre zu Grunde gerichtet, und sie mit ihrer Familie auch; denn Madame Jessé wäre genau, sie habe von ihrem Vermögen verloren und würde sich nun keinen Gärtner mehr halten, sondern ihren Garten bloß durch Tagelöhner besorgen lassen. Die arme kleine Gärtnersfrau. Hoffen wir, daß es ihr besser ergeht.

Nachmittags hörte man, daß der Kanzler kurz vor ein Uhr zuerst zum Kaiser gefahren sei und sich dann zu Moltke begeben habe, wo er nebst Podbielski wieder mit den Franzosen zusammengetroffen sei. Diese haben sich darauf gegen vier Uhr nach Paris zurückverfügt und wollen morgen gegen Mittag wiederkommen, um die Kapitulation abzuschließen.

Ich las einen Brief an den Chef mit Zeitungsausschnitten, den er mir heute morgen zu beliebiger Benutzung übergeben hatte, und nach dessen Inhalt englische Hansnarren den Minister immer noch mit sentimentalen Zuschriften belästigen. Es hieß darin:

„Ich schicke Ihnen Ausschnitte aus dem Standard und der

Times, worin Sie etwas von dem grauſamen und unmenſchlichen Verfahren der Preußen in dieſem Kriege bemerken werden. Wollte Gott, Sie könnten es widerlegen! Hier zu Lande blutet uns das Herz darüber, und wir wundern uns, wie Soldaten einer geſitteten Nation ſo entſetzlich handeln können, und wie ihre Offiziere ihnen das erlauben, ja ſie dazu ſogar ermuntern können. Sie, Herr Graf, werden eines Tags, und zwar in nicht langer Zeit, die ſchreckliche und teufliſche Weiſe zu bereuen haben, in der dieſer höchſt grauſame Krieg geführt wird.“ Unterſchrieben war der Brief: A Soldier — but no Murderer.

Dieſer „Soldat“ war offenbar nicht mit in Indien gegen die Sipoys zu Felde gezogen und hatte ſeine Landsleute im Krimkriege nicht harmloſe Dörfer und Städtchen der ruſſiſchen Oſtſeeküſte niederbrennen ſehen. Er hatte auch nicht davon geleſen oder gehört. Er hatte endlich ſeine Zeitungsausſchnitte nicht genau geleſen, ſonſt würde er in dem einen Bericht über Repreſſalien, die man wegen der Ermordung von Landwehrleuten durch Garibaldianer (bei Chatillon) vorgenommen hat, die Bemerkung des Berichterſtatters, eines unſrer Artilleriſten, nicht haben überſehen können: „Wir kämpfen nicht mehr gegen die franzöſiſche Armee, ſondern gegen Meuchelmörder.“

Später fuhr ich mit Landgraf nach Bougival, wo wir uns die vielbeſprochne Pianinobarrikade genauer beſahen und in einigen Häuſern neben dem Barrotſchen die Verwüſtung betrachteten, die der Krieg in ihnen angerichtet hatte. Ich fand dort nicht ſechs, ſondern nur ein Pianino verwandt, hier aber ſah es teilweiſe noch ſchlimmer aus als bei Barrot, und namentlich waren die Bibliothek und eine Sammlung alter Landkarten in dem einen Hauſe übel weggekommen. Die Soldaten erzählten, daß die über dem Orte aufgeſtellte deutſche Batterie, vom Eintritt des Waffenſtillſtandes nicht unterrichtet, dieſen Morgen noch eine Anzahl von Schüſſen abgegeben habe. Bei uns war davon nichts zu hören geweſen, und die Erzählung beruht wohl auf einem bloßen Gerüchte, das eine mißverſtandne Äußerung zum Grunde hat.

Bei Tiſche ſagte der Chef von Beaufort: „Dieſer Offizier betrug ſich wie ein Mann ohne irgendwelche Erziehung. Poltern und Schreien und die höchſten Eide und moi, général de l'armée française, daß es kaum auszuhalten war. Spielte ſich fortwährend

auf den biedern Troupier und den guten Kameraden. Moltke wurde ein paarmal ungeduldig, und es war von der Art, daß er fünfzigmal hätte hinausgeworfen werden sollen." — „Favre, der doch auch keine first rate Erziehung genossen hat, sagte zu mir: J'en suis humilié! — Er war übrigens nicht so sehr betrunken, es war mehr seine ordinäre Manier." — „Beim Generalstabe wollten sie daraus, daß man ihn dazu gewählt habe, schließen, daß man es zu nichts kommen lassen wolle. Im Gegenteil, sagte ich, sie haben den genommen, weil es bei so einem nichts ausmacht, wenn er in der öffentlichen Meinung fällt, indem er die Kapitulation unterzeichnet."

Dann erzählte er: „Bei unsrer neulichen Besprechung sagte ich zu Favre: Vous avez été trahi — par la fortune. — Er merkte den Stich recht gut, äußerte aber nur: A qui le dites-vous! Dans trois fois vingt quatre heures je serai aussi compté au nombre des traîtres. Seine Lage in Paris sei bedenklich, setzte er hinzu. — Ich schlug ihm vor: Provoquez donc une émeute pendant que vous avez encore une armée pour l'étouffer. — Er sah mich darauf ganz erschrocken an, als wollte er sagen: Was du blutdürstig bist! Ich aber setzte ihm auseinander, daß dies das einzig richtige wäre, um mit dem Pöbel fertig zu werden." — „Übrigens hat der keine Idee, wie es bei uns zugeht. Er ließ mich mehrmals merken, daß Frankreich das Land der Freiheit wäre, während bei uns der Despotismus herrschte. Ich hatte ihm z. B. gesagt, wir brauchten Geld, und Paris müßte welches schaffen. Er dagegen meinte, wir könnten ja eine Anleihe machen. Ich erwiderte, das ginge nicht ohne den Reichstag oder den Landtag. »Ach — sagte er —, fünfhundert Millionen Franken, die könnte man doch auch so kriegen, ohne die Kammer.« Ich entgegnete: »Nein, nicht fünf Franken.« Er wollte es nicht glauben. Aber ich sagte ihm, daß ich vier Jahre lang mit der Volksvertretung im Kriegszustande gelebt hätte, aber eine Anleihe ohne den Landtag aufzunehmen, das wäre immer die Barriere gewesen, bis zu der ich gegangen wäre, und es wäre mir nie eingefallen, die zu überschreiten. Das schien ihn doch in seiner Ansicht etwas irre zu machen. Er sagte nur, in Frankreich on ne se gênerait pas. Doch kam er immer wieder darauf zurück, daß Frankreich ungeheure Freiheit

besäße. — Es ist wirklich sehr komisch, einen Franzosen so sprechen zu hören, und besonders Favre, der immer zur Opposition gehört hat. Aber so sind sie. Man kann einem von ihnen fünfundzwanzig aufzählen — wenn man ihm dabei nur eine schöne Rede von Freiheit und Menschenwürde hält, die sich darin ausdrücke, und die entsprechende Attitude dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht geprügelt."

— „Ach, Keudell — sagte er dann plötzlich —, da fällt mir ein: ich muß morgen eine Vollmacht haben, vom Könige — natürlich deutsch. Der deutsche Kaiser darf nur deutsch schreiben. Der Minister kann sich nach den Umständen richten." — „Der amtliche Verkehr muß in der Landessprache geführt werden, nicht in einer fremden. Bernstorff hat das zuerst durchsetzen wollen bei uns, er war aber damit zu weit gegangen. Er hatte an alle Diplomaten deutsch geschrieben, und alle antworteten ihm — nach einem Komplott natürlich — in ihrer Muttersprache, russisch, spanisch, schwedisch und was weiß ich alles, sodaß er einen ganzen Schwarm von Übersetzern im Ministerium sitzen hatte. — So fand ich die Sache, als ich ins Amt trat. Budberg schickte mir eine russische Note. Das ging doch nicht an. Wollten sie sich revanchieren, so mußte Gortschakow an unsern Gesandten in Petersburg russisch schreiben. Das war das Richtige. Man kann billigerweise verlangen, daß die Vertreter des Auslandes die Sprache des Landes verstehen und gebrauchen, in dem sie akkreditiert sind. Aber mir in Berlin auf ein deutsches Schreiben russisch antworten, das war unbillig. Ich bestimmte also: Was nicht deutsch oder französisch, englisch oder italienisch eingeht, bleibt liegen und geht zu den Akten. — Budberg schrieb nun Exzitatorien über Exzitatorien, immer russisch. Keine Antwort, die Sachen waren in den Aktenschrank gewandert. Endlich kam er selbst und fragte, warum wir ihm denn nicht antworteten. »Antworten? — sagte ich ihm verwundert —, auf was? Ich habe nichts gesehen von Ihnen.« — Nun, er hätte vor vier Wochen geschrieben und mehrere male erinnert. — »Richtig, da besinne ich mich — sagte ich ihm —, unten liegt ein Stoß Aktenstücke in russischer Schrift, da mags wohl dabei sein. Unten aber versteht kein Mensch russisch, und ich habe angeordnet: was in einer unverständlichen Sprache ankommt, geht zu den Akten.«" — Sie

waren dann, wenn ich recht verstand, übereingekommen, daß Budberg französisch schreiben solle und das Auswärtige Amt gelegentlich auch.

Der Chef kam dann auf die französischen Unterhändler zu sprechen und bemerkte: „Monsieur Dürrbach hat sich vorgestellt als membre de l'administration du chemin de fer de l'Est; j'y suis beaucoup intéressé — wenn der wüßte, was wir vorhaben!" (Vermutlich Abtretung der Ostbahn.)

Haßfeldt bemerkte: „Er hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als man ihm im Generalstabe auf der Karte die Zerstörungen nachgewiesen hat, die sie selbst angerichtet haben, Brücken und Tunnel u. s. w. »Ich habe — sagte er — stets dagegen gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht, daß eine Brücke sich in drei Stunden wieder herstellen läßt, aber sie wollten nicht hören.«"

„Ja — versetzte der Chef —, eine Brücke für uns gewiß, aber nicht die Eisenbahnbrücken, auf denen die Züge gehen. Es wird ihnen jetzt schwer fallen, den Proviant herbeizuschaffen, besonders, wenn sie auch im Westen solche Dummheiten vorgenommen haben. — Ich denke, sie rechnen auf die Bretagne und die Normandie, wo große Schafherden sind, und auf die Hafenplätze. Da sind meines Wissens viele Brücken und Tunnel, wenn sie die nur nicht auch zerstört haben. Sonst würden sie in große Verlegenheit kommen." — „Ich hoffe übrigens, daß die in London ihnen bloß Liebesschinken schicken werden und nicht etwa Getreide."

In dieser Weise drehte sich die Unterhaltung eine Weile um die Frage der Befriedigung des Magens von Paris. Zuletzt erzählte der Chef noch eine kleine Anekdote von seinem „guten Freunde Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte." „Wir waren da einmal auf der Jagd im Taunus und frühstückten gerade. Ich machte auf die schöne Aussicht aufmerksam, die man von der Stelle hatte. Wie hübsch dort drüben das Dörfchen in der Baumgruppe läge mit der weißen Kirche! Und wie schön der Kirchhof sich ausnähme da unten! — »Was?« fragte er. — »Ich meine den Friedhof dort.« — »Ach, lasse Se mer doch in Ruhe mit de Friedhöfe. Se habbe mer damit de ganze Appetit verdorbe,« sagte er. Ich fragte: »Wie viel sind denn noch Würste da?« — »So viel Se

wolle, ich kann nicht mehr esse.« Er war ganz verdrießlich geworden bei der Erinnerung an den Tod."

28. Januar, Sonnabend. Es ist wie gestern ziemlich kalt, etwa zwei Grad unter Null, und wir haben bedeckten Himmel. Um elf Uhr treffen die französischen Unterhändler wieder ein: Favre, Dürrbach, zwei andre, die ebenfalls höhere Eisenbahnbeamte sein sollen, und zwei Militärs, ein andrer General mit einem andern Adjutanten, beide stattliche Leute mit anständiger Haltung. Sie frühstücken bei uns. Dann lange Verhandlung in Moltkes Wohnung. Darauf diktiert der Chef den Sekretären Willisch und Saint Blanquart den Kapitulations- und Waffenstillstandsvertrag in zwei Exemplaren, der nachher um sieben Uhr zwanzig Minuten oben in der grünen Stube neben dem Arbeitszimmer des Ministers von Bismarck und Favre unterzeichnet und besiegelt wird.[1]

Inzwischen hatte es für mich freie Zeit gegeben, die ich zu einer Fahrt nach Schloß Meudon und der dortigen Batterie benutzte, an der Landgraf und ein andrer Sachse, Kohlschütter (von dem Gouvernement oder Zivilkommissariat), teilnahmen. Der Steinweg durch den Wald hinauf war von unserm schweren Geschütz sehr zusammengefahren. Auf einer kleinen Lichtung im Gehölz, an der sich die Straßen kreuzen, kamen wir an einer prächtigen Tanne vorbei. Weiterhin war ein Platz für ein Replis hergerichtet. Baracken, durchbrochne Mauern mit Schießständen rechts, Haufen von Schanzkörben und Faschinen links vom Wege. Durch ein Gitterthor nach dem Schlosse, an das die Bäume dicht herantreten, und das hinten ein gewaltiger Erdaufwurf umgiebt. Hier wurden einige von den umhergeflognen Granatsplittern aufgelesen, die vielfach Löcher in die Stämme gerissen und Zweige abgeschlagen hatten. Das Schloß, ein stattlicher, aber wenig verzierter Bau von zwei Stockwerken ohne hervortretende Gliederung, hatte äußerlich nur wenig gelitten, nur die Paris und Issy zugekehrte Front zeigte einige tüchtige Bombenspuren, und der Boden unmittelbar vor ihr war mit großen und kleinen Sprengstücken übersäet. Das Innere des Gebäudes, die Treppen, Säle und Zimmer waren arg verwüstet, voll Trümmer und Fetzen von Möbeln, Splitter und Glas-

[1] Vgl. Abeken 495.

ſtaub. An die Wände hatten Soldaten und andrer Beſuch ihre Namen und Spott auf den Gallier in deutſcher und welſcher Zunge geſchrieben. Die Terraſſe vor dem Schloſſe war mit Hacke und Schaufel aufgewühlt und in eine Art unterirdiſchen Lagers mit tiefen Gruben verwandelt. In einer davon war ein Blockhausſtübchen mit einem Ofen eingerichtet, das der Feldtelegraphiſt bewohnte. Vorn auf der Terraſſe, unmittelbar hinter der Steinbrüſtung, die ſie nach der Tiefe des Pariſer Keſſels hin umgiebt, war die Batterie mit ihren hochbeinigen ſchweren Geſchützen. Wir unterhielten uns eine Weile mit dem hier kommandierenden preußiſchen Offizier, einem recht netten und mitteilſamen jungen Kriegsmann. Unter uns ſahen wir, zum Teil auf dem Berghange, zum Teil an ſeinem Fuße, die Häuſer und Gaſſen der Stadt Meudon, die noch von den Bewohnern geräumt waren. Zur Rechten blickten wir in die anmutige Waldſchlucht von Clamart hinüber, links in der Ferne ſchimmerte in der Nachmittagsſonne der Bogen der Seine, und zwiſchen beiden, mehr nach rechts hin, erhob ſich vor uns auf einer kahlen Bodenanſchwellung das Fort Iſſy, deſſen Kaſernen von unſern Granaten in Ruinen verwandelt waren.

Zurückgekehrt nach Verſailles, war ich mit Haber und Friedländer, die beide Leutnants geworden waren, eine halbe Stunde im Hotel de Chaſſe.

Abends dinierten die Franzoſen bei uns. Da wir der zahlreichern Tiſchgenoſſenſchaft wegen weiter wie gewöhnlich auseinander ſaßen, und die Pariſer Gäſte meiſt nicht laut ſprachen, ſo lieferte die Unterhaltung wenig Stoff zum Aufzeichnen. Der General (er heißt Valden) aß wenig und ſprach faſt gar nicht. Auch Favre war kleinlaut und wortkarg. Der Adjutant, ein Herr d'Hériſſon, ſchien ſich die Sache nicht ſo zu Herzen zu nehmen, und die Eiſenbahnbeamten widmeten ſich mit begreiflichem Eifer den lange entbehrten Tafelgenüſſen. Nach dem, was ich von letztern hören konnte, war es in der That in Paris ſeit einiger Zeit äußerſt knapp zugegangen, und die Sterblichkeit hatte in der verfloſſenen Woche, wenn ich recht verſtand, die Zahl von circa fünftauſend Todesfällen erreicht. Namentlich waren viele Kinder im Alter von einem bis zwei Jahren geſtorben, und allenthalben war man Leuten mit Särgen für ſolche kleinen Franzoſen begegnet.

„Favre und der General — so äußerte Delbrück später — sahen wie arme Sünder aus, die morgen aufs Schafott sollen. Sie dauerten mich."

„Die Eisenbahner, besonders der Dicke — fügte ein andrer hinzu —, hieben mit wahrer Wollust ein, als ob sie eine Woche nichts gehabt hätten."

Keudell hat gute Hoffnung auf baldigen Friedensschluß, er meinte, wahrscheinlich wären wir in vier Wochen schon wieder in Berlin. Kurz vor zehn Uhr traf ein Herr mit Vollbart ein, dem Anschein nach ein mittlerer Vierziger, der sich Duparc nannte und sofort zum Chef geführt wurde, bei dem er ungefähr zwei Stunden verweilte. Es soll der ehemalige französische Minister Duvernois sein, und er käme, heißt es, mit Friedensanerbietungen von Wilhelmshöhe. Kapitulation und Waffenstillstand bedeuten eben noch nicht das Ende des Krieges mit Frankreich.[1]

29. Januar, Sonntag. Bedeckter Himmel. Unsre Truppen schreiten zur Besetzung der Forts. Früh Depeschen über die Londoner Konferenz und andres sowie die gestern unterzeichnete Waffenstillstands- und Kapitulationskonvention gelesen. Bernstorff meldet, Mussurus Pascha sei in der einen Konferenzsitzung sehr heftig geworden, indem er nicht begriffen hat, daß das Arrangement, das die Zulassung fremder Schiffe im Schwarzen Meere feststellt und russische Kriegsfahrzeuge vom Durchpassieren durch die Dardanellen ausschließt, dies aber nur indirekt, also für Rußland nicht verletzend, ausspricht, für die Pforte ganz ebenso annehmbar ist, als ein gröber gefaßtes. — Aus einer andern Depesche Bernstorffs geht hervor, daß der Chef angedeutet hat, Napoleon solle die rechte Zeit nicht versäumen. Auch heißt es darin, Palikao sei mit dem Plan einverstanden; die Nationalgarde bei der Kapitulation bewaffnet zu lassen, sei nach dessen Ansicht gefährlich; Vinoy und La Roncière seien als kaiserlich gesinnt wohl geeignet zu Befehlshabern der Truppen in der Stadt. — Die Kapitulation nimmt in unserm

[1] Clément Duvernois war schon am 21. Januar in Versailles eingetroffen und verhandelte mehrmals mit Bismarck. Als er sich am 29. zum letztenmale bei ihm meldete, schrieb dieser auf den Rand des Briefes: „Zwanzig Minuten zu spät" (nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Favre). Bismarck-Jahrbuch IV, 204 ff.

Exemplar zehn Folioseiten ein und ist mit Faden in den französischen Farben zusammengeheftet, auf deren Ende Favre sein Siegel gedrückt hat. Der Inhalt ist in der Kürze folgender. Es wird ein Waffenstillstand auf 21 Tage abgeschlossen, der für ganz Frankreich gilt. Die kriegführenden Heere behalten ihre Stellungen, die durch eine im Vertragsinstrumente angegebne Demarkationslinie bezeichnet werden. Der Zweck des Waffenstillstandes ist, der Regierung der nationalen Verteidigung die Berufung einer freigewählten Versammlung von Vertretern des französischen Volkes zu ermöglichen, die über die Frage zu entscheiden hat, ob der Krieg fortgesetzt oder Frieden geschlossen werden soll und unter welchen Bedingungen. Die Wahlen sollen vollkommen frei und ungehindert vor sich gehen. Die Versammlung tritt in Bordeaux zusammen. Die Forts von Paris werden dem deutschen Heere übergeben, das auch andre Teile der äußern Verteidigungslinie von Paris besetzen darf. Während des Waffenstillstandes werden deutsche Truppen die Stadt nicht betreten. Die Enceinte verliert ihre Geschütze, deren Lafetten in die Forts gebracht werden. Die gesamte Besatzung von Paris und den Forts mit Ausnahme von zwölftausend Mann, die der Behörde für den innern Dienst verbleiben, ist kriegsgefangen, hat, abgesehen von den Offizieren, die Waffen abzugeben und muß in der Stadt bleiben, nach Ablauf des Waffenstillstandes aber, falls dann der Friede noch nicht abgeschlossen ist, sich dem deutschen Heere als Kriegsgefangne stellen. Die Franctireurkorps werden von der französischen Regierung aufgelöst. Die Nationalgarde von Paris behält ihre Waffen zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt. Dasselbe gilt von der Gendarmerie, der republikanischen Garde, den Zollbeamten und Pompiers. Nach Übergabe der Forts und Entwaffnung der Enceinte wird die Wiederverproviantierung von Paris von den Deutschen freigegeben; doch dürfen die zu diesem Zweck ins Auge gefaßten Lebensmittel nicht aus den Gebietsteilen bezogen werden, die von den deutschen Truppen besetzt sind. Wer Paris verlassen will, muß einen Erlaubnisschein der französischen Militärbehörde und ein Visum der deutschen Vorposten haben. Denen, die sich um ein Mandat in den Provinzen bewerben wollen, sowie den zur Nationalversammlung in Bordeaux gewählten Abgeordneten müssen diese Scheine und Visa erteilt werden. Die

Stadt Paris zahlt binnen vierzehn Tagen eine Kriegskontribution von zweihundert Millionen Franken. Während des Waffenstillstandes darf von öffentlichen Werten, die zu deren Zahlung dienen könnten, nichts entfernt werden. Desgleichen ist während dieser Zeit die Einfuhr von Waffen und Munition nach Paris untersagt.

Beim Frühstück war Graf Henckel zugegen, der als Präfekt in Metz angestellt ist. Er behauptete, in seinem Departement würden die Wahlen nach Verlauf von etwa fünf Jahren gouvernemental ausfallen, ja er getraue sich, schon jetzt solche zustande zu bringen. Dagegen stünde es im Elsaß nicht so gut, da die Deutschen nicht so gefügig gegen jede Autorität wären wie die Franzosen. Er erzählte auch, daß sein Departement allerdings sehr gelitten habe: es möchte zu Anfang des Krieges zweiunddreißig- bis fünfunddreißigtausend Pferde gehabt haben, jetzt aber habe es, wie er glaube, nicht über fünftausend mehr. Ferner erfuhr man beim Frühstück, es gehe das Gerücht, Bourbaki habe sich erschossen in der Verzweiflung darüber, daß er mit seiner Armee gegen Werder nichts ausgerichtet habe und nun vor diesem und Manteuffel habe den Rückzug antreten müssen.

Nachmittags wurde ein Ausflug nach Petit-Chesnay unternommen, wo ich meine zur Rast dort eingerückten Sechsundvierziger wieder einmal besuchen wollte. Ich fand aber in dem betreffenden Hause einen mir unbekannten Offizier, der mir mitteilte, daß das Regiment heute früh beordert worden wäre, den Mont Valérien zu besetzen, und wahrscheinlich schon dort eingetroffen sei. Vor Tische wieder Konzepte gelesen, darunter ein Schreiben, worin der Chef dem Könige die Unmöglichkeit auseinandergesetzt hatte, von Favre nachträglich die Fahnen der in Paris internierten französischen Regimenter zu verlangen.

Beim Diner waren Graf Henckel und der französische Adjutant von gestern als Gäste zugegen.[1] Dieser heißt mit seinem vollen Namen d'Hériſſon de Saulnier und trug eine schwarze Husarenuniform mit gelben Achselschnüren und Stickereien auf den Vorderärmeln. Es hieß, daß er deutsch verstünde und spräche, doch wurde die Unterhaltung, an der sich der Chef heiter beteiligte, meist fran-

[1] Darüber Hériſſon bei Poſchinger I, 64 ff.

zösisch geführt. Der Franzose war heute, wo Favre und der General nicht zugegen waren — Favre war noch im Hause, ließ sich aber, da er sehr beschäftigt war, sein Essen in den kleinen Salon hinaufbringen —, noch lebhafter, aufgeweckter, amüsanter als gestern. Er bestritt längere Zeit allein die Kosten der Unterhaltung, indem er eine Schnurre und Anekdote nach der andern erzählte. Auch er berichtete, daß die Hungersnot in der Stadt zuletzt recht fühlbar gewesen sei, doch schien er mehr deren heitere Seite als die ernste zu kennen. Die interessanteste Periode dieser Fastenzeit war ihm, wie er behauptete, die gewesen, wo sie „den Jardin des Plantes aufgegessen hatten." Das Elefantenfleisch habe, so erzählte er weiter, zwanzig Franken das Kilo gekostet und wie grobes Rindfleisch geschmeckt. Es habe damals wirklich filet de chameau und cotelettes de tigre gegeben — was wir wie verschiednes andre in seinem Berichte dahingestellt sein lassen. Der Hundefleischmarkt habe sich an der Rue Saint Honoré befunden, und das Kilo sei auf zwei Franken fünfzig Centimes zu stehen gekommen. Man sähe fast gar keine Hunde mehr in Paris, und wo einmal einer um die Ecke käme, wären gleich drei oder vier Leute hinter ihm her auf der Jagd. Ähnlich ginge es mit den Katzen. Wäre irgendwo eine Taube auf einem Dache zu sehen, so wäre im Nu die Straße voll Menschen, die hinauf wollten, um sie zu greifen. Nur die Brieftauben würden verschont. Die Depeschen säßen bei denen an der mittelsten von den Schwanzfedern, deren sie neun haben müßten. Hätte eine bloß acht, so hieße es: Ce n'est pas qu'un civil, und sie müßte den Weg alles Fleisches gehen. Eine Dame solle gesagt haben: Jamais je ne mangerai plus de pigeon, car j'y croirais toujours avoir mangé un facteur.

Der Chef erzählte ihm für diese und andre Historien verschiedne Dinge, die man in den Salons und Klubs von Paris noch nicht wissen und gern hören könnte, z. B. das ordinäre Betragen Rothschilds in Ferrières und die Metamorphose, bei der Großvater Amschel durch den Kurfürsten von Hessen aus einem kleinen Juden ein großer geworden sei. Er nannte diesen wiederholt juif de la cour und kam dabei auf eine Charakteristik der Hausjuden des polnischen Adels.

Als Bohlen später berichtete, er habe auch (einem Auftrag

zufolge) „zum Kaiser“ geschickt, bemerkte sein Vetter: „Kaiser? Ich beneide alle, denen das schon so geläufig ist.“

Abeken kam von Seiner Majestät zurück und meldete: „Die Angelegenheit mit den Fahnen ist geordnet.“

Chef: „Haben Sie auch den Revolver meines Briefes abgeschossen?“

Abeken: „Ja, Exzellenz, er ist abgefeuert.“

Nach Tische Konzepte und Berichte gelesen, darunter einen sehr interessanten, wonach uns von Rußland geraten worden ist, den Franzosen Metz und Deutsch-Lothringen zu lassen und uns dafür Luxemburg einzuverleiben. Man schreibt nämlich aus Petersburg, daß Gortschakow gefragt habe, ob Deutschland sich nicht Luxemburg nehmen und den Franzosen dafür ein entsprechendes Stück von Lothringen lassen wolle. Die Stellung des Großherzogtums weise es an Deutschland, das einzige Hindernis sei der Prinz Heinrich, der in seinen besondern Hof verliebt sei. — König Wilhelm hat an den Rand dieser Depesche geschrieben, dies sei durchaus zurückzuweisen, und es ist dann vom Chef geantwortet worden: die Stellung Luxemburgs werde in Zukunft allerdings eine unbequeme sein, aber nicht für uns, sondern für das Großherzogtum. Wir dürften keinen Zwang üben, kein fremdes Gut nehmen und müßten somit bei dem alten, vor fünf Monaten in Petersburg mitgeteilten Programme bleiben, zumal wir seitdem große Opfer gebracht hätten. Dasselbe sei zur Sicherstellung Deutschlands unumgänglich. Wir müßten Metz haben. Das deutsche Volk würde eine Änderung des Programms nicht dulden.

Favre ist mit dem andern Franzosen noch spät da. Er geht erst um ein Viertel auf elf Uhr und zwar nicht nach Paris zurück, sondern in sein hiesiges Quartier auf dem Boulevard du Roi. Er will morgen mittag wieder kommen. —

Später stellte sich der Chef zum Thee ein. Man sprach von der Kapitulation und dann vom Waffenstillstande.

„Wie aber — fragte Bohlen —, wenn nun die andern nicht wollen — Gambetta und die Präfekten im Süden?“

„Nun, dann haben wir die Forts und damit die Gewalt über die Stadt,“ erwiderte der Chef. „Auch der König wollte das nicht Wort haben und sagte: Wenn nun die in Bordeaux die Übereinkunft

nicht gut heißen? Nun, versetzte ich, dann bleiben wir in den Forts und halten die Pariser eingesperrt, und vielleicht verlängern wir dann den Waffenstillstand am 19. Februar nicht. Inzwischen haben sie die Waffen und die Lafetten der Kanonen abgeben und die Kontribution zahlen müssen. — Es ist einer immer schlimmer dran, wenn er bei einem Vertrage ein Faustpfand gegeben hat und ihn dann nicht halten kann."

Bohlen brachte dann das Gespräch auf d'Hérisson, und wie der so munter und vergnügt von den Pariser Hundejagden erzählt habe. Er ist mit in China gewesen, und man vermutete, daß er sich im kaiserlichen Sommerpalaste wohl auch das eine und das andre Andenken mitgenommen habe. Er hat erwähnt, als man dort an die Rückkehr gegangen sei, habe Montauban, mit dem der Kaiser sehr zufrieden gewesen wäre, und der vermutet hätte, er werde ihn mit einem Titel begnadigen, ihn, d'Hérisson, vorausgeschickt, um zu verhüten, daß man ihn zum Grafen oder Herzog von Peking mache, da dies wegen des Wortes péquin zu schlechten Witzen Anlaß geben könnte.*) Man habe ihn darauf Palikao genannt, was „die Brücke mit neun Bogen" bedeute**) und ein Ort sei, in dessen Nachbarschaft die französischen Expeditionstruppen die Soldaten des himmlischen Reiches in einer Schlacht auseinandergesprengt hätten.[1] — Dann wurde erzählt, daß Bourbaki sich zwar habe erschießen wollen, sich aber nicht tödlich verletzt habe.

Weiterhin bemerkte der Chef, Favre habe ihm heute gestanden, daß er in betreff der Wiederverproviantierung un peu téméraire-ment verfahren sei. Er wisse wirklich nicht, ob es möglich sein werde, die vielen Hunderttausende in der Stadt zeitig genug mit Lebensmitteln zu versorgen.

Jemand äußerte: „Stosch kann ja im Notfall Ochsen und Mehl abgeben."

Der Chef erwiderte: „Ja, das soll er thun, nur so, daß wir dabei nicht Schaden leiden."

---

*) Péquin heißt im französischen Soldatenjargon ungefähr: Zwilist mit einem Beigeschmack von Ofenhocker.

**) Es bedeutet in Wahrheit: „Die Achtmeilenbrücke," acht (chinesische) Meilen (Li) von Peking.

[1] Am 21. September 1860.

Bismarck-Bohlen meinte, wir brauchten ihnen nichts zu geben, möchten selber sehen, wo sie was herkriegten, u. s. w.

Chef: „Nun, du willst sie wohl verhungern lassen?"

Bohlen: „Jawohl."

Chef: „Ja, aber wie kommen wir dann zu unsrer Kontribution?"

Im fernern Verlaufe des Gesprächs äußerte er: „Große Staatsgeschäfte, Unterhandlungen mit dem Feinde irritieren mich nicht. Wenn sie mir Einwürfe machen gegen meine Gedanken und Forderungen, auch wenn es unvernünftig ist, so bleibe ich kalt dabei. Aber die kleinen Quengeleien der Militärs in politischen Fragen und ihre Unkenntnis von dem, was hier möglich ist und nicht möglich. Da kommt einer und will dies, da hält ein andrer jenes für unerläßlich, und wenn man sie losgeworden ist, stellt sich ein dritter ein, ein Adjutant oder Generaladjutant, der sagt: Aber, Exzellenz, das geht doch unmöglich, oder: das müssen wir doch noch haben, sonst kommen wir in Lebensgefahr. Und gestern haben sie gar noch verlangt, daß in ein bereits unterzeichnetes Dokument eine Bedingung (die Auslieferung der Fahnen) hineinkommen soll, über die gar nicht verhandelt worden ist. Ich habe ihnen aber gesagt: »Wir haben in diesem Kriege manches begangen; die Fälschung von Urkunden aber — nein, meine Herren, das geht doch nicht an.«"

Es wird erwähnt, daß Bernstorff geschrieben habe, wie er bei der Konferenz zur Sprache gebracht hätte, daß er von jetzt an das Deutsche Reich und den Kaiser vertrete, und wie dies von den andern Herren beifällig aufgenommen worden sei.

Der Kanzler bemerkt dazu: „Bernstorff ist doch sonst wenigstens ein geschäftskundiger Mann. Wie der solche Sachen machen kann? Seine Frau — wie heißt sie gleich? — Auguste — nein, Anna — na, die wird sich jetzt was wissen: kaiserliche Botschafterin. — Ich kann mir aus solchen Titeln nicht viel machen. Besser ein wohlsituierter starker König als ein schwacher Kaiser, besser ein reicher Baron als ein armer Graf." — „So ein Kaiser von Brasilien oder Mexiko" —

Holstein fährt dazwischen: „Mit achthunderttausend Gulden Gehalt."

Chef: „Nun, das ginge noch, die brauchen keine Heizung und keine Wintersachen," was Bohlen in seiner Weise weiter zu Späßen ausbreitet.

Bohlen oder Hatzfeldt erinnerte dann an eine weitere Anekdote d'Hérissons. Nach dem 4. September erschienen die Pariser Stadtsergeanten in verwandelter Gestalt. Schnauz- und Knebelbart waren abrasiert, nur ein kleiner friedfertiger Backenbart war geblieben. Die Locke am linken Ohre war ebenfalls weggefallen, desgleichen die Waffe an der Seite und der militärische Anzug bis auf das Bonnet de Police. So hatte Kératrys demokratische Weisheit angeordnet. Ganz Paris lachte. Außerdem war den Wächtern der öffentlichen Ordnung anbefohlen, auf der Straße immer zu dreien zu erscheinen. Dies geschah einige Wochen, dann aber geriet der Befehl in Vergessenheit, sie waren immer nur paarweise zu finden, und da sagte der Volkswitz, als die Lebensmittel knapp wurden: Voilà deux sergeants! Eh, ils ont mangé le troisième!

Hatzfeldt erzählte, daß ein spanischer Gesandtschaftssekretär dagewesen wäre, der von Bordeaux gekommen sei und nach Paris hineingewollt habe. Er habe seine Landsleute herausholen wollen, auch einen Brief von Chaudordy an Favre bei sich gehabt und sehr eilig gethan. Was man ihm antworten solle?

Der Chef bückte sich ein wenig, richtete sich wieder auf und sagte: „Depesche von dem einen Mitglied einer feindlichen Regierung durch unser Hauptquartier an ein andres Mitglied zu tragen versucht, das eignet sich ja ganz zu kriegsgerichtlicher Behandlung. Fassen Sie die Sache, wenn er wiederkommt, mit Ernst auf, seien Sie kühl, sehen Sie befremdet aus, und sagen Sie ihm das, und daß wir bei dem neuen Könige von Spanien wegen Verletzung der Neutralität Beschwerde führen und Genugthuung fordern würden. Über Stiehle wundere ich mich übrigens, daß er den Kerl durchgelassen hat. Diese Militärs nehmen immer ungebührliche Rücksicht, wenn es sich um einen von der Diplomatie handelt. Und wenns ein Botschafter gewesen wäre — Metternich zum Beispiel —, er hätte ihn abweisen müssen, auch wenn er darüber erfroren oder verhungert wäre. Solche Postenträgerei grenzt doch dicht an Spionendienst."

Es wurde dann davon gesprochen, daß jetzt überhaupt ein großer Zulauf nach Paris und von da heraus drohe.

Der Chef aber erwiderte: „O, die Franzosen werden nicht viele herauslassen, und wir lassen nur die passieren, die von denen drinnen einen Erlaubnisschein haben — und vielleicht auch die nicht alle.“

Man erwähnte, daß Rothschild schon, mit einem Saufconduit versehen, heraus sein sollte.

Der Chef bemerkte dazu: „Da wäre es doch gut, ihn anzuhalten — als Franctireur, der zu den Kriegsgefangnen gehört.“ (Zu Keudell:) „Erkundigen Sie sich doch einmal nach der Sache, ich meine das im Ernst.“

Bohlen rief: „Da kommt der Bleichröder angefahren und thut einen Fußfall im Namen der ganzen Familie Rothschild.“

Chef: „Dann schicken wir ihn mit ihm hinein nach Paris, wo er die Hundejagd mitmachen kann.“

Es war darauf von dem befremdenden Umstande, daß im Daily Telegraph bereits ein genauer Auszug aus der gestern unterzeichneten Konvention zu lesen sei, dann, damit in engstem Zusammenhange, von Stieber, Favres Hausgenossen, die Rede.

„Wie man sich übrigens — fuhr der Chef, hieran anknüpfend, fort — über die Leute täuschen kann! Ich erkenne sie ohnehin nicht leicht, ehe sie sprechen. Wie ich da in diesen Tagen zu Favre ging, sehe ich in der Dämmerung vor der Thür einen Menschen, der mich mit Mißtrauen erfüllt. Ich denke, es wird der Bediente vom Schwiegersohn Favres sein, der sich da herumtreibt; denn wie ein Spanier sah er aus. Da er auf mich zukam, legte ich die Hand an den Degengriff, um ihn gleich bereit zu haben und gebrauchen zu können. Da grüßte er mich: »Guten Abend, Exzellenz,« und wie ich mir ihn genauer betrachte, ist es Stieber.“

30. Januar, Montag. Wetter früh nebelig, Kälte mäßig, etwa Gefrierpunkt. Favre soll nicht in Versailles geblieben, sondern noch spät nach Paris zurückgekehrt sein. Ich telegraphiere Verschiednes nach Berlin, Köln und London: die ohne Hindernis von uns vollzogne Besetzung der Forts von Paris, die Möglichkeit, daß es dort zu einer Hungersnot käme, die Schwierigkeit rascher Proviantzufuhr aus der Ferne und unsre Bereitwilligkeit, aus unsern Vorräten mit dem augenblicklich Notwendigen zur Abwendung der Gefahr beizutragen; auch soll in der Presse vor Zudrang nach dem Hauptquartier gewarnt werden.

Nachmittags mit Landgraf hinaus bis zur Seinebrücke bei Sèvres und von dort nach Meudon zu bis Bellevue gefahren, wo man auf dem Wege, der zuletzt vom Flußufer sehr steil hinaufgeht, fast nur Soldaten sah. Ein Verhau, bei dem ein Jägerposten war, versperrte die Weiterfahrt. Von den Soldaten hörten wir zu unsrer Überraschung, daß Schloß Meudon in vollen Flammen stehe. Eine französische Granate sollte während der letzten Tage des Bombardements in eine Stubenwand gefahren, dort stecken geblieben und später durch Zufall explodiert sein. Vielleicht ist der Zufall auch Unvorsichtigkeit gewesen. Es wird übrigens eine hübsche Ruine geben, so was wie das Heidelberger Schloß.

Favre und andre Franzosen, darunter der Präsident oder Präfekt der Pariser Polizei, arbeiteten den Nachmittag wieder fleißig mit dem Chef und dinierten dann um halb sechs Uhr mit ihm und den Räten.[1] Ich und die Sekretäre sollten diesmal im Hotel des Reservoirs speisen, da es am Tische an Platz mangelte. Ich blieb indes zu Hause, übersetzte Granvilles neuste Friedensanregung für den Kaiser und aß dann auf meiner Stube.

Abends kam Abeken zu mir herauf, um sich die Übersetzung abzuholen. Er bedauerte, nicht gewußt zu haben, daß ich zu Hause geblieben wäre, man hätte dann unten für mich noch Raum gemacht. Es wäre schade, daß ich nicht dabei gewesen sei, da das Tischgespräch heute ein ganz besondres Interesse gehabt hätte. Der Chef habe da u. a. zu den Franzosen gesagt, konsequent sein in der Politik werde häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten sei, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andre Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, sichs überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche teilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und

[1] Über diese Tischgespräche Abeken 496 ff. vom 30. Januar abends und Cresson (Polizeipräfekt) bei Poschinger a. a. O. I, 66 ff.

Wünsche aufdringen, habe er weiter bemerkt und dann geschlossen: La patrie veut être servie et pas dominée. Dieser Ausspruch habe den Pariser Herren sehr imponiert (natürlich durch die prägnante Form vorzüglich), und Favre habe gesagt: C'est bien juste, Monsieur le Comte, c'est profond! Ein andrer Franzose habe ebenfalls enthusiastisch geäußert: Oui, Messieurs, c'est un mot profond.

Bucher erzählte mir dann unten noch, indem er dieses Referat bestätigte, daß Favre auf die Rede des Chefs — der sie natürlich zur Belehrung der Franzosen gehalten hat, wie manche frühere Tischrede für andre Gäste — und auf das Lob ihrer Wahrheit und Tiefe die Betise habe folgen lassen: Néanmoins c'est un beau spectacle de voir un homme, qui n'a jamais changé ses principes. Auch der Herr Eisenbahndirektor, der ihm übrigens erheblich klüger vorgekommen sei als Favre, habe in betreff des servie et pas dominée hinzugefügt, freilich liefe das auf Unterordnung des genialen Individuums unter den Willen und die Meinung der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntnis und wenig Charakter gehabt. Der Chef aber habe darauf sehr schön erwidert, wobei er schließlich das Bewußtsein seiner (scil. des genialen Menschen, des Heros)[1] Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorgehoben habe und dem droit du génie gegenüber, das jener habe hochhalten wollen, das devoir — womit er doch wohl das gemeint hat, was von Kant als kategorischer Imperativ bezeichnet wird — als das Vornehmere und Mächtigere betont habe.

Abends spät — es war elf Uhr vorüber — kam der Kanzler noch zu uns zum Thee herunter.[2] Es waren diesmal außer Wagener und mir die Barone Holstein und Keudell und eine wahre Grafenbank: Hatzfeldt, Henckel, Maltzahn und Bismarck-Bohlen, versammelt. Der Chef bemerkte: „Ich bin doch neugierig auf Gambetta, wie ders halten wird. Gambetta — das Beinchen auf Italienisch.*) —

---

[1] Es wird jetzt erlaubt sein, diese Parentheſe einzufügen, die Fürst Bismarck bei der Durchsicht der Korrekturbogen der ersten Auflage gestrichen hatte.

[2] Er hatte noch nach Tisch mit den Franzosen verhandelt. Abeken 498 vom 30. Januar abends.

*) Gambetta ist der Name eines kleinen, hochbeinigen storch- oder reiherartigen Sumpfvogels, aber auch die italienische Form des germanischen Gundobald, etwas wie der deutschjüdische Name Gumpelt.

Er scheint sich noch bedenken zu wollen; denn er hat noch nicht geantwortet. Aber ich denke, zuletzt wird auch er klein beigeben. Übrigens, wenn nicht, auch gut. Eine kleine Mainlinie in Frankreich wäre mir nicht gerade unangenehm." — — —

Dann fuhr er fort: „Diese Franzosen sind doch eigentlich recht komische Menschen. Favre kommt zu mir mit einem Gesicht wie ein leidender Heiliger und macht dazu eine Miene, als hätte er mir die wichtigsten Dinge mitzuteilen. Ich sage ihm, als ich das sehe: »Wollen wir nicht hinaufgehen?« — »Ja — sagt er —, gehen wir hinauf.« Aber oben setzt er sich dann hin und schreibt Briefe über Briefe, und vergebens warte ich auf eine bedeutende Äußerung oder Nachricht von ihm. Er hatte mir eben nichts zu sagen." — „Was er für uns leistet, geht auf zwei kleine Briefseiten." — „Und dieser Polizeipräfekt! In meinem Leben habe ich keinen unpraktischern Menschen gesehen. Bei allem sollen wir raten und helfen. Er hat mich in einer halben Stunde wohl um allerlei Dinge gebeten, und ich wäre zuletzt fast ungeduldig geworden. Ich sagte ihm endlich: »Aber lieber Herr, wollen Sie mir das nicht lieber schriftlich geben? Ich kann das doch unmöglich alles im Gedächtnis behalten, und nur so kann es ersprießlich erledigt werden. — Mir gehen viertausend Sachen durch den Kopf, und wenn ich ernsthaft an eine denke, verliere ich die andre aus dem Gesicht.«"

Man sprach von den Schwierigkeiten, auf die die Versorgung der Pariser mit Lebensmitteln aller Wahrscheinlichkeit nach stoßen werde. Mehrere Bahnen seien wenigstens für den Augenblick nicht praktikabel, der Bezug von Nahrungsstoffen aus den hinter den von uns besetzten Gegenden liegenden Teilen Frankreichs könne uns selbst in Not und Verlegenheit bringen, und der Hafen von Dieppe, auf den man für die Zufuhr von auswärts rechne, sei nur wenige Schiffe aufzunehmen imstande. Der Chef rechnete aus, wie viele Portionen täglich etwa gebraucht würden, und wie viele man ungefähr herbeischaffen könnte, wenn die Verhältnisse nicht zu anormal wären, und fand, daß die Versorgung nur eine kärgliche sein werde und leicht noch viele Menschen durch Hunger zu Grunde gehen könnten. Er setzte hinzu: „Favre selbst sagte mir, daß sie zu lange ausgehalten hätten. Es ist aber, wie er eingestand, bloß, weil sie wußten, daß wir in Lagny Vorräte für sie bereit

hielten. Sie waren ganz genau davon unterrichtet. Wir hatten einmal dort herum vierzehnhundert beladne Wagen für sie."

Man kam auf die Hindernisse zu sprechen, auf die wir bei Eintreibung der Steuern und Kontributionen stoßen, und der Chef setzte Maltzahn auseinander, was er deshalb angeordnet wissen wollte. Man müsse, so fügte er dann hinzu, die Zerstreuung der Truppen dabei nach Möglichkeit vermeiden, sie für gewöhnlich am Hauptorte des Departements oder Arrondissements zusammenhalten und von diesem Mittelpunkte aus mit fliegenden Kolonnen gegen die Steuerverweigrer, die Freischaren und deren Hehler und Helfershelfer operieren.

Jemand gedachte der zehn Millionen Franken, die dem Kreise um Fontenay wegen Zerstörung der Eisenbahnbrücke auferlegt worden sind, und Henckel erklärte als Sachverständiger, das sei ein unerfüllbares Verlangen, man werde den Leuten keine zwei Millionen abdrücken können.

„Nicht eine wahrscheinlich," sagte der Chef. „Aber so sind wir. Immer werden allerlei Dinge angedroht, und hernach kann man sie nicht ausführen. Das merkt das Volk endlich und gewöhnt sich an die Drohungen."

Graf Maltzahn erzählte, er sei im Fort Issy gewesen. Es sähe da greulich aus, Löcher, Kohlen, Splitter und Trümmer, und überall Haufen von Unrat und ein abscheulicher Geruch.[1]

„Haben Sie denn keine Latrinen gehabt?" fragte jemand.

„Wie es den Anschein hat, nicht," erwiderte Maltzahn.

„Dove? — Dove volete, wie in Italien," bemerkte ein andrer Tischgenosse. „Ja, sie sind ein unreinliches Volk, die Franzosen — sagte der Chef —, ich weiß noch, wie wir in Clermont waren, im Stadtschulhause, da wußte man in der Beziehung nicht, wie mans machen sollte, um den Anstand einigermaßen zu wahren. Unten hatte der Generalstab mit seinen Offizieren und Schreibern die Aussicht auf die Stelle, und da hatte ich mir zu überlegen, ob ich ihnen den Bundeskanzler von vorn oder von hinten zeigen sollte. Doch entschloß ich mich zu letzterm. Und ich mußte mich dort schnell ent-

[1] Gerade so auf dem Mont Valérien, s. Abeken 419. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 30. Januar.

ſchließen; denn ich litt gerade daran, daß ich viel gehen mußte und raſch. Dabei präſentierte jedesmal die Wache, was ſehr komiſch war. Ich mochte abgewinkt haben, ſo viel ich wollte, das zweite mal, es half nichts; denn das dritte mal wars immer ein andrer.

Es folgte dann eine hochintereſſante, in die Einzelheiten eingehende Auseinanderſetzung der verſchiednen Phaſen, die der Gedanke des Anſchluſſes der ſüddeutſchen Staaten an den Nordbund durchlaufen hat. „Schon in Mainz — ſo berichtete der Kanzler — ſchrieb der König von Bayern einen Brief an unſern allergnädigſten Herrn, worin die Hoffnung angedeutet war, daß er nicht »mediatiſiert« werden würde.[1] Es verſtand ſich von ſelbſt, daß man ihn darüber beruhigte. Aber der König wollte ihm keine unbedingte Zuſage geben. Das war unſer erſter Konflikt in dieſem Kriege. Ich ſagte ihm, daß der König Ludwig dann wahrſcheinlich ſeine Truppen zurückziehen würde, und daß er dabei in ſeinem Rechte wäre.“ — „Ich weiß noch, es war in dem Eckzimmer (des großherzoglichen Schloſſes), und es ging hart her.“ — „Später, wie die erſten großen Erfolge bis Sedan da waren, kamen ſie auf was andres, es war das Projekt von einem Soldatenkaiſer über Deutſchland, den die Truppen ausrufen ſollten, die Bayern mit. Das war nun nicht mein Fall.“ — „Hernach, wie Bray herkam, da hatten ſie wieder in München ihren Plan ausgedacht. Sie waren da jetzt ſicher und wollten mehr. Er brachte den Plan von einem alternierenden Kaiſer mit. Es könnte ja, wie er mir ſagte, ein Übereinkommen getroffen werden zwiſchen dem Norddeutſchen Bunde und Bayern oder auch zwiſchen Deutſchland und Bayern. Wir könnten ganz gut inzwiſchen mit Baden und Württemberg abſchließen und uns hernach mit Bayern verſtändigen.“ — „Das paßte mir ganz gut. Wie ichs aber Delbrück ſagte, wollte der vom Stuhle fallen. Ich ſagte ihm aber: »Mein Gott, ſo laſſen Sies doch gut ſein! Das iſts ja gerade, was wir brauchen.« Und

[1] Ludwig II. verſtand darunter vermutlich jeden, auch den kleinſten Verzicht auf Souveränitätsrechte. Schon bei der Abreiſe des Kronprinzen aus München erhielt dieſer einen Brief von ihm, „die Selbſtändigkeit Bayerns möge beim Frieden gewahrt werden,“ Kaiſer Friedrichs Tagebuch vom 27. Juli 1870. Ähnlich ſchrieb er an Bismarck am 2. Dezember, G. u. E. I, 354.

ſo wars auch. Wie ich das Suckow und Mittnacht ſagte, waren ſie außer ſich vor Wut und ſchloſſen gleich ab.“ — „Hernach aber war der König (von Württemberg) wieder auf andre Wege gebracht worden. Da wollte er wieder mit Bayern gehen. Die aber, die Miniſter, blieben feſt und ſagten mir, eher träten ſie von ihrem Poſten zurück. So wurde der Vertrag mit Württemberg erſt in Berlin abgeſchloſſen.“ — „Zuletzt nach vielen Schwierigkeiten von beiden Seiten — ſo berichtete er weiter —, machte ſichs auch mit Bayern, und es hieß: Nun fehlt es bloß noch an einem — es war freilich das Wichtigſte. Ich ſah einen Weg und ſchrieb einen Brief — und dann hatte ein bayriſcher Hofbeamter das Verdienſt. Er hat faſt das Unmögliche geleiſtet. In ſechs Tagen machte er die Reiſe hin und zurück, achtzehn Meilen ohne Eiſenbahn und bis ins Gebirge hinauf nach dem Schloſſe, wo der König ſich aufhielt — und dabei war ſeine Frau noch krank. Ja, es war viel von ihm. Er kommt an im Schloſſe, findet den König unwohl — Zahngeſchwür — oder an den Folgen einer Operation mit Chloroform leidend. Er iſt nicht zu ſprechen. — Ja, er hätte einen Brief von mir abzugeben, ſehr dringend. Hilft auch nichts, der König will ungeſtört ſein, ſich dieſen Tag mit nichts befaſſen. Zuletzt aber war er doch begierig, zu wiſſen, was ich ihm mitzuteilen hatte, und der Brief fand eine gute Statt. Nun aber fehlte es wieder an Papier und Tinte und an allem andern zum Schreiben. Sie ſchicken einen Reitknecht fort, und der kommt endlich mit Papier zurück, mit grobem, und der König antwortet, wie er iſt, im Bette, und das Deutſche Reich war gemacht.“[1]

Im weitern Verlauf der Unterhaltung wurde die Verhaftung Jacobys erwähnt, und der Chef bemerkte: „Falckenſtein hat ſich ſonſt ganz vernünftig benommen, aber er iſt mit dieſer Maßregel ſchuld daran, daß wir den Landtag nicht vier Wochen früher einberufen konnten, weil er nicht darauf einging, Jacoby frei zu laſſen, als ich ihn darum bat. Wenn er ihn als Rhinozeroskotelett gegeſſen hätte, meinethalben; aber ihn einſperren — da hatte er an ihm nichts als einen alten dürren Juden. — Auch der König wollte erſt nichts von meinen Vorſtellungen wiſſen, und ſo mußten wir warten;

[1] ſ. oben Band I, S. 469.

denn der Landtag wäre in seinem Rechte gewesen, wenn er seine Freilassung verlangt hätte."

Geistesverwandtschaft gab Anlaß, daß die Rede von Jacoby sich Waldeck zuwandte, und der Chef charakterisierte diesen folgendermaßen: „Ähnliche Anlage wie Favre, immer konsequent, prinzipientreu, fertig mit seiner Ansicht und seinem Entschluß von vornherein, dazu stattliche Gestalt, weißer, ehrwürdiger Bart, Phrase im Brustton der Überzeugung auch in Kleinigkeiten — das imponierte. Er hielt mit einer Stimme, die vor tiefster Überzeugungstreue bebte, eine Rede darüber, daß der Löffel hier im Glase stecke, und proklamierte, daß jeder ein Schuft wäre, der das nicht zugeben wollte, und alle glaubtens ihm und priesen in allen Tonarten seine energische Gesinnung."

31. Januar, Dienstag. Früh verschiedne kleine Siege in den südöstlichen Departements telegraphiert, wo der Waffenstillstand vertragsmäßig vorläufig nicht gilt. Der König von Schweden hat eine kriegerisch klingende Thronrede gehalten. Warum, ihr Götter? — Ich mache zwei Aufsätze im Auftrage des Chefs, dann einen dritten, der auf die Leiden hinweist, die eine Anzahl unschuldiger deutscher Familien, die bei der Austreibung aus verschiednen Gründen in Paris zurückgeblieben waren, während der Belagerung erduldet haben, und der Verdienste rühmend gedenkt, die sich Washburne, der Gesandte der Vereinigten Staaten, um die Milderung des Loses dieser Unglücklichen erworben hat. Er hat in der That nach dieser Richtung sehr Dankenswertes gethan, und seine Unterbeamten haben ihm dabei getreulich Beistand geleistet.

Die Pariser Herren sind wieder im Hause, auch Favre, der Gambetta per Telegramm inständig bittet, nachzugeben. Es steht zu befürchten, daß ders nicht thun wird. Der Präfekt von Marseille wenigstens hat sich auf das hohe Pferd gesetzt und dem armen Favre von da herunter das Patriotenwort zugeschnauzt: Je n'obéis le capitulé de Bismarck. Je ne le connais plus. Stolz, gesinnungsvoll, aber weit davon ist gut für den Schuß. — Von Bourbaki noch nichts Gewisses, ob er sich erschossen oder bloß verwundet hat; mit seiner Armee aber steht es offenbar nicht gut. Die wird wohl gewesen sein wie die andern Schöpfungen des Diktators von Tours.

Unsre Franzosen dinieren wieder mit dem Chef. Ich esse mit Wollmann im Hotel des Reservoirs, wo wir unter andern Leuten auch die Marquise della Torre in Gesellschaft etlicher junger Leutnants tafeln sehen. Es ist die blonde, magre, stark verlebte Dame, die mir mit ihren Hunden schon mehrmals auf der Straße und im Park begegnete. Sie ist von London gekommen und dient unter dem Genfer Kreuz. —

Wir haben wieder mehrere Grad Kälte. Ich höre von Bucher beim Thee, daß der Chef sich über Tische wieder sehr stark über Garibaldi, den alten Phantasten, geäußert hat, als Favre ihn für einen Heros erklärte.

Abends ist Duparc beim Minister. Nach zehn Uhr kommt dieser herunter und setzt sich zu uns. Er spricht zunächst wieder von dem unpraktischen Wesen der Franzosen, die in diesen Tagen mit ihm gearbeitet haben. Zwei Minister — Favre und der diesmal mit herausgekommne Finanzminister Magnin — hätten sich heute wohl eine halbe Stunde mit einem Telegramm abgemüht.

Davon nahm er Anlaß, sich über die Franzosen überhaupt und die ganze lateinische Rasse zu äußern und sie mit den germanischen Völkern zu vergleichen. „Die deutsche, die germanische Rasse — sagte er — ist sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht — befruchtend. Die keltischen und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechts. Jenes Prinzip geht vor bis an die Nordsee und durch bis nach England hinüber."

Ich erlaubte mir die Bemerkung: „Bis nach Amerika, bis in den Westen der Vereinigten Staaten, wo Leute von uns auch den besten Teil der Bevölkerung bilden und Einfluß auf die Sitten der andern üben."

„Ja — erwiderte er —, das sind die Kinder, die Früchte davon." — „Man hats ja gesehen in Frankreich, wie die Franken da noch die Oberhand hatten. Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elements durch das keltische, und was sehen wir seitdem? — Und in Spanien — so lange da das gotische Blut vorwog. Und ebenso in Italien, wo in den obern Gegenden die Germanen ebenfalls die Hauptrolle spielten. Wie das ausgelebt hatte, war nichts Ordentliches mehr. Nicht viel anders ists in Rußland, wo die germanischen Waräger, die Ruriks, sie

erſt zuſammenfaßten. Wenn da die Nationalen ſiegen über die Deutſchen, die eingewandert ſind, und die aus den Oſtſeeprovinzen, ſo fallen ſie auseinander, da giebts lauter Gemeinden.“ — „Freilich, ungemiſcht iſts mit den Deutſchen auch nicht viel. So im Süden und Weſten — da gabs, als ſie ſich ſelbſt überlaſſen waren, nur Reichsritter, Reichsſtädte und Reichsdörfer, jedes für ſich, da ging alles auseinander. Die Deutſchen ſind gut, wenn ſie zuſammengezwungen ſind — vortrefflich, unwiderſtehlich, nicht zu überwinden — ſonſt aber will jeder nach ſeinem Kopfe.“[1] — „Eigentlich iſt doch der wohlwollend, gerecht und vernünftig gehandhabte Abſolutismus die beſte Regierungsform. Wo nicht etwas davon iſt, da fährt alles auseinander, da will der das und jener dies, und es iſt ein ewiges Schwanken, ein ewiger Aufenthalt.“ — „Aber wir haben keine rechten Abſolutiſten mehr — ich wollte ſagen, keine (abſoluten) Könige. — Die gehen ab, die Sorte iſt ausgeſtorben. Das war doch früher anders, wo ſie noch in brokatnen Röcken erſchienen und mit dem Stern.“

Ich erlaubte mir zu erzählen, daß ich mir als kleines Kind den König von Sachſen, von dem ich damals allein gewußt habe, wie den König auf der deutſchen Karte vorgeſtellt hätte, mit Krone, Hermelin, Reichsapfel und Szepter, ſteif und bunt und immer ſich gleich, und daß ich dann ſehr enttäuſcht geweſen wäre, als meine Wärterin mich einmal auf den Gang zwiſchen dem Dresdner Schloſſe und der katholiſchen Kirche geführt und mir den König Anton, dieſen kleinen, krummen, gebrechlichen Greis gezeigt habe, dem die Gardeuniform ſo übel ſtand.

Der Chef ſagte: „Ja, die Bauern bei uns machten ſich auch ſehr wunderliche Vorſtellungen. Da hieß es, wir wären etliche zuſammen geweſen — junge Leute — in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König geſagt, der dabei geſeſſen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgeſtanden, hätte den Mantel auseinandergeſchlagen und den Stern auf der Bruſt

[1] Faſt wörtlich ſo äußerte ſich Bismarck ſchon am 30. April 1868 gegenüber Bluntſchli, indem er dabei noch die politiſche Befähigung der Preußen aus einer Miſchung der germaniſchen mit der ſlawiſchen Art und aus der ſtrengen Einordnung des preußiſchen Adels in den Staat, wie ſie die Hohenzollern vollbracht hätten, ableitete; ſ. Poſchinger, Tiſchgeſpräche II, 38 f.

gezeigt. Die andern wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und hätte ihn die Treppe hinuntergeworfen. Da hätte ich zehn Jahre Gefängnis gekriegt und dürfte mich nicht rasieren. Da ich aber damals einen Vollbart trug, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842, wo das eben aufkam, so hieß es, alle Jahre einmal, in der Sylvesternacht, käme der Scharfrichter, der schnitte mir ihn ab. — Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern, die das erzählten, und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmütig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen. Das mit der Treppe war grob gedacht, es that mir aber doch wohl, daß sie mir allein die Courage zutrauten, daß ich mir durch den Stern nicht habe imponieren lassen."

An diese Mythe anknüpfend sprach man davon, daß sich auch heute noch Sagen bilden, die wenig oder gar keine Begründung in wirklich Geschehnem haben, und in diesem Zusammenhange fragte ich: „Darf man wohl wissen, Exzellenz, ob die Geschichte von dem Bierseidel irgendwie wahr ist, das Sie in einer Berliner Wirtschaft einem auf dem Kopfe entzwei geschlagen haben sollen, weil er die Königin gelästert oder nicht auf sie mit angestoßen hätte."

„Ja — erwiderte er —, aber ganz anders war sie und ohne politische Beimischung. Ich ging eines Abends spät nach Hause, es muß im Jahre 1847 gewesen sein, da begegnete ich einem, der zuviel hatte und mit mir anbinden wollte. Als ich ihn aber wegen anzüglicher Reden stellte, fand ich, daß es ein alter Bekannter war. Es war (ich glaube, er sagte) auf der Jägerstraße. Wir hatten uns lange nicht gesehen, und wie er mir den Vorschlag machte: Komm, wollen da zu (er nannte einen Namen) gehen, ging ich mit, obwohl ich eigentlich genug hatte. Wie wir aber unser Bier hatten, schlief er ein. Nun war da neben uns ein Kreis von Leuten, unter denen war einer, der ebenfalls mehr, als er vertrug, zu sich genommen hatte und das durch lärmendes Benehmen bemerken ließ. Ich trank ruhig mein Bier. Den aber verdroß es, daß ich so ruhig war, und er fing an zu sticheln. Ich blieb stille, und das machte ihn nur noch ärgerlicher und giftiger. Er stichelte immer lauter. Ich wollte keine Händel, aber auch nicht gehen, weil sie sonst gedacht hätten, ich fürchtete mich. Zuletzt aber mußte es ihm keine Ruhe gelassen haben, er kam an meinen Tisch und drohte, mir das

Seidel ins Gesicht zu gießen, und das wurde mir zuviel. Ich stand auf und sagte ihm, er solle gehen, und als er darauf Miene machte, zu gießen, gab ich ihm eins unters Kinn, daß er der Länge nach hinschlug, den Stuhl und das Seidel zerbrach und über die ganze Stube bis an die Wand hinfuhr. Da kam die Wirtin, der sagte ich, sie möge sich beruhigen, den Stuhl und das Seidel würde ich bezahlen. Und zu den andern sagte ich: Sie sehen, meine Herren, daß ich keine Händel gesucht habe, und Sie sind Zeugen, daß ich mich so lange als möglich zurückgehalten habe; aber das kann man doch nicht verlangen, daß ich mir ein Glas Bier über den Kopf gießen lassen soll, bloß weil ich ruhig mein Seidel getrunken habe. Wenn der Herr einen Zahn dabei verloren haben sollte, so sollte es mir leid thun. Ich mußte mich aber meiner Haut wehren. Will übrigens noch jemand was wissen, hier ist meine Karte. — Da ergabs sich, daß es ganz vernünftige Leute waren, die ungefähr meine Ansichten hatten. Sie waren ärgerlich über ihren Kameraden und gaben mir Recht. Später traf ich zwei davon am Brandenburger Thor. Da sagte ich: Sie waren ja wohl dabei, meine Herren, als ich die Geschichte im Bierhause auf der Jägerstraße hatte. Wie ist es denn dem ergangen? Es sollte mir leid thun, wenn er Schaden davon behalten hätte. Man hätte ihn nämlich hinaustragen müssen. — Ach, sagten sie, der ist ganz wohl und munter, und auch die Zähne sind wieder fest geworden. Er ist übrigens ganz still geblieben und hat es sehr bedauert. Er war eben eingetreten, um als Arzt sein Jahr abzudienen, und da wäre es ihm sehr unlieb gewesen, wenn die Sache unter die Leute und vor seine Vorgesetzten gekommen wäre."

Der Chef erzählte dann, daß er als Göttinger Student in drei Semestern achtundzwanzig Mensuren gehabt habe und immer gut davon gekommen sei.

Ich sagte: „Aber einmal haben Exzellenz doch was abgekriegt. Wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — Biedenfeld."

Er erwiderte: „Biedenweg, und klein war er auch nicht, fast so groß als ich. Das kam aber bloß davon, daß seine Klinge absprang, die wahrscheinlich schlecht eingeschraubt war. Die fuhr mir ins Gesicht und blieb stecken. Sonst habe ich niemals was bekommen. — Doch einmal, in Greifswald, wars nahe daran. Da

hatten sie eine so wunderliche Kopfbedeckung eingeführt — wie ein Kaffeebeutel — weiß, von Filz, auch hatten sie Glockenschläger, an die ich nicht gewöhnt war. Ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ich wollte ihm die Spitze von dem Kaffeebeutel abhauen, und da gab ich mich bloß, und sein Hieb pfiff mir ganz nahe am Gesicht, doch bog ich mich noch zu rechter Zeit zurück."

1. Februar, Mittwoch. Früh ziemlich heller Himmel, leichter Regen und Glatteis. Beim Frühstück wird erzählt, daß Gambetta in den Waffenstillstand gewilligt, sich aber gewundert habe, daß die Franzosen im Südosten von uns noch angegriffen worden sind. Favre hat nämlich in seiner Geschäftsunkunde unterlassen, ihm zu telegraphieren, daß der Krieg dort — beiläufig auf seinen eignen Wunsch — fortgesetzt wird.[1] Wir haben beim Frühstück Gäste, indem der Geheime Regierungsrat Scheidtmann aus dem Finanzministerium, ein etwas eigentümlicher Herr, Graf Dönhoff (der blaue und hübsche, nicht der rote und korpulente) und „mein Neffe, Graf York" uns mit ihrem Besuche beehren. Es heißt, daß heute kein Franzose herauskommen werde.

Das letzte war unrichtig. Um ein Uhr erschien Favre, um dann einige Stunden oben beim Chef zu arbeiten. Ich fuhr unterdes mit Landgraf über Ville d'Avray und den Park von Saint Cloud nach der Stadt gleichen Namens oder, eigentlicher gesprochen, nach dem Trümmerhaufen, den der seit mehreren Tagen in ihr wütende Brand von ihr übrig gelassen hat. Dabei nahm ich die angenehme Nachricht mit auf den Weg, daß Belfort kapituliert hat, daß der Rest von Bourbakis Armee, achtzigtausend Mann stark und unter Clinchants Befehl, vor unsern Truppen auf das Gebiet der Schweiz zurückgewichen ist, und daß somit der Krieg auch hier sein Ende gefunden hat,[2] was Bismarck-Bohlen mir auf der Treppe noch mitteilte.

---

[1] Weil er noch eine günstige Wendung für Bourbaki hoffte.

[2] am 1. Februar. Belfort wurde erst durch den Vertrag vom 15. Februar übergeben und am 18. besetzt. „Ich hatte den Kaiser seit den Tagen nach Sedan und der Kapitulation von Metz — nicht in einer so freudig erregten Stimmung gesehen," berichtet Schneider am 1. Februar, III, 173, weil nun Aussicht auf Frieden sei. „Freilich — die Verhandlungen, die nun begannen — schienen das Mißverhältnis zwischen dem Reichskanzleramte und dem Generalstabe des

Im Park von Saint Cloud sahen wir gleich hinter dem Gitterthor der Einfahrt unter den Bäumen zur linken Seite einen improvisierten kleinen Friedhof mit zehn oder zwölf Grabhügeln von deutschen Soldaten, die hier gefallen waren. Weiterhin passierten wir noch einige Gräber dieser Art sowie eine Schanze und einen Verhau, die sich über die Straße legten. Unter einer Brücke, die tunnelartig den Weg überwölbte, hatten die Truppen sich wie in einer Kasematte Wohnungen eingerichtet gehabt. Vor dem Eingange in die Stadt, am Saume des Waldes hatte man rechts und links Blockhäuser an eine Mauer gebaut und dahinter auf eine lange Strecke Tritte für Schützen errichtet, um über die Mauer wegschießen zu können. Die Stadt besteht hier zunächst aus breiten Straßen von Villen, die durch Zwischenräume von einander getrennt und von Gärten umgeben sind, weiter hinaus aus engern Gassen und dicht nebeneinanderstehenden mehrstöckigen Häusern, die zuletzt am Hügelhang nach dem Seineufer hinablaufen. Die Gebäude der Villenstadt waren fast ohne Ausnahme aus- und zum Teil niedergebrannt. Von den leichter gebauten war nur ein flacher Haufen Mauerziegel, Schieferspliter, Kalkbrocken und Kohlen übrig geblieben. Von den dichtern Gassen der innern Stadt standen beinahe nur noch die äußern Wände aufrecht, und auch diese waren hier und da teilweise zusammengefallen und mit ihnen die Fußböden der verschiednen Stockwerke. Man sah auf deren Resten noch Sekretäre, Kommoden, Bücher- und Schüsselbretter, Waschtische und dergleichen stehen und an den tapezierten Wänden Bilder und Spiegel

---

Oberkommandos — nach den Äußerungen der beiderseitigen Beamten und Offiziere untereinander — wieder schärfer hervortreten zu lassen. Schon die Waffenstillstandsbedingungen erfuhren von den Generalstabsoffizieren eine sehr herbe Kritik. Was aber von nun an geschah, wurde geradezu getadelt. Militärischerseits beklagte man sich, daß der Reichskanzler jedem Rate und Wunsche unzugänglich sei, wenn er nicht auf einer unumgänglichen militärischen Notwendigkeit basiere. Auf der andern Seite wurde das cedant arma togae variiert. — Aber seine [des Kaisers] Stellung war eine so feste und mächtige [wie jetzt, so auch früher], daß die Ereignisse ihren Fortgang nahmen. — Mit welchem Geschick hat er — selbst das Widerspenstige dem großen Ganzen dienstbar zu machen gewußt!" Schon am 4. Januar klagt Bismarck über „das erobernde Eindringen der Soldaten in die Zivilgeschäfte." Bismarckbriefe 464. Über „gewisse Spannungen" spricht auch Roon am 28. Januar, III⁴, 291.

hängen. Ganze Häuserfronten, die drei Etagen hoch gewesen waren, lagen in den Haupt- und Seitengassen, andre drohten, nach vorn oder zurückgeneigt, den Einsturz. Allenthalben noch rauchender Schutt und Brandgeruch, an drei oder vier Gebäuden noch züngelnde Flämmchen am Rohr der Decken und am Balkenwerk der Wände und Simse. Die Kirche, neu und in gefälligem gotischen Stil erbaut, war bis auf ein paar Löcher im Dache unverletzt, alles ringsum aber Ruine — ein furchtbares Bild vom Ernste des Krieges! Von der Höhe der zerstörten Stadt hatte man eine hübsche Aussicht auf das Thal der Seine, auf die Brücke, von der ein Bogen gesprengt war, und auf den südlichen Teil von Paris mit dem Gehölz von Boulogne. Wir hielten uns damit nicht auf, sondern begaben uns rasch nach dem Schlosse, das, vor dem Kriege der Sommeraufenthalt Napoleons, jetzt ebenfalls ein stiller Trümmerhaufen war. Französische Granaten hatten es in einen solchen verwandelt, während die Zerstörung der Stadt unser Werk gewesen war. Der Zweck war dabei, wie es hieß, der gewesen, den Franzosen die Möglichkeit zu entziehen, sich, wie bei dem Ausfalle vom 19. Januar, hier festzusetzen und einen Stützpunkt zu weitern Angriffen auf unsre Stellungen zu gewinnen.[1] Auch vom Schlosse standen nur die Umfassungsmauern und einige von den Zwischenwänden noch aufrecht. Wir kletterten über seine Schutthaufen, stiegen über die gefallnen Dach- und Deckenreste von Zimmer zu Zimmer, soweit nicht weitere Einstürze drohten, und nahmen uns von den herabgestürzten Marmorkapitälen und den verstümmelten Statuen Andenken mit.

Auf dem Heimwege nach Saint Cloud wie auf der Rückfahrt begegneten wir mehrmals kleinen Gesellschaften von Leuten, die mit Betten und Hausrat aus Paris nach ihren heimatlichen Dörfern zurückkehrten, und bei Ville d'Avray kam uns eine Kompagnie preußischer Artillerie entgegen, die nach dem Mont Valérien marschierte.

Als ich halb sechs Uhr wieder auf der Rue de Provence ein-

[1] In St. Cloud war am 19. Januar Straße für Straße erstürmt worden, und da sich die tapfere Besatzung auch noch am nächsten Tage in einem Teile der Stadt hielt, so wurde diese von der deutschen Artillerie in Brand geschossen und eine Anzahl Häuser zerstört. Vgl. auch Verdy 284 vom 7. Februar.

traf, fand ich den Chef schon mit den andern bei Tische. Gäste waren nicht zugegen. Der Minister sprach, als ich eintrat, gerade von Favre und sagte: „Ich glaube, er ist heute nur deshalb herausgekommen. Ich meine, infolge unsers gestrigen Gesprächs, wo ich nicht zugeben wollte, daß Garibaldi ein Heros wäre. Er hatte offenbar Angst um ihn, weil ich ihn nicht in den Waffenstillstand einschließen wollte. Wie ein echter Advokat zeigte er auf den ersten Artikel. Ich aber sagte ihm, ja, das wäre die Regel, hernach aber kämen die Ausnahmen, und zu denen gehörte der. Wenn ein Franzose gegen uns die Waffen trüge, so begriffe ich das, er verteidigte sein Land und hätte ein Recht dazu. Aber dieser fremde Abenteurer mit seiner kosmopolitischen Republik und seiner Bande von Revolutionären aus allen Winkeln der Welt, dessen Recht könnte ich nicht anerkennen. Er fragte dann, was wir mit ihm machen wollten, wenn wir ihn gefangen nähmen. »O — sagte ich — wir werden ihn für Geld sehen lassen, mit einer Tafel um den Hals, worauf Undank steht.«“

Er fragte dann: „Wo ist denn Scheidtmann?“ — Man gab Auskunft. — „Den hatte ich mir bei der Sache (dem Geschäft mit der von Paris zu zahlenden Kontribution von zweihundert Millionen) als juristischen Beistand gedacht. Er ist doch Jurist?“

Bucher erwiderte, nein, er habe überhaupt nicht studiert, sei ursprünglich Kaufmann gewesen u. dergl.

Chef: „Na, in erster Linie soll Bleichröder ins Gefecht gehen. Der muß gleich nach Paris hinein, sich mit seinen Glaubensgenossen beriechen und mit den Bankiers reden, wie das zu machen ist. Er will doch kommen?“

Keudell: „Ja in einigen Tagen.“

Chef: „Bitte, telegraphieren Sie ihm doch, wir brauchten ihn gleich. — Dann kommt Scheidtmann. Er kann doch französisch?“

Man wußte es nicht.

„Als Triarier denke ich mir dann Henckel. Der ist in Paris zu Hause und bekannt unter den Geldleuten. »Wir pflegen an der Börse auf glückliche Spieler zu pointieren,« sagte mir mal einer von der hohen Finanz, und wenn hier nach einem solchen pointiert wird, so ists Graf Henckel.“

Später wandte sich das Gespräch der Entwicklungsgeschichte

der deutschen Frage zu, und da bemerkte der Minister u. a.: „Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren, in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in fünfundzwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünfundzwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1858 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg.*) Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals, 1833, schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten,[1] nur im Gefechtszustande verkehrte."

Zuletzt äußerte der Chef seinen Glauben an den Einfluß des Mondes auf das Wachstum von Haaren und Pflanzen, indem er davon ausging, daß er Abeken scherzhaft zu seiner Frisur gratulierte. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrat," sagte er. „Wenn ich Ihre Frau wäre! — Sie haben sie sich eben noch zu rechter Zeit schneiden lassen, bei zunehmendem Monde. 'S ist wie mit den Bäumen; wenn die wieder wachsen sollen, fällt man sie auch im ersten Viertel, wenn man sie aber roden will, schlägt man sie bei abnehmendem Monde, da vermodert der Stumpf eher. Es giebt Leute, die nicht daran glauben, Gelehrte, aber selbst der Staat verfährt danach, obwohl ers nicht offen eingestehen will. Es wird keinem Förster einfallen, eine Birke, die wieder Schößlinge treiben soll, bei abnehmendem Monde zu fällen."

Abends eine Anzahl Aktenstücke, die sich auf den Waffenstillstand und die Verproviantierung beziehen, gelesen, darunter mehrere eigenhändige Briefe Favres, der eine zierliche und gut zu lesende Hand schreibt. In einem der Briefe heißt es, daß Paris nur bis zum 4. Februar noch Mehl und dann nur noch Pferdefleisch habe. — Moltke ist gebeten worden, er möge Garibaldi nicht auf gleichem Fuße mit den Franzosen behandeln und jeden-

*) Ein Irrtum des Kanzlers. Herr Amory Coffin lebte noch im Jahre 1882 als Arzt in Aiken, einem Luftkurorte Südkarolinas.

[1] Den Burschenschaften.

falls vollständige Waffenstreckung von ihm und seinen Leuten fordern — der Minister wünsche das aus politischen Gründen. — Nach dem Elsaß ist die Weisung ergangen, die Wahlen zu der Versammlung in Bordeaux, die über Fortsetzung des Krieges oder Frieden sowie eventuell über die Bedingungen des Friedens Beschluß fassen soll, nicht zu hindern, sie sollen ignoriert werden. In den von uns okkupierten Gegenden werden die Maires, nicht die Präfekten die Wahlen leiten. In den dieserhalb von den Parisern erlassenen Anweisungen heißt es: „Die Maires der Hauptorte im Departement werden sich mit denen der Hauptorte in jedem Arrondissement und diese wieder sich mit den Maires der Hauptorte der Kantone und der Gemeinden in Verbindung setzen. Sie werden ihnen den Tag bekannt geben, an dem die Abgeordneten zur Nationalversammlung zu ernennen sind. Der Maire jeder Gemeinde wird jedem eingeschriebnen Wähler die Karte zustellen, mittelst deren er zu wählen hat. In Ermanglung einer Karte werden die eingeschriebnen Wähler zur Abstimmung zugelassen werden, nachdem ihre Identität festgestellt ist. Der Maire des Departementshauptortes wird die Zahl und die Abgrenzung der Wahlkreise festsetzen. Die Wahl wird durch Listenabstimmung nach relativer Majorität stattfinden. Wegen Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich gebracht hat, wird diese Abstimmung giltig sein, gleichviel wie groß die Zahl der Votierenden ist." Die Pariser Mitglieder der französischen Regierung haben ferner am 29. Januar folgende Verfügung erlassen:

„In Anbetracht, daß es unter den gegenwärtigen Umständen von Wichtigkeit ist, den Wählern die volle Freiheit der Wahl zu lassen, so weit dies mit dem richtigen Ausdruck des Volkswillens im Einklange steht, verfügt die Regierung der nationalen Verteidigung folgendes: die Artikel 81 bis 90 des Gesetzes vom 15. März 1849 mit Ausnahme der Bestimmungen des Paragraphen 4 des 82. Artikels und des Paragraphen 5 des 85. Artikels finden auf die Wahlen zur Nationalversammlung keine Anwendung. Infolge dessen sind die Präfekten und Unterpräfekten in den Departements, wo sie ihre Funktionen ausüben, nicht wählbar."

2. Februar, Donnerstag. Es ist helles, laues Wetter, als ob der Frühling schon anbrechen wollte. Früh beizeiten schon werde ich zum Chef gerufen. Ich soll telegraphieren, daß achtzig-

tausend Franzosen von der Armee Bourbakis bei Pontarlier nach der Schweiz übergetreten und nur achttausend nach dem Süden entkommen sind.

Bald nachher werde ich noch einmal geholt, um in der hiesigen wie in der deutschen Presse auf ein uns soeben telegraphisch zugekommnes Zirkular Lauriers (hinter dem Gambetta steht) aufmerksam zu machen und die Meinung des Chefs darüber auszudrücken. Ich mache darauf zunächst folgenden Artikel:

„Am 31. Januar ist in Bordeaux, nachdem der Abschluß des Vertrags vom 28. Januar dort bekannt geworden, ein Rundschreiben an die Präfekten ergangen, das mit C. Laurier unterzeichnet ist. Es heißt da: »Die von dem Minister des Innern und des Krieges[1] aufrecht erhaltne und geübte Politik bleibt nach wie vor dieselbe: Krieg bis zum Äußersten, Widerstand bis zu völliger Erschöpfung. Deshalb bieten Sie alle Ihre Thatkraft zur Erhaltung des guten Geistes unter der Bevölkerung auf. Der Zeitraum des Waffenstillstandes muß zur Verstärkung unsrer drei Armeen mit Mannschaften, Munition und Lebensmitteln ausgebeutet werden. Es gilt, um jeden Preis den Waffenstillstand für uns nutzbar zu machen, und wir sind in der Lage, es so einzurichten. Kurzum, es giebt bis zu den Wahlen nichts, was nicht zu unserm Vorteil gewandt werden könnte. Was Frankreich bedarf, das ist eine Vertretung, die den Krieg will und entschlossen ist, ihn auf alle Fälle zu führen.«

„So lautet das mit Laurier unterzeichnete Rundschreiben. Für verständige Leute spricht es sich selbst sein Urteil, wir könnten uns also enthalten, einen Kommentar dazu zu schreiben. Es ist indes von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die deutschen Behörden dem Vertrage vom 28. Januar in betreff seiner Ausführung eine sehr weitherzige und milde Deutung und Handhabung gewährt haben. Sie haben den Vorstellungen der Pariser Regierung weit über das durch die Konvention vom 28. festgesetzte Maß hinaus Folge gegeben. Sie haben den Wahlen zu der Versammlung, die in Bordeaux selbst über die Frage: ob Krieg, ob Frieden entscheiden soll, volle Freiheit zugestanden. Trotzdem fährt zu Bordeaux die öffentliche Behörde

[1] Gambetta war schon seit dem 10. Oktober 1870 beides und trat erst am 6. Februar 1871 zurück.

fort, den Krieg bis zum Äußerſten zu predigen und wirkt offen für Wahlen ſolcher Leute, von denen ſie hofft, daß ſie für den Krieg und die vollſtändige Erſchöpfung Frankreichs ſtimmen werden. Sollte dieſes Verfahren nicht der Art ſein, daß es den deutſchen Behörden die Frage vorlegte, ob ihre großmütige Auffaſſung der von Frankreich eingegangnen Verpflichtungen am rechten Orte ſei, und ob ſie nicht im eignen Intereſſe Frankreichs einer ſtrengern Interpretation des Übereinkommens vom 28. Januar Platz machen müſſe?

„Was übrigens die drei Armeen anbelangt, von denen Herr Laurier ſpricht, ſo machen wir darauf aufmerkſam, daß, nachdem die Truppen Bourbakis teils in Gefangenſchaft geraten ſind, teils ſich auf das Gebiet der Schweiz geflüchtet haben, für Frankreich nur noch die Reſte von zwei Armeen übrig ſind. Schließlich aber wolle man mit den Kundgebungen des Herrn Laurier den folgenden Auszug des Daily Telegraph über die Anſichten des Herrn Gambetta von der Lage der Dinge und von dem, was Frankreich zu thun habe, vergleichen. Der Berichterſtatter des engliſchen Blattes ſagt:

„»Die Unterhaltung wandte ſich nun dem Kriege im allgemeinen zu, und auf meine Frage, ob der Krieg mit der Übergabe von Paris zu Ende ſei, antwortete Gambetta, daß die Übergabe von Paris von gar keiner Bedeutung für den Fortgang des Krieges ſein würde, wenn Preußen bei ſeinen gegenwärtigen Forderungen beharrte. Ich ſpreche hier, ſo fuhr er fort, nicht bloß in meinem Namen oder in dem der hieſigen Regierungsdelegation, ich wiederhole im Gegenteil nur den feſten Entſchluß meiner Amtsgenoſſen in und außerhalb Paris, wonach der Krieg fortgeſetzt werden muß, gleichviel was die Koſten und Folgen ſein mögen, die ſich daraus ergeben. Wenn Paris morgen fällt, ſo wird es auf edelmütige Weiſe ſeine Pflicht gegen Frankreich erfüllt haben, aber ich kann nicht glauben, daß Paris ſich jemals ergeben wird. Ich glaube, daß die Bevölkerung ſelbſt lieber die Stadt verbrennen und ein zweites Moskau daraus machen würde, als daß ſie geſtattete, daß der Feind davon Beſitz nimmt. — Aber nehmen wir einmal an, erwiderte ich, daß trotzdem die Kapitulation ſtattfände. — In dieſem Fall, entgegnete Gambetta, muß man den Kampf in den Provinzen fortſetzen. Ohne die Armee von Paris einzurechnen, haben wir zur Stunde thatſächlich eine

halbe Million Truppen und überdies noch zweihundertfünfzigtausend Menschen mehr, bereit, zur Armee zu stoßen oder ihre Depots zu verlassen. Wir haben noch nicht einmal das Kontingent von 1871 berührt, und wir haben die verheirateten Männer noch nicht in die Regimenter eingereiht. Jenes wird uns dreimalhunderttausend Rekruten liefern, und die letzten werden zwei Millionen kräftiger Leute stellen. Waffen kommen uns von allen Seiten zu, an Geld fehlt es auch nicht. Die Nation mit Inbegriff aller politischen Schattierungen ist auf unsrer Seite, und es wird sich einfach darum handeln, wer von beiden am stärksten und ausdauerndsten ist, unser Volk oder das deutsche Volk. Nein — so fuhr er fort, indem er mit der Faust heftig auf seinen Schreibtisch schlug —, ich betrachte es als eine mathematische Unmöglichkeit, daß wir, wenn wir Ausdauer haben und den Krieg fortsetzen, nicht am Ende dahin gelangen, den eingedrungnen Feind aus Frankreich hinauszutreiben. Jede vierundzwanzig Stunden sind für uns nur ein Tag, aber bei unsern Feinden vermehrt jede Stunde Verzögerung die Schwierigkeiten. England hat einen großen Irrtum begangen, daß es sich nicht eher eingemischt, und daß es Preußen nicht gesagt hat, bei Überschreitung einer gewissen Grenze würde es in den Augen Englands den Kriegsfall herbeiführen.«"

Bald nach ein Uhr kamen die Franzosen wieder, aber der Chef war mit dem Kriegsminister ausgeritten, wie man vermutete, nach einem der Forts oder einem Punkte mit weiter Aussicht, denn sie hatten Ferngläser mitgenommen. Gerstäcker und Duboc besuchten mich, und ich ging mit Duboc, der sich als Korrespondent im Lager der Sachsen aufhält, auf eine Stunde in den Schloßpark. Bei der Rückkehr erfuhr ich, daß der Chef in St. Cloud gewesen ist, und daß die Franzosen inzwischen in unserm Park auf ihn gewartet haben.

Bei Tische hatten wir zu Gästen Odo Russell und einen großen starken jungen Herrn in dunkelblauer Uniform, der mir als Graf Bray, Sohn des Ministers und früher bei der bayrischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, bezeichnet wurde.

Der Chef äußerte zu Russell: „Die englischen Zeitungen und auch einige deutsche haben meinen Brief an Favre getadelt und zu stark gefunden. Er selbst aber scheint dieser Meinung nicht zu sein. Er sagte mir von freien Stücken: »Sie haben recht gehabt, mich

an meine Pflicht zu erinnern. Ich durfte nicht weggehen, bevor das zu Ende ist.«[1] Der Minister lobte hierauf diese Selbstverleugnung. Er wiederholte dann, daß unsre Pariser unpraktische Leute seien, und daß wir ihnen fortwährend Ratgeber und Gehilfen sein sollten. Er setzte hinzu, daß sie jetzt auch Miene machten, Änderungen an der Konvention vom 28. Januar zu verlangen. Außerhalb der Stadt Paris zeige man wenig guten Willen, bei ihrer Verproviantierung behilflich zu sein; z. B. sage die Direktion der Eisenbahn Rouen-Dieppe, auf die man gerechnet hatte, es fehle an Betriebsmaterial, da die Lokomotiven auseinander genommen und nach England geschafft worden seien. Gambetta verhalte sich noch zweifelhaft, scheine aber an Fortsetzung des Krieges zu denken. Es sei notwendig, daß Frankreich bald eine ordentliche Regierung bekomme. „Wenn sie nicht bald eine zustande bringen — fuhr er fort —, so werden wir ihnen einen Souverän geben. Es ist schon alles bereit dazu. Amadeo kam mit einer Reisetasche in der Hand als König von Spanien in Madrid an, und es scheint zu gehen. Der Unsrige kommt gleich mit Gefolge, Ministern, Köchen, Kammerherren und mit einer Armee.“

Das Gespräch lenkte sich hiervon auf das Vermögen Napoleons, das sehr verschieden, bald als groß, bald als unbedeutend angegeben werde, und Russell wollte bezweifeln, daß er viel habe. Er meinte, die Kaiserin wenigstens könne nicht viel haben, da sie nicht mehr als sechstausend Pfund in der englischen Bank deponiert habe.

Man erwähnte dann, daß Graf Maltzahn schon nach Paris hinein sei, und der Chef äußerte, als man hinzusetzte, er sei noch nicht wieder gesehen worden: „Wenn dem dicken Herrn nur nichts zugestoßen ist.“

Er erzählte danach, daß er heute auf dem Wege nach Saint Cloud vielen Leuten mit Hausrat und Betten begegnet sei; wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer hier in der Nachbarschaft gewesen, die jedoch nicht aus Paris gekommen sein könnten. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus — bemerkte er dazu —, die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der Uniformen ansichtig geworden waren, eine finstre Miene und eine heroische Haltung

[1] Dasselbe berichtet Abeken 497.

an. — Das erinnert mich, bei der frühern neapolitanischen Armee, da gab es ein Kommandowort — wenn bei uns kommandiert wird: »Gewehr zur Attacke rechts!« so hieß es da: Faccia feroce! Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompöse Redensart, imponierende Miene wie auf dem Theater. Wenns nur recht klingt und nach etwas aussieht — der Inhalt ist einerlei. 'S ist wie mit dem Potsdamer Bürger und Hausbesitzer, der mir einmal sagte, daß eine Rede von Radowitz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen wäre — oder besonders schön vorgekommen. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sichs, daß gar nichts der Art darin stand, weder was Rührendes noch was Erhabnes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners, die aussah, als spräche er das Tiefste, Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. — Mit Waldeck wars ähnlich, obwohl er kein so gescheiter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem wars mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit." — „Die Gabe der Beredsamkeit hat im parlamentarischen Leben manches verdorben. Man braucht viel Zeit, weil alle, die da was zu können glauben, das Wort haben müssen, auch wenn sie nichts Neues vorzubringen wissen. Es wird zu viel in die Luft gesprochen, zum Fenster hinaus, und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fraktionen, und so redet man im Plenum bloß für das Publikum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen." — „Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft, wenn sie sich eine lange Rede zu schulden kommen läßt." — „Da haben wir einen — fuhr er fort —, der gar keine Beredsamkeit treibt, und der trotzdem mehr für die deutsche Sache geleistet hat als irgend jemand sonst — das ist der Bundesrat. Ich erinnere mich zwar, zuerst wurden einige Versuche in der Richtung gemacht. Ich aber schnitt das ab — wozu ich eigentlich nicht berechtigt war, wenn ich auch den Vorsitz führe. Enfin, ich sagte ihnen ungefähr: Meine Herren, mit Beredsamkeit,

mit Reden, die überzeugen sollen, da ist hier nichts zu machen, weil jeder seine Überzeugung in der Tasche mitbringt — seine Instruktion nämlich. Es giebt bloß Zeitverlust. Ich denke, wir beschränken uns hier auf die Darstellung von Thatsachen. Und so wurde es. Niemand hielt eine große Rede mehr. Dafür ging es mit den Materien um so rascher, und der Bundesrat hat wirklich sehr viel Gutes geleistet."

Abends Depeschen gelesen, desgleichen einige Konzepte. — — — Dann drei Telegramme gemacht und abgelassen: eins über Belfort und die drei südöstlichen Departements, eins über die Hindernisse der Verproviantierung von Paris, und eins über die Schwierigkeiten, die Faidherbe und d'Argent erheben.

3. Februar, Freitag. Naßkaltes Wetter. Am Vormittag, da der Chef beschäftigt ist, mit Wollmann wieder nach Saint Cloud, dessen Trümmer noch immer rauchen und nach Brand riechen, und dann weiter bis an die ersten Häuser von Suresnes am Fuße des Mont Valérien gefahren. Noch stehen am Seineufer unsre Schildwachen, sonst aber hat alles das friedlichste Aussehen, und nur die tiefe Stille fällt auf, die jenseits des Stromes herrscht, während doch eine große Stadt ganz dicht dabei liegt. Man gewahrt drüben keinen Menschen, und nur auf dem Wasser ist einiges Leben, indem hier zwei Boote, anscheinend Fischernachen, hingleiten.

Beim Frühstück erzählte Bucher allerlei Charakteristisches aus dem Leben Gladstones. Nichts Rühmliches darunter. Um ein Uhr besucht mich Wachenhusen, der sich nach Paris hineinschleichen will.

Um ein Viertel auf vier Uhr wurde ich zum Chef geholt. Nach Laurier hat sich auch Gambetta selbst vernehmen lassen, und zwar durchaus kriegerisch und despotisch. Am 31. Januar ist eine von ihm unterzeichnete Proklamation an die Franzosen ergangen, in der es heißt:

„Die Fremden haben Frankreich die grausamste Beleidigung zugefügt, die unserm Volke in diesem unglücklichen Kriege zu ertragen beschieden war. Das uneinnehmbare Paris hat, durch Hunger gezwungen, die deutschen Horden nicht länger von sich fern halten können. Am 28. Januar ist es erlegen." — „Es sieht aus, als ob ein trübes Geschick uns noch größeres Unheil und noch mehr

Schmerz bereiten wollte. Ohne uns zu Rate zu ziehen, hat man einen Waffenstillstand unterzeichnet, dessen strafwürdige Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfahren haben, einen Waffenstillstand, der den Preußen die Departements ausliefert, die noch von unsern Truppen besetzt sind, und uns verpflichtet, uns drei Wochen ruhig zu verhalten, damit unter den unglücklichen Verhältnissen, in denen das Land ist, eine Nationalversammlung zusammentrete. Wir haben nun Aufklärung über die Lage von Paris verlangt und bis zu deren Eintreffen geschwiegen. Wir wollten die uns in Aussicht gestellte Ankunft eines Mitglieds der Regierung aus Paris abwarten, in dessen Hände wir unsre Vollmachten niederzulegen gedachten." — „Es ist jedoch niemand von Paris gekommen, und so müssen wir denn um jeden Preis zum Handeln schreiten, um die schändlichen Pläne der Feinde Frankreichs zu vereiteln. Preußen rechnet darauf, daß der Waffenstillstand unsre Heere entnerven und auflösen werde. Es lebt der Hoffnung, daß eine nach einer langen Reihe von Mißgeschicken und unter dem schrecklichen Eindruck des Falles von Paris zusammentretende Versammlung entmutigt und bereit sein werde, in einen schmachvollen Frieden zu willigen. Es liegt in unsrer Hand, diese Berechnungen zu vereiteln und zu bewirken, daß die zur Ertötung des Geistes des Widerstandes bestimmten Mittel ihn vielmehr neu beleben und stärken. Bedienen wir uns des Waffenstillstandes dazu, unsre jungen Soldaten einzuüben und die Organisation der Verteidigung und des Kriegs thatkräftiger als jemals zu fördern. Thun wir unser Möglichstes, daß statt der von den Fremden gehofften reaktionären und feigherzigen Vertretung eine wahrhaft national und republikanisch gesinnte Versammlung zusammenkommt, die den Frieden will, wenn er die Ehre und Unverletzlichkeit unsers Vaterlands sicher stellt, die aber gleich fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen, um zu verhindern, daß an Frankreich ein Meuchelmord begangen wird. Franzosen, laßt uns eingedenk sein unsrer Väter, die uns Frankreich als einen festgefügten und unteilbaren Staat hinterlassen haben. Hüten wir uns vor Verrat an unsrer Geschichte und davor, daß unser ererbter Besitz in die Hände der Barbaren übergeht." — Das fanatische Aktenstück endigt mit dem Aufrufe: „Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!"

Daneben hat Gambetta eine Verfügung erlassen, die eine Anzahl von Personen für nicht wählbar erklärt. Darin bemerkt er:

„Die Gerechtigkeit verlangt, daß alle Mitschuldigen der Regierung, die mit dem Attentate vom 2. Dezember begann und mit der Kapitulation von Sedan endigte, nunmehr in dieselbe politische Machtlosigkeit versetzt werden, in der die Dynastie ist, deren Helfershelfer und Werkzeuge sie waren. Es ist dies die notwendige Folge der Verantwortlichkeit, die sie übernommen haben, als sie dem Kaiser bei der Ausführung gewisser Regierungshandlungen an die Hand gingen. Dahin gehören alle die Personen, die vom 2. Dezember 1851 bis zum 4. September 1870 die Stellung eines Ministers, Senators, Staatsrats oder Präfekten innegehabt haben. Ferner sind von der Wählbarkeit zu der Nationalversammlung alle die Individuen ausgeschlossen, die bei den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper während der Zeit vom 2. Dezember 1851 bis zum 4. September 1870 in irgend einer Weise als Regierungskandidaten aufgestellt worden sind, sowie die Mitglieder der Familien, die in Frankreich seit dem Jahre 1789 regiert haben."

In Bezug auf die letzte Verfügung telegraphierte ich auf Befehl des Chefs nach London und Köln, die Regierung in Bordeaux habe durch ein Wahlausschreiben ganze Klassen der Bevölkerung, Minister, Senatoren, Staatsräte, alle, die früher offizielle Kandidaten gewesen seien, für nicht wählbar erklärt. Die bei der Verhandlung über die Konvention vom 28. Januar vom Grafen von Bismarck ausgesprochne Befürchtung, daß es keine freien Wahlen geben werde, habe hierdurch ihre Bestätigung erhalten. Der Reichskanzler habe damals in dieser Befürchtung die Einberufung des Corps législatif vorgeschlagen, Favre aber sei darauf nicht eingegangen. Jetzt habe der Kanzler gegen den Ausschluß jener Männer in einer Note Protest erhoben, und deutscherseits werde man nur eine aus freien Wahlen hervorgegangne Versammlung, wie die Konvention sie wolle, als die Vertretung Frankreichs anerkennen.

Der Chef fuhr mit dem Gambettaschen Wahlausschreiben zum Könige, während im Salon der Pariser Polizeipräfekt war und mit ihm reden wollte, und kam dann nicht zum Essen, blieb vielmehr in der Präfektur zur Tafel. Infolgedessen präsidierte Abeken bei unserm Diner, an dem Scheidtmann und Graf Henckel als

Gäste teilnahmen. Bucher meinte, Abeken wisse sich was damit, daß er heute als Stellvertreter des Chefs obenansitze, und es sah in der That einigermaßen so aus.

Um acht Uhr zum Chef gerufen, erhielt ich den Auftrag, Abschrift eines Reuterschen Telegramms, datiert Bordeaux, 2. Februar, zu sofortiger Aufnahme in den Moniteur an Bamberg abzuschicken. Es lautete:

„Die Journale La Liberté, La Patrie, Le Français, Le Constitutionnel, L'Universel, Le Courrier de la Gironde et Provence veröffentlichen einen Protest gegen die Verfügung der Delegation von Bordeaux vom 31. Januar, nach der die Wahlfreiheit beschränkt sein soll. Sie sagen, daß sie es vor der Veröffentlichung ihres Protestes für ihre Pflicht gehalten hätten, an Herrn Jules Simon drei Abgeordnete zu schicken, um anzufragen, ob nicht eine die Wahlen betreffende Verfügung bestehe, die von der Pariser Regierung ergangen und im Journal Officiel veröffentlicht worden sei. Herr Jules Simon hat zur Antwort gegeben, daß diese Verfügung existiere, daß sie vom 29. Januar datiere und von den Mitgliedern der Regierung einstimmig angenommen worden sei, und daß in ihr alle Beschränkungen der Wählbarkeit weggeblieben seien. Nur die Nichtwählbarkeit der Präfekten in den von ihnen verwalteten Provinzen sei beibehalten worden.*) Die Wahlen für Paris sind für den 5., die der Departements für den 8. Februar festgesetzt worden. Am 12. sollen die Abgeordneten zusammentreten. Das Journal Officiel, das die erwähnten Verfügungen enthält, ist auf Befehl der Regierung in alle Departements versandt worden. Jules Simon ist, nachdem er am 31. Januar einen Passierschein erhalten hat, denselben Morgen abgereist. Nach seinem Eintreffen in Bordeaux hat Jules Simon eine Versammlung der Mitglieder der Delegation zusammenberufen, um ihnen die Lage der Dinge auseinander zu setzen, und abends vier Uhr hat eine lange Erörterung stattgefunden. Jules Simon erklärte den Vertretern der Presse, daß er auf der Ausführung der Verfügung der Pariser Regierung zu bestehen gewillt sei, und ermächtigte sie, diese Erklärungen zu veröffentlichen. Die unterzeichneten Vertreter der

*) Die Verfügung ist in ihren Hauptzügen oben mitgeteilt worden.

Presse haben nun nur die Ausführung der Pariser Verfügung zu erwarten." Folgen die Unterschriften.

Gambettas Diktatur hat also wohl am längsten bestanden. Sein starrer Sinn verliert den Boden unter den Füßen.

Nochmals zum Chef gerufen, telegraphierte ich den Erfolg der Kämpfe der von Manteuffel geführten Südarmee bei Pontarlier. Wir haben dabei fünfzehntausend Franzosen zu Gefangnen gemacht, darunter zwei Generale, und neunzehn Geschütze sowie zwei Adler erbeutet.

Graf Herbert ist heute aus Deutschland wieder bei seinem Vater eingetroffen. Er war um neun Uhr bei ihm.

4. Februar, Sonnabend. Das Wetter ist wärmer als gestern. Früh Eingänge und Konzepte gelesen. Ich sehe, daß der Chef gegen Gambettas Wahlausschreiben in doppelter Weise protestiert hat: in einem an diesen selbst gerichteten Telegramm und in einer Note an Favre. Jenes lautet: „Im Namen der durch die Waffenstillstandskonvention verbürgten Freiheit der Wahlen protestiere ich gegen die in Ihrem Namen ergangnen Verfügungen, die zahlreiche Klassen französischer Bürger des Rechtes berauben, in die Versammlung gewählt zu werden. Durch Wahlen, die unter der Herrschaft der Unterdrückung und Willkür vollzogen werden, können die Rechte nicht erworben werden, die die Waffenstillstandskonvention freigewählten Abgeordneten zuspricht." In der Depesche an Favre aber heißt es, nachdem der Inhalt des Wahldekrets Gambettas kurz angegeben ist: „Ich beehre mich, Eurer Exzellenz die Frage vorzulegen, ob Sie dies als im Einklang mit der Bestimmung der Konvention stehend betrachten, daß die Versammlung aus freien Wahlen hervorgehen soll. Gestatten Eure Exzellenz mir, Ihnen die Verhandlungen ins Gedächtnis zurückzurufen, die der Übereinkunft vom 28. Januar vorausgingen. Ich äußerte bereits damals die Befürchtung, daß es unter den dermaligen Verhältnissen schwer halten werde, die volle Freiheit der Wahlen sicher zu stellen und jeden gegen diese gerichteten Versuch zu verhindern. In dieser Befürchtung, der das Rundschreiben des Herrn Gambetta heute Recht zu geben scheint, warf ich die Frage auf, ob es nicht richtiger sein würde, den Gesetzgebenden Körper einzuberufen, der eine gesetzliche, durch allgemeines Stimmrecht gewählte Autorität

bilde. Eure Exzellenz lehnten dies ab und erteilten mir das ausdrückliche Versprechen, es solle kein Druck auf die Wähler geübt und den Wahlen die vollste Freiheit gesichert werden. Ich wende mich an die Rechtlichkeit Eurer Exzellenz mit der Bitte, Sie wollen Ihre Meinung äußern, ob die durch das in Rede stehende Dekret grundsätzlich ausgesprochne Ausschließung ganzer Kategorien von Kandidaten mit der Freiheit der Wahlen, wie sie in der Konvention vom 28. Januar verbürgt ist, sich verträgt. Ich glaube die bestimmte Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß jenes Dekret, dessen Anwendung mir den Bestimmungen der Konvention zu widersprechen scheint, unverzüglich zurückgenommen werde, und daß die Regierung der nationalen Verteidigung die erforderlichen Vorkehrungen treffen wird, die die Ausführung des zweiten Artikels der Konvention hinsichtlich der Freiheit der Wahlen verbürgen. Wir würden Personen, die nach den Bestimmungen des Rundschreibens von Bordeaux gewählt worden wären, die Rechte nicht zugestehen können, die durch die Waffenstillstandskonvention den Abgeordneten zur Versammlung gewährt worden sind."

Schon um neun Uhr waren zwei Pariser Nationalgardenoffiziere, ein alter und ein junger, da, die einen Brief für den Chef überbrachten — vielleicht Favres Antwort.

Nach zehn Uhr ließ der Chef mich rufen, um zu fragen: „Von Berlin beklagt man sich, daß die englischen Blätter viel besser unterrichtet sind als die unsrigen, und daß wir unsern Zeitungen so wenig über die Waffenstillstandsverhandlungen mitgeteilt haben. Wie kommt das?"

„Ja, Exzellenz — erwiderte ich —, das kommt daher, daß die Engländer mehr Geld haben, um überall zu sein und sich unterrichten zu lassen. Dann aber sind sie gut empfohlen bei hohen Herren, die von allem erfahren — und endlich sind auch die Militärs nicht immer recht dicht bei Dingen, die noch verschwiegen bleiben sollen. Ich aber konnte von den Verhandlungen über die Konvention nur das in die Öffentlichkeit bringen, was hinein sollte."

„Na — sagte er —, schreiben Sie doch einmal über diese Sache, und sagen Sie, daß die eigentümlichen Verhältnisse hier daran schuld sind, wir aber nicht."

Ich erlaubte mir dann, ihm zu dem Ehrenbürgerbriefe zu

gratulieren, den er in diesen Tagen bekommen haben sollte, und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß Leipzig eine gute Stadt, die beste in Sachsen und mir immer wert gewesen sei.

„Ja — erwiderte er —, Ehrenbürger, ich bin nun auch Sachse — und Hamburger; denn von da habe ich auch einen. Das hätte man von denen 1866 nicht gehofft.“ [1]

Ich wollte gehen, als er sagte: „Dabei fällt mir ein — es gehört auch zu den Wundern dieser Zeit —, schreiben Sie doch auch, bitte, etwas Ausführliches über die seltsame Thatsache, daß Gambetta, der sich so lange die Miene gegeben hat, die Freiheit zu vertreten und gegen die Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung zu kämpfen — daß der jetzt, wo er selber zu Macht gelangt ist, die grausamste Beeinträchtigung der Wahlfreiheit verfügt und alle die, von denen er glaubt, daß sie nicht seiner Meinung sind, von dem Rechte, gewählt zu werden, ausschließt. Es ist das ganze amtliche Frankreich mit Ausnahme von dreizehn Republikanern. Und daß ich den Franzosen die Wahlfreiheit zurückverschaffen muß gegenüber diesem Gambetta und seinem Gehilfen und Bundesgenossen Garibaldi, ist doch auch ein wunderliches Verhältnis.“

Ich sagte: „Ich weiß nicht, ob das beabsichtigt war, aber in Ihrem Protest gegen Gambetta nahm es sich sehr eigen aus, der Gegensatz, wo Sie au nom de la liberté des élections sich verwahrten gegen les dispositions en votre nom pour priver des catégories nombreuses du droit d'être élues. Das könnte wohl auch erwähnt werden?“

„Ja — sagte er —, machen Sie das nur.“

„Sie können — fügte er lächelnd hinzu — auch daran erinnern: Thiers hat mich nach seinen Verhandlungen mit mir einen liebenswürdigen Barbaren genannt — barbare aimable. Jetzt nennen sie mich in Paris un barbare astutieux, einen verschlagnen Barbaren, und nun werde ich vielleicht der barbare constitutionnel sein.“

Der Chef hatte diesen Morgen mehr Zeit und Interesse für die Presse als in den letzten Tagen. Ich wurde vor der Mittags-

[1] Der Leipziger Ehrenbürgerbrief ist vom 28. Januar datiert, der Hamburger vom 1. Februar. Bismarck-Regesten I, 413 f.

stunde sechsmal zu ihm geholt. Das eine mal gab er mir eine französische Lügenbroschüre: La guerre comme la font les Prussiens und bemerkte dazu: „Ich möchte Sie bitten, nach Berlin zu schreiben, sie sollen etwas Ähnliches in unserm Sinne zusammenstellen lassen, mit Anführung aller Grausamkeiten, Barbareien und Konventionsbrüche der Franzosen. Aber nicht zu dick, sonst liest sie niemand, und es muß rasch geschehen." Das andre mal handelte sichs um mehrere Zeitungsausschnitte „zur Sammlung."

Wieder ein andres mal zeigte er mir ein kleines Blatt, herausgegeben von einem gewissen Armand le Chevalier, 61, Rue Richelieu und vorn mit einem Porträt des Reichskanzlers in Holzschnitt bedruckt, und sagte: „Sehen Sie mal, da empfiehlt einer mit Beziehung auf das Blindsche Attentat, mich zu ermorden, und giebt gleich mein Porträt dazu — wie die Photographie der Franctireurs. Sie wissen, in den Wäldern der Ardennen hat man in den Taschen der Franctireurs Photographien unsrer Holzläufer gefunden, die sie erschießen sollten. Zum Glück wird man hier nicht behaupten können, mein Bild wäre besonders getroffen — auch die Lebensbeschreibung nicht. Diese Stelle (er las sie vor und gab mir dann das Blatt mit) soll mit Nutzanwendung in die Presse gebracht werden und dann in die Broschüre kommen."

Schließlich gab er mir noch einige französische Zeitungen, indem er sagte: „Da, sehen Sie nach, ob was drin ist für mich oder den König. Ich will machen, daß ich fort komme; denn sonst überfallen mich die aus Paris wieder."

In dem Blatte des Monsieur Chevalier wird in der That von einem gewissen Ferragus (nach Bucher wahrscheinlich Mazzini) mit ziemlich dürren Worten gesagt, daß Frankreich eine Ermordung des Chefs beifällig begrüßen werde, obwohl er eigentlich ein Wohlthäter der Franzosen sei. Der Verfasser, dessen Stil nach der Schule Viktor Hugos schmeckt, sagt unter anderm:

„Bismarck hat Frankreich vielleicht mehr Dienste geleistet als Deutschland. Er hat an einer falschen Einheit seines Landes gearbeitet, aber er hat sehr wirksam an der Wiedergeburt des unsrigen gearbeitet. Er hat uns vom Kaisertume befreit. Er hat uns die Thatkraft, den Haß des Fremden, die Liebe zum heimischen Boden, die Geringachtung des Lebens, die Opferwilligkeit, kurz, alle die

Tugenden wiedergegeben, die Bonaparte in uns vergiftet hatte. Ehre daher diesem grimmigen Feinde, der uns rettet, indem er uns verderben will! Er beabsichtigt uns zu töten, und er ruft uns zur Unsterblichkeit, und zu gleicher Zeit verleiht er unserm irdischen Leben Schwung. Das Blut, das er vergießt, befruchtet das Vaterland, die Zweige, die er abhaut, machen, daß der Baum sich mit mehr Saft füllt. Ihr werdet sehen, wie wir größer werden, wenn wir aus dieser furchtbaren aber heilsamen Umstrickung herauskommen. Wir haben zwanzig Jahre des Vergessens unsrer Pflicht, der Schwelgerei, des Knechtsinnes zu büßen. Die Heimsuchung ist grausam, aber das Ergebnis wird glorreich sein, ich weise zum Zeugnis dessen auf die mannhafte Haltung von Paris und auf den Hunger nach Gerechtigkeit und Ehre hin, der unsre Brust schwellt. Wenn man heutzutage vor dem Opernhause vorbeigeht, fühlt man sich von Scham ergriffen. Diese Nacktheiten, die die kaiserliche Sonne so hell erleuchtete, verletzen die Schamhaftigkeit der Republik, man wendet sich ab von diesem symbolischen Denkmal eines andern Zeitalters, einer andern Stufe der Gesittung. Bismarck hat uns diesen Puritanerstolz gegeben. Danken wir ihm dafür nicht, und zahlen wir ihm mit männlichem Hasse diese unfreiwillige Wohlthat eines Menschen heim, der mächtiger im Zerstören als im Gründen, leichter verwünscht als mit Beifall begrüßt ist. Preußen hat aus ihm seinen großen Mann gemacht, aber am 7. Mai 1866 bedauerte das ganze Land gerührt das Los eines jugendlichen Fanatikers, eines Studenten, der, in Bismarck einen Feind der Freiheit ahnend, fünf Revolverschüsse auf ihn abgefeuert hatte.

„Bind (der Verfasser nennt den Stiefsohn Blinds auch weiterhin so) gehörte zu jener Klasse begeisterter Leute, zu der Karl Sand, der Mörder Kotzebues, Friedrich Staps, der Napoleon in Schönbrunn erdolchen wollte, und Oskar Becker, der Urheber des Attentats auf den König von Preußen, zählen.[1] Bind täuschte sich nicht, wenn er sich eine Römerseele zutraute; denn er verhielt sich nach seiner Verhaftung stoisch, und er öffnete sich die Schlagader des Halses, um dem Scharfrichter ein Opfer zu rauben.

„Wenn wir nun heute hörten, daß ein glücklicheres Attentat

[1] 14. Juli 1861 in Baden-Baden. Der Stiefsohn Blinds hieß übrigens Cohn.

auf Bismarck unternommen worden wäre, würde dann Frankreich den Edelmut haben, nicht Beifall zu klatschen? So viel ist sicher, daß diese furchtbare Frage des Mordes aus politischen Gründen bis zu dem Augenblicke, wo sie mit der Todesstrafe und dem Krieg aus dem Gewissen der Völker ausgerottet ist, immer eine Frage der relativen Moral sein wird.

„Man würde heutigestags, im Oktober 1870, einen Mann, den man noch vor einigen Monaten als gemeinen Meuchelmörder gebrandmarkt hätte, als Heiland begrüßen" — gewiß ein schönes Zeichen der Wiedergeburt, die sich nach den Anfangsworten des Artikels mit Frankreich vollzogen haben soll, und des Hungers nach Gerechtigkeit und Ehre, von dem der Verfasser die Brust seiner Landsleute schwellen sieht.

Der Chef ritt schon um ein Uhr weg, wurde aber von Favre, der inzwischen angekommen war, doch noch „überfallen" und arbeitete dann mit ihm oben im kleinen Salon.

Bei Tische waren Fürst Putbus und Graf Lehndorff zugegen. Der Chef erzählte zunächst, wie er auch Favre auf den wunderlichen Fall aufmerksam gemacht habe, daß er, der für despotisch und tyrannisch verschrieene Graf von Bismarck, im Namen der Freiheit gegen die Proklamation Gambettas, des Advokaten der Freiheit, der viele Hunderte seiner Landsleute der Wählbarkeit und alle der Wahlfreiheit berauben wolle, habe protestieren müssen, und setzte dann hinzu, Favre habe das mit einem Oui, c'est bien drôle anerkannt. Übrigens sei die Beschränkung der Wahlfreiheit, die jener verfügt habe, von dem Pariser Teile der französischen Regierung nunmehr zurückgewiesen und aufgehoben worden. „Er hat mir das heute morgen schriftlich (durch den Brief, den die Nationalgardeoffiziere brachten) angekündigt und vorhin mündlich versichert," sagte er.

Man erwähnte dann, daß mehrere deutsche Blätter mit der Kapitulation unzufrieden seien, indem sie sofortigen Einmarsch unsrer Truppen in Paris erwartet hätten. Der Chef bemerkte dazu: „Das beruht auf vollständiger Unkenntnis der Lage, hier vor und in Paris. Bei Favre hätte ichs durchsetzen können, aber die Bevölkerung! Sie hatten gewaltige Barrikaden und dreimalhunderttausend Mann, von denen gewiß hunderttausend gekämpft hätten. Es ist Blut genug

geflossen — deutsches — in diesem Kriege. Hätten wir Gewalt brauchen wollen, so wäre noch viel mehr vergossen worden bei der Erhitzung der Bevölkerung drin. Und bloß um ihnen noch eine Demütigung zuzufügen, das wäre zu teuer gekauft."

Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort: „Und wer sagt ihnen denn, daß wir nicht noch einziehen und einen Teil von Paris selbst besetzen? Oder wenigstens Durchzug, wenn sie sich abgekühlt und Vernunft angenommen haben. Der Waffenstillstand wird vermutlich verlängert werden müssen, und dann können wir für unsre Bereitwilligkeit dazu Besetzung von Paris auf dem rechten Ufer verlangen. Ich denke mir, daß wir in etwa drei Wochen drin sein werden." — „Den Vierundzwanzigsten — er sann nach —, ja ein Vierundzwanzigster wars, wo die Verfassung des Norddeutschen Bundes veröffentlicht wurde.[1] Es war den 24. Februar 1859, wo wir in Frankfurt eine besonders niederträchtige Geschichte erlebt hatten.[2] Ich sagte ihnen damals, das wird euch vergolten werden. Ihr werdet schon sehen. Exoriare aliquis. — Es thut mir nur leid, daß der württembergische (Bundestagsgesandte), der alte Reinhart, das nicht erlebt hat. Aber Prokesch hats erlebt, und das freut mich, das war der Schlimmste. Der ist jetzt (nach einem Gesandtschaftsbericht aus Konstantinopel, den ich diesen Morgen las) ganz einverstanden mit uns, lobt die energische und geistreiche Politik Preußens und hat (hier lächelte der Minister spöttisch) das Zusammengehen mit uns immer empfohlen oder schon lange."

Der Chef erwähnte dann, daß er heute auf dem Mont Valérien gewesen sei. „Ich war früher nie dort — sagte er —, und wenn man die starken Werke und die vielen Vorrichtungen zur Verteidigung sieht — da hätten wir bei einem Sturme doch eine Menge Leute liegen lassen sollen; man darf gar nicht daran denken."

Er teilte uns darauf mit, daß Favre heute auch deshalb heraus-

---

[1] 24. April 1867.

[2] An diesem Tage teilte B. im Bundestage seine bevorstehende Abberufung mit und gab eine Erklärung gegen die Vorschläge der Handelsgesetzgebungskommission in Nürnberg ab, Bismarck-Regesten I, 159.

gekommen sei, um ihn zu bitten, die Massen von Landleuten aus Paris herauszulassen, die sich im September in die Stadt geflüchtet hätten. Es wären meist Leute aus der Banlieue, und es müßten gegen dreimalhunderttausend sein. „Ich schlug es ihm ab — fuhr er fort —, indem ich ihm erwiderte: Unsre Soldaten haben ihre Häuser inne, und wenn die Besitzer nun herauskommen und sehen, wie ihr Eigentum mitgenommen und verwüstet ist, so werden sie wütend werden, was ich ihnen gar nicht verdenken kann, und es unsern Leuten zur Last legen, und das könnte dann bedenkliche Schlägereien zur Folge haben und vielleicht noch Schlimmeres."

Er kam dann wieder auf seinen Ausflug nach Saint Cloud und Suresnes zurück und erzählte unter anderm: „Wie ich mir die Brandstätte des Schlosses besah und mich in Gedanken erging über den Zustand des Zimmers, wo ich mit dem Kaiser gespeist hatte, da war ein wohlgekleideter Herr dort, der sich von einem Blusenmanne herumführen ließ — vielleicht aus Paris herausgekommen. Ich konnte deutlich verstehen, was sie redeten; denn sie sprachen laut, und ich habe ein gutes Gehör. C'est l'œuvre de Bismarck, sagte der in der Bluse. Der andre aber erwiderte bloß: C'est la guerre. Wenn die gewußt hätten, daß ichs gehört hatte."

Graf Bismarck-Bohlen berichtete dann, daß die Landwehr irgendwo hier herum einem Franzosen, der sich widersetzt und mit dem Federmesser nach einem Offizier gestochen habe, fünfundsiebzig Hiebe mit der flachen Klinge aufgezählt habe.

„Fünfundsiebzig — sagte der Chef —, hm, das ist doch etwas zu viel."

Jemand erzählte Ähnliches aus der Gegend von Meaux, wo die Soldaten, als Graf Herbert neulich da vorbeigekommen sei, einen Müller, der auf den Grafen Bismarck geschimpft und den Wunsch geäußert hätte, ihn zwischen zwei Mühlsteinen zu haben, hingelegt und so fürchterlich zerprügelt hätten, daß er sich ein paar Stunden lang nicht hätte rühren können.

Man erwähnte dann die Wahlprogramme, mit denen die Kandidaten für die Nationalversammlung sich an den Ecken den lieben Mitbürgern empfehlen. Es wurde einiges daraus angeführt und im allgemeinen bemerkt, daß sie noch sehr auf dem hohen Pferde säßen und in Bordeaux großartige Dinge zu leisten versprächen.

„Ja — sagte der Chef —, das glaube ich wohl. Auch Favre versuchte es noch ein paar mal mit dem hohen Kothurne. Aber es dauerte nicht lange. Ich brachte ihn immer mit einem leichten Scherze herunter."

Jemand gedachte der Rede, die Klaczko am 30. Januar in der Reichsratsdelegation gegen ein Zusammengehen Österreichs mit Preußen gehalten hat, und der Enthüllung Giskras, die in der Morgenausgabe der Nationalzeitung vom 2. Februar steht. Er hat gesagt, Bismarck habe ihn von Brünn mit Friedensvorschlägen nach Wien schicken wollen, die auf folgendes hinausgelaufen seien: Abgesehen von Venetien Statusquo vor dem Kriege, Maingrenze der preußischen Hegemonie, keine Kriegskosten, aber Fernhaltung der Vermittlung Frankreichs beim Friedensschluß. Giskra habe den Baron Herring damit nach Wien gesandt, der sei aber von Moritz Esterhazy kühl empfangen und nach sechzehnstündigem Warten ausweichend beschieden worden. Nach Nikolsburg gereist, habe er dort schon Benedetti getroffen und die Antwort erhalten: „Sie kommen zu spät." Österreich kostete somit, wie Giskra hervorhebt, die französische Vermittlung dreißig Millionen Kriegsentschädigung.[1]

Man bemerkte, Preußen hätte den Österreichern damals wohl mehr abnehmen können, auch Land, z. B. Österreichisch-Schlesien, vielleicht Böhmen.

Der Chef erwiderte: „Das ist möglich. Geld — was konnten die armen Teufels mehr geben! Böhmen wäre schon etwas gewesen, und es gab Leute, die daran dachten. Aber wir hätten uns damit Verlegenheiten aufgeladen, und Österreichisch-Schlesien war für uns nicht viel wert. Gerade dort sind auch die Sympathien für das Kaiserhaus und die Zugehörigkeit zu Österreich größer als anderswo. — Man muß sich bei solchen Sachen fragen, was man braucht, nicht, was man kriegen kann."[2]

Hieran anknüpfend fuhr er fort, in Nikolsburg wäre er einmal

---

[1] Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II, 380 f. 385 f. 388. 392. Baron Herring war der Präsident der Brünner Handelskammer, Graf Esterhazy, Minister ohne Portefeuille, der spiritus rector des Ministeriums Mensdorff. Die Verhandlungen spielten zwischen dem 15. und 19. Juli 1866.

[2] Darüber jetzt vor allem G. u. E. II, 42 ff.

in Zivil ausgegangen, und da hätte er zwei Gendarmen getroffen, die einen Mann arretieren wollten. „Ich fragte, was er verbrochen hätte, bekam aber als Zivilist natürlich gar keine Antwort," erzählte er. „Da erkundigte ich mich bei ihm selber, und er sagte mir, es wäre, weil er sich über den Grafen Bismarck unehrerbietig geäußert hätte. Beinahe hätten sie mich auch mit fortgenommen, weil ich sagte, das hätten wohl viele gethan." — „Das erinnert mich daran, daß ich mir einmal selbst ein Hoch habe ausbringen müssen. Es war Sechsundsechzig, nach dem Einzuge der Truppen, abends. Ich war gerade krank, und meine Frau wollte mich nicht ausgehen lassen. Ich ging aber doch — heimlich —, und wie ich beim Palais des Prinzen Karl wieder über die Straße will, ist da ein großer Haufen Menschen beisammen, der mir eine Ovation bringen will. Ich war in Zivil und muß ihnen mit meinem breitrandigen Hute, den ich in die Stirn gedrückt hatte, ich weiß nicht weshalb, verdächtig vorgekommen sein, und welche machten eine feindliche Miene, sodaß ichs für das beste hielt, in ihr Hurra einzustimmen."

Von acht Uhr an Konzepte und Eingänge gelesen, darunter Favres Antwort auf die Anfrage des Chefs in Sachen des Gambettaschen Wahlmanövers. Es heißt darin:

„Sie haben recht, an meine Rechtlichkeit zu appellieren, Sie werden mich nie dagegen fehlen sehen. Es ist vollkommen richtig, daß Ew. Exzellenz lebhaft in mich drangen, als einzig mögliches Auskunftsmittel die Vereinigung des ehemaligen Gesetzgebenden Körpers anzunehmen. Ich habe diese aus mehreren Gründen, an die zu erinnern nutzlos ist, die Sie aber gewiß nicht vergessen haben, zurückgewiesen. Auf die Einwendungen Ew. Exzellenz habe ich geantwortet, daß ich meines Landes genügend sicher zu sein glaube, um behaupten zu können, daß es nur freie Wahlen will, und daß das Prinzip der Volkssouveränität seine einzige Zuflucht ist. Das wird genügen, Ihnen zu sagen, daß ich die Einschränkung, die dem Stimmrechte der Wähler auferlegt worden ist, nicht zugeben kann. Ich habe das System der offiziellen Kandidaturen nicht bekämpft, um es zum Vorteil der gegenwärtigen Regierung wieder einzuführen. Ew. Exzellenz können also sicher sein, daß, wenn das Dekret, von dem Sie mir sprechen, von der Delegation zu Bordeaux erlassen worden ist, es von der Regierung der nationalen Verteidigung

widerrufen werden wird. Ich verlange zu dem Zwecke nur die Möglichkeit, mir den amtlichen Beweis für die Existenz dieses Dekrets zu verschaffen, was durch ein Telegramm geschehen kann, das noch heute abgehen soll. Es giebt also zwischen uns keine Meinungsverschiedenheit, und wir müssen der eine wie der andre zur festen Ausführung der von uns unterzeichneten Konvention zusammenwirken."

Um neun Uhr zum Chef gerufen, der einen Artikel über das Thema will, daß der Einzug unsrer Truppen jetzt unpraktisch, aber späterhin möglich sei. Es war eine Beurteilung des Waffenstillstandes in der Nationalzeitung, die dazu aufforderte. Es hieß da zu Anfang: „Wie ein Krieg jederzeit an Überraschungen reich und unergründlich ist, so sehen wir auch den Fall von Paris, dieses große Ereignis, bei seinem endlichen Eintreten von unvermuteten Umständen begleitet. Nicht nur in Deutschland hatten die meisten angenommen, daß eines Tages unsre Heere mit Glanz ihren Einzug halten würden durch die geöffneten Thore der feindlichen Hauptstadt; auch diese tapfern Heere selbst hatten auf diese verdiente und kriegsmäßige Genugthuung gerechnet. Sie begnügen sich jetzt statt dessen mit der Besetzung der Außenwerke und blicken von da hinunter auf die bezwungne Stadt, in der alle Soldaten der Linie und der Mobilgarde bis auf zwölftausend Mann die Waffen strecken und als Gefangne bleiben." — „Diese Übereinkunft von Versailles scheint äußerlich nicht nur weniger glänzend, es scheint auch unsre Errungenschaft weniger vollständig zu sein, als wenn wir sofort mit dem Einzuge in die Stadt Verfügung über alle ihre Kriegsmittel erlangt hätten." — Weiterhin wurde behauptet: „Im November dachte Favre an Krieg, im Januar an Frieden." Dagegen nach Anweisung des Chefs gesagt: „Einzug mit Glanz — es würde ein Einzug über Barrikaden gewesen sein. Der Wunsch danach verkennt die Lage der Dinge vollständig, er weiß nichts von dem, was unter den obwaltenden Umständen möglich, ja wahrscheinlich ist. Die französische Regierung würde vermutlich auf eine Besetzung von Paris durch unsre Truppen eingegangen sein, wenn wir darauf gedrungen hätten; ein sehr großer Teil der Bevölkerung aber würde sich uns in ihrer gegenwärtigen Erhitzung mit den Waffen entgegengestellt haben, und so hätte uns der Einzug wieder Blut gekostet, während

dessen in diesem Kriege wahrlich bereits genug geflossen ist. Warten wir eine Weile, bis die Umstände sich geändert haben, bis man in Paris kühler geworden ist. Der Einzug mit Glanz, die Besetzung eines Teils von Paris ist durch die Konvention vom 28. Januar keineswegs ausgeschlossen, sie ist in ihr sogar angedeutet. Artikel 4 sagt nur: »Während des Waffenstillstands wird das deutsche Heer Paris nicht betreten.« Der Waffenstillstand wird aller Wahrscheinlichkeit nach verlängert werden müssen, und dabei läßt sich als Gegenleistung für unsre Einwilligung die Bedingung stellen, daß wir in Paris einrücken, und dies wird dann, in etwa drei Wochen, ohne Kampf und Verlust auf unsrer Seite ausgeführt werden können. Die Nationalgarde wird ebenfalls aufgelöst und reorganisiert werden, aber allmählich, durch die französische Regierung. Wir können dazu nichts thun, haben nicht regieren zu helfen. Über den Frieden zu verhandeln hat Favre mit dem Bemerken abgelehnt, daß die Volksvertretung dazu allein kompetent sei."

Später nochmals zum Chef gerufen. — Ein Artikel der Volkszeitung aus Köln zeigt, daß die Ultramontanen den Führern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins Geldunterstützung angeboten haben, wenn sie für die Wahl klerikaler Kandidaten wirken wollten. Der Minister sagte: „Sehen Sie hier — da wollte ich Sie bitten, daß gelegentlich in den Zeitungen von der Partei Savigny-Bebel gesprochen wird, und das muß sich wiederholen." Ich war schon in der Thür, als er mir nachrief: „Oder von der Fraktion Liebknecht-Savigny." Wir werden uns das merken und von Zeit zu Zeit in der Presse von dieser neuen Partei sprechen.

5. Februar, Sonntag. Lauer Tag, der Frühling scheint schon im Anzuge zu sein. Früh fleißig gearbeitet. Bei Tische sind Favre, d'Hérisson und der Direktor der Westbahn, ein behaglich lächelndes breites Gesicht, dem Anschein nach etwa sechsunddreißig Jahre alt, Gäste des Chefs. Favre, der obenan sitzt, sieht sorgenvoll, mitgenommen und niedergeschlagen aus, läßt den Kopf auf die Seite oder zur Abwechslung auf die Brust hängen, desgleichen die Unterlippe, und hat, wenn er nicht ißt, die Hände auf dem Tischtuch übereinandergelegt, Zeichen der Ergebung in den Willen des Schicksals, oder die Arme à la Napoléon premier gekreuzt, Zeichen, daß er bei näherer Betrachtung der Sachlage sich doch noch fühlt. Der

Chef spricht während des Essens nur französisch und meist mit gedämpfter Stimme, und ich bin zu abgespannt, um ihm dabei gehörig folgen zu können.

Abends mehrmals zum Chef geholt und verschiednes nach seiner Anweisung in die Presse abgelassen. Zunächst folgendes: Die vier Mitglieder der Delegation in Bordeaux haben, wie telegraphisch gemeldet wird, eine Bekanntmachung erlassen, in der sie die Gambettasche Verfügung in betreff der Wahlen aufrecht erhalten. Es heißt darin, das Mitglied der Pariser Regierung Jules Simon habe in Bordeaux die Anzeige eines Wahldekrets überbracht, das mit dem von seiten der Regierung in Bordeaux erlassenen nicht übereinstimme. Die Regierung in Paris sei seit vier Monaten eingeschlossen und von jeder Verbindung mit der öffentlichen Meinung abgeschnitten gewesen, und noch mehr, sie sei gegenwärtig im Zustande der Kriegsgefangenschaft. Nichts spreche gegen die Annahme, daß sie, besser unterrichtet, in Übereinstimmung mit der Regierung in Bordeaux gehandelt haben würde, ebensowenig aber sei erwiesen, daß sie, als sie Jules Simon im allgemeinen den Auftrag zur Vornahme der Wahlen erteilt, in unbedingter und verletzender Weise sich gegen die Nichtwählbarkeit gewisser Personen habe entscheiden wollen. So aber halte die Regierung zu Bordeaux sich für verpflichtet, bei ihrem Wahldekrete zu bleiben, trotz der Einmischung des Grafen Bismarck in die innern Angelegenheiten des Landes, sie halte es aufrecht im Namen der Ehre und der Interessen Frankreichs.

Damit ist der helle Zwiespalt ins feindliche Lager geworfen worden, und Gambettas Rücktritt kann jede Stunde erwartet werden.*) Die Pariser Regierung hat in einer Proklamation an die Franzosen vom 4. (die im Journal Officiel steht, und die wir im Moniteur abdrucken werden) Gambetta mit dürren Worten als „ungerecht und tollkühn" (si injuste et si téméraire) bezeichnet und dann erklärt: „Wir haben Frankreich zur freien Wahl einer Versammlung aufgerufen, die in dieser äußersten Krisis ihre Willensmeinung zu erkennen geben wird. Wir erkennen niemand das Recht zu, ihm eine

*) „Sie fangen an, uneinig zu werden, und ich denke, daß Gambetta jetzt abgemeiert werden wird," hatte der Kanzler in betreff der obigen Nachrichten zu mir gesagt.

solche aufzunötigen, sei es für den Frieden, sei es für den Krieg. Eine Nation, die von einem mächtigen Feinde angegriffen wird, kämpft bis zum äußersten, sie bleibt aber immer Richterin über die Stunde, wo der Widerstand möglich zu sein aufhört. Das wird also das Land sagen, wenn es über sein Schicksal befragt wird. Damit sein Wille sich allen als geachtetes Gesetz auflege, bedarf es des souveränen Ausdrucks der freien Abstimmung aller. Nun aber geben wir nicht zu, daß man dieser Abstimmung willkürliche Schranken setzen kann. Wir haben das Kaisertum und seine Praktiken bekämpft, wir beabsichtigen nicht, wieder damit anzufangen, indem wir auf dem Wege von Ausschließungen offizielle Kandidaturen einführen. Nichts ist wahrer, als daß große Fehler begangen worden sind, und daß daraus schwere Verantwortlichkeiten sich ergeben, aber das Unglück des Vaterlands läßt alles das unter sein Niveau verschwinden, und übrigens würden wir, wenn wir uns zu der Rolle von Parteimännern erniedrigten, um unsre frühern Gegner in die Acht zu erklären, uns den Schmerz und die Schande zuziehen, die zu schlagen, die an unsrer Seite kämpfen und ihr Blut vergießen. Sich in dem Augenblicke, wo der Feind in Massen auf unserm mit Blut getränkten Boden steht, der vergangnen Zwistigkeiten erinnern, heißt das große Werk der Befreiung des Vaterlands durch seine Nachträglichkeit verkleinern. Wir stellen die Grundsätze über diese Mittel. Wir wollen nicht, daß die erste Verfügung zur Einberufung der republikanischen Versammlung im Jahre 1871 eine Handlung der Geringschätzung der Wähler sei. Ihnen gebührt die höchste Entscheidung, mögen sie diese ohne Schwäche abgeben, und das Vaterland wird gerettet werden können. Die Regierung der nationalen Verteidigung verwirft also das ungesetzlich erlassene Dekret der Delegation von Bordeaux und erklärt es, wo nötig, für null und nichtig, und sie ruft die Franzosen ohne Unterschied auf, für Repräsentanten ihre Stimme abzugeben, die ihnen am würdigsten erscheinen, Frankreich zu verteidigen."

Zu gleicher Zeit bringt das Journal Officiel von heute folgende Verfügung: „Die Regierung der nationalen Verteidigung verfügt in Anbetracht eines vom 31. Januar datierten, von der Delegation in Bordeaux ausgegangnen Dekrets, wodurch verschiedne Kategorien von Bürgern, die nach dem Wortlaute der Regierungserlasse vom

29. Januar 1871 wählbar sind, für nicht wählbar erklärt werden, folgendes: Das oben erwähnte von der Regierungsdelegation erlassene Dekret ist annulliert. Die Dekrete vom 29. Januar 1871 bleiben ihrem ganzen Inhalt nach in Kraft."

Ferner ging auf Befehl des Chefs nachstehender kleiner Artikel an eins unsrer Blätter ab:

„Die Kölnische Zeitung hat sich, allerdings mit einigen Verwahrungen, zum Organ von Klagen über die angebliche Verwüstung der französischen Wälder durch unsre Beamten gemacht. Sie könnte, sollte man meinen, etwas andres thun, als sich sorgen, ob wir die Staatsforsten Frankreichs nach richtigem System ausbeuten. Wir verfahren nach forstwissenschaftlichen Grundsätzen, wenn auch nicht nach dem französischen Hausystem. Übrigens aber wäre die rücksichtsloseste Ausnutzung dieser Hilfsquelle des Feindes erlaubt, weil er dadurch eher geneigt werden würde, mit uns Frieden zu schließen."

Als ich das letzte mal zum Minister gerufen wurde, sagte er mir zunächst verschiednes Gute über die thätige Beteiligung des Herzogs Georg von Meiningen[1] an der Kriegführung und schloß mit den Worten: „Das möchte ich, daß es in die Presse gebracht wird. Die Folie ergiebt sich von selbst."

Ich machte daraus einen Zusatz zu einer Korrespondenz, der ungefähr, wie folgt, lautete:

Sehr anerkennenswert ist das Verhalten des Herzogs von Meiningen. Er ist, statt in Versailles sitzen zu bleiben, der Ruhe zu pflegen und zuweilen aus sichrer Ferne das Schauspiel eines Treffens zu genießen, seinem Regimente in dem von Prinz Albrecht geführten Truppenkorps gefolgt, hat an allen seinen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren teilgenommen und sich vielfach um das Los seiner Unterthanen verdient gemacht, die in den Reihen des deutschen Heeres für das Vaterland kämpften.

6. Februar, Montag. Wetter lau. Der Chef will früh einen Artikel gegen Gambetta, der in den Moniteur soll, und ich verfasse folgenden:

„Die Konvention vom 28. Januar, abgeschlossen zwischen dem Grafen von Bismarck und Herrn Jules Favre, hat die Hoffnung

[1] Des jetzt noch (seit 1866) regierenden Herrn.

aller aufrichtigen Freunde des Friedens neu belebt. Seit den Ereignissen des 4. September war der militärischen Ehre Deutschlands genügend Befriedigung zu teil geworden, sodaß es dem Wunsche Raum geben konnte, mit einer die französische Nation in Wirklichkeit repräsentierenden Regierung in Verhandlungen über einen Frieden einzutreten, der die Früchte des Sieges verbürgte und unsre Zukunft sicher stellte. Als die in Versailles und Paris vertretenen Regierungen sich endlich über einen Vertrag verständigen konnten, der nach der zwingenden Gewalt der Thatsachen bestimmt war, Frankreich sich selbst wiederzugeben, waren sie zu der Erwartung berechtigt, daß diese erste Staffel einer neuen Ära der Beziehungen der beiden Länder untereinander allgemein geachtet werden würde. Die Verfügung des Herrn Gambetta, die die frühern hohen Beamten und Würdenträger, die Senatoren und offiziellen Kandidaten für nicht wählbar zur Nationalversammlung erklärt, war vielleicht notwendig, um Frankreich die ganze Tiefe des Abgrundes zu zeigen, der sich vor ihm geöffnet, seit die Diktatur, das kostbarste Blut Frankreichs opfernd, sich geweigert hatte, die Vertretung der Nation in regelmäßiger Weise zusammen zu berufen.

„Der Artikel 2 der Konvention vom 28. Januar besagt im Wortlaute: »Der so vereinbarte Waffenstillstand hat den Zweck, der Regierung der nationalen Verteidigung die Zusammenberufung einer freigewählten Versammlung zu erlauben, die sich über die Frage aussprechen wird, ob der Krieg fortgesetzt oder ob und unter welchen Bedingungen der Friede abgeschlossen werden soll. Die Versammlung wird in der Stadt Bordeaux zusammentreten. Die Befehlshaber der deutschen Armeen werden für die Wahl und den Zusammentritt der Abgeordneten, aus denen sie bestehen wird, alle Erleichterungen gewähren.«

„Aus dieser Bestimmung ergiebt sich klar und deutlich, daß die Freiheit der Wahlen eine der Bedingungen der Konvention selbst ist, und es würde ganz und gar unzulässig sein, wenn man sich der andern Vorteile, die sie einschließt, bemächtigen und zu gleicher Zeit den Kreis der Bedingungen verengern wollte, deren Gesamtheit allein die Elemente der Versöhnung enthält. Indem Deutschland die Hand zu den Wahlen bot, hat es nur die in Frankreich vorhandnen Gesetze, nicht aber die Laune und das Belieben dieses

oder jenes Volkstribuns im Auge gehabt. Auf diese Art wäre es ganz ebenso leicht, in Bordeaux ein Rumpfparlament zusammenzuberufen und sich daraus ein Werkzeug zu machen, mit dem sich die andre Hälfte Frankreichs schlagen ließe. Wir sind von vornherein überzeugt, daß alle ehrlichen und aufrichtigen Vaterlandsfreunde in Frankreich gegen den alles gesunden Menschenverstandes baren Willkürakt Einspruch thun werden, den die Delegation von Bordeaux begangen hat. Wenn dieser Akt irgendwelche Aussicht hätte, die anarchischen Parteien um sich zu scharen, die die Diktatur dulden, soweit sie ihre Lieblingsideen vertritt, so würden unfehlbar die schwersten Verwicklungen die Folge davon sein.

„Deutschland hat nicht die Absicht, sich irgendwie in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen; es hat aber durch die Vereinbarung vom 28. Januar das Recht erworben, eine öffentliche Gewalt ernennen zu sehen, die die Eigenschaften hat, die notwendig sind, wenn im Namen Frankreichs über den Frieden verhandelt werden soll. Wenn man das Recht Deutschlands, mit der gesamten Nation über den Frieden zu unterhandeln, bestreiten, wenn man die Vertretung einer Partei an die Stelle der Vertretung der Nation setzen wollte, so würde man die Vereinbarung über den Waffenstillstand selbst null und nichtig machen. Bereitwillig geben wir zu, daß die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris die Berechtigung der Beschwerden, die der Graf von Bismarck in seiner Depesche vom 3. Februar erhoben hat, ohne Verzug anerkannt hat. In edler, vornehmer Sprache hat diese Regierung sich an die französische Nation gewandt, um ihr Rechenschaft über die Schwierigkeit der Lage und über die Anstrengungen abzulegen, die sie gemacht hat, um die letzten Folgen eines unglücklichen Feldzugs zu beschwören. Sie hat zugleich die Verfügung der Delegation von Bordeaux für null und nichtig erklärt. Hoffen wir denn, daß der Versuch des Herrn Gambetta im Lande ohne Wiederhall bleiben werde, und daß die Wahlen in vollkommnem Einklang mit dem Geiste und dem Buchstaben der Konvention vom 28. Januar stattfinden können."

Später einen zweiten Artikel mit nachstehendem Gedankengange gemacht: Die Not kann in Paris noch nicht sehr groß sein, sie kann wenigstens nicht die Gefährlichkeit haben, die man nach Favres

Äußerungen annehmen mußte. Die seit acht Tagen den Parisern aus unsern Vorräten zur Verfügung gestellten Lebensmittel sind von ihnen noch gar nicht benutzt worden. Wie General von Stosch berichtet, ist noch kein Pfund Mehl oder Fleisch von ihnen abgeholt worden. Dann aber haben sie beträchtliche Vorräte von Zwieback und Pökelfleisch in den Forts zurückgelassen, als sie diese räumten, und Leute von uns, die in Paris gewesen sind, haben dort in dem einen Magazine noch viel Mehl gesehen — auch im Vergleiche mit der Einwohnerzahl war es viel. „Man muß das hervorheben — bemerkte der Chef —, weil die Verproviantierung nur langsam vor sich geht, und die betreffenden Befehle einen weiten Weg zu durchlaufen haben vom General bis zur Schildwache."

Um elf Uhr nochmals zu ihm zitiert, soll ich Favre gegen gewisse Anklagen der gestrengen Gesinnung verteidigen, die einige französische Blätter gebracht haben.

„Die Pariser Journale machen Favre zum Vorwurf, daß er bei mir gegessen hat," sagte der Chef. „Ich hatte Mühe, ihn dazu zu bringen. Aber es ist doch ganz unbillig, zu verlangen, daß er, nachdem er acht bis zehn Stunden bei mir gearbeitet hat, entweder als gesinnungsvoller Republikaner hungern oder in ein Hotel gehen soll, wo ihm die Leute nachlaufen, als einer bekannten Persönlichkeit, und die Straßenjungen ihn angaffen."

Von zwei bis vier Uhr sind die Franzosen wieder da, sechs oder sieben, darunter Favre und, wenn ich recht hörte, der General Leflô. Bei Tische waren der ältere Sohn des Chefs und Graf Dönhoff als Gäste zugegen.

Abends noch ein Dementi über das aus Berlin stammende Telegramm der Times gemacht, wonach wir beim Friedensschlusse den Franzosen zwanzig Panzerschiffe, die Kolonie Pondichery und zehn Milliarden Franken an Kriegskosten abverlangen wollen. Ich bezeichne das als eine plumpe Erfindung, von der man kaum begriffe, daß sie in England geglaubt worden sei und Besorgnis erregt habe, und deutete auf die Quelle hin, aus der es aller Wahrscheinlichkeit nach geflossen sei — das Gehirn eines unbeholfnen Menschen in der diplomatischen Welt, der uns nicht wohl wolle und gegen uns Ränke spinne. — „'S ist Lostus, von dem das

herrührt — hatte der Chef, als er mir dies auftrug, gesagt —, ein plumper Gesell, der stets Stänkerei mit uns sucht."

7. Februar, Dienstag. Laues Wetter, früh Nebel, der sich erst um Mittag verzieht. Vor acht Uhr unten im Büreau Eingänge und Konzepte studiert. In Bukarest scheint es mit der Regierung des Fürsten Carol nun wirklich bald ein Ende nehmen zu wollen.[1] In Darmstadt sitzt mit dem Verbleiben Dalwigks die alte reichsfeindliche Gesellschaft noch fest, und die bekannte Kabale spinnt ihre Ränke unbehindert weiter. — Aus Bordeaux wird das Erwartete telegraphiert: Gambetta hat gestern den Präfekten durch Rundschreiben angezeigt, daß er infolge der Annullierung seines Wahldekrets durch die Pariser Kollegen seinen Rücktritt von der Regierung erklärt habe — ein gutes Zeichen: er muß keine starke Partei hinter sich wissen, sonst wäre er schwerlich gegangen. — In Paris ist die mobilisierte Nationalgarde, die Regimenter von Paris, von der Regierung aufgelöst worden.

Bei Tische sind der General von Alvensleben, Graf Herbert und der Bankier Bleichröder Gäste. Von der Unterhaltung nichts aufzuzeichnen, als daß der Chef mit Alvensleben meist leise spricht. Ich fühle mich abgespannt, wohl wegen nächtlichen Aufbleibens in Angelegenheiten des Tagebuchs. Muß aufhören damit oder kürzer werden. Heute nur noch ein hübscher Nachtrag zu Charakterisierung der Wirksamkeit Gambettas zu notieren. Der Soir meldet, daß einige Tage nach dem letzten Ausfall der Pariser in allen von uns nicht okkupierten Gemeinden des Landes auf Befehl des Diktators folgende Depesche öffentlich angeschlagen worden sei:

„Dreitägige Schlacht, am 17., 18. und 19., Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Freitag, am letzten Tage, großartiger Ausfall. 200 000 Mann durch Saint Cloud und über die Höhen von Garches, die Truppen von Trochu befehligt. Die Preußen sind aus dem Park von Saint Cloud, wo ein entsetzliches Gemetzel stattgefunden hat, hinausgeworfen worden. Die Franzosen sind bis an die Accisethore von Versailles vorgedrungen. Ergebnis: 20000

[1] Diesen Eindruck mag der Brief gemacht haben, den der Fürst am 27. Januar an Graf Bismarck richtete, Aus dem Leben Karls von Rumänien II, 154 f. Auch Graf Keyserling, der deutsche Generalkonsul in Bukarest, dachte über die dortige Lage sehr ungünstig, a. a. O. 150 ff.

von den Preußen kampfunfähig, alle ihre Werke zerstört, die Kanonen erobert, vernagelt oder in die Seine geworfen. Die Nationalgarde focht in erster Linie." Wenn Gambetta so von Paris spricht, wo seine Berichte leicht zu kontrollieren sind, was mag er den Leuten erst aus den Provinzen aufgebunden haben!

8. Februar, Mittwoch. Die Luft lau, wie gestern, der Himmel rein und sonnig. Ich werde immer abgespannter, Kopf eingenommen, Schwindel zum Umfallen. Es kann auch die gewöhnliche Frühjahrsmattigkeit sein. Wollen sie uns möglichst verbeißen. Der Chef ist ungewöhnlich zeitig auf und fährt schon drei Viertel auf zehn Uhr zum Könige.[1] Kurz vor ein Uhr kommt Favre mit einem ganzen Schwarm von Franzosen an, es müssen zehn oder zwölf sein. Er konferiert mit dem Minister, der vorher mit uns frühstückte. Sonst waren noch Dönhoff und der Schwager Hatzfeldts, ein Mr. Moulton, dabei, der ein etwas dreister, aber amüsanter junger Herr ist.

Abends ißt der Chef mit seinem Sohne beim Kronprinzen,[2] vorher aber noch eine Weile bei uns. Er bemerkt wieder mit Anerkennung, daß Favre seinen „malitiösen Brief" nicht übel genommen, sondern ihm dafür gedankt habe, und fügt hinzu, daß er, der Chef, ihm mündlich wiederholt, daß es Pflicht für ihn gewesen sei, das, was er einrühren geholfen habe, nun auch mit auszuessen.

Er erwähnte dann, daß heute die Beschaffung der Kontribution von Paris besprochen worden sei, daß sie den größten Teil davon in Banknoten zahlen wollten, und daß wir dabei Verluste haben könnten. „Wieviel das, was sie anbieten, wert ist, weiß ich nicht," sagte er. „Aber jedenfalls wollen sie dabei verdienen. Sie müssen aber alles zahlen, was ausgemacht ist, da lasse ich keinen Franken ab."

Wie er aufstand, um zu gehen, gab er Abeken ein Telegramm auf rosenrotem Papier und sagte: „Dieses ist mir Vorschrift; ich kann mich ohne Orleans behelfen — und zur Not auch ohne Louis."

Duparc-Duvernois ist wieder abgereist.

9. Februar, Donnerstag. Heute waren die Pariser einmal

[1] B. war damals wieder mehr beim Generalsvortrag, der auch jetzt täglich stattfand, obwohl der Kaiser seit dem 5. Februar an einem schmerzhaften Hexenschusse litt. Schneider III, 177 f. Roon III⁴, 297.

[2] Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 8. Februar.

nicht da. Früh den Wortlaut der Ansprache gelesen, mit der Gambetta am 6. nachmittags sich bei den Franzosen verabschiedet hat. Sie lautet:

„Mein Gewissen macht mirs zur Pflicht, auf meine Thätigkeit als Mitglied einer Regierung zu verzichten, mit der ich mich weder in den Anschauungen noch in den Hoffnungen in Verbindung weiß. Ich habe die Ehre, euch zu benachrichtigen, daß ich noch heute meine Demission eingereicht habe. Ich danke euch für den patriotischen und hingebungsvollen Beistand, den ich bei euch immer gefunden habe, als es das Werk, das ich unternommen hatte, zu einem guten Ende zu führen galt, und ich bitte euch, mich euch sagen zu lassen, daß meine tief überlegte Überzeugung ist, daß wegen der Kürze der Fristen und wegen der ernsten Interessen, die auf dem Spiele stehen, ihr der Republik einen großen Dienst leisten werdet, wenn ihr am 8. Februar die Wahlen vornehmen laßt und euch vorbehaltet, nach dieser Frist solche Beschlüsse zu fassen, wie sie sich für euch schicken. Ich bitte euch, den Ausdruck meiner brüderlichen Gefühle zu genehmigen."

Der Chef ritt heute mit Graf Herbert und einem jungen Leutnant von den Garde du Corps, dem Sohne seines Vetters Bismarck-Bohlen (des Generalgouverneurs im Elsaß), schon vor zwei Uhr weg und kam erst nach fünf Uhr wieder. Aus der Unterhaltung bei Tische, wo die beiden zugegen waren, ist folgendes zu notieren. Der Kanzler bemerkte, indem er wieder von der Pariser Kontribution sprach: „Stosch sagte mir, daß er für fünfzig Millionen in Banknoten Verwendung habe, in Zahlungen innerhalb Frankreichs für Proviant und dergleichen Dinge. Aber die andern hundertundfünfzig, da müssen wir ordentlich gedeckt sein."

Zuletzt äußerte er mit Beziehung auf die Fabel, wir trachteten nach dem Besitz von Pondichery, nachdem er andre Gründe für die Ungeschicktheit der Erfindung angeführt hatte: „Ich will auch gar keine Kolonien. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts andres, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland — diese Koloniegeschichte wäre für uns genau so wie der seidne Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben" — was er dann weiter ausführte.[1]

[1] Auch Delbrück wollte damals nichts von Kolonien wissen. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 7. Februar.

Abends schickte mir der Chef einen sehr krausen und querköpfigen, von Schmähungen und Verdrehungen wimmelnden Brief Jacobys in der France zum Vortrag.*) Später drei Artikel gemacht, darunter folgenden für unsern Moniteur:

„Die Demarkationslinie, die von der Konvention vom 28. Januar gezogen worden ist, durchschneidet die Stadt Saint Denis in der Weise, daß sie ihre größere Hälfte in die neutrale Zone fallen läßt. Da die Bewohner dieser Hälfte ohne Certifikat keine Lebensmittel in der deutschen Zone erlangen und nicht mehr nach Paris hineinkommen können, so ist die Folge eine beträchtliche Teuerung gewesen, während deren diese hartgeprüfte Bevölkerung nicht aufgehört hat, den Posten der mit der Prüfung der Certifikate beauftragten deutschen Offiziere zu umlagern. Von diesem Stande der Dinge benachrichtigt, hat der Graf Bismarck an Jules Favre einen Brief gerichtet, dessen Wortlaut wir hier veröffentlichen. Zu gleicher Zeit hat der Kanzler sich an die deutschen Militärbehörden gewandt und sie veranlaßt, der Bevölkerung von Saint Denis vorläufig und in Gestalt eines Geschenks Lebensmittel zukommen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser hat infolge dessen Befehl erteilt, und es sind fünfzehntausend Portionen aus den Magazinen der deutschen Armee verteilt worden. Der Brief des Grafen von Bismarck aber lautet: »Die Gemeinde von Saint Denis sieht sich durch die Demarkationslinie in der Weise in zwei Teile zerschnitten, daß die größere Hälfte in die neutrale Zone fällt. Bis zu der Zeit der Konvention wurden die Lebensmittel von der Stadt Paris geliefert und durch Vermittlung der Mairie von Saint Denis verteilt. Jetzt sehen sich die Einwohner, die zur neutralen Zone gehören, von Paris ausgeschlossen, das ihnen nichts mehr liefert, und es ist ihnen untersagt, sich außerhalb der Demarkationslinie mit Lebensmitteln zu versehen. Daraus ist für diese unglückliche, schon schwer vom Kriege heimgesuchte Bevölkerung ein Zustand hervorgegangen, dem man im Interesse der Menschlichkeit abhelfen muß. Ich habe die Ehre, die Aufmerksamkeit Ew. Exzellenz auf diesen Punkt zu lenken und Sie zu bitten, die Maßregeln zu ergreifen, die nötig sind, um dem Teil

*) Im Spätherbst von 1878 erklärte die demokratische Wage, daß Jacoby behauptet und bewiesen habe, dieser Brief sei „in jeder Zeile erfunden."

der Bevölkerung von Saint Denis, der in der neutralen Zone wohnt, die Mittel zum Leben zu sichern. Indem ich die Wirkung dieser Maßregeln abwarte, habe ich die deutschen Militärbehörden ersucht, bei der Versorgung dieser Bevölkerung dadurch mitzuwirken, daß sie ihr in Gestalt eines Geschenks einige Lebensmittel von unsern Vorräten abtreten.«"

Neunzehntes Kapitel

Von Gambettas Rücktritt bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien

Freitag, 10. Februar. Neue Klagen über Dalwigksche Umtriebe und namentlich über Maßregeln, die die nationalen Wahlkreise Hessens mit dem Verlust ihrer Vertreter und mit dem Siege der Koalition der Ultramontanen und Demokraten bedrohen. Der Chef will „rasch einen energischen Feldzug in der Presse“ gegen diesen und andern Unfug, den der gute Freund Beusts anstiftet, organisiert sehen. Er wünscht ferner Abdruck der langen Liste der wortbrüchig gewordnen französischen Offiziere, die aus Deutschland entflohen sind, im Moniteur. Ich veranlasse das. Es sind jetzt im ganzen (abgesehen von den bekannten drei Generalen) 142 Namen, unter denen sich der Oberst Thibaudin vom 67. Linieninfanterieregiment, zwei Oberstleutnants, drei Bataillonschefs und dreißig Kapitäne befinden.

Das Mot d'Ordre bringt folgende seltsame Nachricht: „Herr Thiers setzt seine Intriguen in der Provinz fort. Er versucht dem Herrn von Bismarck eine seines hohen Alters würdige Kombination als annehmbar darzustellen, nach der die Krone Frankreichs dem Könige der Belgier angeboten werden soll, der, um diese Gebietsvergrößerung zu erlangen, gern mit beiden Händen die Abtretung von Elsaß und Lothringen und am Ende selbst die der Champagne unterzeichnen würde. Diese wunderliche Idee ist übrigens nicht neu. Herr Thiers hat sie schon vor vier oder fünf Monaten in Wien und Petersburg vorgebracht, als die Regierung der nationalen Verteidigung ihn trotz des energischen Einspruchs Rocheforts und Gambettas ausschickte, um im Namen der Republik das Einschreiten der Kaiser von Österreich und Rußland zu erbetteln. So verriet

denn in derſelben Zeit, wo Frankreich ſich erhob, um den Eindringling zurückzuwerfen, Thiers mit dreiſter Stirn die Republik und brachte es fertig, ſeine weißen Haare zu entehren."

Es kann wohl nichts ſchaden, vielleicht nützen, wenn der Moniteur dieſe Nachricht morgen ohne Kommentar unter die Leute bringt. Er ſchreibt ja nicht Geſchichte, ſondern ſoll Geſchichte machen helfen.

Bei Tiſche waren der Herzog von Ratibor und ein Herr von Kotze, der Mann von der Schweſtertochter des Chefs, als Gäſte zugegen, beide äußerlich auffallend verſchieden von einander. Der Miniſter bemerkte u. a., nachdem von Strousberg, dem Geſchäftsfreunde des Herzogs, geſprochen worden war, daß faſt alle oder doch viele Mitglieder der Proviſoriſchen Regierung Juden wären: Simon, Crémieux, Magnin, desgleichen Picard, von dem er das nicht gedacht habe, „ſehr wahrſcheinlich auch Gambetta, nach ſeiner Geſichtsbildung." — „Selbſt Favre habe ich deshalb in Verdacht," ſetzte er hinzu.

11. Februar, Sonnabend. Schönes helles Wetter. Früh Zeitungen und namentlich gewiſſe Verhandlungen des engliſchen Parlaments zu Ende des vorigen Monats geleſen. Das ſieht ja aus, als ob man ſich unter unſern guten Freunden drüben überm Kanal bedenklich zu Frankreich hinneigte, als ob man wieder einmal nicht übel Luſt hätte, ſich einzumiſchen, und als ob ſogar ein engliſch-franzöſiſches Bündnis unter Umſtänden möglich ſein würde. Daß die, die darauf hinſteuern, ſich aber nur nicht verrechnen, ſich nicht zwiſchen zwei Stühle ſetzen! Andres wäre dann wahrſcheinlicher. Wie man hört und aus den Zeitungen herausliest, iſt die Stimmung hier zu Lande den Engländern faſt ſo ungünſtig und in gewiſſen Sphären ungünſtiger als uns, und es könnte ſich für den Fall, daß wir uns durch Englands Haltung bedroht ſähen, recht wohl ereignen, daß plötzlich das Gegenteil eines franzöſiſch-engliſchen Bündniſſes gegen Deutſchland unſre Vettern in London überraſchte. — Wir könnten uns genötigt ſehen, die Zurückführung Napoleons ernſtlich ins Auge zu faſſen, eine Nötigung, die uns bisher fernlag. Dieſe Gedanken ſoll Bernſtorff laut Telegramm vom 2. d. M. vorſichtig in der Preſſe andeuten laſſen.

Um die Mittagsſtunde hörte man eine Anzahl von Schüſſen

aus schwerem Geschütz, als ob das Bombardement wieder losbräche. Es sind aber wohl nur Zersprengungen von Festungskanonen, die uns mit den Forts überliefert worden und der Mühe des Mitnehmens nach Deutschland nicht wert sind.

Bei Tische waren von Fremden Graf Henckel und Bleichröder zugegen. Man erzählte, daß Scheidtmann bei den Verhandlungen mit den Geldfranzosen sich verschiedner, mehr kräftiger als schmeichelhafter Ausdrücke wie Schweinehunde, Gesindel über diese bedient hätte, indem er nicht gewußt habe, daß einige von den Herren Deutsch verstünden.

Der Chef gedachte der Frechheit der Pariser Blätter, die sich gebärdeten, als ob die Stadt nicht in unsrer Gewalt wäre, und bemerkte dann: „Wenn das so fort geht, sollte man ihnen erklären, das würde nicht mehr gelitten, es müßte aufhören, sonst schickten wir ihnen aus den Forts ein paar Bomben als Antwort auf ihre Artikel hinein."

Er bemerkte ferner, als Henckel von der schlechten Stimmung im Elsaß sprach, dort hätte man die Wahlen eigentlich gar nicht zulassen sollen, und er hätte das auch nicht gewollt. Aber durch Versehen wäre die Instruktion an die dortige deutsche Oberbehörde abgefaßt worden wie für die andern.

Man erwähnte darauf die beklagenswerte Lage, in der sich der Fürst von Rumänien befindet, und von den rumänischen Radikalen kam man auf die rumänischen Börsenpapiere, wobei Bleichröder sagte, das Spekulieren der Finanziers in Papieren sei immer Spekulation auf die Unkenntnis der Masse und auf ihre blinde Lust, Geld zu verdienen.

Henckel bestätigte das und sagte: „Ich habe viel Rumänier gehabt, aber nachdem ich etwa acht Prozent am Kurs verdient hatte, machte ich, daß ich sie los wurde, da ich wußte, daß sie fünfzehn Prozent nicht einbringen konnten, und daß dies allein sie lebensfähig erhalten konnte.

Der Chef erzählte, daß die Franzosen bei der Verproviantierung von Paris allerlei Unterschleife trieben. Sie hätten unsre Beisteuer dazu nicht aus Stolz, sondern einfach deshalb nicht angenommen, weil an ihr nichts zu verdienen gewesen sei. Das reiche bis in die Kreise der Regierung hinein, wie denn Magnin an Schafkäufen in

diesen Tagen siebenmalhunderttausend Franken verdient haben solle. „Man muß ihnen merken lassen, daß wir das wissen — sagte er mit einem Blick auf mich —, das ist gut bei den Friedensverhandlungen.“ Wurde ohne Verzug besorgt.

Abends im Auftrage des Kanzlers mehrere Artikel gemacht. Der erste führte aus, wir dürften uns die Unverschämtheit der Pariser Journalisten nicht länger gefallen lassen. Es ginge über das Maß des Erträglichen und über die Grenze vornehmer Duldsamkeit hinaus, wenn die französische Presse sich unterstünde, uns, die Sieger, vor den Mauern der Hauptstadt, die ganz und gar in unsrer Gewalt sei, ins Gesicht zu verhöhnen und verleumden. Auch sei ihr Hetzen und Lügen dem Abschluß des Friedens hinderlich, da es beide Teile erbittre und den Eintritt einer ruhigen Stimmung verzögere. Man habe dies bei Abschluß der Konvention über den Waffenstillstand nicht voraussetzen können, und man werde bei einer infolge jener Verzögerung etwa notwendig werdenden Verlängerung des Waffenstillstandes erwägen müssen, welche Mittel es gebe, um fernern Verhetzungen wirksam vorzubeugen. Das geeignetste Mittel wäre ohne Zweifel die Besetzung der Stadt selbst durch unsre Truppen. Wir würden damit der französischen Regierung eine schwere Sorge abnehmen und zur Verhütung übler Folgen von aufreizenden Preßerzeugnissen unsrerseits möglich machen, was ihrerseits vielleicht unerfüllbar sei.

Der zweite Artikel hatte folgenden Gedankengang: Der Progrès de Lyon habe behauptet, daß der Reichskanzler Favre in betreff Belforts und der drei südöstlichen Departements dupiert habe. Das sei aber eine Fälschung und Entstellung des Sachverhalts, der folgendermaßen gewesen sei. Der Chef habe bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand verlangt, daß die Belagerung von Belfort davon ausgeschlossen sein solle, also ihren Fortgang haben könne. Darauf habe Favre, vermutlich irregeleitet durch erfundne Erfolge der französischen Waffen, die die Provinzialpresse gebracht hatte, und in der Meinung, daß Bourbaki noch große Thaten gegen uns verrichten und Belfort entsetzen würde, die Forderung gestellt, daß diesem ebenfalls die freie Bewegung vorbehalten bleibe. Wir hätten nun allerdings die Voraussetzungen dieses Verlangens nicht geteilt, aber auch keinen Grund gesehen, uns ihm zu widersetzen.

Im Gegenteil, wenn wir uns ihm gegenüber ablehnend verhalten hätten, so würde man dies französischerseits als eine große Härte betrachtet haben. Es sei folglich eine Unverschämtheit von dem Lyoner Blatte, uns in dieser Angelegenheit der Unredlichkeit anzuklagen. Nur die Lügenberichte der Franzosen und ihr darauf basierter eigner Wunsch trage die Schuld daran, daß es so gekommen sei.

In einem Leitartikel für den Moniteur, der die Gedanken beider Aufsätze verband, wurde das folgendermaßen ausgedrückt:

„Der Progrès de Lyon vom 4. Februar schreibt: Man wird bemerken, daß Herr von Bismarck bei den Bedingungen des Waffenstillstandes, der eine eigentümliche Ähnlichkeit mit einer Waffenstreckung zeigt, nicht vergessen hat, einen Kniff des Handwerks anzubringen, worin er sich auszeichnet. Nach der Depesche Jules Favres dürfen die militärischen Operationen im Osten nur bis zu dem Augenblicke fortdauern, wo man zu einem Einvernehmen in betreff der Demarkationslinie gelangt sei, deren Ziehung quer durch die drei gedachten Departements einer schließlichen Verständigung vorbehalten worden wäre. Bismarck als abgefeimter Schlaukopf (roué compère) sagt in wenig Worten, aber sehr deutlich, daß die Feindseligkeiten vor Belfort und im Doubs, im Jura und in der Côte d'or fortdauern. Augenscheinlich ist Jules Favre hier hinters Licht geführt worden, und es könnte wohl sein, daß er den Vorwurf der Leichtfertigkeit verdiente, den ihm Gambetta in betreff des Waffenstillstandes gemacht hat. Dieses leichte Mißverständnis hat furchtbare Folgen hervorgerufen. Im Sinne Jules Favre bedurfte es keiner langen Zeit, um das neutrale Gebiet zwischen den Kriegführenden abzugrenzen, man verschritt dazu ohne Verzug, unsre Armee im Osten verblieb uns ungeschmälert bis zum Frieden. Bismarck dagegen deutet die Sache als Schüler Escobars:[1] statt Befehl zu sofortiger Absteckung der Grenzen des Waffenstillstands zu erteilen, weist er seine Heere an, die Verfolgung mit dem äußersten Eifer zu betreiben und so der französischen Ostarmee in kurzer Frist den Garaus zu machen. Man kennt das übrige: die unehrliche Deutung des Waffenstillstandes durch Bismarck kostet uns die voll-

[1] des jesuitischen Moralisten.

ständige Vernichtung einer neuen Armee von etwa hunderttausend Mann für den Fall, daß die Nationalversammlung den Krieg fortsetzen wollte.

„Dies ist eine Darstellung, die entschieden zurückgewiesen und als das bezeichnet werden muß, was sie ist, als unredliche Entstellung. In Wirklichkeit war der Hergang einfach folgender:

„Bei den Verhandlungen über die Waffenstillstandskonvention vom 28. Januar wurde deutscherseits verlangt, daß die Belagerung von Belfort auch nach Abschluß der Konvention fortgesetzt werde, falls Belfort nicht sofort mit freiem Abzug der Besatzung übergeben würde. Dies wurde von französischer Seite abgelehnt, und es wurde verlangt, daß, wenn die Belagerung fortgehe, auch der Armee Bourbakis freie Bewegung gestattet bleiben müsse. Diese wurde von deutscher Seite zugestanden, und so kam es, daß vor Belfort und in den oben erwähnten drei Departements die Feindseligkeiten ihren Fortgang nahmen.

„Der obige Artikel ist aber nur ein Beispiel der Massen von Entstellungen und Erfindungen, von einfältigen Fabeln, grundlosen Anklagen, gemeinen Schmähungen und frechen Beleidigungen, die die französische Presse, die Pariser Blätter in erster Linie, nach wie vor dem Waffenstillstande täglich fabriziert und auf den Markt bringt. Es ist aber doch wohl zu viel verlangt, wenn die Pariser das Recht haben sollen, den Sieger vor ihren Mauern während eines Waffenstillstands, der den Frieden vorbereiten soll, in dieser Weise zu beleidigen und herauszufordern. Diese Haltung der Pariser Presse, die überhaupt die wesentlichste Schuld an dem ganzen Kriege trägt, ist eines der Haupthindernisse des Friedens. Sie hindert die Franzosen, die Notwendigkeit des Friedens einzusehen, und vermindert die Bereitwilligkeit der Deutschen, Frieden zu schließen und ihm für die Zukunft zu vertrauen. Bei den zu erwartenden Verhandlungen über eine etwaige Verlängerung des Waffenstillstands wird man deutscherseits zu erwägen haben, daß die Besetzung der Stadt Paris das wirksamste Mittel ist, dieser Aufwieglung gegen den Frieden ein Ziel zu setzen."

12. Februar, Sonntag. Napoleon hat, wie aus Kassel telegraphisch gemeldet wird, eine Proklamation an die Franzosen

erlassen.[1] Das betreffende Telegramm geht an den Moniteur zum Abdruck. Als der Minister mir sie übergab, sagte er: „Ich wollte Sie bitten, das in unser hiesiges Blatt zu bringen. 'S ist, damit sie verwirrt werden und nicht wissen, woran sie sind. Aber um Gottes willen nicht aus Wilhelmshöhe; sonst denken sie, wir unterhalten mit denen Verbindungen. Le bureau Wolff télégraphie."

Der Chef scheint unwohl zu sein. Er kommt nicht zu Tische. Abeken übernimmt den Vorsitz, wie er im Büreau als Vizestaatssekretär mit Selbstgefühl fungiert. Man spricht vom Einzug in Paris als einer Sache, die unausbleiblich sei, und der alte Herr will dabei im Gefolge des Kaisers mitreiten, zu welchem Zweck er sich von Berlin seinen Dreimaster kommen zu lassen vorhat. „Sich einen Helm für diese Gelegenheit anzuschaffen, das wird doch wohl nicht gehn," äußerte er. „Obwohl, wenn man bedenkt, daß Wilmowski einen hat —"

Hatzfeldt meinte, ein griechischer Helm mit großen weißen Federn müsse schön aussehen.

„Oder einer mit einem Visier, das dann beim Einzuge herabgelassen werden könnte," sagte Bucher halblaut zu mir.

Bohlen endlich schlug eine goldverbrämte Sammetdecke für den Grauschimmel des Herrn Geheimrats vor. Der aber behandelte alle diese Neckereien als vollkommen ernsthaft vorgebrachte und zu erörternde Dinge.

Ich wollte, ich wäre die Schlaffheit und den Schwindel los, die immer wiederkehren.

15. Februar, Mittwoch. Gestern und vorgestern nicht wohl gewesen, aber gearbeitet. Heute desgleichen. Wieder einen Hinweis auf die Ungezogenheit der Pariser Presse nebst Andeutung gemacht, daß diese Aufwiegelei als Friedensverzögerung zu betrachten und am sichersten durch Besetzung von Paris zu beseitigen sei. Der Artikel ist für den Moniteur bestimmt, der ihm Beispiele aus den schimpfenden und drohenden Blättern beifügen soll, und lautet in seinen wesentlichen Stellen, wie folgt:

[1] Der Kaiser bemerkte dazu: „Das ist ja ein vollständiger Coup manqué!" „Vor allen Dingen will ich aber meine Minister fragen, ob ein Kriegsgefangner denn überhaupt das Recht hat, eine politische Proklamation zu erlassen." Schneider III, 183 f.

„Die Geschichte wird die Konvention vom 28. Januar als unabweisliches Zeugnis für die Mäßigung verzeichnen, die Deutschland Frankreich gegenüber an den Tag gelegt hat. Das hat selbst die Regierung der nationalen Verteidigung anerkannt, wenn sie in ihrer am 10. d. M. veröffentlichten Proklamation sagt: »Niemals hat eine belagerte Stadt sich unter so ehrenvollen Bedingungen ergeben, und diese Bedingungen sind erreicht worden, während Hilfe von außen unmöglich und das Brot aufgegessen ist.« Nun aber speit in demselben Augenblicke, wo Deutschland dem besiegten Frankreich das Mittel giebt, sich von der Last der Diktatur zu befreien und wieder Herr seiner Geschicke zu werden, die Pariser Presse und die in den Departements auf die deutsche Armee, auf die deutschen Fürsten und auf die politischen und militärischen Größen Deutschlands Beleidigungen aus, die auch den ruhigsten Naturen die Zornröte ins Gesicht steigen macht und selbst die erbittern, die ihre Kräfte daransgesetzt haben, Tausenden von Unschuldigen die Züchtigung zu ersparen, die die Verirrungen der Demagogie und einer im Wahnsinn faselnden Presse herausforderten. Wenn die französischen Heere unversehrt dastünden, wenn der »Erwählte von acht Millionen« nicht Kriegsgefangner in Deutschland wäre, wenn nicht mehr als eine halbe Million Franzosen infolge zahlloser Niederlagen teils in Deutschland, teils in Belgien, teils in der Schweiz interniert sein Schicksal teilten, wenn sich mit einem Worte das Kriegsglück nicht schon deutlich entschieden hätte, so würde man diese sich unaufhörlich wiederholenden Schimpfereien und Großsprechereien schon sehr übel angebracht finden; was aber soll man von der Denkweise und Haltung dieses Teils der französischen Nation sagen, die sich eine besonders kluge und wohlgesittete dünkt, wenn er, während das öffentliche Wohl von der Gnade des Siegers abhängt, sich darin gefällt, diesen zweck- und grundlos zu beleidigen? Deutschland könnte diese Kundgebungen mit der Verachtung betrachten, die sie verdienen, wenn es nicht den Zweck im Auge zu behalten hätte, den zu erreichen es sich vorgesetzt hat.

„Dieser Zweck ist der Friede, und zwar ein solcher, der eine möglichst lange Dauer verheißt. Dagegen wirkt aber die Aufregung, die von der Pariser Presse ausgeht, in doppelter Weise: sie verblendet die Franzosen, und sie erbittert die Deutschen. In Paris

wird man sich über die Lage der Dinge, d. h. darüber, daß wir die Stadt in der Hand haben, nicht klar. Man bemerkt nicht, daß diese Kundgebungen einer vernünftigen Entscheidung der Frage, ob Krieg oder Frieden, zu der sich jetzt die Nationalversammlung anschickt, nicht förderlich sein können, und so erscheinen der Einmarsch der deutschen Armee und die Okkupation der Stadt als die einzigen Mittel zur Beschleunigung des Friedenswerkes und zur Beseitigung einer Opposition, an der Europa schon lange Anstoß genommen hat."

22. Februar, Mittwoch. In der letzten Woche allerlei große und kleine Artikel gemacht und etwa ein Dutzend Telegramme abgesandt. Dazwischen in Fort Issy, auf dem Mont Valérien und in dem zur Ruine ausgebrannten Schlosse von Meudon gewesen. Auf dem Mont Valérien kamen wir gerade dazu, wie unsre Leute die größte der dortigen Kanonen mit Laub bekränzt wegfuhren.[1] Die übrigen Geschütze hier und im Fort von Issy sind teils zersprengt worden, teils hat man sie auf die Stadt gerichtet, weshalb auch die Wälle und Brustwehren umgebaut worden sind.

Die Versammlung in Bordeaux zeigt eine verständige Berücksichtigung der Situation, die die letzten vier Wochen herbeigeführt haben. Sie hat Gambetta fallen lassen und Thiers zum Chef der ausübenden Gewalt und zum Wortführer der Sache Frankreichs bei den Verhandlungen über den Abschluß eines Friedens gewählt, die gestern hier begonnen haben.[2]

In betreff dieser Besprechungen sagte der Chef gestern bei Tische, wo Henckel als Gast zugegen war: „Wenn sie uns eine Milliarde mehr gäben, so könnte man ihnen Metz vielleicht lassen. Wir nähmen dann achthundert Millionen und bauten uns eine Festung ein paar Meilen weiter zurück, etwa bei Falkenberg oder nach Saarbrücken hin — es muß doch dort einen geeigneten Platz geben. Da profitieren wir noch bare zweihundert Millionen. Ich mag gar nicht so viele Franzosen in unserm Hause, die nicht drin

[1] Die Sainte Valérie. Sie stand beim Triumpheinzuge in Berlin am 16. Juni 1871 am Zeughause.

[2] Zum Chef du pouvoir exécutif wurde Thiers am 18. Februar ernannt, die Verhandlungen mit ihm begannen in Versailles am 21. Februar. Vgl. Abeken 507. Bismarck-Regesten I, 417. K. Friedrichs Tagebuch vom 20. und 22. Februar.

ſein wollen. 'S iſt mit Belfort ebenſo; auch dort iſt alles franzöſiſch. Die Militärs aber werden Metz nicht miſſen wollen, und vielleicht haben ſie recht."[1]

Heute waren die Generale von Kameke und von Treskow bei uns zu Gaſte. Der Chef erzählte von ſeiner heutigen zweiten Zuſammenkunft mit Thiers: „Als ich das (ich hatte überhört, was) von ihm verlangte, fuhr er, der ſich ſonſt ſehr wohl zu beherrſchen weiß, in die Höhe und ſagte: Mais c'est une indignité! Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ſprach aber von jetzt an deutſch zu ihm. Er hörte eine Weile zu und wußte augenſcheinlich nicht, was er davon halten ſolle. Dann fing er an, in kläglichem Tone: Mais, Monsieur le Comte, vous savez bien, que je ne sais point l'allemand. Ich erwiderte ihm — jetzt wieder franzöſiſch: »Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug franzöſiſch verſtehe, und ſo zog ich vor, deutſch zu ſprechen, wo ich weiß, was ich ſage und höre.« Sogleich begriff er, was ich wollte, und ſchrieb als Zugeſtändnis hin, was ich gefordert hatte, und was er vorher als eine Unwürdigkeit hingeſtellt hatte."[2]

„Und geſtern — ſo fuhr er fort — ſprach er von Europa, das ſich hineinmiſchen würde, wenn wir unſre Forderungen nicht ermäßigten. Da erwiderte ich ihm aber: »Sprechen Sie mir von Europa, ſo ſpreche ich Ihnen von Napoleon.« Er wollte daran nicht glauben, von dem hätten ſie nichts zu fürchten. Ich aber bewies es ihm, er ſolle an das Plebiszit denken und an die Bauern denken und an die Offiziere und Soldaten. Die Garde könne nur unter dem Kaiſer die Stellung wieder haben, die ſie gehabt hätte, und es könnte ihm bei einigem Geſchick nicht ſchwer fallen, von den Soldaten, die Gefangne in Deutſchland wären, hunderttauſend zu gewinnen für ſich, und wir brauchten ſie dann bloß bewaffnet über die Grenze gehn zu laſſen, ſo wäre Frankreich wieder ſein." — — — „Wenn ſie uns gute Friedensbedingungen zugeſtänden, ſo ließen wir

[1] Der Kronprinz in ſeinem Tagebuche vom 21. Februar: „Ich meine, Metz könne allenfalls geopfert werden, Bismarck ſtimmt mir zu, beſorgt aber, den militäriſchen Forderungen gegenüber den kürzern zu ziehen."

[2] Etwas anders erzählte B. 1871 den Vorfall in Gaſtein in Gegenwart Beuſts. Tiſchgeſpräche II, 65. Auch der Kronprinz hatte davon gehört, aber erſt am 23. Februar.

uns am Ende auch einen Orleans gefallen, obwohl wir wüßten, daß mit denen der Krieg in zwei oder drei Jahren wieder losginge. Wo nicht, so mengten wir uns hinein, was wir bis jetzt vermieden hätten, und sie kriegten Napoleon wieder. — Das muß doch auf ihn gewirkt haben; denn heute, wo er wieder von Europa anfangen wollte, hielt er plötzlich inne und sagte: »Entschuldigen Sie.« Übrigens gefällt er mir ganz gut, er ist doch ein feiner Kopf und hat gute Manieren und weiß sehr hübsch zu erzählen. Auch dauert er mich manchmal; denn er ist in einer schlimmen Lage. Aber es kann alles nichts helfen."

Später kam der Kanzler auf die Besprechung zu reden, die er mit Thiers in betreff der Kriegskosten gehabt habe, und sagte: „Er wollte durchaus nur fünfzehnhundert Millionen bewilligen als Kriegskostenentschädigung, da man gar nicht glaube, wie viel ihnen der Krieg gekostet hätte. Und dabei wäre alles, was sie ihnen geliefert hätten, schlecht gewesen. Wo ein Soldat nur ausgerutscht und hingefallen wäre, hätte er schon keine ganzen Hosen mehr gehabt, so elend wäre das Tuch gewesen. Ebenso die Schuhe mit Sohlen aus Pappe, desgleichen die Gewehre, besonders die amerikanischen. Ich erwiderte ihm: »Ja, denken Sie sich aber einmal, ein Mensch überfällt Sie und will Sie prügeln, und wie Sie sich seiner erwehrt haben und mit ihm fertig sind, und verlangen nun Genugthuung — was werden Sie antworten, wenn er Ihnen damit kommt, Sie sollten doch Rücksicht darauf nehmen, die Ruten, mit denen er Sie hätte hauen wollen, hätten ihm so viel Geld gekostet und wären so schlecht gemacht gewesen?« — Übrigens ist zwischen fünfzehnhundert und sechstausend Millionen doch ein ganz artiger Unterschied."

Die Unterhaltung verlor sich hierauf, ich entsinne mich nicht mehr, wie, in das Dunkel der polnischen Wälder und deren Sümpfe und drehte sich eine Weile um große einsame Bauernhöfe in diesen Gegenden und um Kolonisation in diesen „Hinterwäldern des Ostens," und der Chef bemerkte: „Früher, wo so vieles nicht war und nicht werden wollte, wie es sein sollte — auch in Privatangelegenheiten —, da dachte ich wohl manchmal auch, wenn es gar nicht mehr ginge, da wollte ich die letzten tausend Thaler nehmen und mir so einen Hof in den Wäldern dort anschaffen und da wirtschaften. Es kam aber anders."

Zuletzt war von Gesandtschaftsberichten die Rede, über die der Chef im allgemeinen gering zu denken schien. „Es ist großenteils Papier und Tinte darauf — sagte er —, das Schlimmste ist, wenn sies lang machen. Ja, bei Bernstorff, wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt, mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist mans gewohnt. Aber wenn ein andrer einmal viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts drin ist." — „Wenn sie einmal Geschichte schreiben danach, so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, die die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was hat Gortschakow oder was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will. Doch gehört auch dazu Kenntnis der Verhältnisse. Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt." — „Der Kaiser von Rußland z. B. will uns im ganzen aufrichtig wohl — aus Tradition, aus Familiengründen u. dergl. —, ebenso die Großfürstin Helene, die auf ihn wirkt, ihn für uns beobachtet. Dagegen ist die Kaiserin unsre Freundin nicht." — „Das erfährt man aber nur auf vertraulichem Wege und nicht auf amtlichem."

23. Februar, Donnerstag. Wir behalten Metz. So erklärte der Chef heute bestimmt. Man müßte andernfalls große Striche von Lothringen, deren Gewinnung man ins Auge gefaßt hat, auch aufgeben. Diese Striche hätten etwa hundertundfünfzigtausend Einwohner, wären sehr fruchtbar, besonders im Moselthal, und enthielten herrliche Lager von Eisenerz. Belfort dagegen scheint man nicht behalten zu wollen. Der Einzug eines Teils unsrer Armee in Paris ist jetzt wohl beschlossen. Ich schrieb heute abend folgende Andeutung in den Moniteur:

„Wiederholt schon wurde von uns der anmaßende Ton nach Verdienst charakterisiert, worin die Pariser Presse die siegreiche deutsche Armee beleidigt, während sie vor den Thoren der Hauptstadt steht. Ebenso haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Besetzung von Paris durch unsre Truppen das wirksamste Mittel sein würde, um diesen Frechheiten ein Ende zu machen. Heute kennen die Großsprechereien, Lügen und Schmähungen gar keine Grenze mehr. Man lese u. a. einmal das Feuilleton des Figaro vom 21. Februar, betitelt Les Prussiens en France und unterzeichnet Alfred d'Aunay, worin den deutschen Offizieren und den Deutschen überhaupt die schändlichsten Dinge, Diebstahl und Plünderung Schuld gegeben werden. Wir hören, daß dieses Verfahren, das sich der verdienten Bezeichnung entzieht, die Anstrengungen vollkommen erfolglos gemacht hat, mit denen die Pariser Unterhändler den Einzug des deutschen Heeres in Paris zu verhindern bemüht gewesen sind, und daß man diesem Einzuge fortan nicht entgehen wird. Man versichert uns mit Bestimmtheit, daß er sofort nach Ablauf des Waffenstillstandes stattfinden wird."

24. Februar, Freitag. Früh das hellste, herrlichste Frühlingswetter, und der Garten hinter dem Hause voll Vogelgezwitscher. Thiers und Favre sind von eins bis halb sechs Uhr da. Als sie fort sind, lassen sich der Herzog de Mouchy und der Graf de Gobineau melden, wie es heißt, um sich über Bedrückung von seiten des deutschen Präfekten zu beklagen, der in Beauvais dem Anschein nach mit Härte, wenigstens nicht mit gewinnender Milde regiert. Bei Tische erscheint der Chef im Zivilanzuge — zum erstenmal in diesem Kriege. Wäre das ein Symbol, daß der Friede abgeschlossen worden ist? Er klagt wieder darüber, daß ihn die kleinen Potentaten, wenn er zum Könige komme, „mit neugierigen Fragen peinigten."

Man spricht dann über die Deputation aus Beauvais, und Hatzfeldt bemerkt, Mouchy und Gobineau wären ganz vernünftige und konservative Leute, aber Schwarzkoppen, unser Präfekt, drangaliere sie und die übrigen Väter der Stadt sowie deren Umgebung in ganz unverantwortlicher Weise. Unter anderm hätten sie ihm, zur Zahlung einer Kontribution von zwei Millionen Franken aufgefordert, zwei Tage vor Ablauf des Termins anderthalbe Million

gebracht und bemerkt, das andre werde nächstens folgen, und da habe der grobe Patron sie angefahren, ihnen gesagt, er sei da, um sie zu ruinieren, und wolle dies thun, und gedroht, sie einsperren zu lassen, um Zwang zu üben, wo doch gar keiner von nöten war.

Der Minister spricht sich darüber sehr ungehalten aus.

25. Februar, Sonnabend. Aus Bayern wieder einmal unerfreuliche Nachrichten. Werthern, den Bucher freilich als unzuverlässig bezeichnet, schreibt, Graf Holnstein betrachte den Zustand des Königs Ludwig mit sehr großer Besorgnis. Er sei aufgehetzt worden von dem „mit Jesuitismus gefütterten Wittelsbacher Hochmute" des Prinzen A. Er behaupte, die Verträge nur gezwungen unterschrieben zu haben, trinke vor jedem Hofdiner und selbst vor jeder Audienz Massen des schwersten Weins und rede dann ohne Ansehen der Person die seltsamsten Dinge. Er wolle abdanken und die Krone seinem Bruder Otto überlassen, der sie aber nicht möge,[1] habe sich nach starkwirkenden Giften erkundigt u. dgl.

Im Laufe des Tages soll Odo Russell dagewesen, aber beim Chef nicht vorgekommen sein. Man spricht davon, daß England sich in die Friedensverhandlungen einmischen wolle.*) Abends heißt es, daß die Kriegskostenentschädigung, die uns die Franzosen zahlen sollten, von sechs- auf fünftausend Millionen Franken ermäßigt worden ist, und daß der Präliminarfriede wahrscheinlich morgen unterzeichnet werden wird, wo ihm dann nur noch die Gutheißung der Nationalversammlung in Bordeaux fehlt. Metz ist darin abgetreten, nächsten Mittwoch ziehen unsre Soldaten in Paris ein, um in der Zahl von 30000 Mann den Teil der innern Stadt, der zwischen der Seine, der Straße des Faubourg Saint Honoré und der Avenue des Ternes liegt, zu besetzen, bis die Nationalversammlung ihre Einwilligung in die Friedenspräliminarien erklärt

---

[1] Dies bestätigt L. von Kobell, Deutsche Revue 1899, Januarheft S. 25. 26. Später behandelte der König die Sache als einen Scherz. Die dort erzählte Sache spielte im November.

*) Der Kanzler sagte mir später, am 4. März, ja, aber nur in betreff des Geldpunktes hätten sies versucht und zu spät.

hat. Diese wird ohne Zweifel rasch erfolgen, und so können wir noch in der ersten Woche des März die Heimreise antreten.[1]

1. März, Mittwoch. Früh nach der Schiffbrücke bei Suresnes hinaus und hinüber nach der Rasenebene von Longchamps am Bois de Boulogne und vom Dache der halbzerstörten Tribüne der Rennbahn der Heerschau zugesehen, die der Kaiser über die nach Paris hineinziehenden Truppen abhielt.[2] Es befanden sich darunter auch bayrische Regimenter. Morgen soll, wie es heißt, die Garde nachrücken.

Beim Diner, an dem die württembergischen Minister von Wächter (mit weißem Schnauzbart, der früher in Paris Gesandtschaftsdienste gethan und dabei nach Kräften gegen Preußen gewirkt hat) und Mittnacht teilnahmen, erzählte der Chef, daß er mit nach Paris hineingeritten und dabei vom Volke erkannt worden sei. Indes ist keine Demonstration gegen ihn vorgekommen. Ein Mensch, der ihm ein besonders finstres Gesicht geschnitten habe, und auf den er infolgedessen zugeritten sei, um sich von ihm Feuer geben zu lassen, habe bereitwillig seinem Wunsche entsprochen.[3]

Mittnacht erzählte eine andre Geschichte von einem hohen Herrn. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen schon bekannt ist — sagte er —, wie er gegen einen, der ihm vorgestellt worden ist, bemerkt hat: »Ah, freut mich sehr, ich habe so ungemein viel Rühmliches von Ihnen gehört — was wars nur gleich?«"

Allgemeines Gelächter, nur Abeken scheint solche frivole Reden

---

[1] Über die Tischgespräche und Verhandlungen am 26., 27. und 28. Februar, über die hier Busch nichts erzählt, berichten vor allem Jolly 209 ff., v. Rostitz-Wallwitz, seit 10. Januar kaiserlicher Zivilkommissar in Versailles, Poschinger, Bismarck und der Bundesrat II, 141, W. Cahn nach Mitteilungen des Grafen Bray, Pariser Gedenkblätter II, 271 f., vgl. auch Poschinger, Tischgespräche II, 61 ff. Auch Abeken berichtet ziemlich genau über diese namentlich für B. höchst anstrengenden Tage 507 ff. Der Präliminarfriede wurde am 20. Februar nachmittags halb fünf Uhr unterzeichnet. Schneider III, 195. Roon III[4], 299.

[2] Über diese erste Kaiserparade (von Teilen des VI., XI. und I. bayrischen Armeekorps) s. Abeken 518 f., Jolly 217 f., Schneider III, 196 f. Die Parade wurde vom Kronprinzen kommandiert. K. Friedrichs Tagebuch vom 28. Februar.

[3] Eine andre Begegnung erzählte Bismarck 1871 in Gastein, Tischgespräche II, 65.

wie immer so auch heute mit Bedauern und Befremden zu vernehmen.

2. März, Donnerstag. Früh ist Favre schon um halb acht Uhr da und will dem Chef gemeldet sein. Wollmann aber lehnt es ab, ihn zu wecken, worüber die Pariser Exzellenz sehr ungehalten ist. Favre hat die ihm in der Nacht zugekommne Nachricht, daß die Nationalversammlung in Bordeaux den Präliminarfrieden gut geheißen hat, mitteilen und darauf hin die Räumung von Paris und den Forts auf dem linken Seineufer beanspruchen wollen, ein Verlangen, das er dann in Gestalt eines Briefes zurückgelassen hat.[1]

5. März, Sonntag. Morgen soll es fortgehen, zunächst nach Lagny, dann nach Metz. Bei Tische ist der Chef zugegen. Man spricht zunächst von Madame Jessé, die heute oder gestern erschienen ist und sich gegen den Minister über allerlei beklagt hat, was wir ihr im Hause ruiniert haben sollen. Er hätte erwidert, das wäre so im Kriege, besonders, wo die Leute ihre Häuser im Stiche ließen. Übrigens sollte sie froh sein, daß es so glücklich abgegangen sei.

So ungefähr. Man hat keine Lust mehr, aufzupassen und sich das Gehörte zu notieren. Doch mag noch einiges verdienen, kurz aufgeschrieben zu werden.

Der kleine Tisch, auf dem der Friedensvertrag unterzeichnet worden ist, wird mitgenommen, und Taglioni, der mit dem Könige noch ein paar Tage hier bleibt, ist beauftragt, ihn zwischen unserm Abzuge und dem Wiedereinzuge von Madame mit einem ganz ähnlichen zu vertauschen.

Als der Chef von den Vorbereitungen zur Abreise sprach, sagte er: „Kühnel meinte, des Nachts dürften wir nicht fahren, da wäre es in Lothringen nicht geheuer, sie könnten uns was auf die Schienen legen. Ich erwiderte ihm: »Da werde ich unter dem Inkognito des Herzogs von — fahren. Gegen den hat niemand was. Der gilt für ganz unschuldig und mit Recht.«“

[1] Abeken S. 521. Am nächsten Tage sollten die Garden einrücken, den Kaiser an der Spitze, was nun zum lebhaften Mißvergnügen des Monarchen unterbleiben mußte, a. a. O. 523. Über diesen lange festgehaltnen Wunsch des Kaisers Schneider III, 188. 196. 198. 199.

Montag, 6. März. Wunderschöner Morgen. Drosseln und Finken schmettern das Signal zu unserm Abzuge. Wir müssen im Sabot d'Or frühstücken, da unser Tafelgeschirr schon eingepackt ist.[1] Um ein Uhr setzen sich die Wagen in Bewegung, und leichten Herzens geht es fort, zum Thore hinaus, durch das wir vor fünf Monaten gekommen sind, und über Villa Coublay, Villeneuve Saint Georges, Charenton und die Fasanerie nach Lagny, wo wir nach sieben Uhr ankommen und am rechten Ufer der Marne, etwa dreihundert Schritt oberhalb der zusammengesunknen Brücke, in zwei Gartenhäusern einquartiert werden.

Von hier fuhren wir tags nachher mit einem Extrazuge weiter nach Metz, wo wir spät abends eintrafen und in einem Gasthofe blieben, während der Chef bei Graf Henckel in der Präfektur abstieg. Am nächsten Morgen durchstreiften wir die Stadt nach verschiednen Richtungen, besuchten den Dom und überblickten von einer der Festungsbasteien die Gegend im Nordwesten. Kurz vor elf Uhr stiegen wir wieder in die Eisenbahnwagen, um über Saarbrücken und Kreuznach nach Mainz und von dort nach Frankfurt zu fahren.

Allenthalben, besonders in Saarbrücken und Mainz, enthusiastischer Empfang des Chefs, nur in Frankfurt war es still. Von hier, wo wir spät abends angelangt waren, ging es in der Nacht noch weiter, und am andern Morgen 9. März halb acht Uhr waren wir in Berlin, von wo ich genau sieben Monate weggewesen war.

Sah man sich um, so war in der Zwischenzeit gemacht worden, was gemacht werden konnte.

---

[1] Zurück blieben von dem ganzen Büreau des Reichskanzlers nur Abeken und St. Blanquart, die erst am 13. März im Gefolge des Kaisers die Rückreise antraten (von Ferrières aus, wohin der Kaiser am 7. März übergesiedelt war). Schneider III, 207. 213. Abeken 523. 526.

Zwanzigstes Kapitel

Wilhelmstraße sechsundsiebzig*) — Bildsäulen und Büsten — Bücher und Akten

Ehe ich mit den Ausschnitten aus meinem Tagebuch fortfahre, sei mir erlaubt, den Lesern ein Bild von dem Hause zu zeichnen, in dem der Kanzler in der Zeit, wo ich unter ihm zu arbeiten die Ehre hatte, während seines Aufenthalts in Berlin wohnte, und daran einige Worte über das Leben zu knüpfen, das ihn da umgab.

Ich gedenke das in möglichst ausführlicher, auch das Nebensächliche nicht außer acht lassender Darstellung zu thun, unbekümmert darum, ob es nach dem Geschmacke gewisser Litteraten ist oder nicht; denn das Publikum wird, wie ich hoffe, anders urteilen und meine Zeichnung willkommen heißen. Handelte es sich um das Sanktum des Redakteurs Pontius oder um die journalistische Werkstatt des Kritikers Pilatus, hätte ich selbst mein Augenmerk auf das Kabinett gerichtet, wo Kunz oder Kohn, unsre hochmögenden Land- und Reichsboten, die großen Lichter unsrer Parteien, ihre Pläne schmieden und über ihre Reden meditieren, so würde ich jene Hoffnung nicht hegen. Dem Volke würde eine solche Schilderung, dünkt mich, uninteressant, vielleicht komisch vorkommen. Hier aber steht die Sache einigermaßen anders. Die Herren Pontius und Pilatus werden es vermutlich nicht zugeben, es ist aber doch so; Wilhelmstraße sechsundsiebzig ist, auch wenn es die fortschrittlichen Blätter Berlins, die runzlige Alte, die National-Zeitung, und die über den trüben Wassern dieser Presse schwebenden parlamentarischen Geister nicht erlauben, ein in eminentem Sinne weltgeschichtliches Haus. Unter seinem Dache, in seinen Räumen ist vom Herbst 1862

*) Zuerst zum Teil abgedruckt in den „Neuen Tagebuchblättern," 1879.

bis zum Frühling des Jahres 1881 die deutsche Geschichte und, da wir das neugeborne, an die ihm gebührende Stelle erhobne Deutschland ohne Überhebung als eine der maßgebenden Mächte Europas betrachten dürfen, ein guter und vielleicht der beste Teil der allgemeinen Geschichte Europas gemacht worden, soweit sie politischer Natur ist. Es war eine Stätte großartigsten Denkens und Wirkens, und über eine solche so genau zu unterrichten, sie der Leserwelt so deutlich zu vergegenwärtigen, als die Diskretion es irgend gestattet, scheint mir ein dankenswertes Unternehmen zu sein, und zwar namentlich dann, wenn das betreffende Haus, wie das unsrige, sich gegenwärtig wesentlich umgestaltet hat und mit der Zeit den Blicken der Menschen wahrscheinlich ganz entschwinden wird.

Wie wohnte der politische Regenerator unsers Volks, wie lebte er in der Zeit, da er sein Werk begann und in seinen wichtigsten Teilen ausführte, und wie war der Apparat beschaffen, mit dem er arbeitete? So werden sich unsre Urenkel und deren Enkel, so werden sich die Geschlechter nach ihnen fragen, wie man sich jetzt in betreff der Heroen fragt, die an der Spitze der beiden vorangehenden Regenerationsepochen des Lebens der Deutschen standen, in betreff Luthers, der uns kirchlich befreite und verjüngte, und Goethes und Schillers, der beiden Zentralsonnen der Tage, wo auf dem litterarischen Gebiete aus Nacht und Dämmerung heller Morgen geworden war. Die Stube, wo Bruder Martin, der Wittenberger Augustinermönch, im Oktober 1517 die fünfundneunzig Sätze entwarf, mit denen er dem Papsttum den ersten wuchtigen Schlag versetzte, das Haus und das Zimmer, wo Faust und Gretchen und Wilhelm Meisters Lehrjahre vollendet wurden, das, wo die gewaltige Tragödie vom Friedländer der Phantasie des Dichters entsprang, sind von pietätvollen Händen in dem Zustande erhalten worden, in dem sie sich befanden, als die hohen Geister, die in ihnen walteten und schufen, die Welt noch nicht verlassen hatten. Ähnliches gilt von Sanssouci, dem Schlosse des großen Friedrich. Über Wilhelmstraße Nummer sechsundsiebzig steht kein so günstiger Stern. Noch bei Lebzeiten des frühern Bewohners dieses Hauses, und unmittelbar nach dessen Umzug in das für ihn umgebaute Nachbarpalais, haben die innern Räume erhebliche Veränderungen erfahren, indem auch das obere Stockwerk zu Büreaus verwendet

werden sollte. Später aber und vielleicht in nicht sehr ferner Zeit werden Arbeiter mit Hacke und Schaufel kommen, um die historischen Mauern und Wände niederzureißen und abzutragen. Die Steine und das Holzwerk, die, als sie noch Haus waren, den größten Staatsmann der jetzigen Welt beherbergten, die Fenster, durch die ihm die Sonne zu den bedeutungsvollsten Arbeiten schien, werden von Unternehmern zu ordinären Zwecken weggebracht werden. Die Tapeten, deren Figuren bei den folgenreichsten Beratungen und Unterredungen Zeugen waren, wird der Wind vermutlich in Fetzen nach obskuren Winkeln führen, denn nach Wegräumung des Schuttes wird sich an der leeren Stelle ein anspruchsvolles zwei- oder dreistöckiges Prachtgebäude erheben, vor dem das alte in Vergessenheit geraten wird.

Dem muß so sein, sagt der Verstand. Das kleine Haus, in dem er wohnte, mag verschwinden, wenn nur das große, das er baute, von seinem Geist erfüllt stehen bleibt. Das Gemüt aber, dem das Haus mit seinen Insassen verwachsen erscheint, wie die Schale mit der Perlmuschel, beansprucht, meine ich, sein Recht gleichfalls, und so möge ihm sein Wille geschehen, indem gesorgt wird, daß die dem Untergange entgegengehenden Räume dereinst wenigstens in Wort und Schrift fortleben.

Wilhelmstraße sechsundsiebzig, in den anderthalb Jahrzehnten, in denen der Minister von Bismarck unter seinem Dache weilte, das vornehmste und zuletzt das einflußreichste Auswärtige Amt der Welt, war seinem Äußern und Innern nach zugleich das unscheinbarste und unbequemste. Eine Präfektur in einer französischen Mittelstadt — man denke an die in Versailles und Nancy — ist in der Regel geräumiger und stattlicher als das enge und altmodische Gehäuse, worin der Kanzler des Deutschen Reiches mit den Beamten der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts fast sechzehn Jahre untergebracht war. Dem Minister in einer Zeit zugewiesen, wo Preußen in der Reihe der europäischen Mächte nur gelegentlich im Ernste mitzählte, mochte es, so lange diese Zeit währte, nicht bloß genügen, sondern als Symbol der geringen Bedeutung des Staats nach außen hin bis zu einem gewissen Grade zweckentsprechend sein. Seitdem Preußen einen höhern Rang gewonnen und aller Augen auf sich gelenkt hatte, seitdem seine Diplomatie

eine umfassendere Thätigkeit entfaltete, war schon aus Gründen der Ästhetik und des Dekorums, vor allem aber aus solchen, die der Raummangel an die Hand gab, dringend zu wünschen, daß für Besseres gesorgt würde, und wenn das erst spät geschah, so erklärt sich das Zögern wohl zum guten Teil aus der Genügsamkeit des Fürsten von Bismarck, der, wie wir gesehen haben, auch im Felde mit knapper und seinem Range wenig entsprechender Unterkunft vorlieb nahm.

Das ehemalige Hotel des Reichskanzlers ist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut worden und war, als der Fiskus es 1819 ankaufte, im Besitze des damaligen russischen Gesandten Alopäus. Es steht nicht fern vom Wilhelmsplatz, dem Palais des Prinzen Karl schräg gegenüber. Auf der einen Seite hat es neben sich das bis vor etwa vier Jahren dem Fürsten Radziwill gehörige, dann in den Besitz des Deutschen Reichs übergegangne und für Bismarck und die Reichskanzlei umgestaltete Palais, auf der andern die ehemals Deckersche Druckerei, die seit einiger Zeit gleichfalls Eigentum des Reichs ist. Hinter ihm streckt sich ein tiefer und ziemlich breiter Garten hin, der bis an die Königgrätzer Straße reicht — das einzige Schöne am Ganzen. Von der Front gesehen ist Wilhelmstraße sechsundsiebzig ein mäßig großes, graugetünchtes Haus, das im Erdgeschoß links ein graubraunes, mit geschnitztem Laubwerk verziertes Einfahrtsthor, rechts von da elf, im ersten Stock dreizehn Fenster und darüber einen kleinen, flach aus dem Ziegeldach hervortretenden Giebel hat, unter dem die Linien von vier sich wenig von ihrer Umgebung abhebenden Pilastern mit korinthischen Kapitälen zwischen den Fenstern der Mitte herablaufen. Schmuck und Gliederung andrer Art fehlen. Wer Staffage zu dem Bilde braucht, kann sie sich in einigen Kanzleidienern mit ledernen Aktenmappen, in Leverström, dem „schwarzen Reiter," der als Beförderer eiliger Nachrichten, Anfragen und Einladungen fungiert, oder einem und dem andern Minister oder Gesandten, der aus seinem Wagen gestiegen ist, um dem Kanzler einen Besuch zu machen, nach Geschmack und Belieben hinzudenken.

Ziehen wir die Klingel der verschlossenen Hausthür, so wird diese sich aufthun, um sich unverweilt wieder hinter uns zu schließen. Wir sind in eine Durchfahrt getreten, die sich nach hinten auf einen

schmalen Gang zwischen Mauern öffnet, hinter dem man ein Stück des Gartens gewahr wird. Die Wände der Durchfahrt, die zugleich die einzige Hausflur bildet, sind blaßgrün angestrichen und in kleine Felder geteilt, die Quadern nachahmen. Oben zieht sich ein rahmfarbner Fries hin, aus dem abwechselnd weiße Rosetten und Köpfchen von antikem Stil auf uns herunterblicken. Links läuft die Wand durch die ganze Tiefe des Hauses ununterbrochen fort. Rechts ist zunächst ein Fenster eingeschnitten, das sich ungefähr in Mannshöhe über dem Boden befindet, und hinter dessen Scheiben uns ein wachsames Auge mustert. Weiterhin kommen wir auf dieser Seite auf die Stufen einer steinernen Freitreppe mit einem Perron rötlicher und weißer schachbrettartig mit einander abwechselnder Platten, den nach innen zu ein gelb gestrichner Windfang mit einer Glasthür abschließt, der neben zwei kannelierten dorischen Säulen von grauer Farbe eingefügt ist. Auf den beiden Wangen der Treppe lagert rechts und links eine stumme, tiefsinnig blickende, vermutlich vielwissende Sphinx, mit der der Fremde angedeutet finden kann, daß er vor dem Eingange zu rätselhaften und den meisten Sterblichen unnahbaren Regionen steht. Das wachsame Auge erwartet ihn vor der kleinern Thür, die sich rechts hinter der einen Sphinx auf den Perron öffnet, prüft ihn noch einmal und fragt, zu wem er wünsche. Es ist Herr Lindstedt, der Portier des Auswärtigen Amtes.

Nehmen wir an, daß der Fremde sich diesem gestrengen, wenn auch höflichen Thürhüter als legitimiert zum Besuche aller der geheimnisvollen Räume, die hinter dem Windfange liegen, vorzustellen imstande ist — was beiläufig dem Prinzen Napoleon bei seinem Besuche Bismarcks nicht sofort gelungen sein und Anlaß zu Aufenthalt gegeben haben soll —, und nehmen wir ferner an, daß unsre Wanderung durch das Gebäude in einem der drei Jahre vom Februar 1870 bis zum März 1873 stattfindet. Sie zählen zu den wichtigsten in den beiden letzten Dezennien, und man hat seitdem, wie bereits angedeutet worden ist, sowohl in der Verteilung der Zimmer wie in betreff des hier beschäftigten Personals nicht unwesentliche Veränderungen vorgenommen, von denen ich einige an ihrer Stelle erwähnen werde. Endlich wird es vielleicht gut sein, sich hier am Eingange zu erinnern und diese Erinnerung weiterhin

festzuhalten, daß wir uns nicht im Auswärtigen Amt und zugleich im Reichskanzleramt — ein Mißverständnis, das meiner Erfahrung zufolge früher häufig, selbst bei so weisen und wohlunterrichteten Leuten wie Pontius vorkam und noch jetzt bei den einen und den andern obwalten kann —, sondern lediglich im Auswärtigen Amt, und zwar in der ersten oder politischen Abteilung befinden, die unmittelbar unter dem Reichskanzler arbeitet. Die zweite, seit etlichen Jahren im Punkte des Unterkommens besser bedacht, hat ihre Büreaus jetzt in dem palastartigen Gebäude Wilhelmsplatz 1 und 2, während für sie in der Zeit, von der hier die Rede ist, ebenfalls ziemlich kärglich gesorgt war. Das Reichskanzleramt aber, gewissermaßen das Ministerium des Innern für Deutschland, damals unter der Leitung des Herrn Delbrück stehend, war und ist räumlich und geschäftlich vom Auswärtigen Amt ungefähr so getrennt wie das Kriegs- und Marineministerium.

In dem Raume hinter dem Windfang herrscht ahnungsvolles Halbdunkel. Rechts führt eine Thür in das Zimmer, wo die Chiffreurs untergebracht sind. Links steigt man auf einer ziemlich breiten Treppe, die ihr Licht durch eine kleine, mit grün- und goldfarbnen Arabesken verzierten Kuppel empfängt, ins erste Stockwerk hinauf, wo sich die Amtswohnung des Reichskanzlers befindet. Wir gehn für jetzt an den mit Läuferteppichen belegten Stufen vorüber, um zunächst unsre Besichtigung der untern Regionen fortzusetzen. Ein paar Schritte, und wir sind in einem schmalen und von Natur völlig dunkeln Gange, der auch bei Tage durch eine Hängelampe beleuchtet werden muß, und der vor einer Flügelthür endigt, durch die man in das auf den Hinterhof und den Garten hinausgehende große Zimmer des Staatssekretärs gelangt. In der linken Wand des Ganges führt eine zweite Thür in die Stube der Kanzleidiener, und treten wir durch die dieser schräg gegenüber sich öffnende dritte, so kommen wir in ein kleines, matt erleuchtetes Vorzimmer, das, wenn man von den an den Wänden stehenden Schränken und von dem Tapetenverschlag absieht, der vor dem einzigen Fenster des Gemaches angebracht ist und, oben offen, etwa bis zur halben Höhe des Fensters reicht, eine Länge von ungefähr sieben und eine Breite von etwas mehr als drei Schritten hat.

Man legt hier Überröcke, Hüte und Schirme ab. Der Raum

innerhalb des Verschlags, wo ein Tisch und zwei Stühle mit Not und Mühe Platz gefunden haben, würde, wenn sich das Auswärtige Amt mit dem Tempel zu Jerusalem vergleichen ließe, dem Vorhofe der Heiden entsprechen, oder auch als Ort bezeichnet werden können, wo sich die Proselyten des Thores versammeln. Mit andern Worten: hier werden von den mittlern und untern Beamten des Ministeriums die Personen empfangen und abgefertigt, die nicht ihresgleichen, d. h. nicht Angehörige des Auswärtigen Amtes sind. Hinter den Flügelthüren, die rechts und links von diesem Kabinettchen sichtbar sind, ist heiliger Grund, unnahbar für die profane Welt, zugänglich nur für die Leviten und die Priester. Rechts entziffern geheime Sekretäre Depeschen in Geheimschrift oder übertragen, wenn sie nicht als Kopisten beschäftigt sind, gewöhnliche Schrift in Zahlengruppen. Links gelangt der Eingeweihte und zum Eintritt Befugte zuvörderst in das Zentralbüreau, die Region der bloß geheimen expedierenden Sekretäre, dann in ein kleines Labyrinth von Stuben, Stübchen und Verschlägen, worin die geheimen und die wirklichen geheimen Legationsräte, meist wenige Schritte, bisweilen kaum drei Fuß voneinander sitzend, die Geheimnisse des Hauses bearbeiten.

Der Gesamteindruck, den diese Reihe von Gemächern hinterläßt, ist, namentlich wenn ihr Besucher vorher im Handelsministerium oder im Reichskanzleramt gewesen und Vergleiche anzustellen befähigt und geneigt ist, kein angenehmer. Man denkt dann wohl an „drangvoll fürchterliche Enge," vielleicht an Fausts:

Beschränkt von diesem Bücherhauf,
— — — — — — — — — —
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrat dreingestopft.

Man hat die Nachempfindung dumpfer, beklemmender Schwüle, die vorzüglich, wenn der Besuch abends erfolgt, wo zu den Düften von Aktenfaszikeln, Zeitungsschwärze und Stubenluft noch die Dünste von einem Dutzend Öllampen kommen und die Geruchs- und Atmungswerkzeuge bedrängen, beinahe die Frage rechtfertigen, wie es möglich ist, daß Lampen in dieser Atmosphäre überhaupt zu brennen vermögen, und daß sich in ihr nicht schon, wie in schlecht ventilierten Schächten und Stollen von Bergwerken, schlagende Wetter entzündet und Unglück angerichtet haben.

Ich übertreibe? Ich übertreibe nicht. Der Mensch gewöhnt sich an alles auf Erden, selbst ans Arsenikessen, und so auch an die giftschwangere Luft mit Menschen überfüllter Räume; aber angenehm wird diese dadurch für den, der lange Abende in ihr atmen muß, keineswegs. Sie wird das ebenso wenig wie der andre Übelstand dieser Lokalitäten, an den sich der eine und der andre notgedrungen wohl auch gewöhnt, der nämlich, daß die Arbeitenden bei der Nähe und der Kleinheit der Nachbarzimmer, die zuweilen nur eine mit Tapeten überkleidete Bretterwand von einander trennt, durch jedes nicht ganz leise geführte Gespräch im Gange ihrer Gedanken unterbrochen werden, und daß es — ich rede von der oben angegebnen Zeit und den Notizen ihrer Tagebuchblätter wie von der Gegenwart — unter den hier beschäftigten Herren einige Leute giebt, die nicht leise sprechen zu können scheinen.

Die Möbel, unter denen sich noch einige Fossile aus der Alopäusschen Urperiode befinden, gehören ihrem Material nach allen Holzarten unsrer Wälder und Gärten, ihrer Form nach allen möglichen Moden und Stilen des Tischlergewerbes bis ins vorige Jahrhundert hinein an: gelbes Pflaumenbaum-, dunkles Mahagoni-, gewöhnliches Fichtenholz, lackierte, polierte und bloß behobelte Arbeit, Schreibtische, Stehpulte, Zylinderbüreaus, Aktenschränke, offne Repositorien für Bücher, Zeitungen und Papier, in den letzten Kammern des Labyrinths auch Sofas, fast immer eins anders gestaltet und überzogen als das vorige, folgen einander an den Wänden in bunter Reihe. Mehrere davon sind ehrwürdig durch ihr Altertum, und ein Pult, auf dessen anderthalb Zoll starker Platte jemand, ich glaube dreißig Jahre lang, immer an derselben Stelle seinen Bleistift gespitzt hat, bis das Federmesser endlich auf dem Grunde der solchergestalt entstandnen Grube ins Leere darunter hindurchfuhr — ein anmutiger Anklang an das Sprichwort: Steter Tropf höhlt den Stein —, möchte noch nicht der betagteste unter diesen greisen Zeugen der vor Zeiten hier geübten Thätigkeit sein. Man kann mancherlei Gedanken vor ihnen haben, ernste und heitere, einen aber vor ihnen allen. Mir wenigstens begegnete es wiederholt, daß mir vor ihnen die Frage in den Sinn kam, wie verdrießlich die alten Möbel gewesen sein mögen, als nach Jahren und Jahrzehnten wenig fruchtbarer, aber bequemer Routine bei und auf

ihnen 1862 plötzlich ein neuer Geist das Haus erfüllte! Und ob sie sich wohl je mit diesem raschen, viel verlangenden, gebieterischen und nicht sehr rücksichtsvollen Genius versöhnt haben, als sie die Früchte, die mächtigen Erfolge der durch ihn in Gang gebrachten Umgestaltungen sahen? Möbel sollen dafür zuweilen kein Interesse und Verständnis haben.

Hübsch würde es sein, wenn ich meine Schilderung dieser Zimmer mit ausgeführten Charakterbildern aller der in ihnen Thätigen ausstatten dürfte. Es würden gleichsam Bildsäulen und Büsten in dem von mir litterarisch aufgebauten Hause sein, und es gäbe möglicherweise ein Original darunter oder auch zwei. Indes hat die Sache ihre Bedenken, von denen ich nur die hervorhebe, daß Würde in der Regel keinen Scherz verträgt, daß ferner der Nichtbeamte einige Gefahr läuft, den Beamten unrichtig, oder sagen wir unbillig, zu beurteilen, und daß dieser, wenn er von rechtem Schrot und Korn ist, sich von Leuten außerhalb seines Kreises nicht gelobt und nicht getadelt, ja nicht einmal mehr als nötig erwähnt wissen, sondern einfach seine Pflicht und Schuldigkeit thun und an seinem gut ausgebildeten Selbstgefühle genug haben will, was hier um so mehr zu billigen wäre, da ich es mit geheimen Räten und geheimen Sekretären zu versuchen haben würde.

So dachte ich und zögerte, ans Werk zu gehen. Zuletzt aber drängten sich doch andre Betrachtungen auf. Das Bild des Lebens um den Kanzler mußte möglichst vollständig geschildert werden, und die Wahrheit, die durch Machinationen in der Presse mehrfach arg verdunkelt und entstellt worden war, durfte nicht länger Gewalt leiden. Ich schlage daher einen Mittelweg ein, indem ich einige der oben erwähnten Bildsäulen und Büsten, deren Originale inzwischen entweder verstorben oder vor der öffentlichen Meinung ganz besonders in falsches Licht gerückt worden sind, aus dem Kämmerlein meines Tagebuchs, wo ich sie bisher zum Zwecke privater Verehrung in stillen Stunden verwahrte, teils hier, teils in spätern Kapiteln aufstelle. Die Geschichte, in die sie gehören, muß wissen, wie diese Mitarbeiter des Kanzlers nach unbefangner Beobachtung aussahen, und vor dieser Notwendigkeit haben andre Rücksichten zu schweigen. Von den übrigen Herren nenne ich nur die Namen, gebe ihnen ihre Titel, erwähne im allgemeinen, daß sie mehr oder

minder reichlich im Besitze der üblichen andern Dekorationen sind, und deute mit ein paar Worten einiges von ihren Gesichtszügen an.

Wir waren beim ersten Zimmer links von dem vorhin beschriebnen halbdunkeln Vorsaale stehen geblieben, den ich mir erlaubte, mit dem Vorhofe der Heiden zu vergleichen. Betrachten wir es näher, so hat es dieselbe Tiefe wie der Vorsaal und eine Länge von etwa vierzehn Schritten. Die Tapete ist grau und weiß gemustert, an den innern Wänden stehen große Schränke und Repositorien, an den Fenstern die Arbeitstische und Stehpulte der Sekretäre des Zentralbüreaus, die meines Wissens unter den Subalternbeamten des Reichs die höchste Staffel einnehmen. Der Region der Legationsräte am nächsten, also am letzten Fenster, hat der Vorstand des Büreaus, der Geheime Hofrat Roland, seinen Platz, ein älterer Herr, der in der Zeit hier eingetreten ist, wo diese Stellen vorwiegend oder ausschließlich mit Angehörigen der französischen Kolonie besetzt wurden, und wo man die Registrierung der aus- und eingehenden Sachen, das Hauptgeschäft des Zentralbüreaus, und wenn ich nicht irre, auch andres in französischer Sprache vornahm. Er ist das Musterbild eines Registrators, obwohl ein klein wenig barsch, und würde in gewissem Sinne wohl auch ein guter Kalkulator genannt werden dürfen. Neun Orden und Medaillen zieren, wenn er an Galatagen in Reserveleutnantsuniform erscheint, seine verdienstvolle Brust, und obgleich ihm solche Ehren- und Gnadenzeichen, seiner Versicherung zufolge, wenig bedeuten, nur „Toilettengegenstände" sind, steht zu hoffen, daß er seit 1873, wo ich ihn zum letztenmale in seinem vollen Glanze sah, die Gelegenheiten, das Dutzend vollzumachen, die sich bis 1881 wiederholt darboten, mit Erfolg wahrgenommen haben wird. Der Etikette im amtlichen Verkehr bis auf den Grund kundig und mit Treue zugethan, wird er an den Minister nie anders als unterthänigst, an den Staatssekretär unterthänig, an Botschafter ehrerbietigst, an Gesandte respektvollst schreiben. Bülow und Keudell redet er brieflich, vielleicht weil sie Kassenräte, vielleicht weil sie von Adel sind, ganz gehorsamst, Bucher und andre Geheimräte nur gehorsamst, Gleichstehende ganz ergebenst, Untergeordnete ergebenst an. Der Nächste an Platz und Rang ist der Hofrat Hesse, gleichfalls schon bei Jahren, früher Theolog gewesen. Dann folgen Herr Bölsing,

der sich seit einiger Zeit auch des Hofratscharakters erfreut, und der Geheimsekretär Wollmann, dem das Epitheton „expedierender" noch nicht beschieden ist.

Ich erinnere hier nochmals daran, daß wir bei diesen Beschreibungen und mit diesen Namen in der Zeit vor Ostern 1873 stehen. 1877, wo ich nach längerer Abwesenheit hier wieder vorsprach, war das Zentralbüreau in das Zimmer der Chiffreurs übergesiedelt, die man anderwärts untergebracht hatte. Hofrat Hesse hatte sich pensionieren lassen und war einige Jahre nachher gestorben, sodaß ich jetzt wagen kann, die obigen Bedenken beiseite zu setzen und ihm nachzurühmen, daß er ein gutherziger alter Herr war. Der durch seinen Abgang entstandne Mangel an Arbeitskraft war durch einen Herrn Mechler beseitigt worden, und später war als jüngster Sekretär noch ein Herr Sachsse hinzugekommen, den ich im Spätherbst 1878 in der Reichskanzlei nebenan, also in unmittelbarer Nähe des Kanzlers, mit dem Titel eines expedierenden Sekretärs geschmückt, dessen der arme Wollmann noch immer schmerzlich entbehrte, wiedertraf.

Wäre hierbei oder im weitern etwas übersehen oder nicht ganz richtig wiedergegeben, so wollen es meine Freunde wohlwollend entschuldigen. Ich liebe gleich ihnen die Genauigkeit, und ich möchte gern jedermann sein Recht widerfahren lassen, und wenn es sich dabei auch nur um das Tüpfelchen über dem i handelte. Wäre daher ein Irrtum mit untergelaufen, so würde es keine absichtliche, sondern eine unwissentliche und somit nach der Dogmatik eine läßliche Sünde sein.

So, und nun können wir uns wieder in die Jahre und Zustände von 1870 bis 1873 zurückbegeben.

Das Zentralbüreau ist, wie schon kurz bemerkt, die Expedition und die Registratur des Auswärtigen Amtes. Es ist der Mittelpunkt, von wo die von den Räten verarbeiteten Gedanken und Willensakte des Reichskanzlers in Gestalt von Noten, Depeschen, Telegrammen, Verfügungen und ähnlichen Schriftstücken in die Welt hinausgehen, und anderseits die Sammelstelle, wo die von auswärts anlangenden, an den Minister persönlich oder an das Ministerium gerichteten Aktenstücke, Berichte und Briefe geöffnet, ihrem Inhalt nach registriert, dem Chef übermittelt und nach dem Gebrauche, soweit sie der Aufbewahrung bedürfen, geheftet und den großen Wandschränken einverleibt werden, bis sie in das Staatsarchiv wandern.

Auf das Zimmer der geheimen Sekretäre folgt eine schmale einfenstrige Stube mit Bücherbrettern, Zeitungsrepositorien und andern Geräten, worunter sich der obenerwähnte geduldige Schreibtisch mit dem Seitenstücke zu „Steter Tropf höhlt den Stein“ meiner Erinnerung am deutlichsten und dauerndsten eingeprägt hat, da mir an ihm mein Arbeitsplatz angewiesen worden war. An dieses Stübchen, das gleich den größern Zimmern der Sekretäre allen in den hintern Gemächern Untergebrachten als Durchgang dient, stößt ein noch kleineres, nur zwei große Schritte breites, das von diesen allein durch eine dünne Tapetenwand geschieden ist, und in dem bei all seiner Enge vom Sommer 1871 an zwei Räte, die Antipoden Lothar Bucher und Aegidi, Ellbogenraum und ein paar Fuß mehr Gelegenheit zur Bewegung zu suchen genötigt gewesen sind und wunderbarerweise auch gefunden haben. Über den ersten muß ausführlich berichtet werden. Denn wenn dereinst die innere Geschichte der Bismarckischen Ära geschrieben werden kann, so wird darin der Name des kleinen anspruchslosen Mannes in dem unscheinbaren Stübchen nicht fehlen dürfen, Bucher vielmehr vor allen andern Mitarbeitern des Kanzlers genannt werden müssen. Und zwar von Rechts wegen. Ich trage die Farbe keineswegs zu dick auf, wenn ich behaupte, daß er unter den Gehilfen, die unserm politischen Regenerator bei seinem Werke zur Hand gingen, in jeder Hinsicht der begabteste und kenntnisreichste, zugleich aber unbestreitbar der charaktervollste, gewissenhafteste, selbstloseste und treueste war. Er war ein wahrhaft vornehmer Geist, und mit seinem klaren und feinen Verstande, seiner Fülle von Wissen, seinem ungewöhnlichen Geschick in politischen Geschäften und seiner starken Arbeitskraft, nach dem Lobe unsers Meisters, das er ihm einmal gegen mich zollte, „eine wahre Perle.“ Dies gebührend auszuführen, ist hier nicht Raum genug; Andeutungen und Umrisse müssen mit ein paar breitern Belegen hinreichen, dem Werte dieses seltenen Menschen einigermaßen gerecht zu werden. Das Tagebuch wird noch oft auf ihn zurückkommen und hier Fehlendes nach Möglichkeit nachtragen.[1]

Adolf Lothar Bucher, wie sein voller Name lautet, wurde

[1] Dazu jetzt Poschinger, Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 3 Bände. Hamburg 1890/94.

am 25. Oktober 1817 zu Neustettin geboren, seine Eltern siedelten aber schon, als das Kind erst zwei Jahre alt war, nach Köslin in Hinterpommern über, wo sein Vater, aus Kurhessen stammend und als Philolog wie als Geograph geachtet, Professor und Prorektor am Gymnasium geworden war, und wo der Knabe nun den ersten Unterricht und die ersten bewußten Eindrücke von Welt und Leben empfing. Von Bedeutung für seine reifern Jugendjahre wird gewesen sein, daß der Vater mit Ludwig Jahn befreundet war. Von dem, was die Schule bot, eignete er sich am leichtesten Mathematik und Naturkunde an, und als die Wahl eines Berufs näher rückte, wollte er zuerst Seemann, dann Baumeister werden. Die Eltern dagegen zogen einen gelehrten Stand vor, und er entschied sich für das Studium der Rechtskunde, zu welchem Zwecke er die Universität Berlin bezog. Er fand hier den bekannten Streit der historischen und der philosophischen Schule — Savigny und Gans — vor, trat der letztern bei und beschäftigte sich fleißig mit deren oberstem Meister Hegel. Später jedoch erkaltete seine Neigung zur Philosophie, und er widmete sich ausschließlich der Rechtswissenschaft. Von 1838 an war er beim Oberlandesgericht Köslin thätig, und 1843 wurde er als Assessor beim Gericht zu Stolp angestellt, das ihn nach den Märztagen von 1848 in die preußische Nationalversammlung und im Jahre darauf in das mittlerweile geschaffne Abgeordnetenhaus wählte. Bis 1840 hatte es in Preußen so gut wie gar kein öffentliches Leben im heutigen Sinne gegeben. Der neue Landbote aus Hinterpommern war Jurist mit wesentlich privatrechtlicher Bildung ohne irgendwelche Erfahrung in Staatssachen. Er hatte endlich in seinen Mußestunden Rotteck und Welcker gelesen und sich deren Ansichten von Geschichte und Politik mit der ihm angebornen Gründlichkeit und Energie zu eigen gemacht. So war es, wenn man sich noch den revolutionären Geist hinzudenkt, der damals wie ein stürmischer Westwind die deutschen Lande durchwehte, an allen Bäumen rüttelte und durch alle Fugen drang, fast selbstverständlich, daß Bucher seinen Sitz auf der Linken nahm und seine Gaben als Rechtskundiger und Redner in den Dienst des Radikalismus stellte, wozu indes zu bemerken ist, daß er nicht zu denen von Waldecks Partei gehörte, die gute Formen verschmähten, und ebenso wenig zu denen,

die sich in den Künsten der Pathotechnik gefielen. „Ich habe — erzählt General von Brandt in seinen „Denkwürdigkeiten“*) — nie jemand mit mehr Talent und Mäßigung sprechen hören als Bucher bei dieser Gelegenheit (der Beratung der sogenannten Habeas-Corpus-Akte in der zu ihrer Begutachtung niedergesetzten Kommission). Sein blondes Haar, seine leidenschaftslose Haltung erinnerte mich lebhaft an Bilder, die ich von St. Just gesehen. Bucher war ein rücksichtsloser Nivellierer alles Bestehenden, aller Stände und Vermögen, eins der konsequentesten Mitglieder der Nationalversammlung und zu jedem Schritt entschlossen, welcher seinem Ziele: Tugend in den Prinzipien und Bruderliebe in den Einrichtungen, entgegenzuführen schien. Ohne Kenntnis der Gesellschaft, sterilen juristischen Abstraktionen hingegeben, war er der vollkommnen Überzeugung, daß das Heil der Welt nur aus einer plötzlichen kraftvollen Zertrümmerung des damaligen Staats und der vorhandnen Gesellschaft hervorgehen könne. Er half den öffentlichen Widerstand organisieren und verbreitete vorzugsweise den Gedanken, die ehrgeizige und turbulente Fraktion der Nationalversammlung zur Ergreifung einer Diktatur zu stacheln. Die ironische Geringschätzung, mit der er die bestehende Gewalt behandelte, mit der er offen seinen Haß gegen die alte Staatsverfassung darthat, und sein Dogma von der Souveränität des Volkes, durch dessen radikale Chimäre er dieses selbst berauschte, und zugleich seine Fähigkeit für die Rolle eines Demagogen entwickelte, würde ihn bei einer längern Dauer alle seine Anhänger in seinen streng logischen Bestrebungen haben überflügeln lassen.“

Welchen Anschauungen Bucher in der Nationalversammlung huldigte, wie er aber auch schon damals im Begriffe war, den Juristen in politischen Angelegenheiten abzulegen, mag ferner ein Passus aus der Rede zeigen, mit der er am 4. September den am 9. August 1848 von Stein gestellten, erst einer Kommission überwiesenen und schließlich in etwas milderer Form angenommnen Antrag Hansemann und den Rednern der Rechten gegenüber verteidigte, das Kriegsministerium aufzufordern, es möge die Offiziere der Armee vor reaktionären Bestrebungen warnen und ihnen auf-

*) Juniheft der Deutschen Rundschau 1877.

richtige Mitwirkung bei der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes empfehlen, nachdem der Kriegsminister ablehnend geantwortet hatte. Indem er sich gegen die wandte, die die rechtliche Befugnis der Nationalversammlung in dieser Angelegenheit bestritten hatten, weil das Wahlgesetz vom 8. April sie nur berechtigte, die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, bemerkte er, eine solche Auffassung müsse er als sehr naiv bezeichnen. „Die Weltgeschichte — so fuhr er fort — wird schwerlich an den Schranken eines Wahlgesetzes stehen bleiben. Eine neue Zeit braucht ganz andre Fundamente als ein Blatt in der Gesetzsammlung. Ich gehöre selbst dem Juristenstande an und mit Neigung, aber ich habe schon öfter Anlaß gehabt, zu bedauern, daß wir hier so zahlreich vertreten sind. Wir bringen nur zu leicht den beschränkten richterlichen Standpunkt mit, wir legen nur zu leicht den beschränkten richterlichen Maßstab an die ungeheuern Fragen, die wir, wenn auch nicht lösen, doch in ihrer Lösung fördern werden. Wir können, wir dürfen nicht verfahren wie der Richter, der mit skrupulöser Prüfung aus den vorhandnen, für ihn unantastbaren Gesetzen sein Urteil ableitet, sondern wir müssen mit staatsmännischem Sinne die Notwendigkeit erkennen, unsern Beruf erkennen, der vielleicht beispiellos dasteht, den Beruf, die Konsequenzen einer nicht fertig gewordnen Revolution auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung herbeizuführen. Halten wir das fest, so werden wir leicht den Umfang unsrer Rechte, oder besser, unsrer Pflichten erkennen. Es ist so viel die Rede von unsern Befugnissen, unsern Rechten. Sprechen wir endlich auch einmal von unsern Pflichten gegen das Volk, das aus tausend Wunden blutet." Der Redner ging nun die Mängel und Schäden des von der alten Regierung hinterlassenen Staates durch und fragte, ob dabei die Rede sein dürfe von ängstlichem Suchen nach der Form der Abhilfe. Die alten Organe der Regierung könnten dem Ministerium in vielen Fällen kein getreues Bild der Zustände geben, wohl aber könnte dies die Versammlung, die das eigentliche Volk vertrete. Der Ministerpräsident habe auszuführen versucht, daß die Ansicht der Regierung und die der Mehrheit der Nationalversammlung eigentlich auf eins hinausliefen; er vermöge dies nicht einzusehen. Am 9. August habe man einen Beschluß gefaßt, und derselbe sei erst nach zwei Tagen dem Ministerium

zugegangen. Dieses habe es nicht für nötig gehalten, darauf zu antworten. Wenn es wenigstens seine Bedenken ausgesprochen, sich darüber geäußert, daß es an der schroffen Form des von ihm verlangten Erlasses Anstoß nehme und die Versammlung veranlaßt hätte, die Form des Beschlusses milder zu gestalten, so würde die Lage der Sache eine ganz andre, eine glückliche für die Versammlung und für das Land geworden sein. Aber hiervon sei durchaus nichts geschehen. Die Nationalversammlung habe die Pflicht gehabt, das Ministerium darauf aufmerksam zu machen, daß es die Zustände und Bedürfnisse des Augenblicks nicht richtig würdige, und da es diesem Rate nicht gefolgt sei, so müsse es von ihr beauftragt werden, den Beschluß auszuführen; denn eine konstituierende Versammlung habe, so lange sie keinen Vollziehungsausschuß besitze, kein andres Organ als das Ministerium. Was den Inhalt des Beschlusses betreffe, so könne von einer Änderung nur die Rede sein, wenn die Umstände, die ihn vor vier Wochen diktiert hätten, jetzt nicht mehr dieselben wären. Dies aber sei nicht der Fall. Der Finanzminister habe gesagt, man dürfe sich um die politische Gesinnung der Offiziere nicht kümmern, da das Heer nur eine gehorchende Macht sei. Aber gerade deswegen dürfe es nicht geduldet werden, daß einzelne Führer des Heeres offen Tendenzen verfolgten, die dem herrschenden Systeme zuwiderliefen und auf dessen Sturz berechnet seien. Mit Hindeutung auf die Gefahr, die der Finanzminister in Aussicht gestellt hatte, schloß der Redner: „Ich verkenne die Schwüle des Augenblicks wahrlich nicht; aber eins weiß ich — und das erkläre ich zugleich im Namen meiner Freunde —, wir gehn unsrer Überzeugung getreu den geraden Weg und schrecken auch nicht vor dem zurück, was der Herr Minister uns heute ahnen läßt; denn wir wissen, daß die Verantwortlichkeit, die furchtbar schwere Verantwortlichkeit nicht auf unsre Häupter fällt."

Im Abgeordnetenhause war Bucher für das Zustandekommen organisatorischer Gesetze in hervorragender Weise thätig. Eine besonders wichtige Rolle spielte er als Referent über den Antrag Waldecks, das Ministerium zur Aufhebung des am 12. November 1848 über Berlin verhängten Belagerungszustandes zu veranlassen. Es fiel ihm, der hierbei vorwiegend wieder als Jurist sprach, nicht schwer, die Ungesetzlichkeit der Maßregel nachzuweisen;

denn es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß sich die Berechtigung zu ihr nicht aus dem Artikel 110 der erst drei Wochen später in Kraft getretnen Verfassung herleiten ließ, und zwar um so weniger, als dieser Artikel nur von der Aufhebung gewisser Grundrechte im Falle eines Krieges oder Aufruhrs handelte. Am 12. November hatte in Berlin weder das eine noch das andre stattgefunden, auch hatte das Ministerium nicht bloß die Grundrechte suspendiert, sondern auch Militärgerichte für Bürger niedergesetzt, von denen der Artikel 110 nichts sagte, und über die als für solche Fälle zulässig auch ältere Gesetze keinerlei Bestimmung enthielten. Die Folge des hierdurch veranlaßten Beschlusses des Hauses war dessen Auflösung, der am 4. Februar 1850 der sogenannte Steuerverweigerungsprozeß folgte, der erst am 21. seinen Abschluß fand. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel hatte gegen einige vierzig Mitglieder der Nationalversammlung, die den am 15. November 1848 gefaßten Beschluß, daß die Regierung nicht berechtigt sei, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, so lange die Volksvertretung nicht ungestört ihre Beratungen in Berlin fortsetzen könne, sowie eine Proklamation vom 18. November, die diesem Beschlusse im Lande Nachachtung zu schaffen bestimmt war, verbreitet hatten, die Anklage wegen versuchten Aufruhrs erheben lassen. Der Prozeß war ein Stück Kabinettsjustiz. Die Inkompetenz des Kriminalgerichts in Berlin war so sonnenklar, daß der Vorsitzende sich nur damit zu helfen wußte, daß er dem Verteidiger verbot, über die Kompetenz zu plaidieren. Die besondre Verhaßtheit Buchers in den obern Sphären, die sich bei diesem Prozesse äußerte, hatte ihren Grund in seinem soeben erwähnten Referate über die Ungesetzlichkeit des Belagerungszustandes. Die Verhandlungen endeten mit der Freisprechung der meisten Angeklagten. Dagegen wurden Bucher und drei andre Herren für schuldig erklärt und zu fünfzehnmonatiger Festungshaft verurteilt, wozu die übliche Beilage, d. h. Verlust der Nationalkokarde und bei Beamten Amtsentsetzung kamen.

Dieser Ausgang der Sache und mehr noch die nach Verbüßung der Haft drohenden Polizeischereien bewogen Bucher ins Ausland zu gehn, wo er sich in London dauernd niederließ. Hier begann für ihn eine Periode der Klärung, die ihn allmählich aus einem

juristischen Theoretiker und Ideologen zum Realpolitiker machte. Er beschäftigte sich zunächst mit politischen und volkswirtschaftlichen Studien und mit der Beobachtung englischer Einrichtungen und Sitten, wobei er sich vielfach über bisherige Ideale enttäuscht sah und mit Unwillen und Verachtung über Dinge und Personen erfüllt wurde, die er mit andern Liberalen bis dahin bewundert hatte. Unter den Bekanntschaften, die er hier machte, waren Urquhart und später Mazzini, Ledru Rollin und Herzen, welche drei namentlich insofern zu seiner fernern Umbildung beitrugen, als sie mit ihrem Nationalitätsprinzip bei den deutschen Gesinnungsverwandten auf Stücke deutschen Gebiets im Süden, Westen und Osten spekulierten, was für seinen hier am „Prinzip" nicht erkrankten Verstande und bei seiner davon nicht vergifteten patriotischen Ader ihm für die Zukunft Mißtrauen einflößte und Vorsicht empfahl. Die Erfahrungen und Überzeugungen, die er auf diesen Wegen gewonnen hatte, verwertete er neben anderm Material in deutschen Blättern, vorzüglich in der Nationalzeitung, der er mehrere Jahre unter dem Zeichen □ politische Aufsätze lieferte, die durch gründliche Kenntnisse der Gegenstände, Reichtum und Tiefe der Gedanken und ganz ungewöhnliche Auffassung weithin Aufmerksamkeit erregten. Daneben schrieb er dem Blatte vortreffliche Berichte über die Londoner Weltindustrie-Ausstellung, über nachahmenswerte englische Hauseinrichtungen und andre praktische Dinge. Ein hervorragendes Verdienst um die Erleuchtung der liberalen Köpfe, die sich der Belehrung nicht grundsätzlich verschlossen, erwarb er sich durch seine Briefe über den englischen Parlamentarismus, eine glänzende Kritik, die mittelbar den Parlamentarismus überhaupt traf und den landläufigen Irrglauben, daß man die deutschen Volksvertretungen in allen Stücken nach dem Muster der britischen gestalten müsse, mit schlagenden Gründen abwies, indem er darthat, daß die Verfassung Englands nichts Gemachtes, sondern ein Gewordnes, ein Produkt des englischen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und Wesens sei, und daß die verfassungsmäßigen Einrichtungen nicht allenthalben gleichartig sein können, sondern dem Grundwesen, der Geschichte und den dermaligen Zuständen der betreffenden einzelnen Länder entsprechen müssen. Damit verband sich die weitere, damals willkommne, jetzt aber bei Vernünftigen nicht

mehr erforderliche Beweisführung, daß die englische nach außen gekehrte Regierungskunst hinter dem Phrasenschleier, mit dem sie sich umhüllt und herausgeputzt hatte, nichts als Handelspolitik der selbstsüchtigsten Art ohne ideale Antriebe und ohne große historische Gedanken ist. Auf die Schwierigkeiten und auf die faulen Stellen des parlamentarischen Lebens Englands und auf die Blöße seiner Führer, auf Palmerston, Gladstone, den doctor supranaturalis Cobden und die ganze heuchlerische egoistische Apostelschaft der englischen Freihändler fiel hier eine Beleuchtung von wahrhaft elektrischer Schärfe und Deutlichkeit. Es war eine Entlarvung, wie sie bisher kaum irgendwo erlebt worden war.*)

Des Arbeitens für die Presse wahrscheinlich müde, dachte Bucher 1860 an Auswanderung nach Mittelamerika, wo er ein Stück Land erworben hatte — das er noch zwanzig Jahre später besaß —, um dort unter Palmen- und Mangrovebüschen Kaffeepflanzer zu werden. Das Schicksal aber meinte, er gehöre in das werdende Deutschland, und die Amnestie dieses Jahres erlaubte ihm die Rückkehr nach Berlin. Hier erneute er die frühere Freundschaft mit Rodbertus und wurde mit Lassalle bekannt, dem der Umgang mit ihm bald unentbehrlich wurde, und zu dem er sich seinerseits vielfach hingezogen fühlte. Der sozialistische Agitator war eben anders geartet als seine Erben von heute, ein Mann von höchster Fähigkeit, mit dem selbst Bismarck zu korrespondieren nicht verschmähte, ein achtbarer Gelehrter, den Böckh hochschätzte, ein entschiedner Patriot, den nur rücksichtsloser Ehrgeiz zu Thorheiten verführte. Als Hegelianer einer andern Denkmethode folgend als Bucher, war er doch mit diesem im Glauben an das „eherne Lohngesetz" verbunden und wie dieser überzeugt, daß nur der Staat den Mißständen in der Arbeiterwelt abhelfen könne. Die alten politischen Bekannten Buchers dagegen sahen, der Manchesterschule angehörig, das wahre Heil im Gehenlassen, in der freien Konkurrenz der wirtschaftlichen Kräfte, d. h. in der Aufzehrung der wirtschaftlich Schwachen durch die Starken. Sie schwuren ferner zu der Fahne des National-

*) Aus diesen Artikeln entstand das Buch „Der Parlamentarismus wie er ist," das 1881 in zweiter Auflage erschien, aus andern ein zweites, die „Bilder aus der Fremde, für die Heimat gezeichnet."

vereins und wollten Deutschland durch „moraliche“ Mittel, mit „Volkspolitik,“ Reden und Leitartikeln, Turner-, Sänger- und Schützenfesten unter Preußen einigen, wogegen ihnen der Krieg für diesen Zweck ein Greuel war. Auch hierin war Bucher als Realist und Phrasenverächter entschieden andrer Meinung als seine Freunde von der Nationalzeitung, und die Verschiedenheit der Ansichten wurde allmählich zur Entfremdung, mit der eine innere Annäherung an Bismarcks Standpunkt in der deutschen Frage gleichen Schritt ging, und das führte schließlich zum Zusammenwirken beider. Bucher hatte das Verhältnis zur Nationalzeitung gelöst, die Beschäftigung im Wolffschen Telegraphenbüreau, die nun folgte, befriedigte ihn in keiner Weise, und so dachte er an eine Anstellung als Sachwalter und schrieb deshalb an den Justizminister. Durch diesen erfuhr Bismarck von dem Plane. Er ließ Bucher kommen und bot ihm Beschäftigung im Auswärtigen Amte an, was nach kurzem Bedenken angenommen wurde. Während die einstigen demokratischen Glaubensgenossen den Minister 1864 noch mit zornglühenden Redebomben bewarfen, war das von gesundem Menschenverstand, Erfahrung und Luftveränderung geheilte Mitglied der frühern preußischen Bergpartei in Nummer 76 der Wilhelmstraße schon in voller fruchtbringender Thätigkeit, die er nun zwei Jahrzehnte lang fortsetzte. In den verschiedensten Richtungen, als Rechtskundiger, als Diplomat und als Publizist erwarb er sich Verdienste um die neue deutsche Welt und rechtfertigte er reichlich das Vertrauen dessen, der ihn zu seinem Mitarbeiter gewählt hatte. In den Jahren 1865 bis 1867 war er vorzüglich mit der Verwaltung Lauenburgs betraut, einer schwierigen Aufgabe, da dieses Herzogtum, als es an Preußen fiel, mit seinem Recht und der Methode seiner Verwaltung zwei Jahrhunderte hinter der Gegenwart zurückgeblieben war. Zu derselben Zeit, 1866, schrieb er seinem Chef, natürlich in den Grundzügen nach dessen Angabe und beiläufig in etwa vierundzwanzig Stunden, die Verfassung des Norddeutschen Bundes, die bekanntermaßen in ihren hauptsächlichsten Artikeln der des Deutschen Reiches wesentlich gleicht. Später wurde er wiederholt zur Vorbereitung und bei der Ausführung bedeutsamer politischer Arbeiten und Maßregeln verwandt. Auch diplomatischer Sendungen, darunter zweier von weltgeschichtlicher Natur

(siehe weiter unten das Tagebuch), entledigte er sich mit Gewandtheit und Glück. So unentbehrlich war er dem Minister, daß er ihn mehrere Sommer in seine Ferien nach Varzin mitnahm. Während des französischen Kriegs war er von Ende September bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien im Großen Hauptquartier an der Seite des Kanzlers thätig, 1871 beim Abschluß des definitiven Friedens in Frankfurt. Im Jahre 1878 fungierte er beim Berliner Kongreß als Protokollführer. Eine große Anzahl der wichtigsten Depeschen und Denkschriften, auch eine Broschüre über den Cobdenklub, zu der er in England Studien gemacht hatte, gingen aus seiner Feder hervor. Sehr selten änderte der Kanzler seine Arbeiten. Bucher hatte ihn eben von Anfang im großen und ganzen begriffen und sich in seine Auffassung bei einzelnen Zwecken hineingelebt. Auch kam ihm zu statten, daß er mündliche Aufträge stenographisch zu fixieren verstand.

Wie sich Bucher im amtlichen Leben hoher Wertschätzung und vollen Vertrauens erfreute — ich meine beim Chef, dem andre dann allmählich gern oder ungern folgten —, so fehlte es in spätern Jahren hier auch nicht an Bitterkeiten und Zurücksetzungen, namentlich unter den Staatssekretären von Bülow und Hatzfeldt, doch keineswegs allein unter diesen Herren. Er erbat zuletzt seine Verabschiedung, nicht bloß wegen Alters und Kränklichkeit, womit er die Bitte motivierte. Sie wurde ihm gewährt. Als Exzellenz ins Privatleben zurückzutreten, wie der Fürst ihm anbot, schlug er aus: er hätte sich dann „nicht selbst mehr abgerissene Hosenknöpfe annähen und mit der Botaniertrommel in der Jungfernheide herumlaufen können.“ Unter den Treuen der Treuste lebte Bucher nach dem verhängnisvollen 18. März 1890 wiederholt längere Zeit beim Fürsten und half ihm bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten, die, so lange er daran mitwirkte, wesentlich an Zuverlässigkeit gewannen.

Hinzugefügt mag werden, daß Bucher unverheiratet geblieben ist, und daß er im Vergleiche mit seiner Stellung in den letzten Jahren wenig Umgang gehabt hat. Unter den Diplomaten gehörten Schlözer, Limburg-Stirum und Kusserow zu seinen Freunden, unter der hohen Finanz und Industrie Hansemann und Werner Siemens. Mit Viktor Hehn und mir verband ihn gleiche Ver-

ehrung für den Kanzler und gleich tiefe Verachtung vor Scheinwesen und Strebertum. Seine Art als Gesellschafter war die eines nüchternen, wortkargen Mannes, dem es jedoch keineswegs an poetischem Sinne und Humor fehlte, und der manche gute Anekdote gut erzählte und zuweilen auch recht anmutig von seinen Kanarienvögeln und den Alpenblumen seines Herbariums zu berichten wußte. Seine Gedanken und Empfindungen redeten eine leise Sprache, ohne jedoch der Energie zu ermangeln. Ein kühler Kopf, aber ein warmes Herz, ein stilles Wasser, aber klar und tief. Ich habe mehr Zeit und Raum auf sein Bild verwandt, als ich anfänglich beabsichtigte, aber ich glaube damit ein Unrecht gutgemacht zu haben, wenn ich mich erinnere, daß die Leute, die dem Grafen Caprivi den Reichsanzeiger anzufertigen hatten, Bucher, als er am 12. Oktober 1892 zu Glion am Genfer See in die Ewigkeit eingegangen war, nur mit drei dürren Zeilen bedenken zu dürfen meinten. —

Kehren wir nun zu unserm Gange durch die untern Räume des Auswärtigen Amts der ersten siebziger Jahre zurück, so endigten die der Vorderseite neben Buchers Kabinett mit einem geräumigen Zimmer, worin der Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. Hepke und gelegentlich sein denselben Haupttitel führender Kollege von Bülow, bisweilen auch der Baron von Keudell, dessen eigentliches Arbeitslokal in dem Gebäude der zweiten Abteilung des Auswärtigen Amts ist, allerlei konzipieren und expedieren. Außer ihnen und ihren Pulten sind hier verschiedne Möbel, ein großes grün überzognes Schlafsofa, auf dem Bucher in Mußestunden des Nachmittags und des Abends sein vielgeplagtes Gehirn auszuruhen und neu zu stärken pflegt, ein Tisch mit Landkarten und Atlanten, ein Wandschrein mit Büchern und Broschüren, ein Waschapparat hinter einer spanischen Wand, worin ich mir die Hände in Unschuld waschen kann, wenn ich ein journalistisches Attentat begangen habe, über das die Parteien in Presse und Parlament Zeter schreien, sowie ein paar altmodische schrankartige Gerüste, die ihrer Form nach auch Altäre für irgend einen unbekannten Gott oder Dämon sein könnten.

Über Bülow bemerke ich nur kurz, daß er ein Mann der Routine und nicht ohne Neigung zur Intrigue sein soll. Hepke mag eine

etwas ausführlichere Charakterisierung verdienen, die gleich hier ihren Platz finden soll.

Geheimrat Hepke, ein magerer, spitzer Fünfziger, ist keine sehr angenehme Persönlichkeit. Er hat etwas von dem Geheimrat, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt, starkes Selbstgefühl, das Bewußtsein, ungefähr alles erheblich besser zu verstehen als andre, und wohl auch eine starke Einbildung auf seinen Rang und Titel. Früher Gymnasiallehrer in Posen gewesen, hat er schon unter Radowitz im Ministerium des Auswärtigen gearbeitet und dessen Unionspolitik in der Presse vertreten. Dann beschäftigte ihn das Ministerium der neuen Ära, unter dem er dem trägen und schwachbefähigten Staatssekretär von Gruner einen Teil seiner Arbeiten, und zwar den wichtigern, anfertigte, wofür er Legationsrat wurde. Jetzt ist er schon seit einiger Zeit oben beim Grafen in Ungnade und bloß noch dem Titel nach „vortragender" Rat; denn er ist von dem direkten Verkehr mit seinem Chef ausgeschlossen. Thile giebt ihm — „aus Mitleid" sagte jemand — Kleinigkeiten zu thun, die hauptsächlich in Referaten über Kunst und Wissenschaft bestehen. Er soll in polnischen und jugoslavischen (südslavischen) Dingen gut unterrichtet sein. Der Grund davon, daß der Kanzler nichts mehr mit ihm zu schaffen haben will, soll nach einigen die Benutzung der Gedanken einer Denkschrift des Chefs zu einer Broschüre sein. Nach andern läge er in seiner politischen Meinung. Seine frühern Ansichten sind in einer Reihe von Flugschriften ausgesprochen, zu denen die Abhandlung Nondum meridies, „Das preußische Programm in der deutschen Frage" und „Ein preußisches Wort" gehören. In seiner letzten Broschüre vertrat er den Standpunkt, daß das preußische Staatswesen dem Aufgehen in Deutschland nicht entgegengeführt werden dürfe, daß es vielmehr eine geschichtlich gewordne Nationalität in sich schließe, um die sich das übrige Deutschland zu kristallisieren habe. Dies könne nur so weit geschehen, als die Spannkraft des preußischen Staatsorganismus reiche, dessen Fundamente in einem wirklich regierenden Königtum mit dem in unmittelbarer Beziehung zu ihm stehenden Militärwesen und Beamtentum lägen, Fundamente, die man nicht lockern dürfe. In der Schrift „Ein preußisches Wort" bekämpft er mit Geschick das Prinzip der Volkssouveränität, die im deutschen Parlament verwirklicht werden

ſollte, und ein vom Parlament abhängiges Miniſterialweſen mit der Tendenz, das alte preußiſche Beamtentum dem dienſtherrlichen Verhältniſſe der Krone zu ihm zu entrücken. Er wollte ferner die Großmacht Preußen nach der territorialen Abrundung von 1866 durch kein Bundesverhältnis mehr gefeſſelt wiſſen, weil ein ſolches nur den Partikularismus der im Machtgebiet Preußens gelegnen Staaten ſtärken, die eigne Aktion behindern und die naturwüchſige eigentümliche innere Entwicklung des Fridericianiſchen Staats ſchädigen könne. Von dem politiſchen Nationalgeiſte, der ſich innerhalb einer neuen deutſchen Bundesverfaſſung ausbilden ſollte, hielt der Verfaſſer dieſer Schrift offenbar nicht viel, und da er auf dieſem Standpunkte verharrte, iſt es nicht zu verwundern, wenn er dem Kanzler für ſeine Politik unverwendbar erſchien. Er hatte übrigens das Mißgeſchick, 1870 ſeinen Sohn, der als Offizier diente, auf dem Schlachtfelde zu verlieren, und als ich mich 1878 nach ihm erkundigte, hörte ich, er habe ſich wegen fortdauernder Kränklichkeit zur Dispoſition ſtellen laſſen.

Verlaſſen wir den Raum, wo der hier Charakteriſierte arbeitet, und wenden wir uns in den ſchmalen Gang vor ihm zur Rechten, ſo gelangen wir in das Stübchen, das die Handbibliothek des Miniſteriums enthält, und wo an einem auf den Hof hinausſehenden Fenſter wieder ein Geheimer Legationsrat Graf Hatzfeldt (ſpäter zum Geſandten in Madrid avanciert, dann Vertreter des Reichs beim Sultan geworden, 1880 zum Staatsſekretär unter dem Reichskanzler beſtimmt) ein paar Stunden des Tages thätig iſt. Im nächſten Zimmer hören wir die allzeit ſchreibfertige Feder ſeines ältern Kollegen Abeken kreiſchen, der nun nach ſeinen Gaben und ſeinem Charakter gewürdigt werden ſoll. Wenn Lothar Bucher vom Kanzler zu ſeinem Mitarbeiter gewählt worden war, ſo war dieſer Geheimrat von ihm geerbt worden. Heinrich Abeken kann faſt in jeder Beziehung als ein Exemplar der Beamten von der alten Schule angeſehen werden. Er gehörte mit ſeinem ganzen Weſen und Wollen in die Epoche unſrer Geſchichte, die man die litterariſch-äſthetiſche nennen darf, in die Zeit, wo das politiſche Intereſſe vor der Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Poeſie und Philoſophie, mit künſtleriſchen, philologiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Fragen zurücktrat. Er befand ſich am wohlſten, er fühlte ſich in ſeinem

eigentlichen Elemente im Kreise der Ideen, die vor dem Auftreten Bismarcks am Hofe und sonst unter den vornehmen Ständen sowie unter dem höhern Bürgertum die gebildeten Geister vorzugsweise anzogen. Niemals wohl ist er auch nur einen Augenblick in der Politik ganz aufgegangen; im Gegenteil, ein Thema der Ästhetik schien ihm selbst in Stunden, die über Wohl und Wehe seines Staates entscheiden wollten, mehr am Herzen zu liegen als eine tüchtige Aktion auf dem Gebiete, wohin ihn sein Amt wies, und nicht selten kam es vor, daß ihm, während andre sich um den Ausgang einer politischen Krisis sorgten, die Augen nach ganz entgegengesetzter Richtung standen, sodaß ihm z. B. der oder jener Vers eines alten oder neuen Dichters durch den Kopf und gewöhnlich mit Pathos über die Lippen ging, ohne daß diese poetische Leistung ersichtlich im Zusammenhange mit der Situation gestanden hätte. Abeken stammte aus Osnabrück und war 1809 geboren. Seine Ausbildung beeinflußte ein Oheim, der Philolog und Ästhetiker Bernhard Rudolf Abeken, der zur Zeit Schillers in Weimar gelebt und sich die damals dort herrschende Weise zu empfinden angeeignet hatte. Der Neffe studierte darauf Theologie und wurde im Jahre 1834 unter Josias Bunsen preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom, wo er sich mit einer Engländerin verheiratete, die ihm indes schon nach wenigen Monaten durch den Tod entrissen wurde. Befreundet mit Bunsen, dem er 1841 bei dessen Versetzung nach London folgte, und dessen Anschauungen und Bestrebungen auf kirchlichem Gebiet er teilte, wandte er sich jetzt schon gewissermaßen diplomatischen Geschäften zu, indem er eine Denkschrift über die Errichtung eines evangelischen Bistums in Jerusalem verfaßte — eine Idee, die an höchster Stelle in Berlin lebhafter Sympathie begegnete. Im Zusammenhange hiermit finden wir diesen 1842 unter den Begleitern des Professors Lepsius bei seiner Forschungsreise in Oberägypten wieder, von wo aus Abeken dann das heilige Land besuchte. Unter Heinrich von Arnim trat er in das Ministerium des Auswärtigen ein, worin er bis zu seinem Ableben im August 1872 verblieb, obwohl sich in der Zwischenzeit hier sehr wesentliche Wandlungen vollzogen — ein Muster von Treue und Anhänglichkeit. Man konnte darin mit dem Legationsrat Meier, der ihm in der Allgemeinen Zeitung ein „Denkmal der Freundschaft

errichtete," die stille Tugend pflichtmäßig und gewissenhaft fortgesetzter Dienstttreue und Dienstfertigkeit sehen, aber auch einen starken Beweis dafür, daß die Politik oder gar eine bestimmte Politik ihm niemals die Hauptsache, wenigstens nie so sehr Herzenssache, Sache des Gewissens gewesen ist, wie andre Dinge vielleicht. Auch einiges Weitere werden wir am Ende daraus schließen dürfen, und sein ebengenannter wohlwollender Biograph steht nicht an, diese Schlüsse zu ziehen. Abeken, so beginnt er ungefähr, zeigte eine teils angeborne, teils anempfundne Ähnlichkeit mit Bunsen, dessen Jünger er war, und dessen Leben er geschrieben hat; er war ein bewegliches Gemüt und ein vielseitiger Geist. Dagegen war er kein selbständiger, kein schöpferischer Charakter. „Hierdurch entging er — so heißt es weiter — der Gefahr, daß er in Verfolgung einer neuen kühnen Idee, einer Überzeugung mit dem Strudel der Zeitverhältnisse, dem hergebrachten Gange der Staatsmaschine in Kampf geraten und an den Strand geworfen worden wäre, und vermochte in seiner leichtern, weniger selbständigen politischen Beweglichkeit vierundzwanzig Jahre, unter sieben verschiednen Ministern und Systemen immer ohne Anstoß, innerm wie äußerm, sein Fahrwasser zu behaupten. Und wollte man unserm Freund einen Vorwurf machen und seine lavierende Zähigkeit, sein dem Wind und Wetter unwillkürlich sich anschmiegendes Festhalten an Amt und Würden als unmännlich tadeln, so würde ein solcher stoischer Tadel jedenfalls weniger die einzelne Handlungs- und Gesinnungsweise treffen als des Verstorbnen ganzes Wesen und Wirken, das mit derselben untrennbar zusammenhing." Lesen wir hier zwischen den Zeilen, und denken wir uns das eine oder das andre ein wenig unverblümt und konziser ausgedrückt, so werden wir dem seligen Geheimrat nicht Unrecht thun, wenn wir uns diese Analyse seines Charakters aneignen.

Über die ungewöhnliche, mitunter komische Anziehungskraft, die alles, was mit dem Hofe und andern fürstlichen Kreisen zusammenhing, auf Abekens Gemüt auszuüben schien, haben die Tagebuchblätter aus dem Kriege schon einige Beispiele gebracht, und ein paar andre werden die fernern Kapitel enthalten. Wie er hierin das Gegenbild seines Kollegen Bucher, so war er es auch darin, daß er ungemein gesellig und gesprächig war. Seinem Bedürfnis

nach Verkehr mit vornehmen Leuten genügte er unter anderm dadurch, daß er sich häufig in den Zirkeln bewegte, die sich im Radziwillschen Palais versammelten — Besuche, die er auch dann nicht einzustellen vermochte, als sich in dieser Gesellschaft die ultramontane Opposition gegen die kirchliche Politik des Reichskanzlers einen ihrer Mittelpunkte bildete. Sehen wir von diesen und einigen andern obern Kreisen ab, so wird sich der alte Herr am glücklichsten bei den Wochenzusammenkünften der Graeca — einem meist aus ehemaligen „Römern" bestehenden Vereine, der statutenmäßig alle politischen Gespräche ausschloß und außer geselligen Zwecken nur philologische und ästhetische verfolgte — befunden haben.

„Aber auch mitten unter amtlichen Arbeiten — so berichtet Meier, und so könnte ich ebenfalls erzählen —, selbst auf seinem Ministerium wußte er für ästhetisch-philologische Intermezzos noch Raum zu finden und seine von Hessen und Schleswig-Holstein ermüdeten Kollegen bald mit einigen römischen oder orientalischen Erinnerungen zu unterhalten, bald mit einem Zitatenstrom aus deutschen und fremden Dichtern, Goethe und Sophokles, Heinrich Kleist, Shakespeare und Dante in Erstaunen zu setzen" — häufig aber auch andre Empfindungen zu erregen, gestatte ich mir hinzuzufügen. Wie weit das mit dem Zitatenstrom manchmal ging, mag eine Anekdote zeigen, die Meier, anscheinend ohne zu merken, welche Farce er seinen Lesern vorsetzt, von seinem Freunde berichtet. „Als Abeken, wie er oft erzählte, im November 1850 seinen damaligen Chef von Berlin nach Olmütz begleitete — zum Abschlusse jenes unglücklichen Übereinkommens, in dem er freilich immer eine glückliche diplomatische Rettung Preußens erkennen wollte —, da sahen sie beide auf ihrer nächtlichen Fahrt plötzlich die winterliche Morgensonne neben sich aufgehen und begrüßten sie, der Minister zuerst (in Wirklichkeit wird wohl sein schnell empfindender Rat den Anfang gemacht haben, der aber bei der Erzählung des Vorfalls der Exzellenz gebührend den Vortritt ließ), mit dem beiden geläufigen Chorgesang aus der Antigone: Ἀκτὶς Ἀελίου! Strahl des Helios du!"

Ich denke, das bedarf keines langen Kommentars, und so sage ich nur: Ein Glück für Abeken, daß der Minister, der diesem vermutlich nicht zuerst von ihm selbst ausgegangnen, in doppeltem

Sinne unnatürlichen Gefühlsausbruche beiwohnte, von Manteuffel und nicht von Bismarck hieß. Ich hätte Bismarcks Zorn sehen mögen, wenn der Berliner Grieche seinen pathetischen Hymnus an die aufgehende Sonne angestimmt hätte, wo die Sonne Preußens auf Jahre niedergehen sollte!

Unstreitig war Abeken in dem Getriebe des Auswärtigen Amts eine sehr anerkennenswerte Kraft, aber keineswegs eine so hervorragende, als viele Außenstehende vermeinten. Durch langjährigen Dienst wohl geschult in allem Bei- und Außenwerk der Geschäfte, Virtuos in der Routine, ausgerüstet mit einem stattlichen Vorrat von Phrasen, die ihm, wenn eine Bestellung erfolgte, stracks, ohne daß er viel nachzudenken brauchte, aus der Erinnerung durch Arm und Hand und Feder liefen, mehrerer Sprachen ungefähr so weit mächtig, als die ihm gestellten Aufgaben erheischten, war er ganz dazu geschaffen, die ihm zur Stilisierung zugewiesenen Gedanken des Chefs mit großer Geschmeidigkeit zurecht zu machen, und da er zugleich ein unverdrossener Arbeiter war, so lieferte er zuweilen den Tag über ganz erstaunliche Quantitäten von wohlgestalteten Schriftstücken für die Botenstube und den Depeschensack ab. Den Stoff solcher Leistungen aus seinem Eignen zu nehmen, wäre er allerdings, wo es sich um einigermaßen wichtige Fragen handelte, wohl kaum imstande gewesen. Indes war das durchaus nicht erforderlich. Ein fingerfertiger Former mit guter Kenntnis des Herkömmlichen genügte. Für den Inhalt sorgte das Genie und die Sach- und Menschenkunde des Ministers, der ihn informierte, und der zuweilen auch die Form verbesserte, in der sein Gehilfe den Auftrag ausgeführt hatte. Dieser soll unter dem Vorgänger Bismarcks selbständiger gearbeitet und unter anderm das Olmützer Abkommen zu Papier gebracht haben. Daß er unter dem ersten Reichskanzler auch mit Dokumenten der großen Politik bei eignem Lichte befaßt worden sei und Thronreden ausgearbeitet habe, wie ich behaupten hörte, ist Legende. Dagegen wurde er bei verschiednen Gelegenheiten (wenn der Minister an Verstimmung gegen die Allerhöchste Stelle litt) wochenlang beauftragt, dem König in Vertretung seines Chefs und selbstverständlich nach dessen Vorschriften über die laufenden Geschäfte Vortrag zu halten. Auch begleitete er den Monarchen mehrmals in amtlicher Eigenschaft bei Badereisen, z. B. im Früh-

sommer 1870 nach Ems, wo er sich durch sein Verhalten in den letzten Tagen nützlich machte und sich die Anerkennung des Kanzlers verdiente. Ich freue mich, seine Charakteristik mit etwas so Gutem schließen zu können.

In dem anstoßenden dreifenstrigen, mit Fußteppichen und Polstermöbeln versehnen Salon empfängt der Staatssekretär v. Thile, Exzellenz, die Diplomaten, die der Kanzler selbst nicht sehen kann. Herr von Thile nahm, wenn ich mich recht entsinne, am 2. Oktober 1872 plötzlich seinen Abschied, um ins Privatleben zurückzutreten, ein Schritt, über dessen Veranlassung ich später berichten werde. Er war dem Kulturkampfe abhold und sehnte sich nach dem Frieden der alten Zeit zurück. Als Vorgesetzter war er ungemein liebenswürdig. Eine Zeit lang wurden die Geschäfte, die ihm oblagen, von dem Gesandten des Reichs am belgischen Hofe, von Balan, versehen. Dann erhielt er einen definitiven Nachfolger in der Person des Mecklenburgers von Bülow, der — ich schreibe auch für Laien — als Staatsminister und Exzellenz nicht mit seinem obenerwähnten Namensvetter zu verwechseln ist.

Nur so beiläufig erschienen hier Graf Bismarck-Bohlen und Baron von Gundlach. Der erstgenannte, ein Vetter des Kanzlers, war Leutnant bei den Gardedragonern und Legationsrat und hatte allerlei persönliche Angelegenheiten des Chefs, meist solche, auf die nicht viel ankam, zu besorgen; auch vermittelte er den Verkehr des Ministers mit dem Litterarischen Büreau im Staatsministerium und mit Stieber, dem Häuptling der Berliner Geheimpolizei. Von Natur wohl ziemlich gutmütig, liebte er renommistische Ausdrucksweise, spielte ein wenig den Heiden und den Roué, erging sich in Witzen und Kalauern, die bisweilen nicht übel waren, galt aber, wie es schien, bei niemand viel; selbst die Sekretäre, auf die er gelegentlich die ihm gewordnen Aufträge abzuwälzen suchte, zuckten über ihn die Achseln. Von Gundlach, einem hagern, kränklichen Herrn, der später als Vertreter der Gesandtschaft in Lissabon starb, ist nur zu berichten, daß er sich täglich eine halbe oder ganze Stunde bei uns einstellte, sich das Journal des Débats, die Times u. a. ansah, ein wenig plauderte, ein wenig hüstelte, wieder ein wenig plauderte und dafür per Tag sechs Thaler Diäten bezog. Nach dem Kriege gingen auch der Graf Wartensleben, ein junger liebens-

würdiger Kavalier, der sich für den diplomatischen Dienst vorbereitete (er starb 1880 an einem Krebsleiden), und der Graf Solms-Sonnenwalde, der vorher der Botschaft in Paris zugeteilt gewesen war und später als Gesandter erst in Brasilien, dann in Dresden und zuletzt in Madrid fungierte,*) eine Zeit lang bei uns aus und ein.

Daß man trotz aller Enge und Unbequemlichkeit im Auswärtigen Amte tapfer arbeitet und etwas vor sich bringt — was namentlich von Bucher und Abeken zu rühmen ist —, bedarf kaum der Hervorhebung. Der Kanzler verlangt es und geht mit gutem Beispiel voran. Alles von unten bis oben ist stramm eingerichtet, hat ohne Einspruch zu gehorchen und gehorcht ohne Einspruch und ohne Widerrede, wie es sich gehört, mag es dabei innerlich aussehen, wie es will. Bisweilen bäumt sich einer der vornehmen Herren, die hier sitzen, gegen die Regel auf, glaubt zu viel oder nicht das Rechte thun zu müssen, räsonniert über einen ihm gewordnen speziellen Auftrag, knirscht und ballt die Faust in der Tasche. Wohlweislich aber hütet er sich, seinen Unmut anders als in lauten Soliloquien innerhalb seiner Stube an den Tag zu legen. Alles hier unten rührt sich und dreht sich um einen Willen, um den, der von oben kommt, und man thut, was man kann. Wer das nicht mag in der engern und weitern Sphäre des Genius, der hier gebietet, der kann sich trollen. Es muß Ordnung sein, feste Ordnung, Subordination und präzises rasches Arbeiten und Ineinandergreifen der einzelnen Räder in der Maschinerie. Nichts darf an der oder jener Individualität stocken. Das erste und oberste Gesetz heißt Hingebung.

Vor Zeiten war das anders, schadete aber nicht viel — Kenner der Geschichte Preußens vor dem Amtsantritt des Herrn von Bismarck wissen, warum nicht. Heute, wo ein fruchtbarer Geist und ein energischer Wille hier walten und die größten Dinge auf dem Spiele stehen, ist einfach Ordre zu parieren. Die Räte haben nich zu raten, sondern sich als Glieder des Kanzlers zu betrachten, die gleich den weitern Gliedern, den Geschäftsträgern, Gesandten und Botschaftern, mit ihrem Wissen und Können seine Gedanken und

*) Er war darauf Botschafter beim König von Italien.

Absichten ausführen. Starkes Selbstgefühl und die Notwendigkeit einheitlicher Politik vertragen sich nicht.

Graf Harry Arnim hat dies in dem Liede, das er hiervon zu singen wußte, „Ministerialdespotismus“ genannt. Ich nenne es das Verlangen nach der unbedingt erforderlichen, streng aufrecht zu erhaltenden Hingebung an den Dienst unter einem großen Führer. Arnim nimmt Anstoß daran, daß der Reichskanzler einmal geäußert hat: „Meine Botschafter müssen einschwenken auf Kommando wie die Unteroffiziere, ohne zu wissen, warum.“ Ich dagegen finde, daß dies ganz vortrefflich das Verhältnis bezeichnet, das zwischen dem leitenden Geiste im Auswärtigen Amte und seinen Filialen an den fremden Höfen immer bestehen sollte, namentlich aber jetzt, wo ein Mann von ureignem Wesen und mit ungewöhnlichen Gedanken und Grundsätzen in diesem Amte waltet. Ich hätte mit gütiger Erlaubnis der Exzellenzen und Großkreuze, um die sichs handelt, auch nichts dagegen gehabt, wenn sie in dieser Äußerung des Kanzlers dessen höhere expedierende Sekretäre genannt worden wären. Je mehr sie, ihr Selbstgefühl und ihren eignen Geschmack und Willen unterordnend, sich als Unteroffiziere, als expedierende Sekretäre betrachten und verhalten, je mehr sie „dienen,“ desto besser werden sie arbeiten, und sind sie dabei noch unbefangne, scharfblickende Beobachter und fleißige Berichterstatter, die Sinn für das Wesentliche und Abneigung vor Phrasen und Geistmacherei haben — dem Grafen Arnim ließ sich beiläufig von diesen Eigenschaften nur ein breitwandelnder Fleiß nachrühmen —, so werden sie so ziemlich alles erfüllen, was man billigerweise von ihnen erwarten kann.

Ich sollte die Leser nun die Treppe unter der grün und goldnen Kuppel hinauf in das erste Stockwerk des Hauses führen und ihnen die Zimmer zeigen, die der Reichskanzler mit seiner Familie inne hat. Aber ich ziehe es vor, sie zuerst einen Blick in den Park hinter dem Hofe und dem kleinen Seitengebäude des Hauses thun zu lassen. Dieser Park, ein Rest des früher bis hierher reichenden Tiergartens, von dem auch sonst hinter der Wilhelmstraße noch manche breite Gruppe schöner alter Schattenbäume übrig geblieben ist, unter deren Wipfeln die Nachtigallen der Büsche den grünen Frühling und den Sonnenaufgang feiern, ist in allen seinen Teilen stattlich und anmutig. Besonders anmutig, fast zauberhaft kam mir

immer der lange, von Rüstern oder Weißbuchen eingefaßte laubenartige Gang vor, der links in gerader Richtung hinläuft und nicht fern vom hintersten Ende des Gartens abschließt, wobei er sich perspektivisch immer mehr verengt. Ungemein schön in den ersten Sommertagen, vorn unter dem Gezweige grüner Schatten, hinten am Ausgange grünes Licht, zeigt er selbst im Winter mit den feinen Flechten und Moosanflug an seinen Stämmen einen grünlichen Schimmer. Ich glaube, der Garten ist einer der Lieblingsspaziergänge des Kanzlers, und ich hoffe, wenn das Haus fällt, wird er wenigstens erhalten bleiben. Ich hoffe das auch aus dem Grunde, weil hier mancher inhaltreiche Plan erdacht und mancher folgenschwere Entschluß gefaßt worden ist. Oft ist der Minister hier noch in später Abendstunde hin- und hergewandelt, indem er in Zeiten wichtiger Entscheidungen, die von ihm angeregt worden waren, auf Kunde vom Könige wartete. Hier kam ihm in der Nacht vom 14. zum 15. Juni des Siegesjahres 1866 der Gedanke, Moltke zu bewegen, das preußische Heer vierundzwanzig Stunden eher, als ursprünglich beabsichtigt war, die Grenze und damit den Rubikon überschreiten zu lassen, und hier sah man ihn 1870 in den Tagen der Kriegserklärung wiederholt, nachdenklich einen dicken Stock schwingend, den immergrünen Gang auf- und abschreiten und von Zeit zu Zeit durch einen der bereitstehenden Diener einen seiner Mitarbeiter zu sich zitieren, um ihm Aufträge zu Depeschen, Telegrammen oder Zeitungsartikeln zu erteilen.

Indem wir nun aus dem Garten hinter Wilhelmstraße sechsundsiebzig zurückkehren, bemerken wir, daß die beiden Flügel, mit denen es nach dieser Seite hin endigt, nur Wirtschaftsräume, Stuben für die Dienerschaft, Ställe und dergleichen enthalten, und daß der Hof zwischen ihnen von einem alten breitwipfligen Nußbaum beschattet wird.

Steigen wir die Treppe hinter dem Windfang im Haupthause hinauf, und treten wir durch die Glasthür an ihrem obern Ende, so kommen wir in ein kleines Vorzimmer, wo, wenn der Kanzler in Berlin ist, Bediente in Livree und Kanzleidiener im Frack die zu Besuch, Audienz oder Vortrag Erscheinenden erwarten. Eine Thür zur Linken führt von hier in ein zweites kleines Vorzimmer, eine andre zur Rechten aber bringt uns in einen geräu-

migen, länglich runden Saal, der sich beinahe über die ganze Tiefe des Gebäudes erstreckt, und wie wir hören, einst der Ballsaal des Gesandten Alopäus war, während er jetzt als Speisezimmer für große Diners und zur Aufstellung des Buffets bei den bekannten parlamentarischen Abendunterhaltungen dient.*) Die dunkelgelb gemalten Wände haben unten einen kniehohen, grau und schwarz marmorierten Streifen. Den Fußboden bildet gekreuztes Parkett. Die gewölbte Decke zeigt seltsame Kastenverzierungen, die zum Teil mit Bildchen grau in grau und weiter hinauf mit zwölf kleinen buntfarbigen tanzenden oder schwebenden Frauengestalten geschmückt sind — eine Erinnerung an die ehemalige Bestimmung dieses Raumes. Ganz oben in der Decke giebt ein ovales, mit Draht übergittertes Fenster, von dem ein altmodischer Kronleuchter mit Messingreifen und Glastropfen herabhängt, dem sonst fensterlosen Saale am Tage sein Licht. Für abendliche Zusammenkünfte sind an den Wänden acht siebenarmige andre Leuchter von Bronze angebracht. An zwei Seiten des Halbrundes befinden sich Spiegel von Rundbogenform, die aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzt sind. Das Zimmer hat vier weiße Flügelthüren, die unter ihren Simsen Adler mit ausgebreiteten Schwingen zeigen. Ein weißer Berliner Ofen und eine Anzahl von Stühlen vervollständigen die Ausstattung.

Aus diesem Saal traten wir in einen etwas kleinern, dessen vier Fenster auf die Wilhelmstraße hinausgehen.

Die graue chinesische Tapete zeigt rostfarbne und grüne Vögel, Blumen, Bäume und Lauben, sowie Männer und Frauen des Reichs der Mitte. Das graue Parkett hat in seinen Vierecken je vier kleine Sterne. Von der weißen Decke, die von den Tapeten durch Goldleisten geschieden ist, hängen drei Kronleuchter von ähnlicher Beschaffenheit wie der soeben beschriebne herab, zu denen sich unten an der Zimmerseite gegenüber den Fenstern noch vier siebenarmige Wandleuchter gesellen. Die weiß gestrichnen Fenster haben weiße Marmorgesimse und doppelte Vorhänge, von denen die innern von rotem, auf der Außenseite weiß gefüttertem Seidenzeuge, die äußern von großblumigem, spitzenartigem weißen Stoffe sind.

*) Im Spätherbst 1878 fand ich in ihm die Bibliothek des Auswärtigen Amtes aufgestellt.

Zwischen den Fenstern hängen drei Spiegel über Marmorsimsen auf vergoldeten Konsolen. Vor dem mittelsten steht unter einer Glasglocke ein geflügelter Knabe auf einem antiken Wagen von Gold mit zwei blau und weiß emaillierten Rädern und zwei sich bäumenden Goldpferden — eine Uhr. Das letzte dem Beschauer zugekehrte Rad ist das Zifferblatt, die schwarzen Nummern stehen auf den Felgen. Die Mitte des Saales nimmt ein großer runder Tisch ein. An den Wänden ziehen sich Polsterlehnsessel, zwei große und zwei kleine Sofas und Reihen von schwarz lackierten Rohrstühlen hin. In den innern Ecken des Saales erheben sich zwei weiße Kachelöfen, in den äußern niedrige Säulen von weißem Marmor mit Büsten. Die zur Linken stellt den Kaiser Wilhelm, die zur Rechten dessen Vorgänger auf dem preußischen Throne dar. Über dieser lehnt eine schwarz und weiße Fahne, an der ein Fahnenband in den Farben des Deutschen Reichs befestigt ist, das die Inschrift trägt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“ An der Wand, die dieses Zimmer vom Speisesaale scheidet, bemerken wir ein Büffet von Nußbaumholz und einen kleinen Schrank von demselben Material mit einer Marmorplatte. Das Ganze macht den Eindruck des Hellen und Freundlichen. Es ist elegant, aber keineswegs prächtig, vergleichsweise sogar einfach zu nennen. Der Mangel an Gemälden und die völlig weiß gebliebne Zimmerdecke geben ihm eine gewisse Leere und Einsamkeit, und die altmodischen Beleuchtungsapparate stimmen nicht recht zu dem Übrigen. Der Kanzler ist auch in dieser Beziehung anspruchsloser und gleichgiltiger gegen Luxus und Eleganz als seine Kollegen in der diplomatischen Welt. Von den näherwohnenden nicht zu reden — wie mag der französische Minister des Auswärtigen sich vom Staate sein Hotel haben einrichten lassen?

Der Saal dient zu gesellschaftlichen Zwecken, doch speist der Kanzler zuweilen hier auch mit seiner Familie, und das erinnert mich an eine charakteristische Äußerung von ihm. Am 6. April 1878 hatte ich die Ehre, von ihm zum Diner eingeladen zu sein. Als er sich im Verlaufe des Tischgesprächs einen „alten Mann“ nannte und die Fürstin darauf einwandte: „Du bist aber doch erst dreiundsechzig Jahre,“ erwiderte er: „Ja, aber ich habe immer schnell und bar gelebt.“ Dann setzte er zu mir gewandt hinzu: „Bar —

das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit meinem vollen Wesen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit."

Wofür ihm das deutsche Volk dankbar sein sollte, statt sich im Reichstage von Leuten vertreten zu lassen, die in ihrer Eitelkeit und Eigenwilligkeit einander an Undankbarkeit zu überbieten bemüht sind.

Der chinesische Saal, der beiläufig eine Länge von 22 und eine Tiefe von 12 Schritten hat, zeigt drei Flügelthüren, von denen sich die eine auf den Speisesaal, die andre auf das oben erwähnte zweite Vorzimmer, und die dritte auf den gleichfalls auf die Wilhelmstraße hinausschenden Billardsalon öffnet. Dieser ist ebenso tief als der eben beschriebne Raum, aber ungefähr drei Schritte kürzer. Die Tapete zeigt großblumige Arabesken, dunkelblau und golden auf lichtgrauem Grunde, in einer Einfassung von Goldleisten. Das Parkett setzt sich aus hellgrauen und dunkelgrauen Platten von der Form eines Achtecks zusammen, zwischen denen Quadrate eingefügt sind, worin sich immer ein kleineres mit einer Sternblume befindet. Die doppelten Gardinen sind außen wie die im Vorzimmer, innen von gelber Seide. Mit gelbem Seidenstoff sind auch die drei Sofas, die Lehnsessel und die andern Polstermöbel bekleidet, die sich neben schwarzen und vergoldeten Rohrstühlen an den drei innern Wänden hinreihen. Zwischen den drei Fenstern des Saales blinken die Scheiben von großen Pfeilerspiegeln, die dem Stile nach aus der altpreußischen Zeit stammen. Daneben und weiterhin an den Wänden strecken zehn Wandleuchter ihre siebzig Arme aus. Ein französisches Billard mit einem Stande für Queues, ein länglich-runder und zwei viereckige Tische von Mahagoni, sowie zwei Spieltische bilden das übrige Mobiliar. Vor dem einen Sofa liegt ein Teppich mit dunkelroten Arabesken auf gelblich-grauem Grunde. Zuweilen breiten sich andre Teppiche in Gestalt von großen, langhaarigen Fellen mit gehörnten und ungehörnten Tierköpfen hier aus — Trophäen der Jägergeschicklichkeit des Fürsten in fernen Wäldern. In den Ecken auf der Fensterseite stehen auf runden Piedestalen, die gelb und schwarz marmoriert sind, große Vasen von einem schwarzen, geschliffnen Steine mit russischen Charakteren. Vor dem Mittelfenster gewahren wir eine schöne Büste

des Kaisers von weißem Marmor, und dieser gegenüber an der Wand ein großes Porträt des Kaisers in ganzer Figur. Die Thüren des Saales zeigen gelbe Maserfelder, die in der Mitte eine Sternblume haben, in dunkler, oben und unten gekreuzter Mahagonieinfassung.

Weltgeschichtliche Erinnerungen, die Geister ausschlaggebender Unterredungen durchschweben diesen Saal. 1864 fand hier die entscheidende Besprechung mit dem „Herzog von Schleswig-Holstein" statt, bei der er sich infolge seiner Kurzsichtigkeit plötzlich in einen bescheidnen „Erbprinzen von Augustenburg" verwandelt sah. In den letzten Monaten vor dem Kriege von 1866 werden die Wände dieses Gemachs Zeugen schicksalsschwangern Meinungsaustauschs zwischen dem Herrn von Bismarck und dem österreichischen Gesandten gewesen sein. Einige Zeit später wurde der Prinz Napoleon hier empfangen, und im Frühjahr 1870 konnte man die schmächtige Gestalt Benedettis hier unsern Minister zu Verhandlungen erwarten sehen.

Treten wir nun durch die Flügelthür, die sich hier der zum chinesischen Saale führenden gegenüber öffnet, so gelangen wir in das Arbeitszimmer des Kanzlers, einen Raum, der bei einer Tiefe von ungefähr elf Schritten etwa zehn Schritte breit ist. Die Tapete zeigt ein Muster mit goldnen Kreuzchen auf grauem Grunde. Jede Wand ist mit braunen Streifen in schmalen Goldleisten eingefaßt. Über den langen weißen Vorhängen an den Fenstern sind kurze von dunkelgrünem Stoff. Von der Decke, die wie die in den vorigen Sälen einfach weiß getüncht ist, hängt ein Kronleuchter von Messing und Glas herab, der unten die Gestalt einer Schale und weiterhin zwei Reifen hat. Den Fußboden bedeckt ein Teppich mit blauen, hellroten und grünen Blümchen auf dunkelrotem Grunde.

Es fehlt hier nicht an Bildern. Wenden wir uns der Wand rechts von der Thür zu, durch die wir eingetreten sind, so bemerken wir über einem breiten, mit dunkelrotem Wollenstoff überzognen Schlafsofa mehrere Porträts in einfachen Goldrahmen, zu oberst den Kaiser im Zivilanzuge, eine Lithographie oder Kreidezeichnung, dann dessen Schwester, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, und noch zwei kleine Photographien, die den Kaiser in Generalsuniform darstellen. Vor dem Sofa lag 1870 das Fell

einer weißen Löwin, in dessen Kopfstück zwei helle Glasaugen funkelten. An der nächsten Wand, nicht weit vom Sofa, begegnet uns, von Goldleisten eingefaßt, das Bild des Königs von Bayern in bürgerlicher Kleidung, unter dem ein schwarz eingerahmtes kleineres hängt, das, in Wasserfarben ausgeführt, den verstorbnen König von Italien zum permanenten Gast im Zimmer des Kanzlers macht. Es hat eine interessante Geschichte, die in einem spätern Kapitel nach einer Mitteilung des Fürsten selbst erzählt werden soll. Viktor Emanuel, der Uniform trägt, hat eine Widmung unter sein bärtiges Konterfei geschrieben. Weiterhin folgen ein kleiner Mahagonitisch mit Büchern und einem geschnitzten Tabakskasten, ein weißer Kachelofen mit Kamin und eine schmale Tapetenthür. Kehren wir uns der dritten Wand zu, so steht in der Ecke ein geschnitztes Gestell für Pfeifen, unter denen sich Weichsel- und Jasminrohre mit dicken Meerschaumköpfen ohne Beschlag befinden. Daran reiht sich ein Schrank, in den eine Spiegelscheibe eingefügt ist, auf der das Porträt einer Dame in ganzer Figur lehnt, die ein geschnitzter Eichenrahmen umschließt. Es ist die Gemahlin des Prinzen Karl, seit einigen Jahren verstorben. Dahinter hängt in schwarzer Einfassung ein rotes Gipsmedaillon mit der Profilbüste Moltkes, und darüber wieder blicken aus goldnen Rahmen die in Lebensgröße lithographisch ausgeführten Brustbilder des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Einzigen auf uns herab. Weiterhin begegnen unsre Augen über einem Stehpulte mit Landkarten, das, wie alle Möbel dieses Zimmers, von Mahagoni ist, einer gleichfalls mit Gold umrahmten Photographie der Fürstin von Bismarck. Daneben führt eine zweite Tapetenthür in das Schlafzimmer des Kanzlers. In der Ecke zwischen ihr und dem einen Fenster steht ein kleiner Schrank, und zwischen beiden Fenstern befindet sich ein Trumeau von der Art der im Billardsaal bemerkten. Die Wandhälfte links von der Thür, durch die wir hereingekommen sind, zeigt das einzige Ölgemälde des Gemachs, ein lebensgroßes Porträt der Tochter des Fürsten in weißem Ballkleide, umgeben von einem ovalen Goldrahmen. Darunter steht ein Cylinderbüreau, auf dem wir einen Hirsch und ein Wildschwein von Gußeisen und ein Thermometer in der Form einer Litfaßsäule gewahren, und an das sich ein kleiner Tisch mit Handschuhen und weiß und gelben Militärmützen anschließt.

Der Schreibtisch des Ministers, den unsre Nachkommen wohl in einem historischen Museum antreffen werden, nimmt ungefähr die Mitte des Zimmers ein, hat eine Breite von etwa dritthalb und eine Tiefe von etwa zwei Metern und ist so gestellt, daß der an ihm Arbeitende das Gesicht der zuletzt geschilderten Wandhälfte mit dem Ölgemälde zukehrt. Über ihm hängt ein rotwollner Klingelzug von der Decke herab, der manch liebes mal den Kanzleidiener vor der Thür zu dem Befehle rief, mich vor diesen Schreibtisch herauf zu zitieren. Man eilte dann, alles stehen und liegen lassend, ohne Umsehen hinauf, stand vor dem Chef wie der Leutnant vor dem General, Hand an der Hosennaht, nur Ohr und Gedächtnis, und eilte darauf wieder an seinen Platz, um das Befohlne so geschwind als thunlich zu Papier zu bringen. Mißverständnisse durften nicht vorkommen, Fragen in betreff des Gehörten waren ebenfalls meist ausgeschlossen, die Vorstellung, daß etwas nicht angehen werde, wäre zorniger Antwort begegnet. Es mußte angehen, und siehe da, es ging auch meistens. Eine strenge Schule, aber wer die Ehre haben will, mit einem großen Manne ersten Ranges direkt zu verkehren, ihm und damit seinem Lande zu dienen, von ihm zu lernen, muß sich über einige Härten in seiner Natur hinwegsetzen können, und das war hier um so leichter, als der Kanzler niemals etwas nachtrug, und als er außerdienstlich in hohem Grade liebenswürdig sein konnte. Übrigens erging es andern, auch sehr Hochgestellten, nicht besser. „Ich fürchte mich allemal, wenn ich zu ihm hinauf muß," sagte Exzellenz von Thile eines Abends zu mir.

Betrachten wir den Schreibtisch und dessen Zubehör weiter, so stehen vor ihm zwei wie das Sofa überzogne Polsterstühle, in deren einem der Fürst beim Erscheinen von Besuch Platz zu nehmen pflegt, während er den Gast sich in den andern zu setzen einlädt. Beim Arbeiten dient ihm der hinter dem Schreibtische stehende eichene Armsessel mit niedriger durchbrochner Lehne. Zur rechten Hand hat er neben sich eine Etagere, auf der oben vor den Füßen eines großen Windhundes von Bronze Couverts und Briefpapier, weiter unten Ledermappen mit Akten und ganz zu unterst vier oder fünf dicke Folianten liegen. Zur Linken des Schreibenden ist eine andre Stellage mit einigen Handbüchern. Ich

traf bei einem Besuche, den ich dem Zimmer im Jahre 1873 machte, u. a. hier die schwerleibigen Bände der Ordenslisten von 1862 und 1868, ein Heft von Petermanns „Mitteilungen“ und den Guide diplomatique von Martens an, ferner das Werk „Hymnarium, Blüten lateinischer Kirchenpoesie“ (Halle, 1868), Gottfried Cohns „Verfassung und Geschäftsordnung des englischen Parlaments,“ Joels „Russische Sprachlehre nach Ollendorfs Methode“ und Schmidts „Kleines deutsch-russisches und russisch-deutsches Lexikon.“ Auf der mit grünem Tuche beschlagnen Platte des Schreibtisches liegt für gewöhnlich eine Lage rosarotes Löschpapier, auf der der Kanzler schreibt. Rechts davon bemerken wir unter einer Glasglocke eine vergoldete Pendüle, an der ein spanisch gekleideter Maler mit einer Tafel und einem Griffel oder Pinsel sitzt. Ferner gewahren wir auf dem grünen Tuch ein einfaches weißes Porzellanschreibzeug mit etwas Vergoldung, vier oder fünf Bleistifte größter Sorte, deren sich der Minister beim Schreiben jetzt vorzugsweise bedient, ebenso ein halb Dutzend Schwanenkiele mit kurzgestutzten Fahnen, die ihm von der kunstreichen Hand des Hofrats Willisch, eines Chiffreurs unten, geschnitten werden, eine Papierschere, ein Petschaft, ein paar Stangen Siegellack und einen Handleuchter mit zwei Kerzen.

1873 kamen dazu noch verschiedne andre Gegenstände: ein Briefbeschwerer mit einem Stück von dem famosen riesigen Zinklöwen, der bis 1864 als Denkmal des Sieges der Dänen bei Idstedt auf dem Flensburger Friedhofe stand und jetzt zu den Trophäen des Berliner Zeughauses gehört, und zwei andre Briefbeschwerer in Form runder dicker Metallscheiben, unter denen der eine von einer 1866 eroberten österreichischen Kanone, der zweite aber von einem 1870 den Franzosen abgenommnen Geschütze stammte, ein schwarz-weiß-roter Tintenwischer, zwei säulenartige Cigarrenguillotinen, ein Aschenbecher in Gestalt einer großen tulpenartigen Blume, der jetzt wie die beiden unmittelbar vorher genannten Utensilien beiseite gestellt worden ist, da der Fürst schon seit mehreren Jahren das Cigarrenrauchen aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hat; ferner ein paar Gegenstände wie altrömische Bronzelampen mit Griffen, die von grünen Schlangen gebildet werden, und ein Terrakottanapf mit Massinissa und Sophonisbe.

Endlich lagen damals auf diesem Tische etliche Bücher: die rotgebundne Rangliste, Hirths „Parlamentsalmanach," die Gothaischen Taschenbücher, ein Kursbuch und Henry Wheatons Commentaire du droit international.

Was könnte der Schreibtisch erzählen, wenn er Verstand, Gedächtnis und Sprache hätte! Von was für Geheimnissen, was für geistigen Kämpfen, was für Eingebungen und Erleuchtungen, langsamen Gedankenentwicklungen und plötzlichen energischen Entschlüssen — von welchen Gebeten vielleicht mögen die Bilder an den Wänden Zeugen gewesen sein! Wie werden dem alten Fritzen und dem Großen Kurfürsten die Augen geleuchtet haben, wenn sie von ihrer hohen Stelle hinter dem Schreibenden ihm beim Entwerfen einer kühnen, weithin wirkenden, die deutsche Welt und mit ihr die gesamten europäischen Verhältnisse umgestaltenden Maßregel über die Schulter auf das Papier schauten!

Der Schöpfergeist, der hier waltete, ist ausgezogen, er kehrt in das Haus nicht mehr zurück. In seiner alten Werkstatt hier oben macht sichs heute vielleicht irgend ein gleichgiltiger, aber anspruchsvoller Herr von Soundso als Inhaber von drei tönenden Titeln und dreimal drei hohen Orden bequem; denn auch dieser Teil des Hauses ist umgebaut worden, und was unten war, ist heraufgerückt. Für uns aber sei es im Geiste noch wie ehedem. Der Meister weilt in der Ferne, aber für unsre Gedanken nur auf Zeit. Es ist, als ob er unsichtbar zugegen wäre. Wir vermögen uns das welthistorische Zimmer nicht vorzustellen, ohne uns ihn hinein zu denken. Wir gehen leise hindurch und halten den Atem an, als ob wir ihn stören könnten. Ein Etwas wie das Gefühl der Andacht begleitet uns. Und so würde es jedem zu Mute sein, der Empfindung für Größe und Heldenverehrung mit hierher brächte, auch nach Jahren und Jahrzehnten. Das Haus wird einst verschwinden, und mit ihm dieses Gemach. Wäre dem nicht so, so würde sich dem Besucher, der nach hundert Jahren hierher käme, diese Stimmung noch stärker aufdrängen als uns Heutigen, und die innere Stimme würde ihm zuflüstern: „Leise, der Ort ist geweihter Boden!"

Setzen wir unsre Wanderung durch die vordern Räume fort, die der Fürst von Bismarck bis 1878 innehatte, so treten wir

durch die zuletzt erwähnte Tapetenthür in das Schlafgemach des Fürsten. Es ist weiß tapeziert und hat nur ein Fenster, an dem eine weiße und dahinter eine zweite Gardine hängt, die von starkem Wollenstoff ist und rote und schwarze Arabesken zeigt. Neben der Thür steht eine kleine Mahagonikommode. Das Bett umgiebt eine rot bekleidete spanische Wand. Daneben liegen auf einer Etagere Tuchpantoffeln und ein Paar mächtige Holzschuhe, die über der Spanne mit den Reichsfarben geschmückt sind — die Liebesgabe eines kunstfertigen und patriotischen Pantinenmachers mit naivem Gemüte. Ein grün überzognes Sofa an der Wand dem Bett gegenüber, dabei ein Tisch mit einigen Polsterlehnsesseln, über dem Sofa ein alter Holzschnitt, zwei Ritter mit Pferden und Hunden darstellend, ein weißer Kachelofen und zwei Tapetenthüren, von denen die eine auf die Hintertreppe, die andre in ein Ankleidezimmer führt, vollenden die Ausstattung des Gemaches.

Indem wir uns von hier in das Arbeitskabinett des Reichskanzlers zurückbegeben, um von da aus den hintern Räumen seiner Wohnung einen kurzen Besuch abzustatten, erinnern wir uns noch, daß 1873 hier auf einem Stuhle neben dem Ofen eine große Photographie des Präsidenten Grant lehnte, die ein hübsch geschnitzter Eichenholzrahmen umgab — wohl ein Zeichen der Zuneigung, die die tüchtigen Eigenschaften der Amerikaner, ihr Realismus, der gleichwohl der Ideale nicht ermangelt und den Opfermut für solche nicht ausschließt, ihre jugendlich kühne und doch zugleich weitschauende Konzeption bei öffentlichen und privaten Unternehmungen und ihr dreistes und beharrliches Draufgehen auf Schwierigkeiten dem Fürsten einflößten, und die er mir gegenüber wiederholt äußerte.

Von den hintern Zimmern, deren Fenster auf den Hof mit seinen Nußbäumen und den Garten hinaussehen, betrachten wir nur die im Hauptgebäude, und auch die nur flüchtig. Von den übrigen, die im Flügel an der rechten Seite des Hofes liegen, sei bloß bemerkt, daß sie die Eigenschaft der Knappheit und Enge mit denen der Büreaus im Erdgeschoß gemein haben sollen.

Zuerst gelangen wir auf diesem Wege in eine schmale Stube der Fürstin, wo ein gutes Bild Bismarcks aus seiner Frankfurter Zeit hängt, dann in ein größeres Gemach, hinter dem Billardsalon,

das Theezimmer. Ein türkischer Fußteppich überspannt hier den Fußboden. Die Tapete ist weiß, und an den Wänden gewahren wir unter andern Bildern Ölgemälde, die Ahnen des Fürsten darstellen, darunter den Eltervater, dem er als jüngerer Mann äußerlich fast zum Verwechseln ähnlich gewesen sein soll. Die Polsterstühle — es giebt hier nur solche — und die Sofas sind mit karmosinfarbnem Seidenstoff überzogen. An der einen Wand steht ein Flügel der Fürstin, die eine vorzügliche Pianofortespielerin sein soll. Zwischen den Fenstern bemerken wir Spiegel in Goldrahmen mit grau und weiß geäderten Granitkonsolen, auf die man bunte Porzellanfigürchen im Rokokostile gestellt hat: eine Dame, die kokett durch eine Maske sieht, die sie sich in einiger Entfernung vors Gesicht hält, ein Herr, der ihr mit verbindlicher Gebärde einen Blumenstrauß reicht, und eine hübsche Vase mit einer Guirlande.

Das interessanteste unter den Möbeln ist ein kleiner Mahagonitisch, der das leise Nachklingen weltgeschichtlicher Thaten und Ereignisse, das in den vordern Räumen durch die Stille geht, in die Behaglichkeit dieser Familienzimmer hineintönen läßt. Wir lesen auf der an ihm angebrachten Metallplatte: „Auf diesem Tische ist der Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Februar 1871 zu Versailles, Rue de Provence Nr. 14 unterzeichnet worden.“ Ich kann hinzufügen, daß die diamantenbesetzte Goldfeder, die dem Reichskanzler von einem seiner Verehrer im Großherzogtum Baden zu diesem Zwecke übersandt worden war, bei dem von der Platte genannten Akte wirklich gebraucht worden ist. Irre ich nicht, so erfolgte auf demselben Tische auch die Unterzeichnung der Verträge mit Bayern, die in den äußern Bau des Deutschen Reichs den Schlußstein setzte. Von selbst versteht sich, daß für das sonst ziemlich wertlose Stück Hausrat, das auf diese Weise vom Kanzler zu Rang und Bedeutung erhoben worden ist, der Besitzerin ein ganz ähnliches zurückgelassen wurde.

Auf das Theezimmer folgt in der hintern Reihe das, wo der Fürst zu frühstücken pflegt, wo die Familie daher auch zuweilen das Diner einnimmt. Es liegt hinter der einen Hälfte des chinesischen Saales und ist gleich dem vorigen mit einem türkischen Teppich, rot bekleideten Polstermöbeln und vergoldeten Spiegeln ausgestattet und ebenfalls mit einigen Ölgemälden geschmückt, unter

denen sich ein Bild Friedrichs des Großen und ein Porträt Friedrich Wilhelms III. befinden. Noch sei erwähnt, daß die Namen der zuletzt geschilderten Räume eine nicht ganz unwichtige Rolle in der Tagesordnung und der Geschäftssprache der Welt unten im Hause spielen.

Gegen zehn Uhr morgens, bisweilen später, selten früher, wird von einem der Kanzleidiener ins Zentralbüreau gerufen: „Der Fürst ist im Frühstückszimmer!“ — die Reveille und das erste Signal zur Aktion für die kleine Armee der Mitarbeiter des Kanzlers, der jetzt von den expedierenden Sekretären allerlei Eingänge erhält, die mit der Post oder auf andern Wegen für ihn eingetroffen sind.

Eine Weile nachher erfolgt das zweite Signal mit dem Rufe: „Der Fürst ist im Arbeitszimmer!“ — das Zeichen, daß die Räte, die Vortrag haben, sich bei ihrem Chef melden lassen können, und daß die andern sich bereit halten sollen, zu ihm gerufen zu werden.

Zuletzt, in bewegter Zeit manchmal erst spät in der Nacht, in der Regel gegen zehn Uhr abends, erschallt für die, die der Dienst noch an das Arbeitspult fesselt — Lothar Bucher, der Getreue, immer Bereite, gehört, wenn der Kanzler in Berlin ist, stets zu den letzten —, die Retraite. „Der Fürst ist im Theezimmer!“ Damit ist die Arbeit oder die Verpflichtung, für sie gerüstet in dem Sattel zu sein, für diesen Tag zu Ende. Die Arbeiter setzen die Hüte auf und gehen, die Läden der Fenster werden geschlossen, und der Kanzleidiener löscht die Lichter aus.

Einundzwanzigstes Kapitel

Von unsrer Rückkehr aus dem Kriege bis zum vorläufigen Aufhören meines persönlichen Verkehrs mit dem Kanzler — Blicke in die diplomatische Welt — Aufträge für die Presse

Nach einigen Tagen der Erholung hatte man sich wieder an die frühere Büreauthätigkeit gemacht und sich an sie von neuem gewöhnt, sodaß alles wieder im alten Gleise ging, nur daß ich mich jetzt der mir in Versailles zu teil gewordnen Vergünstigung weiter erfreute, von allen Ein- und Ausgängen politischer Natur, die im Auswärtigen Amte vorkamen, gleich Kenntnis nehmen zu können. Einiges hiervon wurde dem Tagebuche in Gestalt kurzer Notizen oder längerer Aufzeichnungen anvertraut, und eine Auswahl davon wieder ist abgekürzt zwischen die übrigen Erfahrungen und Beobachtungen dieser Zeit und eine Blumenlese aus den Aufträgen, die ich in dieser Zeit vom Chef empfing und mir wie vorher für die Zukunft notierte, eingeflochten. Und jetzt mögen diese vergilbten Blätter selbst wieder reden.

24. März. Heute wie in den letzten Tagen ältere und neue Depeschen und sonstige Korrespondenzen gelesen. Aus Wien ist gemeldet worden, daß die zwischen den Kaisern Wilhelm und Alexander gewechselten Telegramme Beust „sehr bewegt" haben, da hierin die von Österreich bis zur letzten Stunde bewahrte Enthaltung als eine nicht freiwillige erscheine. Es ist ihm telegraphiert worden, das Telegramm des deutschen Kaisers sei ein rein persönliches gewesen und ohne Wissen des Ministers abgesandt worden. — M. in Kassel hat berichtet, daß Madame Guisolphe aus Versailles in Wilhelmshöhe bei Napoleon gewesen sei, ferner, daß Graf Clary, als Monsieur Bertram auftretend, kurz vor unsrer Abreise zweimal im

Auftrage des Exkaisers Versailles besucht habe und dann wieder in Wilhelmshöhe erschienen sei, endlich, daß auch Graf Meulan hier seinen Besuch gemacht, und daß dessen Mitteilungen an Napoleon sehr befriedigt zu haben schienen. — Der englische Geschäftsträger in Petersburg, Horace Rumbold, ist nach einem Berichte von da ein heftiger Gegner Preußens und Rußlands. — Loftus hat nach einer an Bernstorff abgegangnen Depesche vom 17. März, die den Wunsch ausspricht, man möge jenen abberufen, geäußert, England verbiete das Bombardement von Paris und werde es durch Einwirkung der Kronprinzessin zu verhindern wissen. — Nach einer Mitteilung aus Stockholm hat der König von Schweden auch an den frühern in Metz gewesenen und dort in deutsche Gefangenschaft geratnen französischen Gardegeneral Briancourt einen Brief mit deutschfeindlichen Redensarten gerichtet.

Der hohe Herr ... hat vor seiner Erkrankung dem Trinken von Spirituosen stark gehuldigt und in diesem Zustande unverständige Befehle erteilt und phantastische Briefe aufgesetzt, die dann gewöhnlich von dem Generaladjutanten Baron Bildt und Graf Lagerberg unterschlagen worden sind.

29. März. Aus Petersburg wird uns geschrieben, daß Oubril zum russischen Botschafter in Paris bestimmt sei, und daß die Großfürstin Helene wünsche, er möge auf seinem Berliner Posten durch Walujew und nicht durch den franzosenfreundlichen Albedinski, auch nicht durch Orlow, der empfindlich sei und die Politik nach der ihm gewordnen Behandlung betreibe, ersetzt werden. Kaiser Alexander werde Walujew ernennen, falls Kaiser Wilhelm es wolle, und sie, die Großfürstin, sei bereit, dessen Wunsch zu vermitteln. Feldmarschall von Berg in Warschau soll uns sehr zugethan sein.

7. April. Abends sagte mir Bucher, Abeken, der eben wieder pfeifend durch das Zimmer ging, habe den Vertrag von Olmütz verfaßt.

8. April. Man berichtet aus Weimar „mit Genugthuung und Freude," daß in der politischen Stimmung des Großherzogs (von Weimar) „seit einiger Zeit ein bedeutender Umschwung eingetreten ist." Während der Großherzog seit dem Frühjahr von 1866 mit dem Berichterstatter niemals über politische Fragen gesprochen und die Berührung solcher, selbst der brennendsten und selbst in den ent-

scheidendsten Augenblicken stets geflissentlich vermieden und auf Privatangelegenheiten abgelenkt hat, hat er neulich bei einem Hofkonzert die innern Angelegenheiten des Deutschen Reichs zum Gegenstand eines Gesprächs mit ihm gemacht und dabei seine hohe Freude und Bewunderung über die erste Kammerrede des Kanzlers gegen die Ultramontanen ausgedrückt. Gestern, so fährt der Bericht fort, habe der Großherzog bei einem Diner desselben Themas gedacht und sich wieder sehr lobend über den Chef ausgesprochen, dem er bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin persönlich habe danken wollen, ihn aber nicht zu Hause getroffen habe. „Das Eis ist — so schließt die Korrespondenz — nun hoffentlich gebrochen, und unsre Beziehungen zu dem Großherzog werden sich nun wohl besser gestalten."

Wahrscheinlich an einem der unmittelbar vorhergehenden oder folgenden Tage des April gab mir der Chef die nachstehenden Gedanken zu einem Artikel für die Presse an: „Als die Zentrumspartei unter wesentlicher Mitwirkung Savignys gestiftet wurde, war man im Publikum zu der Annahme geneigt, daß er die Regierung, der er bis 1866 als Beamter angehört hatte, auch ferner unterstützen wolle. Dabei wurde aber ein Wendepunkt übersehen, der in seiner Haltung eingetreten war. Nach dem ersten Entwurfe der Bundesverfassung war ihm die Stelle eines Bundeskanzlers zugedacht, die freilich damals nur ungefähr die Bedeutung der eines Präsidialgesandten haben sollte, wie ihn Österreich einst in Frankfurt gehabt hatte. Als durch ein Amendement des Reichtags der Paragraph, wonach der Bundeskanzler verantwortlich sein sollte, in die Verfassung kam, wurde dessen Stellung eine ganz andre. Er mußte der Leiter der Reichsgeschäfte und der Reichspolitik werden, und diese Stellung dem Herrn von Savigny anzuweisen hat nie in der Absicht des Königs gelegen. Das war aber eine starke Enttäuschung für Savigny, und mit dieser Enttäuschung hingen für ihn noch äußere Unbequemlichkeiten zusammen, namentlich die Notwendigkeit, die von ihm bereits bezogne und von ihm recht behaglich eingerichtete Wohnung im Bundeskanzleramte wieder zu räumen."

14. April. Der Chef wünscht, daß die im Avenir de Loire et Cher und in der Revue des Deux Mondes enthaltnen „Räubergeschichten," nach denen wir im Hause der Madame Jessé Silber-

zeug und Tischwäsche mitgenommen hätten, und der Kanzler der armen, bedrängten Frau eine wertvolle Pendule abzudrücken versucht haben soll, in der Presse, „aber nicht in Berliner Blättern“ in Abrede gestellt, und der wahre Hergang der Dinge erzählt werde, wozu er mir die nötigen Mitteilungen an die Hand giebt. Der Artikel erschien am 18. d. M. in der Kölnischen Zeitung.

16. April. Nach den Angaben des Chefs für die Kölnische Zeitung folgenden Artikel gemacht: „Was dem einen recht ist, soll nach dem Sprichwort dem andern billig sein. Oder hätte der Junker Alexander etwa allein Recht? Seit geraumer Zeit wird das Westende von Paris bombardiert, und zwar ohne vorherige Anzeige. Auf die türkische Gesandtschaft fiel ein Hagel von Granaten; desgleichen regnete es deren in der unmittelbaren Umgebung der Wohnung des amerikanischen Gesandten, sodaß Herr Washburne sich genötigt sah, nach einem andern Stadtteil auszuziehen. Dies geschieht von seiten einer Regierung, bei der diese Diplomaten beglaubigt sind, und siehe da, diese beklagen sich nicht darüber. Auch von ihren Kollegen ist nichts der Art zu hören gewesen. Wenn wir Deutschen kein Gedächtnis hätten, müßten wir dieses resignierte Schweigen ganz in Ordnung finden; denn niemand, der seinen Wohnsitz in der Festung nimmt, ist berechtigt, zu schreien, wenn deren Schicksal ihn mit trifft, und Diplomaten machen von dieser Regel so wenig eine Ausnahme wie andre Sterbliche. Da wir aber ein Gedächtnis haben, so wird es erlaubt sein, zu fragen: Warum schrieen, warum protestierten die in Paris wohnenden Diplomaten gegen unsre Bomben so laut, warum entrüsteten sie sich so energisch damals, wo die Mehrzahl der Herren bei niemand mehr akkreditiert war und somit keinen amtlichen Charakter hatte? Was wir meinen, ist die unter dem 13. Januar d. J. ergangne Kundgebung von achtzehn Gesandten, Geschäftsträgern und Generalkonsuln gegen die Beschießung von Paris durch die deutsche Belagerungsarmee. Man beklagte sich damals, daß auch Angehörige neutraler Nationen verletzt worden und fortwährend bedroht seien. Man beklagte sich ferner, daß die Beschießung begonnen worden sei, ohne daß vorher Anzeige geschehen und so den betreffenden Diplomaten Gelegenheit geworden sei, ihre Schutzbefohlnen vor der Gefahr zu warnen. Man trat im Gefühl seiner Verantwortlichkeit

zu einer Resolution zusammen, die einmütig gefaßt wurde, und in der man mit Bezugnahme auf die Grundsätze und Gebräuche des Völkerrechts das Verlangen stellte, es möchten Maßregeln getroffen werden, daß es den Landsleuten gestattet sei, ihre Person und ihr Eigentum in Sicherheit zu bringen. Nichts von dem allem jetzt. Sollen wir uns das Rätsel damit lösen, daß wir annehmen, es sei persönliche Parteinahme gewesen, Parteinahme gegen Deutschland und für Frankreich, die die Klage veranlaßte?" Ich ließ dann die Namen derer folgen, die damals protestiert und jetzt geschwiegen hatten.

17. April. In Bezug auf einen von der Nationalzeitung" reproduzierten Artikel des Standard wünscht der Kanzler, daß folgendes in die Kreuzzeitung gebracht werde: „Von dem Gerüchte, daß hier in Berlin der Wunsch gehegt werde, England und Frankreich nicht mehr durch Botschafter sondern durch einfache Gesandte vertreten zu sehen, hat der Standard Veranlassung genommen, sich für eine solche Veränderung des während des repräsentations- und dekorationslüsternen zweiten Kaiserreichs und auf dessen Anregung aufgekommnen Usus auszusprechen. Wir wissen nicht, was an dem Gerüchte Wahres ist, halten aber die Gründe, die es dem englischen Blatte wahrscheinlich machen, für zu weit hergeholt. Näher liegt die Betrachtung, daß die alte Diplomatie, deren Förmlichkeiten und Rangstreitigkeiten die Geschäfte manches Kongresses um Wochen verzögert haben, überhaupt in der heutigen Entwicklung der Völker und ihres Verkehrs ihre Stelle nicht behaupten kann. Die Geschäfte erfordern eine in frühern Zeiten nicht geahnte Schleunigkeit, und Eisenbahnen und Telegraphen stellen die Mittel dazu zur Verfügung. Der Vorzug, mit dem man das Institut der Botschafter verteidigt, der persönliche Zutritt zu dem Souverän, wird unsers Bedünkens weit überwogen durch die mittelalterlichen Ranganssprüche, die ein diplomatischer Vertreter, solange er einmal Botschafter heißt, nicht aufgeben kann, und die ihm doch dem Hofe, bei dem er beglaubigt ist, seinen Kollegen und der Regierung des Landes nichts weniger als bequem machen."

18. April. Bucher bringt mir von oben die folgenden Gedanken zu einem Artikel für Braß (Norddeutsche Allgemeine Zeitung): „Im allgemeinen geht die Revolution den Revolutionären zu

langsam. Der Gedanke fliegt der trägen Realität voraus, und schon mancher Freiheitskämpfer hat sich mit dem Spruche Lessings zu trösten gehabt, wonach es zu allen Zeiten Männer gegeben hat, die richtige Blicke in die Zukunft des Menschengeschlechts gethan, aber sich darin geirrt haben, daß sie für das Werk von Monaten und Jahren hielten, wozu die Geschichte Menschenalter und Jahrhunderte braucht. Eine der merkwürdigsten Seiten des heute in Frankreich spielenden Dramas ist es, daß die Entwicklung der Dinge den meisten Revolutionären zu schnell geht; die Ereignisse laufen dem Gedankengange, den Wünschen, Hoffnungen und Interessen des Einzelnen voraus. Am 12. März im ganzen Lande die Wahl einer Volksvertretung durch allgemeines Stimmrecht und die Einsetzung einer Regierung durch diese Körperschaft. Am 18. schon in Paris die rote Fahne aufgepflanzt, und zwar in allem Ernste. Garibaldi, bei dessen Erscheinen im europäischen Zentralmob zu Genf vor einigen Jahren die Alpen in Ehrfurcht ihr Haupt entblößten, der wieder ein paar Jahr früher in London von der höchsten Aristokratie gehätschelt wurde, sieht sich in der Lage, die ihm zugedachte große Rolle in dem Drama abzulehnen. Jetzt kommt die Reihe auch an die Polen. Den Freunden Polens in London und den seit vierzig Jahren im Hotel Lambert zu Paris thätigen Diplomaten ist der Sprung bis zum General Dombrowski zu groß. Der Graf Ladislaus Plater will in seinem gestern mitgeteilten Schreiben von einer Solidarität der polnischen Emigration mit den Pariser Roten nichts wissen; jeder solle für seine Handlungen allein verantwortlich sein. Aber wird denn die Welt über diesem Schreiben vergessen, daß in allen Ländern die Masse dieser Polen auf seiten der Parteien gestanden hat, die die staatliche Ordnung bekämpfen, die gesellschaftliche Ordnung unterwühlen, und daß es als der Ruhm der polnischen Emigration von andern und von ihr selbst verkündigt worden ist, diesen Beruf zu erfüllen? Wir glauben nicht. Wir sind vielmehr der Meinung, daß die Welt in dieser Verwahrung des polnischen Grafen ein indirektes Geständnis erblicken wird, daß dem so gewesen ist, und daß man in den Vorgängen an der untern Donau einen neuen Beweis sehen wird, daß es bis jetzt nicht anders geworden ist."

Abends zum Chef gerufen, der nachstehendes in die Nord-

deutsche Allgemeine Zeitung haben will: „Eine Versammlung von Katholiken jedes Standes und Berufes in München hat den Beschluß gefaßt, den König Ludwig zu bitten, daß er mit allen gesetzlichen Mitteln die gefährlichen Folgen der Unfehlbarkeitslehre abwehren, ihre Verbreitung in den öffentlichen Bildungsanstalten verbieten und rasch energische Fürsorge treffen wolle, daß das Verhältnis zwischen Kirche und Staat auf dem verfassungsmäßigen Wege neu geregelt werde. Die entworfne Adresse wurde auf der Stelle von etwa zweihundert Personen unterzeichnet und ist an vielen Orten zur Aufnahme von Beitrittserklärungen ausgelegt. In den meisten Städten Bayerns wird ähnliches vorbereitet. Daß die Bewegung gegen die Konzilsbeschlüsse aus der gelehrten Welt und dem geistlichen Stande heraustreten und die Laien erfassen werde, war voraus zu sehen. Daß dies gerade jetzt geschehen ist, ist unverkennbar dem Auftreten der Partei im deutschen Reichstage zuzuschreiben, die den Namen einer vorzugsweise katholischen für sich in Anspruch nimmt. Ihren Mitgliedern wird jetzt ein neuer Beweis geliefert, daß sie einen Mißgriff begangen haben, als sie in einer politischen Versammlung lediglich auf konfessioneller Basis mit Ausschluß der politischen Stellung eine Fraktion bildeten und angriffsweise gegen die übrigen Fraktionen und herausfordernd gegen die Bundesregierung vorgingen. Die erste Lehre, die die Herren durch ihre Niederlage im Reichstage erhielten, scheint noch nicht zur Selbsterkenntnis geführt zu haben; denn anstatt den Grund davon in sich selbst zu suchen, machen sie nach der Weise herrschsüchtiger Charaktere andre dafür verantwortlich und bezeichnen es, wie man hört, als eine Art von Felonie, daß die verbündeten Regierungen ihnen nicht beigesprungen sind. Vielleicht wird die Bewegung in Bayern sie überzeugen, und wenn diese nicht, so werden es künftige Ereignisse thun. Denn die Logik der Dinge, die sich an ihnen rächt, wird mit diesem Schritte nicht ruhen. Die Abweisung jeder politischen Basis seitens der Klerikalen muß alle Parteien, die politische Zwecke verfolgen, wie weit diese auch auseinander liegen mögen, der kirchlichen Partei gegenüber zu Verbündeten machen, und der Angriff, den diese unpolitische Partei unternommen hat, wird die politischen bewegen, gegen andre Angriffe geeignete Verteidigungsmaßregeln zu ergreifen."

Nach einem Berichte aus München neigen der einflußreiche Kabinettsrat Eisenhart und die Minister von Lutz und von Schlör sich der Döllingerschen Bewegung im allgemeinen zu, und die Regierung würde, wenn sich aus ihr eine Tendenz zur Gemeindebildung entwickelte, die „Altkatholiken," das heißt die, die das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht annehmen wollen, in ihren vermögensrechtlichen Verhältnissen schützen. — Eine Zuschrift aus der Schweiz gelesen, die an unsern Gesandten in Bern mit dem Bemerken geschickt wird, sie sei von einem guten Beobachter. Es heißt darin, die Deutschen wären an dem Unfuge, der bei deren Friedensfeier in Zürich stattgefunden habe, selbst schuld, sie hätten großgethan mit Erfolgen, die sie nicht erfochten hätten, und wären bisher Parasiten gewesen. Wenn jetzt die „vornehme" schweizerische Presse den Berichten dieser Deutschen, die alles falsch darstellten, sekundiere, so wäre es erstens die liberale Partei, die aus der Sache gegen das demokratische Element Kapital schlagen wolle, zweitens aber die mit ihr zusammenfallende Gotthardspartei, die Angst hätte, daß Deutschland sich aus irgend welchem Grunde von der Förderung dieses Projekts zurückziehen könnte.

20. April. Aus Wien schreibt man uns, Beust suche sich dem Ministerium Hohenwart[1] zu nähern; denn im österreichischen Staatsleben sei eine Kraft wirksam, die stärker sei als der Reichskanzler, und die ihn zwar jetzt noch schone, ihn aber gelegentlich stürzen könne. Manche Dinge, die jetzt geschähen, seien wohl auf die Kabinettskanzlei des Kaisers zurückzuführen, also auf Herrn von Braun, der, mit einer Frankfurterin verheiratet, vielfach mit dem ehemaligen Senator Bernus verkehre, der seinerseits häufig mit Frese zusammen sei. — Unter den Konzepten findet sich das zu einer Instruktion an W. in München, datiert vom 17. d. M., die folgendermaßen lautet:[2] „In meinem Telegramm vom 7. habe ich die Haltung der klerikalen Fraktion im Reichstag erwähnt, in welcher die feindliche Tendenz gegen die Reichsregierung immer mehr zu Tage tritt. Es konnte anfangs erwartet werden, daß die sich bildende Partei, wenn auch mit einer katholischen Färbung, doch

[1] seit dem 7. Februar 1871.

[2] Vgl. G. u. E. II, 125 f.

dem konfessionellen Gegensatz nicht jeden politischen Grundsatz unterordnen, sondern sich zum Teil auf den Boden konservativer Prinzipien und einer ehrlichen Förderung der gemeinsamen nationalen Interessen mit der Reichsregierung vereinigen und dieselbe unterstützen würde, in ähnlicher Weise wie die streng kirchlich gesinnten in der evangelischen Kirche dies thun, ohne auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten. In dieser Erwartung hatte die Regierung eine freundliche Haltung gegenüber der Partei bewahrt und bei der Adreßdebatte gegen die unverhüllt hervortretenden Erwartungen einer deutschen Intervention in Italien sich jedes Widerspruchs enthalten, um dem Ausdruck der verschiednen Wünsche und Anschauungen freien Lauf zu lassen. Schon die Adreßdebatte und noch mehr die darauf folgenden Debatten über die Einführung einiger Grundrechte in die Reichsverfassung haben aber gezeigt, daß die klerikale Partei sich zu einer kompakten Masse auf rein konfessioneller Grundlage gebildet hat und dem konfessionellen Interesse jedes andre nationale und politische zum Opfer bringen will. Die Folge davon ist, daß sie alle andern Parteien, und namentlich alle Katholiken, welche an der nationalen Sache festhalten, zu ihren Gegnern gemacht hat und keine andre Unterstützung als die der hannoverschen Partikularisten findet. Ich bedaure lebhaft dieses taktlose und ungeschickte Vorgehen, welches den konfessionellen Gegensatz auf die Spitze zu treiben strebt. Der Regierung hat die Fraktion, wie ich höre, es als eine Art Kriegserklärung angerechnet, daß von bundesrätlicher Seite keine Unterstützung der klerikalen Bestrebungen stattgefunden hat. Die Regierungen finden dagegen, daß die aggressive Tendenz der Fraktion, welche nur die Fortsetzung der von klerikaler Presse längst eingenommnen und auch jetzt leider noch bewahrten Haltung ist, natürlich auch auf die Stellung der Regierung einwirken und die letztere zu einer Defensive drängen muß, in welcher sie um wirksamer Abwehr willen sich genötigt sehen kann, auch ihrerseits aggressiv gegen die Partei aufzutreten. Die schroffe Haltung, welche die klerikale Partei eingenommen hat, ist ein wirksamer Bundesgenosse der Döllingerschen Bewegung, welcher dadurch Sympathien auch in Kreisen zugewendet werden, denen solche früher fremd waren, und welche nun in diesem Vorgehen die Bestätigung dessen finden, was Döllinger und seine Freunde über die Unver-

einbarkeit der klerikalen und ultramontanen Tendenzen mit den Forderungen des nationalen Gemeinwesens behaupten." W. soll in diesem Sinne vertraulich mit Bray sprechen. — Dies ist, wie ich aus einem Berichte W.s ersehe, geschehen, und der bayrische Minister hat der obigen Auseinandersetzung zwar beigestimmt, doch mehr aus Bedauern über das ungeschickte Auftreten der Klerikalen im Reichstage, das den Regierungen das wünschenswerte Zusammengehen mit ihr unmöglich mache, als auf Grund der Überzeugung, nun gegen sie vorgehen zu müssen. Auch Döllinger, hat er geäußert, wäre zu weit gegangen.

21. April. Der Chef wollte heute morgen einen Aufsatz für die Kölnische Zeitung, worin die geistige Ohnmacht der Franzosen im Vergleiche mit ihrer Einbildung hervorgehoben und auf den Umstand hingewiesen werden sollte, daß sie in der letzten Zeit immer ihr Heil von Fremden erwartet hätten, ein Thema, für das er mir den Gedankengang angab. Der Artikel lautete: „In dem Briefe eines in diesen Tagen aus Paris geflüchteten, jetzt in Versailles befindlichen Nichtfranzosen heißt es: »Die Truppen, über die die Insurgenten verfügen, belaufen sich auf etwa 120000 Mann. Dazu kommen noch zehn- oder zwölftausend mehr oder weniger überzeugte Republikaner, die von auswärts, aus den Provinzen, aus Belgien und aus England eingetroffen sind, und vielleicht ebensoviele von den Geschwornen- oder Polizeigerichten verurteilte Verbrecher. Eine große Anzahl der Nationalgarden verlangt, lediglich gezwungen marschierend, nach nichts sehnlicher als nach dem Augenblicke, wo man genötigt sein wird, die Waffen niederzulegen. Die übrigen bestehen aus Arbeitern, die friedlicher Rückkehr zu ihren Werkstätten den Sold der Kommune, die täglichen Katzbalgereien und das tägliche Vergnügen vorziehen, auf Gendarmen und ehemalige Polizeidiener Jagd zu machen. Lange kann das nicht vorhalten, es wäre gegen die Natur, wenn sich unter diesen Tausenden von faulenzenden Arbeitern und unter diesen Insurgenten aus Furcht nicht bald Ekel an solchem Leben, Überdruß über die Mühen des Soldatenhandwerks und Auflösung der Disziplin geltend machten. Für jetzt weiß sie allerdings Dombrowski noch zusammenzuhalten, indem er sich einer gewissen Popularität erfreut. Es ist dies ein neues Zeichen der außerordentlichen geistigen Verarmung und Willensschwäche der

heutigen Franzosen und besonders der Pariser. Man rühmt sich, der Mittelpunkt des Kulturlebens, der Brennpunkt der Intelligenz der Gegenwart zu sein, und siehe da, immer hat man in den letzten Krisen seine Führer aus der Fremde genommen, sein Heil von Ausländern gehofft. Man ließ sich nach dem Sturze des Kaiserreichs von Gambetta tyrannisieren. Man setzte zu gleicher Zeit seine Hoffnung auf Garibaldi, einen andern Italiener, und derselbe würde jetzt in Paris Diktator sein, wenn er gewollt hätte. Statt seiner müssen es jetzt Polen von der bekannten Barrikadenheldenzunft thun, Dombrowski, Okolowitsch und andre. Daneben endlich der unter der Ordnungspartei fast allgemeine Wunsch, da in Versailles keine Energie zu sehen sei, möchten die Deutschen — also wieder Fremde — sich der Wiederherstellung gesetzlicher Zustände annehmen.« Kaum ein andres Volk der Welt (das Folgende fast ganz wörtliche Äußerung des Kanzlers) würde sich in so kläglicher Weise seine Helden vom Auslande borgen, kaum ein andres wie diese Pariser, die sich als Creme der Zivilisation rühmen lassen, die in Wahrheit aber die Rothäute des Straßenpflasters, ideenbar und willensschwach wie Wilde sind, sich von energischen, wenn auch sonst nicht bedeutenden Fremden den Zaum im Munde nach Zielen hinlenken lassen, die in jeder Beziehung ihren Interessen entgegen sind. In der That, eine geradezu abstoßende, über die Maßen erbarmenswerte Herabgekommenheit!"

24. April. Zum Chef geholt, erhielt ich diesen Abend Auftrag und Information zu einem Artikel für die Kölnische Zeitung, der Nachstehendes sagte: „Wenn die französischen Schiffe, die zum Rücktransport von vierzigtausend französischen Kriegsgefangnen nach Glückstadt gekommen sind, unverrichteter Sache wieder zurückkehren müssen, so hat der Reichskanzler in seiner letzten Rede vor dem Reichstage die Gründe dafür mit hinreichender Deutlichkeit angegeben. Nach dem Präliminarfrieden sollten die Gefangnen ausgeliefert werden, dagegen aber die französische Regierung bis zum definitiven Frieden mit Ausnahme von vierzigtausend Mann in Paris keine Truppen zwischen Seine und Loire aufstellen dürfen. Mit Rücksicht auf die Verlegenheit, die der Regierung des Herrn Thiers aus dem Kommunistenaufstand erwuchs, erhob man deutscherseits keinen Einspruch gegen die Ansammlung eines Heeres von mehr als vierzigtausend Mann bei Versailles, ja dieselbe wurde sogar durch

Freilassung von Gefangnen in großem Maßstabe eine Zeit lang unterstützt. Verpflichtet aber war man hierzu nicht mehr, diese Verpflichtung war vielmehr für so lange erloschen, als die französische Regierung nicht in der Lage war, ihrer Gegenverpflichtung, zwischen Seine und Loire eine neutrale Zone herzustellen und zu erhalten, nachzukommen. Was man deutscherseits in betreff der Freigebung von Gefangnen gewährte, war guter Wille, durch Rücksicht auf das eigne Interesse diktierte Gefälligkeit, deren Fortsetzung lediglich von Erwägung der Verhältnisse, von dem guten Willen in Versailles, von dem Vertrauen abhing, das man in Berlin in die Vertragstreue, die Energie und die Leistungsfähigkeit der dortigen Regierung setzen durfte. Dazu aber kam noch etwas andres. Noch sind die in französischer Gewalt befindlichen Gefangnen trotz des bezüglichen Befehls Favres keineswegs alle zurückgesandt, obwohl deren Freilassung schon nach der Konvention vom 28. Januar ohne Verzug erfolgen mußte, sind, wohl infolge der unabhängigen Stellung des französischen Kriegs- sowie des Marineministers, deren Unbereitwilligkeit zu rascher und strikter Erfüllung der von Favre und Thiers gegebnen Zusage auch in andern Beziehungen (z. B. bei Rückgabe der nicht vor dem Präliminarfrieden kondemnierten Kauffahrteischiffe) bemerklich wurde, noch etwa vierzehnhundert deutsche Offiziere und Soldaten aus der Gefangenschaft zu entlassen. Kann die Versailler Regierung weiteres Hinausgehen über unsre Verpflichtungen billigerweise hoffen, wo sie mit Erfüllung der ihrigen seit vollen drei Monaten auf so unverantwortliche und bedenkliche Art im Rückstande geblieben ist?"

29. April. Der Minister will folgende Aufklärung über das „doppelte Gesicht" der Pariser Kommune in die Presse gebracht wissen: „Viele Berichte aus Paris und alle, die aus Beziehungen zu der Regierung in Versailles schöpfen, kennen nur die eine Strömung, nach der der Aufstand in Paris und die Kommune ein Akt der kosmopolitischen Revolution, ein Versuch zur Verwirklichung sozialistischer und kommunistischer Phantasien ist. Daß dies der Fall ist, ist nicht in Abrede zu stellen. Es ist die kosmopolitische Revolution, die die Herren Dombrowski, Okolowitsch, Stupny, Landuski, Burnaki und andre polnische Barrikadenhelden, die die Garibaldianer und Massen von belgischen und englischen Mitgliedern der Internationalen unter die rote Fahne der Kommune führte, und der die

Reichstagsabgeordneten Bebel und Schraps ihre Sympathien entgegentrugen. Es ist der gröbste Kommunismus, der mit diesen Vorkämpfern des Umsturzes fünfzehn- bis zwanzigtausend entlassene Verbrecher und andern Abschaum und Auswurf der modernen Kulturwelt mischte. Neben diesen Vertretern und Handlangern phantastischer und verbrecherischer Gelüste geht aber in dieser Revolution, wie man sich immer gegenwärtig halten sollte, auch eine sehr wohlbegründete, von ordnungsliebenden und verständigen Elementen mitempfundne und unterstützte Bewegung her: das Begehren und Hinarbeiten nach einer vernünftigen Städteordnung, nach Befreiung der Gemeinde von lästiger und unnötiger Bevormundung und Beeinflussung von seiten des Staates, ein Streben, das sich aus der Geschichte Frankreichs erklärt und namentlich in der tyrannischen und für das Interesse der Pariser Stadtgemeinde unheilvollen Wirtschaft Hausmanns seinen Gegensatz fand. Gäbe man den Parisern eine Stadtverfassung, ungefähr wie sie Preußen in seinen Städteverordnungen seit der Hardenbergschen Zeit hat, so würden viele Besonnene und praktisch Denkende, die jetzt in Paris den Versaillern grollen, zufrieden gestellt werden und sich nicht mehr geneigt finden, die Revolution durch passives Verhalten in ihrem Widerstande zu unterstützen."

30. April. Gestern und heute eine Anzahl interessanter Schriftstücke gesehen, Verhandlungen mit Cluseret, dem gegenwärtigen General der Kommune, betreffend, die ich mir für die Zukunft notieren konnte.[1] Im ersten, das vom 10. dieses Monats datiert ist, wird Fabrice[2] telegraphisch angewiesen, Cluseret antworten zu lassen, er

[1] Die Verbindung wurde durch den bisherigen Kanzler der bayrischen Gesandtschaft in Paris, Dr. Wilhelm Cahn, vermittelt, der während des Krieges der schweizerischen Gesandtschaft attachiert war und während der Kommune freien Verkehr mit den deutschen Behörden vor Paris hatte. Auf Veranlassung des Herrn von Holstein (vom Bundeskanzleramt) traf er am 22. April mit diesem in Soisy zusammen und übernahm es, Cluseret eine persönliche Zusammenkunft vorzuschlagen. Diese fand am 26. April in Auberviller bei St. Denis in Cahns Begleitung statt, doch wurde Cluseret schon am 30. verhaftet und entsetzt. Cahn, Pariser Gedenkblätter II, 334. 336. 339. 342 ff. 345 ff. 350 f. Cluseret selbst hat darüber in seinen Mémoires II, 1—23 berichtet.

[2] Generalleutnant Alfred von Fabrice, königlich sächsischer Kriegsminister, damals deutscher Generalgouverneur in Frankreich. Er hatte seinen Sitz im Schlosse von Soisy, nicht weit von St. Denis.

werde Eröffnungen, die dieser ihm zu machen beabsichtige, entgegennehmen und zur Kenntnis des Kanzlers bringen. „Wenn er sich dann bei Ihnen einstellt — so heißt es weiter —, würde es, ohne eigentlich zu verhandeln, doch vielleicht möglich sein, ihn zur Aussprache darüber zu veranlassen, wie die Kommune sich das Geld für uns verschaffen will. Vielleicht können Sie den Leuten auch über die Aussichtslosigkeit der ganzen Sache ins Gewissen reden und eine Meinung darüber gewinnen, ob zu einer Vermittlung durch uns zwischen Paris und Versailles Aussicht ist." — Auf eine Depesche Fabrices vom 21. April, worin dieser sagt, daß die Kommune ohne Geld sei und sich, um solches zu bekommen, bereits am Eigentum von Gesellschaften und Privatleuten vergriffen habe, antwortet der Chef, der General solle immerhin wegen Übergabe von Paris an uns sondieren, aber nur zu Information und Berichterstattung. Der Gedanke, daß die Kommune wirklich zahlungsfähig sei, habe dem Telegramm vom 10. ganz ferngelegen; er habe nur Rekognoszierung der Absichten und Hilfsquellen der Machthaber in Paris im Auge. — Am 27. dieses Monats meldet Fabrice von Soisy, daß Holstein, der bei ihm zurückgeblieben ist, eine Zusammenkunft mit Cluseret gehabt habe, und daß die Kommune zur Zahlung von fünfhundert Millionen Franken geneigt sei, von denen dreihundert in der Stadt gehörigen Werten vorhanden seien und zweihundert durch Cession von Octroi erlangt werden könnten. Als Entgelt dafür beanspruche man, daß die Deutschen sich der Beteiligung an der Störung der Zufuhren nach Paris enthielten, und daß sie der Versailler Regierung die von ihnen besetzten Forts nicht auslieferten. Gleichfalls erwünscht würde es sein, wenn man sich unsrerseits um eine Verständigung der streitenden Parteien zum Behufe der Herstellung eines modus vivendi bemühen wollte. Dafür gab es eine doppelte Basis: entweder Entwaffnung der Stadt mit Nichtbesetzung derselben von seiten der Truppen der Versailler Regierung, kommunaler Verwaltung und Sicherung von einer Wiederkehr Hausmannscher und Pietrischer Budgets, oder aber Auflösung der gegenwärtigen Nationalversammlung, die kein Mandat mehr habe, und neue Berufung an Frankreich, dessen Entscheidung Paris annehmen werde. Die sozialistischen und andern Ausschreitungen habe Cluseret als jetzt überwundne phase drôle du mouvement bezeichnet. Eine

militärische Besiegung der Stadt habe er als eine Unmöglichkeit behandelt, für den Fall aber, daß Versailles über menschliches Erwarten den Sieg erringe, gebeten, zu verhindern, daß Paris zu Grunde gerichtet werde. Dies sowie die Erwartung, daß wir überhaupt vermitteln würden, sei nicht Zahlungsbedingung, sondern nur Wunsch. Der Franzose hat dann noch bemerkt, jede Unterhandlung mit uns werde ihm in Paris weniger verdacht werden, als eine solche mit der Versailler Regierung. Er hat ferner zugesagt, alle deutschen Gefangnen freizulassen, sobald man ihm angebe, wer und wo sie seien, und sofort die Freilassung des Erzbischofs zu beantragen, dessen Gefangenschaft nur ein Erbstück aus der ersten Phase der Bewegung sei. Schließlich hat er wiederholt, daß nur unsre Neutralität und Nichtabsperrung der Zufuhren wesentlich sei, da er vom militärischen Standpunkte vor den Versaillern keine Besorgnis empfinde.

Der Chef erwidert hierauf an demselben Tage, hiernach scheine ihm für den Fall, daß Cluserets Ansichten in Paris maßgebend seien, eine Vermittlung zwischen Cluseret und Versailles nicht aussichtslos; denn jene Ansichten seien gemäßigter, als er geglaubt habe, besonders in betreff der Entwaffnung. Fabrice möge doch zu erfahren suchen, was Favre zu der ersten Alternative der doppelten Basis sage. Einstweilen entspreche unsre Haltung den Erwartungen Cluserets durch Neutralität und Nichtbeteiligung an der Absperrung von Paris. Ein Erlaß, der die Gründe angebe, weshalb wir dabei bleiben wollten, werde noch dieser Tage an ihn, Fabrice, abgehen. „Die Forderung der französischen Unterhändler in Brüssel bezüglich der fünf Milliarden und der Ostbahn — so schließt das Telegramm — zeigen qu'on se moque de nous."

Ergänzt wurde diese telegraphische Mitteilung durch eine weitere, die von vorgestern datiert war, und in der es heißt, Fabrice solle die mit Cluseret gewonnene Fühlung zu erhalten und zu erfahren suchen, ob es dessen Meinung sei, daß bei Entwaffnung der Stadt und deren Nichtbesetzung durch die Versailler Truppen unsre Soldaten Paris besetzen sollten. Sei dies der Fall, so empfehle es sich, ernstliche Vermittlungen mit Versailles zu versuchen. Eine kommunale Unabhängigkeit nach Art der preußischen Städteordnung sei an sich kein unverständiges Verlangen, wofern nicht kommunistisches

Beiwerk damit verknüpft wäre. Vielleicht ließen sich die vernünftigen kommunalen Bestrebungen von den internationalen Bestrebungen trennen, und kämen wir dabei zu dem Ergebnis, daß wir mit Beistimmung beider französischen Parteien Paris besetzen, die kommunale Unabhängigkeit bis zu freier Verständigung der Franzosen untereinander gewährleisten und den innern Frieden Frankreichs mit hoher Hand vermitteln könnten, so würden wir uns günstiger als jetzt stehen und neue Bürgschaften gegen die unredlichen Bestrebungen von Versailles gewinnen. In dieser Lage sollte Fabrice jede Parteinahme gegen die Pariser vermeiden.

Der im letzten Telegramm vom 27. April erwähnte und an demselben Tage mit einem Feldjäger abgegangne Erlaß bezog sich in seinen Anfangsworten auf ein Telegramm Fabrices, nach dem Favre durch eine förmliche Note bitten wollte, daß französische Truppen mittelst der Nordbahn unsre Linien passieren und in Paris eindringen dürften, daß ferner eine Aufforderung der deutschen Militärbehörden an die Insurgenten ergehe, die Enceinte nach der Konvention vom 28. Januar zu desarmieren, und daß man der französischen Armee den Durchzug durch das Gebiet und Thor von St. Ouen gestatte. Er lautete wie folgt: „Die französische Regierung will um den Durchmarsch ihrer Truppen durch St. Ouen bei uns ersuchen. Dasselbe liegt in der neutralen Zone, deren Betreten den beiderseitigen Armeen durch die Konvention vom 28. Januar untersagt ist. Um dies bewilligen zu können, bedürfen wir der Überzeugung, daß unsre mit der französischen Regierung zu treffenden Verabredungen von derselben ausgeführt werden. Diese Überzeugung ist erschüttert worden durch die Lässigkeit der Franzosen in Erfüllung ihrer bereits fälligen Verpflichtungen und durch gewisse Anzeichen einer Neigung, Stipulationen, die schon in Wirksamkeit sind, willkürlich und abweichend vom Sinne ihrer Verabredung zu deuten. Im Verzug ist die französische Regierung mit dem wesentlichen Teile der Verpflegungsgelder, mit der Freigebung deutscher Kriegsgefangner und mit einer klaren und peremptorischen Anweisung an die Gouverneure der Kolonien und die Befehlshaber der Flottenstationen in Ostasien, die Feindseligkeiten einzustellen. Die Neigung, den bestehenden Verabredungen Deutungen zu geben, die sie niemals gehabt haben, respektive dieselben ohne neue Verständigung

mit uns zu erweitern und zu überschreiten, verrät sich in der Ansammlung von 140000 Mann, wo man nur 100000 zu halten berechtigt ist, in den Versuchen, die Kriegsschuld durch Zahlung unter Pari herabzudrücken, und, wie es zu meinem Erstaunen den Anschein hat, in den Zumutungen in betreff des Beginns der Räumung der von uns besetzt gehaltnen Landesteile. Sollte wirklich von der französischen Regierung behauptet werden, wir wären, auch ohne daß der definitive Friede geschlossen und ratifiziert ist, nach Zahlung der ersten halben Milliarde zu irgend einer Räumung verpflichtet, so wäre das eine Erscheinung, die bei mir jeden Glauben an die Loyalität dieser Regierung zerstören würde, da niemals bei der Verhandlung eine andre Meinung obwaltete, als daß zunächst der definitive Friede geschlossen sein müsse, ehe wir irgend etwas diesseits der Seine zu räumen hätten.

„Es wurde damals vorausgesetzt, daß der definitive Friedensschluß früher eintreten werde als irgendwelche Zahlung Frankreichs. Herr Thiers sprach die Absicht aus, seine Finanzoperationen frühestens nach Ablauf von zwei Monaten zu beginnen, und bekannte sich zu der Annahme, daß der definitive Friedensvertrag in vier bis sechs Wochen abgeschlossen sein werde. Es war kein Zweifel, daß die ganze jetzige Okkupation uns als Bürgschaft für den definitiven Friedensschluß dienen sollte, und der Wortlaut geht zweifellos klar dahin, daß sämtliche von uns noch zu vollziehenden Räumungen dem definitiven Friedensschluß untergeordnet sind und die Zahlungen nur auf die Abstufungen der einzelnen Räumungen Einfluß haben. Der auf diese Bestimmungen folgende Satz, der die Räumung bestimmt, die nach Friedensschluß nach Zahlung der ersten halben Milliarde stattfinden sollte, befand sich in dem Text ursprünglich nicht. Herr Thiers wünschte seine Aufnahme, Herr Favre fand sie überflüssig, ich erklärte mich für die Aufnahme, weil ich am Tage vorher zugegeben hatte, daß von dieser ersten Zahlung ein verhältnismäßig größerer und wichtigerer Räumungsabschnitt abhängig gemacht werde, als nach Maßgabe der Bedeutung des gesamten okkupierten Territoriums im Verhältnis zu den gesamten fünf Milliarden berechnet werden konnte. Herr Thiers hielt mich beim Wort, und ich bekannte mich dazu, aber es war niemals die Rede davon, daß irgend eine Räumung diesseits der Seine vor Ratifikation des definitiven Friedens stattzufinden hätte.

„Sollten hierüber von französischer Seite in der That Zweifel geäußert werden, so wollen Eure Exzellenz Herrn Favre erklären, daß ich Seiner Majestät dem Kaiser raten würde, lieber die Feindseligkeiten sofort wieder zu eröffnen, als sich eine solche Fälschung des Gedankens der Versailler Verhandlungen gefallen zu lassen.

„Die Entscheidung Seiner Majestät bezüglich der uns zugemuteten direkten oder indirekten Kooperation wird einerseits von militärischen Erwägungen, die noch schweben, und von dem Inhalt der amtlichen französischen Eröffnungen abhängig sein, die nach Eurer Exzellenz Telegramm Nummer 196 bevorstehen; andrerseits aber wird die jetzige Lage von uns zu benutzen sein, um jeder Unklarheit, die man von französischer Seite in unsre Verabredungen hineinzulegen bemüht sein könnte, vorzubeugen. Sollte Eure Exzellenz wirklich, wie es mir nach dem Inhalt Ihrer Berichte vom 22. und 23. dieses Monats scheint, zu der Vermutung Anlaß haben, daß die französische Regierung den Friedensvertrag dahin auszulegen beabsichtige, als ob der Satz im Artikel 3: L'évacuation des départements — s'opérera graduellement après la ratification du traité de paix définitif durch den darauffolgenden, nur durch ein Semikolon getrennten: après le versement — la rive droite abgeändert sei, dergestalt, daß die Worte des ersten Satzes: après — définitif durch den zweiten Satz für die im letztern bezeichneten Gebietsteile ungiltig gemacht wären, so wollen Eure Exzellenz gefälligst in ultimatischer Form sofort eine zweifellose Erklärung der französischen Regierung in dieser Beziehung verlangen. Würde dieselbe verweigert, so hätte ich jeden Glauben an die Absicht, den Frieden ehrlich auszuführen, verloren, und es würde sich alsdann empfehlen, die kriegerischen Operationen lieber früher als später wieder zu beginnen. Wir werden uns aus unsrer jetzigen Stellung nicht herauslügen lassen, sondern sie halten, bis ein definitiver Friede zu unsrer Zufriedenheit abgeschlossen ist. Um darauf einen Druck zu üben, haben wir sie uns ausbedungen. So lange die bisher fällig gewordnen Verpflichtungen Frankreichs bezüglich der Zahlung und der Gefangnen nicht erfüllt wird, und so lange die vorstehenden Zweifel an den Intentionen der französischen Regierung bezüglich der Auslegung des Präliminarfriedens und des Abschlusses des definitiven nicht bestätigt sind, muß ich Seiner Majestät nur

von jeder weitern Unterstützung der Versailler Regierung abraten und kann statt einer solchen nur die sofortige Aufforderung an die Regierung empfehlen, ihre Truppen auf das vertragsmäßige Verhältnis zu reduzieren oder die Erneuerung der Feindseligkeiten zu gewärtigen."

1. Mai. Nach einer Mitteilung Fabrices von gestern hat ihm Oberst de la Haye gesagt, daß voraussichtlich nicht die von Favre in Aussicht gestellte Note, sondern eine Denkschrift von Thiers eintreffen werde, und daß Favre wiederholt erklärt habe, Frankreich erfülle schon jetzt die ihm obliegenden Verpflichtungen, werde diesen auch ferner entsprechen und sei bereit, den Frieden ohne Verzug abzuschließen und die Präliminarien als für diesen bestimmend pure anzuerkennen. Er verlange dagegen die Erlaubnis zum Angriff auf Paris über Epinay und mittels der Nordbahn über St. Denis sowie den Konventionen entsprechende Aufforderung an die Kommune, die Enceinte zu entwaffnen. Der Oberst hat Fabrice ersucht, den Kanzler davon zu unterrichten. Sollte dieser abschlägig antworten, so werde die französische Regierung vor dem Angesichte Europas sagen können, sie habe ihre Pflicht nach besten Kräften gethan, aber Deutschland hindre sie, den Aufstand wirksam zu bekämpfen. Favre habe geäußert, er sei am Ende seiner Mittel, und man müsse wissen, ob Preußen die Regierung oder die Kommune begünstigen wolle. De la Haye hat den lebhaften Wunsch ausgesprochen, daß Fabrice dies dem Chef nicht vor Eingang der Thiersschen Denkschrift mitteile. Fabrice hat den Franzosen zunächst ersucht, den Abgang der Denkschrift zu beschleunigen, sodann aber noch vorher Favre die Bedeutung und die Konsequenzen der uns zugemuteten Forderung einer Desarmierung der Enceinte seitens der Kommune auseinanderzusetzen — ein Punkt, über den sich Favre momentan nicht klar gewesen zu sein scheine. — Der Fürst (Bismarck) hat darauf umgehend erwidert, daß wir durch keine Konvention verpflichtet seien, der französischen Regierung Hilfe zu leisten, wohl aber berechtigt, von ihr die Entwaffnung der Enceinte zu fordern, eventuell sie zu erzwingen, wenn wir das in unserm Interesse finden sollten. Das sei indes nicht der Fall: wir hätten kein Interesse, die Gegner der französischen Regierung mit deutschem Blute niederzuwerfen, so lange diese Regierung in Brüssel den Präliminarfrieden nicht auszuführen, sondern zu unserm

Nachteile abzuändern versuche. — Um das dadurch entstandne Mißtrauen durch direkte Besprechung über verstärkte Bürgschaften oder bestimmte Zahlungstermine der fünf Milliarden zu heben, schlägt der Kanzler schließlich Favre eine Zusammenkunft in Frankfurt oder Mainz vor, zu der ihm jeder Tag recht sei. Wie ich später sah, hat Favre darauf telegraphiert, er wolle Freitag in Frankfurt erscheinen, und der Chef hat — vielleicht weil ihm der Freitag ein Unglückstag ist — darauf geantwortet, er werde Sonnabend kommen.

2. Mai, abends. Im Auftrage des Fürsten nach obigem Erlaß und andern Informationen für die Kölnische Zeitung einen Artikel gemacht, der aus Lagny datiert war, und den ich morgen oben vorher zur Approbation vorlegen sollte. Er lautete: „Das Verfahren der französischen Regierung in betreff der Ausführung der Friedenspräliminarien ist rein rätselhaft, wenn nicht die Deutung erlaubt ist, sie agiere mit Winkelzügen. Dringend bedarf sie in ihrer immer noch sehr bedenklichen Lage dem Aufstande in der Hauptstadt gegenüber des guten Willens, der indirekten Beihilfe des Geschehenlassens wenigstens, von seiten der Deutschen, und dabei zeigt sie sich bis auf die letzten Tage in auffallender Weise lässig in Erfüllung der im Januar und März mit uns abgeschlossenen Verträge, dabei deutelte sie in verdachterregendem Stile an den wichtigsten Bestimmungen derselben, dabei versucht sie, wie verlautet, in Brüssel Ansichten zur Geltung zu bringen, die, wenn der definitive Friede nach ihnen gestaltet würde, denselben in wichtigen Punkten zu einer für Deutschland nichts weniger als vorteilhaften Umwandlung der Grundlage machen müßten, die wir im Präliminarfrieden von Versailles gewonnen haben. Dabei scheine es außerdem, daß sie dort solche unerfüllbare Vorschläge nur in der Absicht vorbringen ließ, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und inzwischen durch Niederschlagung der Insurrektion der Pariser Roten eine Position zu erlangen, die ihr vielleicht erlauben würde, mit einiger Hoffnung auf Erfolg den Leitern unsrer Politik mit dem Anspruch auf mildere Bedingungen entgegenzutreten. Die Regierung des Herrn Thiers zahlte nur säumig und erst nach Drohungen von deutscher Seite die Verpflegungsgelder. Sie zauderte mit der Freilassung der noch in Frankreich verbliebnen deutschen Gefangnen, und sie zögerte gleichermaßen mit Erfüllung der wohlberechtigten deutschen Forderung, die

nicht vor Abschluß des Präliminarfriedens schon kondemnierten Prisen wieder herauszugeben. Sie zog, wie man anzunehmen Grund hat, bei Versailles mehr Truppen zusammen, als ihr von Berlin aus mit Rücksicht auf ihre verzweifelte Situation vor der Stärke der Aufständigen zugestanden worden war. Sie stellte die Ansicht auf, daß wir nicht erst nach Ratifikation des definitiven Friedens, sondern schon nach Abführung der ersten halben Milliarde die Forts von St. Denis und Charenton zu räumen hätten. Sie hat endlich zu Brüssel in betreff der Zahlung der fünf Milliarden Propositionen vorlegen lassen, die in den Präliminarien in keiner Weise begründet sind, und die, wenn sie, was völlig undenkbar, Annahme fänden, Deutschland erst sehr spät und überdies kaum zu vier, vielleicht nur zu drei Fünfteln zu der ihm durch das Abkommen vom 26. Februar gewährleisteten Kriegsentschädigung gelangen lassen würden. Nicht zu verwundern ist, wenn man deutscherseits infolge dieser und ähnlicher Thatsachen sein anfängliches Vertrauen auf die Loyalität der leitenden französischen Staatsmänner erschüttert findet, wenn man Verdacht zu schöpfen begonnen hat, und wenn man gewillt ist, die den Versaillern bisher erwiesenen Gefälligkeiten, die sie dem Aufstande gegenüber dringend bedurften und dem Vernehmen nach förmlich beanspruchten, nicht eher fortzusetzen und durch neue zu vermehren, als bis jenes Mißtrauen durch unzweideutige Erklärungen und vielleicht durch weitere Bürgschaften vollständig beseitigt ist. Der Chef der Exekutive Adolf Thiers (chef du pouvoir exécutif) ist, wie man hört, nicht im Zweifel gelassen worden, und, wie soeben hier erzählt wird, soll Favre, dessen Gesinnung dieses Mißtrauen am wenigsten treffen soll, in einigen Tagen zum Zwecke der Aufklärung und Verständigung die schon seit mehreren Wochen in Aussicht genommne Besprechung mit dem Fürsten Bismarck haben, wie es heißt in Frankfurt. Hoffen wir, daß diese Zusammenkunft Klarheit in die Sache bringt und den definitiven Frieden beschleunigt."

3. Mai. Der obige Aufsatz ist unverändert von oben an mich zurückgekommen und jetzt auf dem Wege nach Köln. Unter den Eingängen ist folgendes von Bedeutung. Fabrice meldet aus Soisy am 1. d. M., daß tags vorher der gegenwärtig der schweizerischen Gesandtschaft beigegebne Kanzler Cahn durch Cluseret autorisiert worden ist, die Gefängnisse nach deutschen Gefangnen zu durchsuchen,

damit sie entlassen werden können, und daß Cluseret auch die Freigebung des Erzbischofs beantragt haben will. Zwar sei ein Teil des Komitees dagegen, doch soll das Leben des Monsignore vollkommen ungefährdet sein. Am 1. ist eine Zusammenkunft mit Cluseret verabredet gewesen. Statt seiner ist aber Cahn gekommen und hat die Ersetzung des bisherigen Kriegsministers der Kommune durch Kapitän Rossel gemeldet, worauf man ihn beauftragt hat, zu diesem zu gehn und anzufragen, ob er die Bestimmungen seines Vorgängers wegen Entlassung der Gefangnen aufrecht erhalte, auch ihn wegen etwaiger Mißhandlung des Erzbischofs amtlich zu warnen. Dadurch werde, so fügt das Telegramm hinzu, der Kommune Gelegenheit gegeben, Fühlung mit uns zu behalten. Thue sie es nicht, so werde wohl eine antideutsche Intrigue bei Cluserets Sturze mitgespielt haben. Die Zufuhr von Lebensmitteln für Paris werde auf der Nordseite auf nahen und entfernten Eisenbahnstationen sowie auf Landwegen durch große Wachsamkeit der sehr gut unterrichteten französischen Verwaltung thatsächlich beträchtlich erschwert.

Nach Petersburger Berichten vom 26. April hat der König von Dänemark an die Großfürstin-Zesarewna[1] geschrieben und ihr aufgetragen, den Kaiser Alexander zu ersuchen, in Berlin die nordschleswigsche Frage in Anregung zu bringen. Die Großfürstin hat den Brief ihres Vaters nicht selbst dem Kaiser übergeben, sondern sich an die Kaiserin gewandt, die ihrem Gemahl darauf den Inhalt mitgeteilt hat. Dieser hat sich zwar gegen R. nicht geäußert, aber doch bemerkt, daß er den Kaiser Wilhelm sehnlichst zu sprechen wünsche und ihn im Juli zu Berlin oder Ems zu sehen hoffe. Die Großfürstin Helene hat dies R. mitgeteilt und gefragt, was sie der Zesarewna mitteilen solle, die sich schon wiederholt bei ihr erkundigt hätte, ob er sich noch nicht über diese Angelegenheit ausgesprochen habe. Die Großfürstin meint, daß unsre Regierung, an deren deutscher Gesinnung niemand zweifle, jetzt, im Augenblick ihres Triumphes, eher Zugeständnisse machen könne als früher. Die Sache könne doch einmal unbequem werden, und man könnte jetzt in handelspolitischer Beziehung (?) Gegenkonzessionen von Dänemark fordern,

[1] Die Gemahlin des Thronfolgers Alexander (III.), Alexandra Fedorowna, die dänische Prinzessin Dagmar, Tochter König Christians IX.

die die abzutretenden einzelnen Deutschen sicherstellten. R. hat erwidert, man wolle deutscherseits Konzessionen machen, aber Dänemark werde mit dem, was man bewilligen könne, nicht zufrieden sein. Der Kaiser Alexander soll die Regelung der Angelegenheit deshalb so lebhaft ersehnen, weil er wisse, wie eifrig der dänische Hof die antideutsche Gesinnung des Thronfolgers schüre. — Derselbe Gewährsmann meldet ferner, daß die französische Regierung sich durch den Marquis Gabriac (ihren jetzigen Geschäftsträger in Petersburg) bei Gortschakow beklagt habe, wir seien nicht mehr so freundlich wie früher; dieser möge doch zwischen Frankreich und uns vermitteln. Er sei aber mit dieser Bitte unter Hinweis auf die im Präliminarfrieden erteilten Zusagen abgewiesen worden, deren Erfüllung der richtige Weg zum deutschen Wohlwollen sei. Auch der Kaiser Alexander hat dem Marquis auf einem Hofballe bemerkt: Remplissez d'abord loyalement vos engagements, et après je serai votre avocat, si vous aurez des raisons de vous plaindre. Aujour d'hui ces raisons je ne les vois pas.

4. Mai. Der Kanzler, der morgen nach Frankfurt abgeht, wünscht, daß in der Kölnischen Zeitung ungefähr folgendes über den Zweck dieser Reise gesagt werde: „Die seit längerer Zeit schon als Notwendigkeit empfundne mündliche Verhandlung des Fürsten Bismarck mit dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wird, wenn diese Zeilen zum Drucke gehn, bereits begonnen haben. Morgen früh acht Uhr reist der Reichskanzler in Begleitung der Legationssekretäre Bucher und Hatzfeldt und des Attachés Grafen Wartensleben nach Frankfurt a. M. ab, wo Jules Favre ihn vermutlich schon erwarten wird. Die Franzosen haben, wie es scheint, begriffen, daß die Zweifel an der Ehrlichkeit ihrer Politik, die sie seit den Versailler Abmachungen hervorgerufen haben, dringend der Beseitigung bedürfen. Wir selbst müssen wissen, woran wir eigentlich mit ihnen sind. Der Abschluß des definitiven Friedens bedarf der Bescheinigung, es muß endlich vorwärtsrücken damit, und Frankreich muß aufhören, zu glauben, daß wir uns von ihm hinhalten, hinters Licht führen und in eine ungünstige Position hineinmanövrieren lassen. Es muß unser Recht respektieren, die Konsequenzen der Artikel des Präliminarfriedens nicht rabulistisch abschwächen oder gar ganz ableugnen wollen. Wie man annehmen darf, werden es

vorzüglich der Zahlungsmodus der fünf Milliarden Kriegskontribution, die Angelegenheit der noch nicht herausgegebnen, vor dem Präliminarfrieden nicht zur Kondemnierung durch das Prisengericht gelangten deutschen Kauffahrteischiffe, die Frage wegen der Ostbahn, die nach dem Versailler Abkommen keine Frage mehr sein kann, von der Regierung des Herrn Thiers aber zu einer solchen gemacht werden will, und die Grenzregulierung sein, um die es sich in Frankfurt handeln wird. Im allgemeinen aber wird man deutscherseits dabei Klärung der Situation und raschen Fortgang des durch französische Gegenvorschläge, die ohne Berechtigung sind, ins Stocken geratnen Friedenswerkes ins Auge fassen. Es steht zu hoffen, daß die Mitglieder der französischen Regierung, welche noch nicht klar sehen und die Berechtigung Deutschlands sowie die Notwendigkeit für Frankreich, sich unserm auf dieser Berechtigung basierten Anspruch zu fügen, noch nicht begriffen haben, durch die Frankfurter Verhandlungen eines bessern belehrt werden. An ernster Mahnung dazu und an deutlicher Erklärung wird es von deutscher Seite aller Wahrscheinlichkeit zufolge nicht fehlen."

6. Mai. Zwischen ernsten Dingen auch einmal ein paar drollige. Der Prinz Peter von Oldenburg (scheint ein uralter Herr zu sein) übersendet dem Chef aus Petersburg ein Memoire, das er dem Kaiser am 1. April (nicht als Aprilscherz) zugeschickt hat, und worin er sich höchst weitschweifig und unklar und unter der Anführung, daß er zu der streng monarchischen, legitimistischen, konservativen und gläubigen Partei zähle, für den ewigen Frieden ausspricht und den Kanzler bittet, er wolle durch eine Konferenz den Krieg aus der Welt schaffen. Das Opus soll dem Verfasser mit ins Grab gelegt werden. — Wollmann erzählt, Abeken habe die Gewohnheit, sich die Couverts der Briefschaften, die vom König kommen, aufzuheben, „damit sie nicht auf den Fußboden geworfen werden und die Handschrift des kaiserlichen und königlichen Herrn nicht unter schmutzige Stiefel getreten wird," soll er geäußert haben. Er soll ganze Stöße solcher Briefhüllen besitzen. Bucher bestätigt später, daß er diese Äußerung gethan habe.

14. Mai. Der Chef ist wieder hier. Graf Wartensleben, der mit ihm in Frankfurt gewesen ist, erzählte mir heute, daß er dort mehrmals mit ihm vor die Stadt hinaus gefahren und dann in den

Wald gegangen sei, wobei er ihm allerlei über seine Verhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten mitgeteilt habe. „Einmal — so berichtete der Graf, beiläufig ein sehr angenehmer junger Mann — sagte er mit Beziehung auf die deutschen Unterhändler in Brüssel: Es ist recht schlimm für die Herren, daß wir das nicht dort abmachen konnten. Besonders thut mir der arme Balan leid. Aber was soll man machen. Man schießt doch die Schnepfe, wo sie aufgeht.“ — „Ein andermal — es war nach der ersten Verhandlung mit Favre und Pouyer-Quertier — sah er sehr angegriffen und verdrießlich aus, und als ich ihn deshalb fragte, erwiderte er, die Franzosen hätten sich ungemein zäh gezeigt. Er sagte mir dann, wie er sich einen Bundesgenossen gegen sie geschaffen habe. »Ich schlug nämlich, sagte er, Favre vor, sich doch zu den Besprechungen Herrn Goulard mitzubringen, der ja Mitglied der Nationalversammlung sei. Er war erst sehr erstaunt darüber und wollte nichts davon wissen. Ich stellte ihm aber vor, daß dies für ihn nützlich sein werde. Goulard würde sich dadurch geschmeichelt fühlen und ihm dankbar sein, auch würde er ihn, da er mitverhandle, in der Nationalversammlung unterstützen müssen, und so willigte er denn ein.« Es war aber auch für den Chef recht nützlich; denn der kleine Herr mit der weißen Halsbinde und den hohen Vatermördern war auch ihm für die Zuziehung dankbar, als Favre schließlich Ja gesagt hatte. Er sprach immer, wenn die beiden andern etwas nicht zugestehen wollten, fürs Nachgeben; es würde schon gehen, es würde sich am Ende verantworten lassen, er dächte doch, daß man dazu Ja sagen könnte. Zuletzt dankte Favre dem Chef förmlich, daß er ihm den Rat gegeben, Goulard mit zu beteiligen.“

15. Mai. Auf Befehl des Chefs wegen eines Artikels in Nr. 113 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung an Braß geschrieben, daß der Fürst es nicht in der Ordnung findet, wenn Lobeserhebungen andrer Blätter von einem Journal, das für das des Gelobten gilt, nachgedruckt werden, und daß er sich derartigen Unfug für die Zukunft ganz entschieden verbittet.

17. Mai. Gestern und heute wieder eine Anzahl von Telegrammen und andern Eingängen und Ausgängen gelesen, die Licht auf die Frankfurter Friedensverhandlungen und die letzten Vorfälle in Paris werfen. Der Chef hat Fabrice von Frankfurt aus gefragt,

ob er glaube, daß die Fusion zwischen dem Grafen Chambord und den Prinzen des Hauses Orleans Fortschritte gemacht und Aussicht auf Gelingen habe. Graf (Harry) Arnim glaube es.[1] Unserm Interesse sei die republikanische Form der Regierung nützlicher, und deshalb werde er ihr nur gezwungen entgegentreten. — An Moltke ist am 8. d. M. telegraphiert worden, der Chef hoffe in Frankfurt zum Abschluß des definitiven Friedens zu gelangen. Aber dabei würde Bedingung sein, daß wir zur Herbeiführung einer baldigen Einnahme von Paris, die dann in unserm Interesse wäre, thäten, was möglich, ohne unsre Leute einer Gefahr auszusetzen, namentlich den Franzosen den Durchmarsch durch unsre Linien gestatteten, die Kommune zur Räumung der Enceinte aufforderten, der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten und sofort 20000 Gefangne zur Verwendung in Algier und den größern Städten des Südens zurücksendeten. Für den Fall, daß in Frankfurt ein dem Kaiser genehmer Friede möglich werde, möge Moltke die nach dem Obigen nötigen militärischen Maßregeln vorbereiten. — Ein kurzes Telegramm von demselben Tage, an Thile gerichtet und zur Mitteilung an Delbrück bestimmt, besagt, daß der Chef die beiden Tage vorher fünfzehn Stunden verhandelt, und daß er Favre eine „stark ultimatische" Note übersandt habe; ein andres meldet dem Kaiser, daß die französischen Minister der Meinung seien, der Bestand der jetzigen Regierung werde wesentlich von schleuniger Unterzeichnung des definitiven Friedens bedingt. — Am 11. ist ferner an Moltke telegraphiert worden, Fabrice sei der Ansicht, daß die Generale der Franzosen in der Meinung, mit den Kommunarden allein fertig werden zu können, sich bemühen würden, in die Lage zu kommen, unsre Mitwirkung zu entbehren. Auch für diesen Fall aber würde eine Zusammenziehung unsrer Truppen bei Paris aus dem Grunde wünschenswert sein, weil damit die in zehn Tagen erfolgen sollende Ratifikation des Friedensvertrags durch die französische Nationalversammlung gedrückt werden würde, indem jene über die Beschlüsse, die wir fassen könnten, falls der Vertrag verworfen werden sollte, Beunruhigung empfinden würde.

[1] Damals Vertreter Deutschlands bei den Friedensverhandlungen, die zunächst in Brüssel geführt wurden.

Wieder etwas Komisches zwischen den ernsten Szenen des Dramas: Fabrice schickt unterm 11. Mai einen ihm vom General von Pape mit der Randbemerkung „zur gefälligen Kenntnisnahme und Herbeiführung der Thronbesteigung des Prinzen Friedrich Karl ganz ergebenst übersendet" versehenen Bericht des Gardeleutnants von Mirbach in St. Denis ein, worin folgendes ausgeführt wird. Oft schon hatten sich Leute aller Stände, zuletzt noch der Attaché der amerikanischen Gesandtschaft, erkundigt, ob es wahr sei, daß der Prinz Friedrich Karl zum Regenten für Frankreich bestimmt sei. Schon im Winter habe sich eine Partei zu dem Zwecke gebildet. Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten, viele angesehene Bürger, „darunter sogar Edelleute," wollten dem Prinzen die Krone anbieten und seien ihrer Freunde, ihrer Arbeiter und eines Teils der Presse sicher. „Einflußreiche Agenten und Führer der Nationalgarde und sogar bedeutende Mitglieder der Kommune sollen — so heißt es weiter — ihrem Plane geneigt sein. Die Amerikaner fragten, ob etwa eine Deputation der Preußenpartei willkommen sein würde." Dasselbe Thema sei in Versailles besprochen worden, wie dem Berichterstatter der „reiche Herr Vincent," Kommandant in der dortigen Nationalgarde, und Herr von Bastide gesagt hätten. Offenbar hat man den Leutnant zum besten gehabt; denn wenn wir auch in einer Zeit der Wunder leben, so wäre das doch ein gar zu arges Wunder, wenn es unter den Franzosen, die dem nur entfernt mit dem Kaiser Wilhelm verwandten Prinzen von Hohenzollern verwehren wollten, König von Spanien zu werden, jetzt eine Partei gäbe, die den leiblichen Neffen unsers alten Herrn zum König oder Kaiser von Frankreich begehrte.

18. Mai. Vom Oberkommando der dritten Armee in Compiegne wird berichtet, daß am 11. zu Soissy eine Konferenz zwischen dem General von Schlotheim und dem Stabschef Mac Mahons, General Borel, stattgefunden hat. „Mac Mahon will den Hauptangriff auf Paris gegen die Enceinte der Westfront vom Bois de Boulogne oder Billancourt aus gegen die Bastion vom Point du Jour richten. Um der Insurrektion die Möglichkeit abzuschneiden, den Widerstand in der Stadt von Abschnitt zu Abschnitt fortzusetzen, wünscht er gleichzeitig, d. h. in derselben Nacht, auch einen Überfall auf die Nordfront zu unternehmen und sich in den Besitz einiger

wichtiger Punkte des nördlichen Teils von Paris zu setzen. Hierzu sollen 10000 bis 20000 Mann verwandt werden, die des Abends von der Halbinsel von Gennevilliers abmarschieren und über Villeneuve la Geronne, St. Denis, respektive über Epinay, St. Denis und Aubervilliers gegen die Thore von La Chapelle und La Villette marschieren sollen. Auf das bereits angebahnte Einverständnis und die Beihilfe einzelner Nationalgardekommandeure rechnend, glaubt man mit Hilfe der Eisenbahn und des noch immer lebhaften Verkehrs mit Fuhrwerken auf den Hauptstraßen kleine Detachements zuverlässiger Truppen in die Stadt bringen zu können.

„Für den Fall, daß der Angriff abgeschlagen würde, verpflichtet sich Mac Mahon ganz ausdrücklich, sämtliche Angriffskolonnen auf den Abmarschwegen zurückzunehmen und noch an demselben Tage wieder aus dem diesseitigen Rayon, also vom rechten Seineufer wegzuziehen. Hiermit dürfte einem längern Zusammenstehen und Berühren deutscher und französischer Truppen vorgebeugt sein; es erscheint aber unvermeidlich, den französischen Kolonnen den Durchmarsch durch St. Denis zu gestatten, wenn dieselben sich dort auch keineswegs verweilen oder Reserven aufstellen dürfen.

„General Borel war sichtlich bemüht, jede Mitwirkung seitens der deutschen Truppen, respektive der von uns besetzten Forts fernzuhalten, und gab deutlich zu verstehen, wie aus politischen Gründen eine derartige direkte Unterstützung ihm nicht erwünscht sein könnte. Er glaubte nicht, daß die Insurgenten es wagen würden, die stürmenden Truppen, falls sie nicht reussierten, zu verfolgen — eine Ansicht, die auch hier geteilt wird —, und verneinte bestimmt, daß das französische Oberkommando beabsichtige, nach mißlungnem Überfall zu einer Beschießung der Nordfront oder zu einem förmlichen Angriff gegen dieselbe überzugehn.

„Da nach vorstehenden Eröffnungen die französische Regierung auf unsre Kooperation verzichtet, die diesseitigen in und hinter den Forts liegenden Streitkräfte aber vollständig genügen, so habe ich, wie ein Telegramm vom 10. d. M. bereits gemeldet, von einer Konzentration weiterer Truppen vor Paris abgesehen. Den Wünschen der französischen Regierung gemäß glaube ich zunächst alles vermeiden zu müssen, was die Insurgenten auf die Nordfront aufmerksam machen und das Gelingen des Überfalls gefährden könnte.

Gleichzeitig scheint es uns auch geboten, unsern Truppen möglichst alle zufälligen Verluste zu ersparen, welche eintreten könnten, wenn die Insurgenten nach abgeschlagnem Angriff Geschützfeuer auf die abziehenden französischen Kolonnen eröffnen. Sollte Seine Majestät der Kaiser und König später ausdrücklich befehlen, daß die deutschen Truppen sich bei dem Angriff auf Paris beteiligen, so gestatte ich mir die unmaßgebliche Ansicht auszusprechen, daß bei der augenblicklichen Sachlage, wo der Widerstand bereits organisiert ist und die Insurgenten ans Feuer gewöhnt sind, eine bloße Beschießung der Enceinte uns schwerlich ans Ziel führen dürfte. Es möchte sich dann empfehlen, vom Plateau von Romainville aus mit Breschebatterien gegen die nächstliegenden Thore und Bastionen vorzugehn, und dürfte eine Besetzung der Enceinte erst dann von durchgreifendem Erfolge sein, wenn wir bis zu den Buttes Chaumont vordringen, da diese Position den größten Teil der nördlichen Hälfte von Paris beherrscht."

Heute abend teilte mir Bucher mit, daß der Bonner Professor Aegidi als Preßrat statt Hepkes in das Ministerium treten und die Anstellung von Agenten, Journalisten und andern derartigen Herren in die Hand nehmen solle: Es hat — bemerkte er dazu — „schon etwas davon in den Zeitungen verlautet." In einem Blatte hat, wohl von Aegidi selbst hinein besorgt, gestanden, er werde Abeken ersetzen sollen, der alt und schwach zu werden anfange, worüber unser Freund sehr ärgerlich war und ganz rot im Gesicht sagte: „Da möchte man sich doch gleich pensionieren lassen." Bucher setzte hinzu, Aegidi sei von Keudell empfohlen, dessen Cousine er geheiratet habe, und der ihm schon die Stelle in Bonn verschafft habe, nachdem es in Hamburg nicht mehr gegangen wäre. „Keudell hat — so schloß er — schon viele unnütze Leute angestellt und große Summen für sie ausgegeben." Ich erinnerte an Rasch, und B. sagte, daß er hier wie ich abgeraten und diesen eiteln Dummkopf als solchen charakterisiert habe.

* 19. Mai. In einem Telegramm Fabrices vom 15. d. M. heißt es, die Franzosen hätten in einer Depesche verlangt, von der deutschen Armee müsse die Absperrung von Paris eine vollständige sein; denn es sei wesentlich, daß die Führer bei diesem verbrecherischen Unternehmen (der Kommune) sich dem Arme der

Gerechtigkeit nicht entziehen könnten. Fabrice hat ihnen geantwortet, Borel habe wegen einer Blockade der Stadt mit der dritten Armee keine Vereinbarung getroffen; solle die Sperre bald eintreten, so müsse ihr eine solche Vereinbarung vorausgehen. — Der Chef hat darauf sogleich telegraphisch erwidert, nach den Frankfurter Verabredungen seien wir verpflichtet, sobald die französische Regierung das wünsche, Paris vollständig abzusperren, den Versailler Truppen den Durchmarsch durch unsre Linien zu gestatten und die Kommune zur Entwaffnung der Enceinte aufzufordern. Diesem Verlangen durch Gewalt der Waffen Nachdruck zu geben, seien wir nicht gehalten. Die drei Punkte aber müßten vom Oberkommando erfüllt werden, weil wir sonst die Vereinbarung mit der französischen Regierung brechen würden.

Vorher scheint nach einer Bleistiftnotiz Abekens auf einem Berichte Fabrices mit ähnlichem Inhalte mehr von uns angeboten oder von den Franzosen verlangt worden zu sein, nämlich außer voller Absperrung und Durchlaß durch unsre Linien noch für den Fall, daß die französische Regierung Unterstützung fordre, deren Gewährung durch Artilleriefeuer gegen die Enceinte, nicht gegen die Stadt, und bei etwaigem Scheitern des Sturmes der Franzosen Verhütung eines Nachdringens der Pariser mit allen Waffen.

20. Mai. Nach einem Berichte datiert Stuttgart, 17. Mai, hat der württembergische Minister des Auswärtigen, von Wächter, bemerkt, daß König Karl die Behandlung Württembergs beim Frankfurter Friedensschlusse jetzt (tags vorher hatte Wächter noch nichts davon gewußt) nicht korrekt finde und verletzt zu sein scheine. Der württembergische Gesandte in München habe gemeldet, daß man in dortigen maßgebenden Kreisen das Verfahren in betreff Bayerns beim Abschlusse des Friedens heftig tadle und Graf Quadt beauftragt worden sei, dieser Mißstimmung Ausdruck zu geben. Es wäre also wohl Württemberg durch Bayern umgestimmt worden.

Der Graf von F., der in London gewesen ist, hat Balan erzählt, daß sowohl der französische Botschafter am englischen Hofe als der Duc de Gramont durch ihre Taktlosigkeit viel von sich reden machten. Der Botschafter habe in vorwurfsvollem Tone zum Grafen gesagt, die Sozialisten in Paris hätten sich hauptsächlich aus Belgien rekrutiert. Gramont aber verkünde die nahe Rückkehr Napoleons

nach Frankreich und habe geäußert: Et alors on va bientôt mettre fin à cette ridicule chose qu'on appelle la Belgique. Dagegen habe der Prinz Napoleon dem Grafen bemerkt, die Neutralität Belgiens sei im letzten Kriege vorteilhaft für Frankreich gewesen. Baron Baude, der französische Gesandte in Brüssel, hat dem belgischen Minister d'Anethan gegenüber wissen wollen, daß die Versailler Nationalversammlung unmittelbar nach der Einnahme von Paris den Grafen von Chambord zum König ausrufen werde.

24. Mai. Heute das Konzept eines Erlasses des Chefs über die Internationale und ein harmonisches Vorgehen der Regierungen gegen diese Organisation der sozialistischen Partei, wonach in der Presse gewirkt werden soll, gelesen und den Inhalt notiert. Der Erlaß ist vom 7. d. M. datiert und an Schweinitz in Wien gerichtet. Von Abeken entworfen, ist das Konzept bis auf acht oder zehn Zeilen vom Kanzler durchstrichen und durch Selbstgeschriebnes ergänzt worden. In dieser Umgestaltung lautet es: „Die Ereignisse, die sich in den letzten Wochen und Tagen in Paris vollzogen, haben die gemeinsame Organisation der sozialistischen Elemente in den europäischen Ländern und die Gefahren, mit denen vermöge derselben die staatliche Ordnung dieser Länder bedroht ist, offenkundig gemacht. In Deutschland sind die Wirkungen von kommunistischen Arbeiterverbindungen in den größern Zentren der Industrie in unsern westlichen Provinzen, namentlich aber in den sächsischen Fabrikdistrikten erkennbar. Der Abgeordnete Bebel, von dem daneben behauptet wird, daß er aus dem Vermögen des frühern Königs von Hannover Unterstützungen und Agitationsmittel beziehe, hat den verbrecherischen Bestrebungen seiner Gesinnungsgenossen im Reichstage offen Ausdruck gegeben. Einige Symptome deuten darauf hin, daß auch in Österreich und gerade in Wien die Agitation unter den Arbeitern Boden gewonnen hat. Wenn das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit, diesen staatsfeindlichen Bestrebungen entgegen zu treten, nach Ew. ꝛc. Wahrnehmungen bei der kaiserlich österreichisch-ungarischen Regierung Anklang findet, so wollen Sie eine vertrauliche Erwägung der Mittel und Wege einleiten. Die nächste Aufgabe würde meines Erachtens in dem Austausche der über die Ausdehnung und Richtung der sozialistischen Organisation gemachten Erfahrungen und in der Anerkennung des

Grundsatzes bestehen, daß die sozialistischen Bedrohungen des Lebens und des Eigentums, wie sie in Paris zur That geworden sind, dem Kreise der gemeinen und nicht der politischen Verbrechen angehören."

Ich füge hier gleich den Inhalt einiger später eingegangnen oder abgesandten Schriftstücke an, die dasselbe Thema betreffen.

Unterm 3. Juni meldete R., der Kaiser Alexander habe ihm an diesem Tage gesagt, daß er mit Kaiser Wilhelm und dem Chef die Frage zu besprechen beabsichtige, was zu thun sei, um Sicherheit vor der Gefahr zu gewinnen, mit der die Sozialisten und namentlich die Internationalen die europäischen Monarchien bedrohten. Nach seiner Meinung müßten alle Regierungen Europas unter sich solidarisch sein und sich gegenseitig zur Bekämpfung dieses Feindes unterstützen. Der Kaiser will durch seinen Justizminister eine Denkschrift ausarbeiten lassen, in der besonders der Nachweis geführt werden soll, daß die Mitglieder dieser Genossenschaft von Sozialisten nicht wie politische, sondern wie gemeine Verbrecher zu behandeln seien.

In der zweiten Woche des Juni war Bucher stark mit dem Studium der Internationale beschäftigt, und es gingen, von ihm verfaßt, Depeschen nach Florenz, Brüssel, Wien und London ab, die ein gemeinschaftliches Einschreiten der Regierungen gegen die Agitation der Kommunisten vorbereiten sollten. Die an Brassier St. Simon war vom 9., die an Bernstorff vom 14. Juni datiert. In der ersten hieß es unter anderm: „Mögen die Bestrebungen der revolutionären Elemente der verschiednen Länder auch nach den Zuständen der letztern in betreff der endlichen Ziele auseinander gehen, so sind sie doch in dem nächsten, dem Kampf gegen die bestehenden staatlichen Ordnungen, einig, und daraus ergiebt sich ein gemeinsames Interesse der bestehenden Regierungen. Wenn der Staat, wie es in Paris zwei Monate der Fall war, in irgend einem Lande der revolutionären Bewegung unterliegt, so wird in allen andern Ländern seine Kraft geschwächt, die Kraft seiner Gegner in demselben Verhältnisse gestärkt werden."

Am 17. Juni ging an R. die Antwort des Chefs ab, worin er die Schritte aufzählte, die er seitdem in der Sache gethan habe. Er hat zunächst den anliegenden Erlaß an den General von

Schweinitz gerichtet und ihn später veranlaßt, sich auch gegen den Grafen Andrassy, der (vielleicht vom Chef privatim darum ersucht) selbst schon denselben Gegenstand vertraulich angeregt hatte, in derselben Weise wie gegen den Grafen Beust auszusprechen. Sodann hat er Abschrift des Erlasses den kaiserlichen Missionen in Brüssel, Florenz, Dresden und London zugehen lassen und je mit einigen nähern Ausführungen, die den individuellen Verhältnissen des betreffenden Landes entnommen waren, begleitet. In Brüssel habe er hervorheben lassen, daß Belgien nach seinen geographischen, sprachlichen und industriellen Verhältnissen am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, in Mitleidenschaft gezogen zu werden, im Jahre 1868 bei Gelegenheit des internationalen Arbeiterkongresses in Brüssel die erste Proklamation des Kommunismus erlebt hat und nach Äußerungen von Führern der Pariser Kommune zum nächsten Schauplatz ihrer praktischen Thätigkeit ausersehen ist; in Florenz, daß die geheimen Gesellschaften, die Italien in Unruhe erhalten, wenn sie auch nicht dasselbe Endziel verfolgen wie die Kommunisten, doch mit ihnen über die nächste Aufgabe, den Sturz der bestehenden Regierung und Staatsform, einig und für sie, wie das Erscheinen der Garibaldianer in Paris erkennen läßt, verbunden sind; in Dresden, daß die sächsischen Fabrikdistrikte das stärkste Kontingent von Sozialisten zum Reichstage liefern, in London endlich, daß dort der Kommunistenbund, der in den fünfziger Jahren in Deutschland und Frankreich zu Kriminalprozessen Anlaß gab, und die aus ihm hervorgegangne internationale Arbeiterverbindung gestiftet sind und ihre Zentralbehörde haben. — Der Graf Waldersee (jetzt interimistischer Vertreter Deutschlands in Versailles) ist angewiesen, Herrn Jules Favre mit Bezug auf dessen Zirkular vom 6. d. M. unsre Bereitwilligkeit zu einem Zusammenwirken zu erkennen zu geben. Allen diesen Mitteilungen habe ich den anliegenden Artikel der Times beigefügt, der aus offiziellen Quellen geschöpft zu sein scheint.

Beust hat um die Mitte des Juni verlangt, daß man „durch eine Note“ um Mitteilung der über die sozialistische Organisation gemachten Erfahrungen ersuchen möchte. Der Chef glaubt, daß er damit „Blaubuchsgeschichten im Auge hat, die die Erreichung des eigentlichen Zweckes beeinträchtigen würden, da hierdurch die So-

zialisten gewarnt waren und die europäische Presse ein Thema zu Deklamationen über neue Karlsbader Beschlüsse erhalten würde, denen, nach der tendenziösen Kompilation älterer Rotbücher zu schließen, der Reichskanzler eine seiner eignen Popularität günstige Richtung zu geben nicht verschmähen würde." Der Botschafter soll ihm daher sagen, daß wir auch ohne eine offizielle Aufforderung seinerseits ihm über unsre Beobachtungen von dem Zusammenhange der kommunistischen Parteien Mitteilungen machen würden.

In einem an S. gerichteten Briefe vom 26. Juni ferner heißt es: „Ich begegnete bei ihm (dem Freiherrn von Gablenz) einem größern Entgegenkommen, auf eine gemeinsame Haltung dieser Gefahr (der sozialistischen Agitation) gegenüber einzugehen, als wir bisher in Wien gefunden haben. Er war der Ansicht, daß der Kaiser Franz Joseph sehr geneigt sei, der von uns angeregten Verständigung näher zu treten. Ich habe ihm nicht verhehlt, daß des Grafen Beust Verlangen, diese Anregung in Form einer Note zu erhalten, unsern Eifer einigermaßen herabgestimmt habe."

B. meldet unterm 18. Juni, daß Baron d'Anethan mit dem Vorschlage des Chefs gegenseitiger Mitteilung der über die Ausdehnung und Richtung der sozialistischen Organisation gesammelten Erfahrungen und zu Anerkennung des Grundsatzes, daß die sozialistischen Bedrohungen von Leben und Eigentum dem Kreise der gemeinen Verbrechen angehören, vollkommen einverstanden sei und es für durchaus notwendig halte, daß die Regierungen sich unter einander über die Feststellung eines internationalen Prinzips vereinigten und auf dieser Basis mit rücksichtsloser Energie gegen das revolutionäre Treiben vorgingen. Der belgische Minister habe scharf das Verfahren Englands getadelt und die Besorgnis geäußert, daß es schwer sein werde, die englische Regierung zu einer gemeinsamen Verständigung geneigt zu machen.

Es ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß die ganze Anregung wohl weniger die Gefährlichkeit der sozialistischen Organisation, die allerdings von mir auf Befehl des Chefs in der Presse und dann aus eignem Antrieb in der Schrift „Zur Geschichte der Internationale" (Leipzig, 1872) stark hervorgehoben wurde, als die durch sie gebotne Gelegenheit im Auge hatte, die verschiednen Mächte in einer Angelegenheit zusammenzuführen und namentlich zweien von

ihnen sich mehr zu nähern. Mit andern Worten: die Hauptabsicht war bei dem Manöver, die Gefahr der Internationale benützend, Rußland gegen Frankreich, das Land der Kommune und der Roten überhaupt, festzuhalten und Österreich zu gewinnen. —

Ich kehre nun wieder zu der chronologischen Reihenfolge des Tagebuches zurück, wobei ich bemerke, daß einige der wichtigern Aufzeichnungen über Aufträge, die ich in dieser Zeit vom Chef empfing, nicht mitgeteilt werden können, weil die Zettel, auf denen sie für den Augenblick niedergeschrieben wurden, abhanden gekommen sind.

30. Mai. Die Nationalzeitung hatte auf einen Artikel des Braßschen Blattes in ungewöhnlich grobem und unmanierlichem Tone geantwortet und von „Mameluken der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung," „Plumpheit und Klobigkeit, die nur durch die Gewohnheiten litterarischer Hausknechte erklärlich" seien, und von einem „Tone des Reichskanzlers, in den die seines Winkes gewärtige und mit Apportiereifer den Reichstag anfallende Presse kläffend einstimme," gesprochen. Der Chef wollte darauf geantwortet haben, und zwar ungefähr in folgender Weise. Auf die dem Blatte gemachten Vorwürfe brauche man sich nicht einzulassen. Die mitgeteilten Proben aus dem Organ der Herren Bamberger und Lasker würden genügen, darzuthun, daß eine Irritation, die in solchem Stile daherführe, kaum befugt sein könne, andre in betreff ihrer Ausdrucksweise zu tadeln. Wenn der Artikel dem Reichskanzler ein unangemessenes Verhalten dem Reichstage gegenüber vorwerfe, der doch so besonnen und patriotisch sei, wenn er von „Anherrschen in Männern gegenüber wenig geziemender Weise," von „Abverlangen blinder Unterwerfung" rede, so darf man wohl fragen: Welche Stellen der stenographischen Berichte gaben dazu Anlaß? „Wir (von hier an Diktat), die wir diese Berichte nicht, wie der Verfasser jener Philippika gethan zu haben scheint, ungelesen lassen, vermögen in den Äußerungen des Reichskanzlers nichts zu finden, als die motivierte Erklärung, daß die bezüglichen Anträge unannehmbar seien, und daß er, falls man dabei beharren wolle, die Verantwortlichkeit für die Verwaltung Elsaß-Lothringens während des Provisoriums nicht übernehmen werde. Entdeckt aber jemand andres in den Redewendungen, welche ihm jenen Tadel irgendwie

zu rechtfertigen scheinen, so möge er sich erinnern, daß ein verbitterter schroffer Ton zuerst vom Reichstag und zwar gerade von Stimmen der Partei angeschlagen wurde, die sich vorzugsweise und im allgemeinen nicht mit Unrecht Besonnenheit und Patriotismus nachrühmen läßt. Wir wenigstens vermögen in den Ausfällen, in denen sich der Abgeordnete Bamberger in der letzten Debatte über die Postbeamten gefiel (»Hunde sind wir ja doch!« — oder »du bekommst die Knute« waren einige von den Veilchen dieses Maisträußchens, das der Regierung geboten wurde), kein Beispiel der Besonnenheit und des Patriotismus zu erblicken, und in der bei derselben Gelegenheit vorgefallnen rednerischen Leistung des Abgeordneten von Hoverbeck will uns das eben so wenig gelingen."

31. Mai. Heute auf Weisung des Kanzlers an Braß geschrieben und zwar wegen des Leitartikels in Nummer 124 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der dem Fürsten als zu heftiges Vorgehen gegen die Nationalliberalen auffällt. Ich empfehle mehr Milde und Vornehmheit. Braß antwortet entschuldigend, er habe jenen Aufsatz aus offiziöser Hand bekommen und sitze zwischen Thür und Angel — was sehr glaublich ist.

2. Juni. Nach Wien soll heute ein Brief abgehen, wonach Favre in Frankfurt geäußert hat, Beust habe bei der Versailler Regierung eine Anregung zu Gunsten des Papstes gegeben, und zwar in einer Weise, daß man daraus geschlossen habe, es sei dies in Übereinstimmung mit den Absichten des Kaisers Wilhelm geschehen, weil dabei auf Andeutungen des Grafen Bray Bezug genommen worden und man gemeint habe, Bayern werde in solcher Frage keine Politik treiben, die von der des Deutschen Reichs abwiche. S. wird dann ersucht, sich vorsichtig zu erkundigen, ob der bayrische Minister des Auswärtigen in dieser Richtung Schritte gethan habe und welche. Über die persönliche Auffassung der Sache bei Bray sei man allerdings nicht im Zweifel; man wünsche nur, daß, wenn er sich in Wien wirklich in jenem Sinne bemüht habe, dies in einer Form geschehen sein möchte, bei der der persönliche und individuelle Charakter seiner Schritte nicht verkannt werden könnte. Das Auswärtige Amt des Deutschen Reichs sei bei diesem Schritte nicht beteiligt, „und wir haben uns — so schließt die Zuschrift — bis jetzt noch jeder Äußerung über die

römische Frage und die Stellung, die das Deutsche Reich zu derselben einnimmt, enthalten."

5. Juni. Einen Artikel, der aus Darmstadt datiert ist, für die Kölnische Zeitung gemacht, zu dem mir der Chef die Unterlagen gab, und der folgendermaßen lautet: „Wie sehr die neuen Minister bei uns sich auch den Umständen fügen mögen, so ist es doch kein Geheimnis, daß in den Sphären über ihnen die üble Stimmung gegen das neue Deutschland fortdauert, und daß man hier vom Alten so viel zu konservieren sucht, als irgend möglich ist, ohne viel Anstoß zu geben. Was an maßgebender Stelle in dieser Richtung nicht aus eignem Antriebe geschieht, wird durch den sehr bedeutenden Einfluß des Prinzen Alexander bewirkt,[1] welcher nach wie vor mit jenen Kreisen in Wien in Verbindung steht, die in den deutschen Dingen nichts gelernt und nichts vergessen haben, und welcher nach wie vor eine Art Mitregentschaft ausübt, die sich nach verschiednen Seiten hin fühlbar macht. Ein Beispiel dafür ist die Gesandtschaft am Wiener Hofe, die schon längst, namentlich aber nach Errichtung des Deutschen Reichs durch die Versailler Verträge, alle Bedeutung verloren hat. Wie man aus guter Quelle hört, hätte der gegenwärtige Träger derselben — bekanntlich Heinrich von Gagern, weiland Präsident des Frankfurter Parlaments — schon vor mehreren Monaten um Enthebung von seinem Posten gebeten und zugleich die gänzliche Einziehung desselben befürwortet, aber abschlägige Antwort erhalten. Jetzt soll er sein Gesuch, respektive seine Vorstellung bei dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wiederholt haben, und wie man wissen will, wäre Herr von Lindelof nicht abgeneigt, darauf einzugehen, zumal kaum Aussicht ist, daß die Landesvertretung das Gehalt für einen jetzt rein ornamental gewordnen Posten als eine notwendige Ausgabe ansehen und weiter bewilligen wird. An höchster Stelle aber ist man, offenbar auf Grund von Vorstellungen des Prinzen, andrer Meinung, und wenn Gagern die erbetne Entlassung bekommt, so wird er einen Nachfolger erhalten. Wie man wissen will, wäre der intime Freund des Prinzen, von Biegeleben,

[1] Im Kriege von 1866 Oberbefehlshaber des VIII. Bundesarmeekorps, früher in österreichischen Diensten.

ein Staatsmann so ultramontan, wie man sich ihn im bischöflichen Palais in Mainz, und so preußenfeindlich, wie man sich ihn irgendwo nur wünschen kann, dabei in Aussicht genommen. Ich berichte dies lediglich als Symptom der in unsern maßgebenden Kreisen herrschenden Stimmung. Sonst hat es glücklicherweise nicht viel zu bedeuten. Wenn man Macht hat, kann man auch ohne Gesandtschaft mit andern Mächten Unheil brauen, und wenn man keine Macht besitzt, so sind alle Gesandtschaften, die man unterhält, nur Ornamente, und zwar Ornamente mehr komischen als ernsten Charakters."

7. Juni. Brunnow hat laut einem Bernstorffschen Schreiben vom 3. d. M. berichtet, Napoleon sei sehr gealtert und gebrochen. Er spreche mit großer Anerkennung von unserm Kaiser, ohne Groll gegen Preußen, heftig erregt dagegen über Thiers und Favre, die von der gerechten Strafe des Himmels dafür ereilt seien, daß sie das Kaisertum gestürzt hätten. Sie seien damit gestraft, daß sie genötigt gewesen seien, dem Lande so schwere Bedingungen auferlegen zu lassen. Der Kaiser hat nach diesem Berichte nicht von seiner Hoffnung auf Wiedereinsetzung gesprochen, aber die Kaiserin ist voll Mut und guter Erwartung. Die Bonapartisten teilen diese letzte. Die einen von ihnen denken an eine neue Thronbesteigung Napoleons, die andern an eine Regentschaft der Kaiserin, diese bilden die Minderzahl. Man hofft, Deutschland werde bei einer Restauration zwar nicht direkt Hilfe leisten, aber bei einer Wahl Napoleons Ermäßigung der Friedensbedingungen eintreten lassen. Auch könnte es bei einem neuen Plebiszit in den okkupierten Gegenden gute Dienste thun. Die einen wollen eine Wahl, in betreff deren sie der ländlichen Bevölkerung sicher sind, die andern gewaltsames Vorgehen, wobei sie auf 180000 Soldaten rechnen. Die Hauptsache sei, behaupten sie, daß weder der Graf von Chambord noch einer der Orleans Aussichten habe.

An Fabrice ist unterm 4. dieses Monats geschrieben worden: „Nachdem die Regierung, an deren Spitze Herr Thiers steht, den definitiven Frieden mit uns geschlossen hat, liegt es in unserm Interesse und in unsrer internationalen Stellung, in Frankreich nur die gegenwärtige Regierung anzuerkennen, so lange sich nicht auf gesetzmäßigem Wege aus ihr eine andre entwickelt, die die

Ausführung des Friedensvertrages und die Erhaltung der jetzigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern für die Zukunft sicherstellt. Die gegenwärtige Regierung ist durch ihre Vergangenheit und ihre ganze Lage darauf angewiesen, ihren Verbindlichkeiten gegen uns nachzukommen, und findet deshalb einen Stützpunkt in Deutschland. Jede andere Regierung, die in unregelmäßiger Weise sich der Gewalt bemächtigt, würde möglicherweise ihr Heil darin suchen, auf Kosten der mit uns geschlossenen Verträge die Popularität zu erwerben und uns dadurch zur Erneuerung des Krieges drängen. Wir haben daher nicht nur ein Interesse an der Erhaltung der jetzigen Regierung, sondern auch ein Recht, uns die Anerkennung jeder etwa eintretenden gewaltsamen Veränderung in der Regierungsform vorzubehalten und unsre Entschließung davon abhängig zu machen, ob wir unsre vertragsmäßigen Interessen gewährleistet finden. Hierzu kommt, daß jede neue Erschütterung der kaum hergestellten Ordnung die Macht Frankreichs beeinträchtigen muß, seinen Verbindlichkeiten gegen uns in den vertragsmäßigen Terminen gerecht zu werden, welche Persönlichkeiten auch an der Spitze stehen mögen, und daß wir daher wünschen müssen, daß jede Krisis vermieden wird, die einen erneuten Bürgerkrieg zur Folge haben würde. Sie wollen sich der französischen Regierung gegenüber gefälligst in diesem Sinn aussprechen und keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß wir in den von uns besetzten Landesteilen keine Veränderung der Regierungsform sowie keinen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten anerkennen würden, die nicht aus der regelmäßigen Entwicklung der gegenwärtig zu Recht bestehenden Sachlage hervorgingen. Wir bestätigen durch die schnelle Verminderungen der Okkupationstruppen das Vertrauen, das wir zu der jetzigen Regierung haben. Sollten neue Bewegungen in Frankreich uns Zweifel an der Aufrechterhaltung des geschlossenen Friedens aufdrängen, so wissen Ew. E., daß in vierzehn Tagen dieselbe Armee von uns wieder aufgestellt werden kann, die im Winter in Frankreich stand."

11. Juni. Fabrice hat vorgestern ein Telegramm an den Chef abgehen lassen, worin es unter anderm heißt, der beschleunigte Abzug unsrer Truppen vor Paris und anderwärts noch vor Zahlung der ersten halben Milliarde übe sichtlich Einfluß auf die Stimmung

und Haltung der Bevölkerung, und ihr zuversichtliches, wenn nicht feindseliges Auftreten werde in dem Maße zunehmen, worin unsre Soldaten die Stellung bei Paris räumten. Washburne habe vertraulich zur Vorsicht gemahnt und gegen Holstein geäußert, die Stimmung der Pariser gegenüber den Deutschen sei bedenklich, der Regierung mangele es an Macht, vielleicht an gutem Willen zum Einschreiten hiergegen, und der Schutz der Deutschen in Paris liege einzig und allein darin, daß noch Truppen von uns in der Nähe stünden. Was sich aus der Lage der Dinge in Frankreich noch entwickeln werde, sei nicht zu berechnen. Die zwei ersten Milliarden würden bezahlt werden, um Deutschland sicher zu machen, die letzten drei aber, selbst nach offnen Äußerungen maßgebender Persönlichkeiten (Nichtmilitärs) nicht, wohl aber wolle man die abgetretnen Landesteile wiedernehmen.

Der Chef hat dem sächsischen General darauf gestern telegraphiert, wir hätten nicht die Verpflichtung und nicht die Absicht, unsre Okkupation eher räumlich einzuschränken, namentlich nicht die Forts eher zu räumen, als wir nach dem Frankfurter Frieden müßten. Wenn wir die Zahl unsrer Truppen in den von uns besetzten Teilen Frankreichs verminderten, so geschehe dies nicht, weil wir auf Frankreich, sondern weil wir auf unsre Schnelligkeit im Mobilisieren vertrauten. Möglich sei, daß die Franzosen den Frieden nicht vollständig ausführten, ja daß sie uns anzufallen beabsichtigen. Aber sobald eine Zusammenziehung französischer Truppen diese Eventualität wahrscheinlich mache, oder böswillige Verzögerung der Zahlungen vorliege, werde in zwei Wochen wieder eine Streitmacht von 600 000 Mann zwischen Metz und Paris stehen, worüber Fabrice niemand im Zweifel lassen möge. Unsre Leute vor Paris nach Bedarf wieder zu verstärken, sei finanziell wohlfeiler als sie unbestimmt lange dort zu lassen. Die Möglichkeit eines Wiederbeginnens des Krieges verhehle man sich nicht, fürchte sie aber auch nicht.

19. Juni. Heute morgen eine Reihe von Telegrammen gelesen, die zwischen Walbersee und dem Chef gewechselt worden sind, und nach denen es fast scheint, als ob es wieder zu Feindseligkeiten kommen könnte, wenn die Franzosen die Macht dazu hätten. Ihre Truppen sind am 15. des Abends bei Lilas mit ihren Vorposten

bis auf 25 Schritte gegen unsre auf dem uns zustehenden Terrain vorgerückt, und der Chef, dem Waldersee dies am 16. mitteilt, weist ihn zu gleicher Zeit an, Bestrafung des Offiziers zu verlangen, der sich dieses Bruchs der Verabredung schuldig gemacht habe, und fügt hinzu, daß unsre Leute Befehl haben, die ihnen auf Schußweite gegenüberstehenden Franzosen anzugreifen, wenn diese nicht noch im Laufe des Tages von selbst zurückgehen; auch werde er sofort beim König Sistierung aller Rückmärsche, bis Genugthuung erfolgt sei, beantragen. — Zu gleicher Zeit geht ein Telegramm ähnlichen Inhalts an Favre ab, worin es am Schlusse heißt: Les protestations du commandant allemand contre cette violation des stipulations en vigueur sont restées infructueuses. Je regrette vivement un incident, qui trouble les relations de confiance mutuelle, qui commençaient à naître. — Die Franzosen sind über dies quos ego sehr erschrocken gewesen, namentlich Mac Mahon, und haben sofort gesorgt, daß ihre Truppen von der Stelle abzogen, an die sie nicht gehörten.

Favre hat erklärt, Pouyer-Quertier*) könne die erste halbe Milliarde nicht vor dem 15. Juli zahlen, weil das Finanzministerium (von den Kommunarden) zerstört sei. Auch sei das rétablissement de l'ordre noch nicht erfolgt, das Artikel 7 des Friedensvertrags erwähne. Der Chef bezeichnet in einem Telegramm von vorgestern die letzten Äußerungen als „unverschämt“ und weist Waldersee an, Favre zu bemerken, wenn nicht am 1. Juli gezahlt werde, so habe Frankreich den soeben genannten Artikel unerfüllt gelassen.

Waldersee meldete ferner vorgestern, daß er Favre sein Beglaubigungsschreiben überreicht habe und sodann von Thiers empfangen worden sei. Beide Herren hätten ihn sehr höflich und zuvorkommend aufgenommen. Am 26. Juni solle eine sechsprozentige freiwillige Anleihe von zwei Milliarden mit 15 Prozent Anzahlung aufgelegt werden. Mit dem hierdurch gewonnenen Gelde und einigen disponibeln Mitteln werde man 375 Millionen Franken zahlen. Thiers habe versichert, daß er beim besten Willen nicht die völlige Entrichtung der ersten halben Milliarde vor dem 10. Juli

*) Französischer Finanzminister.

versprechen könne, da niemand heute bereits zu übersehen vermöge, wie die Zahlungen gehen würden. Er, Waldersee, habe auf dem 1. Juli bestanden, weil wir sonst an dem guten Willen der Franzosen zweifeln müßten und andrerseits wegen finanzieller Arrangements das Geld zu jenem Termine brauchten. Thiers habe erwidert, daß er den Wunsch und die Hoffnung hege, am 1. mit der Zahlung beginnen zu können, es sei jedoch eine thatsächliche Unmöglichkeit, vor dem 10. die ganze Summe zu beschaffen. Waldersee hat nicht gesagt, daß der Vorschlag in Berlin angenommen werden würde.

Der Chef hat ihm darauf vorgestern telegraphiert, der Vorschlag des Herrn Thiers widerspreche dem 7. Artikel des Frankfurter Friedenstraktats und sei daher ohne Gegenkonzessionen unannehmbar. „Die anfängliche Abrede ging überdies — so heißt es in dem Telegramm weiter — dahin, daß die Einnahme von Paris als Termin gelten sollte, und nur infolge der von uns aus Gefälligkeit zugestandnen französischen Redaktion des Vertrags wurde der Ausdruck: rétablissement de l'autorité aufgenommen. Dazu ist die Zahlung der nächsten 125 Millionen durch ein Versehen in der französischen Redaktion auf 60 Tage nach der Zahlung der 375 festgestellt, statt, wie Herr Pouyer-Quertier selbst angeboten, auf 30 oder 60 Tage nach der Einnahme von Paris. Bei dem Mangel an Entgegenkommen, den die französischen Unterhändler jetzt zeigen, haben wir keine Veranlassung, Gefälligkeiten ohne Gegenkonzessionen zu bewilligen. Wenn daher die französische Regierung nicht am 1. Juli die vertragsmäßige Zahlung leistet, so werden wir zu konstatieren haben, daß sie den Artikel 7 unausgeführt gelassen hat, und ich ersuche Ew., Herrn Favre darüber nicht in Zweifel zu lassen."

20. Juni. Wieder etwas Heiteres aus der diplomatischen Welt! v. K. ein russischer Gesandter, hat unterm 25. Mai (6. Juni unsrer Zeitrechnung) ein langes französisches Memoire über die sozialistischen Parteien und Umtriebe in Deutschland an den Kaiser Alexander gerichtet, worin es unter andern großen Wunderlichkeiten heißt: „Wuttke (unser Leipziger Professor und Querkopf) un des piliers republicains en Saxe a dit dernièrement assez haut pour être entendu à Dresde: dans cinq ans il n'y aura plus des princes." Bezaubernd schöne Kenntnisse der Verhältnisse

und Persönlichkeiten! Wuttke Pfeiler des sächsischen Republikanismus und Prophet in diesem Stil! Und das berichtet mit ernster Miene ein Diplomat.

22. Juni. Promemoria vom 17. über die Pariser Kommune und die Gründe, weshalb sie durch die Provinzen nicht unterstützt worden sei, das von Buchers Hand geschrieben und nach Wien abgegangen ist, im Konzept gelesen und auf Befehl des Chefs nach seinen Hauptgedanken für die Presse benutzt. Das Promemoria lautete: „Während die europäische Presse sich allmählich mit der Frage beschäftigt, welche Elemente nach Stand, Klasse und Beruf in den Reihen der Pariser Insurgenten gestanden, für welches gemeinsame Ziel sie gekämpft oder für welche verschiednen Ziele sie sich zu gemeinsamem Widerstande gegen die Versailler Regierung vereinigt haben, ist eine andre Frage bisher fast gar nicht berührt worden: weshalb die Provinzen, unbedeutende Versuche in Lyon, Marseille und St. Etienne abgerechnet, der Kommune nicht durch gleichzeitige Bewegung zu Hilfe gekommen sind. Da an dem Vorhandensein ähnlicher Elemente in den großen Provinzialstädten nicht zu zweifeln ist, müssen beide Fragen einen sachlichen Zusammenhang haben, eine durch die andre geklärt werden, und es kann ohne die Beantwortung beider ein Urteil über den Verlauf der innern Kämpfe Frankreichs und ihren, sozusagen, chemischen Einfluß auf die Zustände der übrigen Länder nicht versucht werden. Daß die zur Auflehnung gegen die Versailler Regierung geneigten Elemente in den Provinzen durch die materiellen Machtmittel der Regierung niedergehalten worden wären, ist nicht anzunehmen. Die Regierung gebot über wenig reguläres Militär, die aus der Schweiz zurückgekehrte Bourbakische Armee bestand zum allergrößten Teil aus National- und Mobilgarden, die aus der deutschen Kriegsgefangenschaft entlassenen Soldaten fanden vor Paris ihre dringende Verwendung. Die Erklärung muß anderswo zu suchen sein und dürfte sich ergeben aus einer Vergleichung der Provinzialblätter aus den Monaten März, April, Mai mit den Dekreten der Pariser Kommune und der in den Provinzen, namentlich im Süden, jetzt erscheinenden Plakate und Flugschriften, die auseinander gingen und einander durchkreuzten, weil hier die in Paris erfolgte Verständigung nicht erfolgt war. Das Comité révolutionaire der Provinzen ver-

langt in einem Plakat aus dem April die freie und selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten durch die Städte, also wesentlich dasselbe, was der nach Bordeaux ausgeschriebne, durch die Versailler Regierung verbotne Städtekongreß auf nichtrevolutionärem Wege erreichen wollte. Das Komitee setzt aber hinzu, daß Paris eine legale, die einzig legale Regierung Frankreichs erwählt habe — eine Auffassung, die die Anhänger der Dezentralisation abschrecken mußte und von der Kommune keineswegs geteilt wurde. Denn nach der von der letztern skizzierten Verfassung sollte jedes Arrondissement durch Delegierte (nicht Deputierte) aller, auch der ländlichen Gemeinden, mit Befugnis zum Beschließen und Ausführen in den Hauptorten versammelt, seine Angelegenheiten verwalten und einen Delegierten mit Instruktionen und jederzeit widerruflichem Mandate nach Paris entsenden, wo die so gebildete Versammlung wieder mit legislativer und exekutiver Befugnis die gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Staats besorgen sollte. Man sieht also, daß ein doppeltes Mißverständnis die revolutionären Elemente getrennt hat. Auf der einen Seite die Vorstellung, daß es darauf abgesehen sei, den Städten mit ihren patrizischen, oligarchischen Elementen eine Unabhängigkeit von der Zentralgewalt und eine gewisse Herrschaft über die Landgemeinden zu geben, während die revolutionären städtischen Arbeiter eine bis zu Aufhebung alles Privateigentums durch den Staat gesteigerte Zentralisation und das Hineinziehen des auf ein Stückchen Land erpichten ländlichen Proletariats in die kommunistische Bewegung betrieben. Auf der andern Seite die Vorstellung, daß die Kommune von 1871 wie die aus den Sektionen der Pariser Bevölkerung hervorgegangne vom 10. August 1792 sich selbst pouvoirs illimités pour sauver la patrie und damit eine absolute Herrschaft über das ganze Land anmaßen wolle, während sie in der That sich nur als den Kern einer aus revokabeln Mandataren aller Arrondissements zu bildenden gesetzgebenden und exekutiven Zentralbehörde betrachtete. Diese Differenzen mußten bewirken, daß in den Provinzen das, was die einen Elemente zu der Pariser Kommune hinzog, die andern zurückstieß, und erklären die passive Haltung der großen Provinzialstädte; Lyon, seit vierzig Jahren ein Sitz sozialistischer Agitation, 1831 und 1834 der Schauplatz blutiger und hartnäckiger Arbeiteraufstände, hat den Parisern

keine Unterstützung gewährt. Die Kommunisten, unter denen Bakunin und andre Russen sich besonders bemerklich machten, versuchten in den Tagen nach dem 18. März eine Erhebung, fanden aber nur in den ärmlichsten Stadtteilen auf dem linken Rhoneufer Anhang und mußten nach der Schweiz flüchten, von wo sie ihr Geschäft weiter zu treiben scheinen. Gleichwohl traut die Regierung den Städten des Rhonethales so wenig, daß sie die Entwaffnung der Nationalgarden nicht eher anordnen will, als bis der General Douai mit seinem Armeekorps an Ort und Stelle ist. In Paris war die kleine unter dem Drucke des großen Kapitals und der ungesunden Finanzwirtschaft des Kaiserreichs leidende Bourgeoisie für das Bündnis mit dem internationalen Arbeitervereine und die von demselben versuchte neue Staatsform gewonnen durch die kommunistischen Maßregeln in betreff der Mieten und des Indults. Ob und wann eine ähnliche Verständigung in den Provinzen erfolgt, davon, mehr als von den Ergebnissen der parlamentarischen und dynastischen Kämpfe, dürfte der Verlauf der Dinge in Frankreich abhängen. Wie eifrig an einer solchen Verständigung und einer Organisation der Provinzen gearbeitet wird, ergiebt sich aus dem beiliegenden Artikel der Times, dem augenscheinlich offizielle Quellen zu Gebote gestanden haben."

Heute brachte die Volkszeitung nachstehende Mitteilung: „Wir werden um den Abdruck folgenden Schreibens ersucht: ›Um bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck seine Audienz zu erlangen, wollte ich mir die Erlaubnis bei demselben einholen, als er gerade vorüberging. Kaum hatte ich aber den Fürsten angesprochen, als zwei geheime Polizeiagenten mich bei den Armen anfaßten und arretieren wollten. Auf meinen Protest und entschiedne Erklärung, daß ich mit Zivilpersonen nicht zu gehen brauche und auch nichts verbrochen habe, wurde ich doch durch die Straßen geschleppt auf das Polizeibüreau auf der Taubenstraße; von da ging ich mit einem Schutzmann nach dem Molkenmarkte, wo ich die ganze Nacht in Polizeigewahrsam gehalten und andern tages um elf Uhr mit der Erklärung entlassen wurde, daß die Verhaftung wohl aus Mißverständnis geschehen sein möchte. Ich überlasse jedoch das ganze Verfahren dem Urteil des Publikums. H. L. Back.‹"

23. Juni. Früh ließ mich der Chef rufen, zeigte mir den

obigen Artikel und erzählte mir, während er sich ankleidete, gut gelaunt die darin erwähnte Geschichte folgendermaßen: „Ein ungewöhnlich schmieriger Mensch, offenbar ein Jude, kam, als ich aus dem Reichstage nach Hause ging, auf mich zu und sagte, er wollte Audienz bei mir. Ich wies ihn ab. Er blieb aber neben mir und redete weiter auf mich hinein, ich würde doch einem deutschen Schriftsteller so was nicht abschlagen, er hätte mir Wichtiges mitzuteilen. Doch, sagte ich, ich gebe deutschen Schriftstellern niemals Audienzen. Er folgte mir aber (mit der fliegenhaften beharrlichen Zudringlichkeit und Dummdreistigkeit des Judenjungen) immer noch und rückte mir, indem er weiter sprach, so dicht auf den Leib, daß er mir einen Sporn abtrat. Ich drehte mich um und wollte thätlich werden; da nahmen ihn die Schutzleute in Empfang. Er war wirklich ungewöhnlich schmierig, so voll Kneipenfett, wenn das einer mit sich abgeschabt hat." Machte daraus eine Notiz für die Presse.

Später nochmals zum Minister geholt, erhielt ich von ihm in Bezug auf eine angebliche Enthüllung des Herrn Vallon in der Versailler Versammlung, die die Nationalzeitung besprochen hatte, die Weisung, einen Artikel zu machen, den er vor dessen Abgang durchsah und korrigierte. Bei der Information sagte er mir: „Favre hat hier wiederholt Irrtümliches vorgebracht. Er hat in der Rede vom 19., worin er die Behauptung Vallons besprach, er habe ihm mitgeteilt, daß ich in Ferrières geneigt gewesen wäre, auf die Bedingung der Abtretung Straßburgs und seines Weichbildes hin Frieden zu schließen — in dieser Rede hat er den Sachverhalt unrichtig wiedergegeben. Er hat erklärt, es sei damals nicht über den Frieden unterhandelt worden. Graf Bismarck habe ihm allerdings gesagt, daß es möglich sei, unter den Bedingungen zu unterhandeln, die Herr Vallon in der Nationalversammlung angedeutet. Sagen Sie darauf, damit bekunde der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs ein mangelhaftes Gedächtnis. Oder besser, sagen Sie: Es ist sehr erklärlich, daß nicht alle Einzelheiten der wiederholten langen Besprechungen dem Beteiligten gleichmäßig im Gedächtnis geblieben sind, namentlich auch auf andern Gebieten der sehr bewegten Zeit. Nach den vorliegenden veröffentlichten Berichten stand in Ferrières die Frage des Waffenstillstands im Vordergrunde als das Mittel, dem Frieden durch Berufung der

Nationalversammlung näher zu treten, aber vom Frieden ist ebenfalls die Rede gewesen. Herr Favre sagt dies in seinem Bericht an die Regierung der nationalen Verteidigung vom September vorigen Jahres, die die Vorgänge in Haute-Maison schildert, selbst. »Nachdem ich — so lesen wir da — durch ein Rundschreiben die Absichten der französischen Regierung bekannt gemacht hatte, wollte ich die des preußischen Minister kennen lernen. Es schien mir unzulässig, daß zwei Nationen, ohne sich sicher vorher auszusprechen, den Krieg fortsetzen, der trotz seiner Vorteile für den Sieger demselben schwere Leiden zufügte. Hervorgegangen aus dem Willen eines Einzigen, hatte dieser Krieg keinen Grund zur Existenz mehr, wo Frankreich wieder Herr seiner selbst war. Ich verbürgte seine Liebe zum Frieden und zu gleicher Zeit seinen Entschluß, keine Bedingungen anzunehmen, die aus diesem Frieden einen kurzen und drohenden Waffenstillstand machten. Herr von Bismarck antwortete mir, wenn er die Überzeugung hätte, daß ein solcher Friede möglich wäre, so würde er ihn sofort unterzeichnen.« Herr Favre hat bei dieser Gelegenheit auch die Bedingungen, die Deutschland stellte, erfahren, und dieselben liefen keineswegs bloß auf die Abtretung Straßburgs nebst Weichbild hinaus. »Als ich — so heißt es in dem gedachten Berichte Favres — lebhaft wegen der Bedingungen in ihn drang, antwortete er mir rund heraus, die Sicherheit seines Landes geböte ihm, das Gebiet zu behalten, die dieselbe verbürge. Er wiederholte mehrmals: Straßburg ist der Schlüssel des Hauses. (Ich sagte: unsers Hauses.) Ich ersuchte ihn, noch deutlicher zu sein. Das ist unnütz, sagte er, da wir uns nicht verständigen können; das ist eine Sache, die sich später regeln läßt. Ich bat ihn das sogleich zu thun. (Dies unterstreichen in dem Artikel.) Da sagte er mir, daß die Departements Nieder- und Oberrhein und ein Teil desjenigen der Mosel mit Metz, Chateau Salins und Soissons (unrichtig, es wurde Saargemünd genannt) ihm unerläßlich notwendig wären, und daß er darauf nicht verzichten könne.«"

Um dieselbe Zeit, wahrscheinlich kurz vor dem obigen Artikel, wurde nach Information des Chefs folgender Aufsatz für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gemacht, den er ebenfalls vor dem Abdruck sehen wollte und dann korrigierte. Das Eingeklammerte wurde von ihm gestrichen, obwohl er es fast wörtlich so, wie ich

es geschrieben habe, angegeben hatte. „Täglich begegnen wir Berichten, nach denen die Deutschen in Frankreich, namentlich in Paris, übler Behandlung und arger Beeinträchtigung ihrer Rechte ausgesetzt sind. Bankiers entlassen deutsche Komtoirbeamte, denen sie langjährige treue Dienste danken, Fabrikanten erklären, in Zukunft keine deutschen Arbeiter mehr beschäftigen zu wollen, Akademien und Institute sogar, die Sammelstätten und Gipfel französischer Gelehrtheit [und wie man gern glauben möchte, französischer Weisheit] demonstrieren in deutschfeindlichem Sinne, indem sie künftig keine Korrespondenten unter den deutschen Bürgern der allgemeinen Gelehrtenrepublik haben wollen. Alle diese mehr oder minder kleinlichen Kundgebungen der Verbitterung mögen einfach mit Bedauern, als Symptome einer Stimmung verzeichnet werden, die eine Zukunft im Schoße trägt, gegen die wir uns zu sichern haben. Aber die Franzosen, vor allen die Pariser, sind weiter gegangen in dem kleinen Kriege, mit dem sie den nun beendigten großen fortsetzten. Sie haben sich gegen die Deutschen, die zur Ordnung ihrer Angelegenheiten oder zur Wiedereröffnung ihrer Geschäfte zurückgekehrt waren [von einer zügellosen Presse aufgestachelt], Handlungen erlaubt, die von zivilisierten Nationen selbst im Kriege für ungebührlich angesehen werden. Sie haben Deutsche an der Eröffnung ihrer Läden verhindert und das Etablissement eines Deutschen verwüstet, sie haben andern Deutschen den Besuch der Börse verwehrt, sie haben harmlose Angehörige Deutschlands, lediglich, weil sie Deutsche waren, in Haft genommen. Das geht nicht die Zukunft an, sondern die unmittelbare Gegenwart, und erheischt sofortige Abhilfe. Wir haben Frieden geschlossen, und wir wollen den Frieden aufrichtig und ehrlich halten, aber selbstverständlich in der Voraussetzung, daß auch das französische Volk diesen [von seiner Regierung gesuchten und erlangten] Frieden hält. Wir werden uns, wenn man dem geschilderten Unfuge nicht [bald und gründlich] steuert, wenn die französische Regierung friedliche und kein Gesetz übertretende Deutsche nicht schützt [im Interesse der Angehörigen und in Hinblick auf die Ehre Deutschlands], über die Frage der Repressalien schlüssig machen [und wir werden uns nicht wundern, wenn man dann für jeden widerrechtlich verhafteten Deutschen, der nicht auf ergangne Reklamation ohne Verzug entlassen wird, in dem von uns einst-

weilen noch okkupierten Gebiete Frankreichs Verhaftungen französischer Bürger verfügte. Wir würden es nicht außer der Ordnung finden, wenn man mit der Evakuierung gewisser Departements bis zu größerer Beruhigung der Leidenschaften einhielte. Ja nach Befinden könnte auf Grund dieser beklagenswerten Erscheinungen selbst gegen Paris, den Herd derselben, wieder vorgegangen werden]."

24. Juni. Nach Angabe des Chefs, der dazu durch einen Artikel der Schlesischen Zeitung über „Napoleon und die Männer des vierten September" angeregt wurde, für Braß nachstehenden Aufsatz geschrieben: „Der Versuch Trochus, sich von dem Tadel rein zu waschen, den ihm die öffentliche Meinung erteilt, ist entschieden mißglückt. Seine Rede hat nur bestätigt, daß er den Kaiser verraten, indem er die ihm anvertraute Gewalt benutzte, ihn stürzen zu helfen. Er ist es vor allen, durch den die Männer des vierten September ans Ruder gelangten. Er hauptsächlich hat die Fortsetzung des Krieges an jenem Datum verschuldet. Und zu seinem Verrat kam noch seine Unfähigkeit. Stets versicherte er, Pläne zu haben, die unfehlbar zum Erfolge führen würden, und niemals besaß er die Energie, sie gegen Widerspruch durchzusetzen, niemals sah man, wenn sie dennoch ausgeführt wurden, von ihnen wirklichen Erfolg. Wenn er aber schließlich mit dreister Stirn die Preußen anklagt, es mit der Kommune gehalten und die Schreckensszenen seit Ausbruch der sozialistischen Verschwörung mit verschuldet zu haben, so ist darauf zu erwidern: 1. daß die deutsche Politik vor Europa kein Vorwurf treffen würde, wenn sie in den ersten Wochen nach dem 18. März, wo die Kommune sich noch nicht in ihrer wahren Gestalt enthüllt hatte, derselben gefällig gewesen wäre, zumal auf der andern Seite wenig guter Wille und mancherlei Zweideutigkeiten zu existieren schienen, 2. aber daß von irgendwelcher Gefälligkeit gegen die Kommune deutscherseits in keiner Weise die Rede gewesen ist, geschweige denn von Einvernehmen mit derselben und Unterstützung derselben, daß vielmehr im Gegenteil alles irgend bei der Lage der Dinge zulässige geschehen ist, um der Regierung in Versailles bei ihren Vorbereitungen zur Unterdrückung des Aufstandes und während des Kampfes selbst Vorschub zu leisten. Man durfte daher abwarten, daß die Herren der französischen Regierung die, wenn nicht lügenhaften, mindestens in

allen Stücken irrtümlichen Behauptungen des Generals als besser unterrichtete widerlegen würden, und wir erwarten eine solche Erklärung noch. Erfolgt das Desaveu nicht, so würden wir es angezeigt finden, wenn man deutscherseits die Sache in die Hand nähme und die diplomatischen Schriftstücke veröffentlichte, aus denen hervorgeht, daß und wie jener Vorschub wirklich geleistet worden ist, und zwar auf Wunsch und Aufforderung der Versailler Regierung."

30. Juni. In den letzten Tagen wieder eine Anzahl interessanter Eingänge und Konzepte gelesen. Tauffkirchen, der Vertreter Bayerns bei der Kurie, hat unterm 21. d. M. aus Rom gemeldet, daß der Papst tags vorher mit ihm über die von seiten der Kommunisten der Gesellschaft drohenden Gefahr gesprochen habe. „Sie sind — hat er sich geäußert, in dem er einige Fliegen von seinem Tische scheuchte — wie diese Insekten. Es hilft nichts, einige zu töten, es hilft noch weniger, sie zu verscheuchen; man muß allgemeine Vorkehrung treffen, ihr Eindringen und ihre Vermehrung zu verhindern." — In betreff der Übersiedlung der italienischen Regierung nach Rom heißt es in einer Depesche dieser Tage ungefähr, wenn sich der König dorthin begebe, würden die Gesandten nach diplomatischem Brauche ihm folgen. Wenn der Minister des Auswärtigen ohne seinen Monarchen dahin gehen sollte, so würden die Geschäfte dafür maßgebend sein, wann und wie lange ein Gesandter zum Behufe persönlicher Besprechung nach Rom reise. Frankreich und Österreich hätten ihre Vertreter angewiesen, ohne Rücksicht darauf, ob Viktor Emanuel nach Rom gehe, dem Minister dorthin zu folgen; dann aber würden jene mit Hinterlassung eines Vertreters auf Urlaub gehen. — In einer Depesche an Walderse vom 25. d. M. fand ich den Satz: „Die Erhaltung von Gesandtschaften der Bundesstaaten im Auslande liegt nicht im Interesse des Reiches. Wir können aber ihr allmähliches Verschwinden von der Zeit und den Budgetdebatten der Einzelstaaten erwarten." — Nach einem Berichte Tauffkirchens hat der Fürst Löwenstein-Heubach, der im Auftrage der Klerikalen nach Rom gereist ist, dort dem Kardinal Antonelli mit den Folgen einer Desavouierung der Zentrumsfraktion des Reichstages vor dem Beauftragten des Reichskanzlers gedroht.

2. Juli. Gestern fragte mich der Chef, ob ich Braß nicht,

wie er angeordnet, aufmerksam gemacht habe, daß er die Angriffe auf die französische Regierung sein lassen sollte. Ich erwiderte: „Ja, mehrmals schon, schriftlich und mündlich.“ Er sagte darauf: „Das muß ein Ende nehmen.“ Heute wollte er, daß ich Braß folgenden Artikel, zu dem er mir den Gedankengang angab, zuschicke: „Vielfach ist die Frage erörtert worden, ob die Frankreich von Deutschland auferlegte Kriegskontribution zu hoch sei oder nicht, ob jenes die Last der fünf Milliarden zu tragen imstande sein werde oder nicht. Die einen bejahten die Frage, die andern verneinten sie, wieder andre waren zweifelhaft. Jetzt dürfen wir dieselbe für erledigt halten, und zwar durch das Programm, das Herr Thiers vor der Nationalversammlung in Versailles zunächst in betreff der Anleihe und der Finanzlage Frankreichs, dann in Bezug auf die Zukunft der letztern überhaupt entwickelt hat. Frankreich ist ohne Zweifel genötigt, sich sparsamer einzurichten als bisher. Es hat die Erträge seiner Hilfsquellen zu steigern und andrerseits sie möglichst zusammenzuhalten. Gleichwohl denkt Herr Thiers nicht im entferntesten an Verminderung der Armee oder der Flotte, an denen doch am meisten zu sparen wäre. Im Gegenteil, er will beide wieder auf den hohen Zahlenstand gebracht und auf demselben erhalten wissen, ja er will das Heer durch eine Reserve von 900000 Mann verstärkt haben. Wir erblicken darin den deutlichsten Beweis, daß man in den Kreisen der Versailler Regierung den Gedanken, daß Frankreich zur Beherrschung Europas berufen sei, noch keineswegs aufgegeben hat, und daß man nach wie vor an der Redensart festhält, die bei Gelegenheit der Rundreise des Herrn Thiers im Herbste die Hoffnung und das Selbstgefühl des französischen Politikers ausdrückte: L'Europe ne veut pas changer le maître. Nun aber, wenn die französische Regierung dasselbe Militärbudget wie vor dem Kriege aufzustellen gedenkt, wenn die Franzosen, wie es scheint, ohne zu unterliegen, unter Verhältnissen, ungünstiger als die frühern, die alte Militärlast vertragen zu können glauben, so muß die ihnen abverlangte Kontribution eher zu niedrig als zu hoch bemessen gewesen sein. Ferner aber: nirgends ist Frankreich gefährdet oder bedroht, und so verrät die Absicht zu so formidabler Rüstung offenbar aggressive Gedanken, so ist deren Äußerung einer Drohung für die Nachbarn gleich zu achten. Aus beiden Gründen

fällt unsers Erachtens jede moralische Verpflichtung hinweg, in Sachen der Kontribution Nachsicht zu üben."

5. Juli. Heute mittag kam Keudell mit einem Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom Chef herunter, der vom 2. datiert war und mit den Worten: „Der Telegraph" anfing, und neben den der Fürst geschrieben hatte: „Dieser Artikel steht mit den gegebnen Weisungen im Widerspruche. Min. des Innern wegen Verwarnung der Redaktion, resp. Entziehung jeder Begünstigung zu schreiben. Strenge tägliche Überwachung nötig." Keudell sagte, der Kanzler sei wütend auf Braß. Er bat mich dann, ihm ein die Sache betreffendes Schreiben an den Minister des Innern zu machen. Ich schrieb ihm folgendes auf: „Im speziellen Auftrage des Herrn Reichskanzlers erlaube ich mir, Ew. Exzellenz auf den in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 2. Juli enthaltenen Artikel aufmerksam zu machen, der mit »Der Telegraph überbrachte uns« beginnt. Derselbe steht mit den der Redaktion wiederholt mündlich und schriftlich erteilten Weisungen, die durch ähnliche Ausfälle gegen die derzeitige französische Regierung hervorgerufen wurden, entschieden im Widerspruche, und diese immer wiederkehrende Polemik erweckt den Verdacht, daß die Redaktion dabei auswärtigen Einflüssen folgt, welche es in ihrem Interesse finden, uns mit Frankreich zu entzweien. Der Herr Reichskanzler giebt daher Ew. Exzellenz zu hochgeneigter Erwägung, ob es nicht an der Zeit sei, entweder mit strenger Verwarnung der Redaktion oder sofort mit Entziehung jeder Vergünstigung gegen das Blatt vorzugehen und letztere einem andern zuzuwenden, welches bessere Bürgschaft für korrektes Verhalten giebt."

Der Aufsatz vom 2. Juli war der letzte, den ich während meiner Anstellung im Auswärtigen Amte nach mündlicher Information vom Kanzler schrieb. Denn von jetzt an ging der unmittelbare Verkehr mit diesem, dessen ich mich bisher erfreut hatte, auf den neuen „Preßrat" Aegidi über, der schon vor einigen Wochen eingetroffen war, aber erst acht oder zehn Tagen nach seiner Ankunft vom Fürsten empfangen wurde und auch dann nicht sofort Beschäftigung bekam.

Was den Wechsel veranlaßt hatte, blieb mir vorderhand unbekannt, und auch Bucher wußte sich ihn zunächst nicht zu er-

klären. Später war er der Meinung, Aegidi sei durch Keudell, der aus dem Auswärtigen Amte auszuscheiden und sich zum Gesandten machen zu lassen beabsichtigte, hierher gebracht worden, um ihm über das, was hier vorgehe, Bericht zu erstatten, sowie anderseits Sorge zu tragen, daß die ihm, dem bisherigen Personalrat, Säckelmeister und Stipendienverwalter des Ministeriums von Leuten der Presse von Zeit zu Zeit gespendeten Anerkennungen seiner politischen Bedeutung nicht aufhörten, sondern reichlicher und kräftiger würden.

Über seine Personalien mag der Herr Preßrat zunächst selbst berichten, und ich werde seine Angaben nur mit einigen Einschaltungen und Nachträgen begleiten.

James Ludwig Karl Aegidi, Sohn eines Arztes in Freienwalde, 1825 geboren, evangelischer Konfession und mit einem Fräulein von Senden, einer Cousine Keudells, verheiratet, studierte in Königsberg, Heidelberg und Berlin die Rechte. Schon als Studiosus trieb er Politik und drängte sich damit in naiver Weise hervor, wobei er einmal zu einem vergnügten Vormittage im Karlsruher Archiv Anlaß gab. Als nämlich Treitschke, so erzählte mir Professor von Gutschmid am 12. Februar 1873 bei Schultze in Berlin, dort Studien machte, stieß er auf eine Eingabe aus dem Jahre 1848, die wahrscheinlich vom badischen Bundestagsgesandten eingeschickt worden war, und in der es ungefähr hieß: „Ein einfaches Landmädchen rettete Frankreich — Jeanne d'Arc. Bescheiden wie diese wage ich mich dem hohen Bundestage zu nahen," worauf eine Bitte um Preßfreiheit folgte. Unterzeichnet war der Student Aegidi. Treitschke teilte das einigen im gleichen Saale arbeitenden Gelehrten und Spaßfreunden mit, die darauf mit ihm, sich an den Händen fassend, um den Fund einen Freudentanz aufführten. Der Verfasser der Eingabe aber hieß seitdem unter ihnen nur „das einfache Landmädchen." Später, im letztgenannten Jahre, trat Aegidi als Privatsekretär beim Minister des Innern, Alfred von Auerswald, dann beim Ministerpräsidenten Rudolf von Auerswald ein. Darauf wandte er sich der akademischen Thätigkeit zu, indem er sich 1853 in Göttingen als Privatdozent habilitierte. Vier Jahre darauf wurde er als außerordentlicher Professor nach Erlangen berufen, und 1859 bekam er die Stelle des Professors der Geschichte und

Staatswissenschaft am Hamburger Johanneum, einer Art Halbuniversität; 1868 verschaffte ihm Keudells Einfluß eine ordentliche Professur in Bonn, der Prinzenhochschule. Neben seiner Lehrthätigkeit entwickelte er ziemliche Rührigkeit als freikonservativer Parlamentarier und zwar sowohl im Reichstage als unter den preußischen Landboten. 1870 ging er — vermutlich aus Mangel an Zuhörern in Bonn — mit einer Krankenträgerkolonne auf die Schlachtfelder von Metz, „wofür er durch huldreiche Verleihung des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse ausgezeichnet wurde." Seine litterarischen Leistungen waren sehr vielseitiger Art, aber bedeutendes findet sich darunter wohl nur nach seiner eignen Meinung. 1848 war er der Verfasser der für das Frankfurter Parlament bestimmten amtlichen Denkschrift der preußischen Regierung über die polnische Frage. Außer zahlreichen politischen Flugschriften, worunter die im Jahre 1859 viel gelesene Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca," publizierte er ein größeres Werk über den Luneviller Frieden, und eine Schrift über den Zollverein, deren patriotisches Verdienst (man erinnere sich, daß er dies selbst geschrieben hat) 1865 durch Allerhöchste Verleihung des Roten Adlerordens vierter Klasse anerkannt wurde. Ferner beteiligte er sich an der Herausgabe der Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und unternahm vor zehn Jahren, in Gemeinschaft mit einem Dr. Klauhold die Veröffentlichung des sogenannten „Staatsarchivs," einer Sammlung von allen zu öffentlicher Kenntnis gelangenden Depeschen und Staatsschriften der Gegenwart. Keudell, mit dem ich einige Tage vor Aegidis Ankunft über diesen gesprochen hatte, hatte ihm „vorzügliche wissenschaftliche Kenntnisse, Beziehungen zu fast allen litterarischen Kapazitäten und den zur Vermittlung zwischen dem Chef und der Tagespresse wünschenswerten Takt" nachgerühmt.

Welcher Art jene Beziehungen und dieser Takt waren, werden die folgenden Kapitel gelegentlich erkennen lassen. Für jetzt nur eine Probe davon. Einige Zeit nach Beginn der Wirksamkeit des neuen Rates las man in der Spenerschen Zeitung, mit der er sich besonders liiert hatte, nachstehendes: „Ein hiesiger Korrespondent des Pester Lloyd macht in Erinnerung des Umstandes, daß der als offiziös betrachteten Norddeutschen Allgemeinen Zeitung im Sommer d. J. wiederholt scharfe Dementis zu teil wurden, darauf

aufmerksam, daß das genannte Organ seit kurzem wieder als ein hochoffiziöses zu betrachten sei. »Seit der Professor Aegidi — so schreibt der Korrespondent — einer der bedeutendsten und geachtetsten Rechtslehrer Deutschlands und zugleich schlagfertiger Publizist, zur obersten Preßleitung ins Auswärtige Amt berufen wurde, schenkt man der Presse im allgemeinen, die man früher bereits vornehm ignorieren zu können meinte, größere Aufmerksamkeit, und er ist namentlich bedacht, in die offiziöse Presse eine feste, einheitliche Richtung zu bringen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ist wieder als Hauptorgan der offiziösen Publizistik bestimmt, und können seit 1. Dezember alle jene Leitartikel des »Politischen Tagesberichts«, welche sich auf auswärtige Angelegenheiten, auf Reichsangelegenheiten, auf die Beziehung der Bundesstaaten zur Präsidialmacht, auf das Verhältnis der Staatsgewalt zur Kirche beziehen, als der Ausdruck der unmittelbaren Anschauungen der obersten deutschen Reichsbehörde betrachtet werden.« Der Korrespondent will aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, daß Professor Aegidi meistenteils den »Politischen Tagesbericht« redigiert und dabei die unmittelbar vom Reichskanzler eingeholten Informationen verwertet."

Der Chef war außer sich über diesen Artikel. Aegidi wurde zu ihm gerufen und kam, wie die Herren im Zentralbüreau bemerkt haben wollten, ganz verdutzt und mit einem roten Kopfe wieder. Er stellte in Abrede, die Pester Mitteilung veranlaßt zu haben. Wir erfuhren aber bald, daß sie von einem gewissen Julius L., einer litterarischen Kapazität niedrigsten Ranges und unsaubersten Rufes, herrührte, die erst Keudells Bedürfnissen gedient hatte und jetzt in intimer Verbindung mit Aegidi stand.

Ich hätte jetzt vielleicht um meinen Abschied bitten sollen. Indes hielten mich gewisse Erwägungen noch einige Zeit davon zurück. Ich konnte noch lernen, und ich bemerkte binnen kurzem, daß ich auch noch gute Dienste leisten konnte. Auch war denkbar, daß sich das alte Verhältnis zum Fürsten wiederherstellte, indem sich ein Charakter wie Aegidi mit seiner Strebergesinnung, seinem quecksilbernen Übereifer und seiner fast jüdischen Eitelkeit sich über kurz oder lang unmöglich machen mußte. So blieb ich denn, entsprach dem Wunsche des Herrn Rates, mit ihm in freundliche Beziehung einzutreten, so gut es gehen wollte, verwahrte mich, als

er später versuchte, mir als eine Art Vorgesetzter Aufträge zu erteilen, ein für allemal energisch gegen solche Anmaßung, erklärte nur solche Weisungen ausführen zu können, von denen er mir versichere, daß sie der ausdrückliche Wille des Chefs seien, und nahm dabei eine Stellung nicht unter, sondern neben ihm ein. Der Entschluß, noch eine Weile zu bleiben, war gut. Ich lernte, da ich weiter Kenntnis von allen Ein- und Ausgängen nehmen durfte und mit Bucher immer befreundeter wurde, in der That noch viel, und die gehoffte Gelegenheit, dem Chef neben dem Vertreter der Keudellschen Interessen und ohne dessen Wissen zu dienen, fand sich, obwohl ein unmittelbarer Verkehr mit dem Fürsten vorläufig nicht zustande kam, reichlicher, als ich erwartet hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die letzten zwanzig Monate im Auswärtigen Amte — Aus Ein- und Ausgängen

1871

28. Juli. Vor kurzem schickte Graf W. Papiere mit „Kontrakte" bezeichnet, wobei er bemerkte: „Dieselben sind im Auftrage des Herrn von Düring geholt worden und für Herrn von Meding in Thun bestimmt." Ich vermutete sogleich, daß damit der vielgenannte Exregierungsrat Meding gemeint sein müsse, der früher Preßleiter im welfischen Hannover, der Patron der Situation in Paris, der die Sache Georgs des Fünften jetzt aufgegeben hatte, und zwar gegen ein gutes Douceur oder eine Pension aus dem Welfenfonds. Er und Genossen waren es wohl, so dachte ich, die v. R. neulich im Sinne hatte, als er anfragte, ob er den Hannoveranern in Thun ihre Gelder auszahlen solle.

Ich war mit diesen Vermutungen auf der richtigen Spur. Denn heute sehe ich unter den letzten Eingängen eine Zuschrift des „Regierungsrats" O. Meding an den Reichskanzler, die unter dem 22. Juli aus Thun meldet, daß Unteroffiziere und Mannschaften der hannoverschen Legion in Afrika, die jetzt von der französischen Regierung entlassen worden sind, unter Führung des ehemaligen hannoverschen Leutnants Kreiß in Genf angekommen seien. Sie wollen, wie jener schreibt, nach Österreich, um dort Dienste zu nehmen, da man ihnen in Frankreich gesagt hat, daß Österreich zum Kriege rüste. Sie seien, so berichtet Meding weiter, von den Herren von Malorti und von Adelebsen im vorigen Jahre zur Bildung eines Freikorps verwandt, von der französischen Regierung aber zuerst in Rouen interniert und dann unter Eskorte von Gendarmen nach Algier gebracht worden.

Ich schließe hier gleich noch einige spätere Schriftstücke im Auszuge an, die sich auf denselben Gegenstand beziehen. Unter dem 27. Juli meldete derselbe getreue Freund König Georgs, daß die Leute in Zürich seien und große Erbitterung über den König zeigten, der sein Versprechen, wie es auch kommen möge, für sie zu sorgen, nicht gehalten habe. Kreiß hat von Hietzing die Zusicherung einer Pension von 500 Thalern und einer Anstellung im Marstall des Erzherzogs Wilhelm bekommen, will indes vorläufig in Romanshorn bleiben. Der Kommissär Ebers ist nach Zürich gereist, um bei den Leuten die in ihren Händen befindlichen Dokumente über die Vorgänge bei ihrem Eintritt in den französischen Dienst zu sammeln. „Die früher erwähnte Adresse der Hannoveraner — so schließt das Schreiben —, welche sich in Paris befand, ist von mir dem Litteraten Beckmann zur Übergabe an den Herrn Geheimen Legationsrat v. Keudell zugestellt worden. Die übrigen in Paris befindlich gewesenen Papiere sind von dem p. p. Ebers hierher gebracht, und werde ich demnächst über das in denselben enthaltne historische Material berichten und Euer Durchlaucht Befehle erbitten." — Später, am 16. September, fragte v. R. aus Bern telegraphisch an, ob „den hannoverschen Pensionären in der Schweiz" ihre nächste Quartalsrate ausgezahlt werden solle, und es erfolgt unter dem 28. desselben Monats die von Th. unterzeichnete Antwort: ja, doch sei wünschenswert, daß die Herren in ihre Heimat zurückkehrten und dort durch Aufklärung der Bevölkerung für die Regierung wirkten. Die Pariser Papiere haben sie geholt. Der erste Vertrag mit ihnen ist schon am 24. September 1870 abgeschlossen worden. v. R. soll berichten, ob Graf Mengersen mit unter die Pensionäre aufzunehmen sei.

23. August. Folgendes ist vom Chef als Direktive für die offiziöse Presse an Thile geschickt worden, der es mir zustellt: „Die innern Verwicklungen im cisleithanischen Teile Österreich-Ungarns werden im Auslande oft falsch aufgefaßt, und es wird der nationalen Seite zu große Bedeutung beigemessen. Es handelt sich in Österreich mehr um Regierungs- und Verfassungsfragen und die Standpunkte der verschiednen Parteien als um den Kampf zwischen Deutschen und Slawen. Es ist mehr der Kampf zwischen dem konservativen und dem liberalen Elemente. Die deutschen

Großgrundbesitzer stellen sich, weil sie konservativ oder reaktionär sind, auf die Seite der Slawen, und unter den Leitern der letztern und der auf den Ausgleich hinarbeitenden Bewegung finden sich hervorragende Personen der aristokratischen Kreise in großer Anzahl, die kein Wort tschechisch oder slawisch überhaupt verstehen. Männer wie Thun und Hohenwart sind zunächst konservativ und tschechisch nur insoweit, als sie in den Slawen nützliche Werkzeuge zur Förderung der Aristokratie und der Kirche erblicken. Daß sie dabei die national-slawischen Bestrebungen fördern und sich scheinbar aneignen, liegt in dem Umstande, daß die slawische Nationalität sich diesen aristokratischen, absolutistischen und klerikalen Tendenzen zugewandter und gefügiger zeigt als das deutsche Element. Das letztere neigt sich seinem ganzen Bildungsgrade nach, und weil es die eigentliche Bourgeoisie und den wohlhabenden Mittelstand in sich enthält, in Österreich entschieden dem Liberalismus zu, und dadurch erhält der Kampf die nationale Färbung. Man kann sich dieses Verhältnis aus der Analogie ähnlicher Vorgänge klar machen, die wir in Deutschland und andern Ländern erlebt haben, indem Reaktionäre sowohl wie Demokraten und Revolutionäre sich ohne Rücksicht auf die eigne Nationalität den Gesinnungs- und Parteigenossen andrer Länder (Polen und Franzosen) angeschlossen haben, um ihre Parteizwecke gegen die Gegenpartei im eignen Lande durchzuführen.

„Die föderalistisch-konservative Partei in Österreich hat sich zwei andre Elemente zu Bundesgenossen und, wie sie hofft, Werkzeugen gewählt, die beide an sich dem Liberalismus wie dem Konservatismus gleich feindlich gegenüberstehen, und die ihrerseits sich der konservativen Partei nur zu einem Werkzeuge bedienen und sie schließlich zu überflügeln gedenken. Diese Elemente sind der Ultramontanismus einerseits und der Sozialismus andrerseits. Letzterer hat durch den Minister Schäffle seine Verzweigung bis in das jetzige cisleithanische Kabinett selbst hineingetrieben, und von da aus werden Demokraten wie May, Frese und andre, die jeder nationalen wie staatlichen Organisation feindlich sind, als Werkzeug für die augenblicklichen Parteizwecke benutzt. Ebenso feindlich wie diese steht der Ultramontanismus seiner Natur nach jedem nationalen, namentlich aber den deutschen Elementen feindlich gegenüber. Die Haltung seiner Organe in Deutschland und außerhalb Deutschlands zeigt

deutlich, daß die deutsche Nation mit ihm keinen ehrlichen Frieden schließen kann. Beide Elemente, das ultramontane und das sozialistische, sind vielmehr geborne Gegner Deutschlands."

30. August. Abeken hat unterm 20. d. M. aus Gastein an Thile im Auftrage des Reichskanzlers ein nach den Angaben des Kaisers Wilhelm aufgesetztes Resumee der Unterhaltungen desselben mit dem Kaiser Franz Joseph geschickt, die auf der Fahrt von Salzburg nach Ischl stattgefunden haben. Es lautet im Auszuge:

„Nachdem die beiden Majestäten im Wagen beisammen saßen, begann der Kaiser von Österreich sofort damit, die Freude auszusprechen, die er über die großen und glücklichen Erfolge Seiner Majestät des Kaisers und Königs und seines Heeres empfunden habe. Das Gespräch kam dann auf die innern zerrütteten Zustände Frankreichs und von da auf die Gefahren, die allen Regierungen von der Gesellschaft der Internationale und den damit zusammenhängenden kommunistischen und sozialistischen Bestrebungen drohten. Seine Majestät erwähnte der letzten hierauf bezüglichen Mitteilung der französischen Regierung vom 16. Juli, die dem Kaiser von Österreich auch bekannt und gegenwärtig zu sein scheint, und als Seine Majestät bemerkte, daß dieselbe neben vielen Phrasen doch auch einen praktischen Gedanken enthielte, nämlich, daß die Mächte womöglich zu einer Konferenz zusammentreten möchten, um sich über die Ursachen und die Abwehr der Gefahr zu verständigen, erwiderte der Kaiser von Österreich, daß dies ein guter Gedanke sei, dem Folge gegeben werden müsse. — Der Kaiser von Österreich erwähnte der innern Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen habe, sprach aber die Hoffnung aus, sie zu überwinden. Mit den Tschechen hoffe er zunächst zu einem Ausgleiche zu kommen; es sei alles vorbereitet, und zu seinem Geburtstag, dem 18. August, stünden die Bekanntmachungen bevor, die hoffentlich Böhmen befriedigen würden. Den Inhalt derselben gab er nicht näher an.[1]

„Von den Deutschen in seinem Reiche bemerkte der Kaiser Franz Joseph, daß sie ihm durch zu weit gehende Ansprüche Not machten. Seine Majestät nahmen zum Schlusse der Unterhaltung

[1] Hohenwarts sog. Fundamentalartikel, die das „böhmische Staatsrecht" anerkannten.

noch Gelegenheit, ihm zu sagen, daß, wenn es ihm gelänge, die deutschen Unterthanen in Bezug auf ihre wirklichen Bedürfnisse zufrieden zu stellen, sie gewiß nicht ihre Augen aus Österreich auf Deutschland richten würden. Dasselbe habe er auch dem Kaiser von Rußland in Bezug auf die Ostseeprovinzen gesagt. Der Kaiser von Österreich meinte, Seine Majestät hätte alle Ursache, mit seinen Reichs- und Landtagen in der letzten Zeit zufrieden zu sein, was Seine Majestät im allgemeinen zugab, wenn auch einige Differenzen vorgekommen wären. Seine Majestät erinnerten daran, daß der Kaiser Franz Joseph einmal in Teplitz gesagt habe, in zwanzig Jahren werde es keine Verfassung mehr geben; zehn Jahre seien nun seitdem verflossen, und es sehe noch nicht danach aus, als ob die nächsten zehn Jahre die Prophezeiung wahr machen würden.

„Die römisch-kirchliche Frage wurde nur nebenbei berührt. Der Kaiser Franz Joseph bemerkte, es sei sehr zu bedauern, daß der Papst die Infallibilitätsfrage auf dem Konzile vorgebracht habe, worauf Seine Majestät erwiderte, wenn er, der katholische Kaiser, das selbst sage, so könne er von seinem Standpunkte aus dem erst recht beistimmen. Über das, was seine Regierung darin zu thun gedenke, sprach sich der Kaiser Franz Joseph nicht aus.

„Seine Majestät war von der Herzlichkeit der Aufnahme seitens des Kaisers Franz Joseph in hohem Grade befriedigt. Die Erzherzogin Sophie hatte Ischl vorher verlassen,[1] ebenso die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, deren Kur übrigens, wie Seine Majestät bemerkte, gerade abgelaufen war."

31. August. Heute mittag übergab mir Aegidi folgendes als die wörtliche Äußerung des Chefs, von der dieser dringend wünsche, daß sie in die Kölnische Zeitung gebracht werde: „Wenn früher leidenschaftliche Kritiken, deren Gegenstand General von Manteuffel wiederholt gewesen ist, auch selbst die ersten Artikel dieser Art in der Frankfurter Zeitung noch die Vermutung offen ließen, daß die Verfasser, obschon parteiisch und feindselig, mindestens aus eigner innerer Überzeugung heraus gehandelt, so ist es offenbar, daß man es bei dem jüngsten Angriffe (Frankfurter Zeitung Nr. 214) mit

[1] Die Mutter des Kaisers Franz Joseph.

einem gänzlich gewissenlosen Verleumder zu thun hat, dem sowohl die Person des Generals v. Manteuffel als alle betreffenden Thatsachen vollständig unbekannt sind. Die Annahme, daß es ein malkontenter, durch den General von Manteuffel dienstlich oder persönlich verstimmter Offizier wäre, wird niemand mehr teilen, nachdem der Verfasser sich durch die kindische Andeutung, als ob der General durch Austern oder Frauenzimmer zu seiner Expedition nach Dieppe[1] verleitet worden wäre, förmlich lächerlich gemacht hat. Jedermann, der den General auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß er in Bezug auf die Freuden der Tafel — wir möchten sagen, in beklagenswertem Maße — ein Laie ist, und daß er in Bezug auf fremde Weiber, auch bevor er in die Ehe trat, jederzeit einer asketischen Praxis gehuldigt hat, die jeden Versuch, ihn nach dieser Seite hin zu verdächtigen, geradezu ad absurdum führt. Der jüngste Artikel der Frankfurter Zeitung macht es wahrscheinlich, daß der Einsender zu jener die Gesellschaft der Zeitungskorrespondenten wenig ehrenden verkommnen Klasse aufgeregter Militärs gehört, die in den achtundvierziger Zeiten durch Kassation aus der Armee entfernt werden mußten (Rüstow?). Seine militärische Urteilsfähigkeit reicht nicht mehr weiter als seine Kenntnis der Austern, von denen er nicht einmal weiß, daß diejenigen von Dieppe in der Welt der Esser als das dürftigste der europäischen Schaltiere bekannt sind: groß, ledern und von schaler Bitterkeit wie die Dreistigkeit eines geschmacklosen Verleumders."

8. September. In einem Berichte heißt es: „Die Damen des Hauses Cambridge sind sehr verdrießlich darüber, daß der Besuch (des deutschen Kronprinzen) überhaupt in London und während der Saison stattfand, besonders aber über die Ausdrücke unzweideutiger Sympathie bei dem Empfange durch die Bevölkerung. Auch die höhere Gesellschaft und die Presse erkannte die Bedeutung des Prinzen an. Die Kronprinzessin stach auffallend durch ihr glückliches Wesen von ihren beiden hier vermählten Schwestern ab. Dieser Erfolg der Reise des kronprinzlichen Paares ist um so erfreulicher, als ein Mitglied der königlichen Familie noch vor kurzem geäußert hatte, daß der Kronprinz sich nicht wohl in England zeigen könne

[1] Dieppe wurde am 9. Dezember 1870 besetzt.

(The Battle of Dorking spielte damals in den Köpfen der Engländer ihre beklemmende Rolle). Auch der Prinz von Wales und dessen dänische Frau waren diesmal artiger als früher und kamen sogar ins Gesandtschaftshotel, wo der Kronprinz wohnte. Der Prinz von Wales dürfte eingesehen haben, daß England an einem von ihm gut behandelten Deutschland einen bessern Freund hat als an Frankreich. Wenn die Königin Viktoria den Besuch nicht wünschte, so sind es offenbar die Augustenburgischen Einflüsse, die sie schon seit 1864 gegen Preußen eingenommen haben. Man fürchtet sich jetzt wieder einmal in der königlichen Familie vor Frankreich, und man neigt Napoleon zu, der immer ein Freund Englands gewesen sei, während die Orleans — weshalb, weiß man nicht — für England sehr feindlich gelten."

21. September. Heute wollte Aegidi wissen, daß Walbersee (dessen Abberufung ich nicht lange vorher im Auftrage des Chefs als nicht wegen Unzufriedenheit mit seiner Geschäftsführung erfolgt, sondern wegen friedlicher Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich, infolgedessen kein militärischer Vertreter mehr erforderlich gewesen sei, darzustellen hatte) „Dummheiten gemacht habe," indem er von den Franzosen auf die Kriegsentschädigung eingezahlte Wechsel wie Bargeld angenommen habe. „Wir haben — so setzte er hinzu — davon einen Schaden von mehr als hunderttausend Thalern. Das kommt davon, daß man Militärs solche hohe Posten anvertraut." Er hat diese Weisheit von Keudell.

22. September. Heute nachmittag erzählte Bucher, daß Arnim bei der Verhandlung über den Vertrag wegen der Elsässer Zollregulierung große Ungeschicklichkeit an den Tag gelegt habe. Er wäre zu Werke gegangen, als ob er selbst zum Abschlusse bevollmächtigt gewesen sei, also nicht erst in Berlin anzufragen gebraucht habe. Es sei ein Glück, daß die Franzosen eigenmächtig noch einen Paragraphen eingeschoben hätten, sonst hätten wir uns schön hineingeritten. Arnim sei unfähig, seine Attachés, Holstein und die Husarenleutnants Dönhoff und Stumm, seien es gleichfalls. Holstein sei sonst ganz gescheit, verstünde aber nichts ordentliches von solchen Geschäften. „Ich habe Arnim — so schloß er — eine Erklärung zuschicken müssen, die ihm den Standpunkt klar macht."

25. September. Eichmann, unser Gesandter in Dresden,

berichtet von vorgestern, daß Beust, wie Friesen ihm mitgeteilt hätte, in betreff der Gasteiner Besprechung zwischen ihm und Bismarck zu Bose, dem sächsischen Gesandten in Wien, gesagt habe, daß unsers Chefs politische Auffassung zu der seinen wie der Schlüssel zum Schlüsselloche gepaßt hätte, und der Kaiser Franz Joseph habe zu Graf Bray geäußert, daß seine Ansichten sich mit denen des Kaisers Wilhelm „stets auf halbem Wege begegnet hätten, und er dann vollständig mit letzterm übereingestimmt hätte."

Zu der Sendung Raschs an Garibaldi bildet die in Benedettis Buch Ma Mission en Prusse angeführte Depesche, die er am 10. November 1867, also nicht lange nach dem Tage von Mentana,[1] nach Paris abgehen ließ, ein Seitenstück. Man erfährt daraus folgendes. Als Garibaldi im Begriffe stand, in den Kirchenstaat einzufallen, schrieb er an Bismarck einen Brief, worin er um thatkräftige Unterstützung seines Unternehmens durch Geld und Waffensendung bat. Um sicher zu gehen, hatte er einen eignen Vertrauensmann abgesandt, der dem Chef das Schreiben einhändigte. Dieser scheint Mißtrauen gehegt zu haben, da die Handschrift Garibaldis leicht nachzuahmen war. Jedenfalls bemerkte er dem Abgesandten, er könne über keine Gelder verfügen, über die er nicht der Kammer Rechenschaft abzulegen hätte, und fügte verschiedne Erwägungen hinzu, die darauf hinausliefen, daß Frankreich selbstverständlich den Einbruch von Banden in den Kirchenstaat nicht dulden könne, und daß das Unternehmen ihm aussichtslos vorkomme. Dieser Enthüllung Benedettis ließ der Chef unverzüglich eine zweite folgen. Sobald Frankreich sich anschickte, mit den Waffen in Italien zu intervenieren, telegraphierte das Kabinett von Florenz an seinen Gesandten in Berlin die Weisung, er solle bei Graf Bismarck anfragen, ob und in welchem Maße Italien auf die Unterstützung Preußens rechnen dürfe. Dies geschah, und die Antwort lautete, Frankreich habe, wenn es dem Papste zu Hilfe komme, einen gerechten Grund dazu, und Preußen könne nicht zugemutet werden, Unterstützung des Einfalls in das Gebiet eines Souveräns zu versprechen, mit dem es friedliche Beziehungen unterhalte.

[1] 3. November 1867.

29. September. Der bayrische Minister H. hat am 26. d. M. zu W. gesagt, man solle doch daran denken, die obligatorische Zivilehe einzuführen. Nach dem Tridentinum liege das sakramentale Element der Ehe darin, daß die Brautleute vor dem Priester und Zeugen erklärten, fortan Mann und Frau sein zu wollen. Wie aber, wenn es dem jetzt unfehlbar gewordnen Papst beikommen sollte, dieses Element in die Trauung durch den Priester zu verlegen? Auf die Frage, ob er wisse, daß etwas derartiges in Rom beabsichtigt werde, hat er geantwortet, nein, aber es liege so etwas in der Luft. — Professor Schulte[1] hat nach W. als tief in die ehemaligen österreichischen Konkordatsverhandlungen eingeweihter Mann geäußert, der Kaiser Franz Joseph werde leicht in die Aufhebung jedes Ordens in Österreich willigen, nur gewiß nicht in die des Jesuitenordens.

7. Oktober. Heute mittag, als Dörr zu mir zur Information gekommen war, befand sich Aegidi mit einem gewissen W. in dem kleinen Gelaß am Fenster des Vorzimmers. Als ich hinaus trat, sagte Dörr, der W. hinter der halben Wand sprechen hörte: „Um Gottes willen, nehmen Sie sich vor dem in acht, ich höre eben seine Stimme. Es ist W., ein ganz schlechter Kerl, der sogar Ungeziefer hat, und den wir schon bei uns (in Hahns Litterarischem Büreau, das doch sonst nicht gerade sehr wählerisch ist) fortgejagt haben, weil er unbefugt unsre Nachrichten zum Telegraphen-Wolff getragen und andre faule Geschichten getrieben hatte.“ Ich rief sogleich Aegidi heraus und ließ Dörr ihm seine Mitteilung wiederholen. Er fertigte darauf diese „litterarische Kapazität“ kurz ab und sagte mir dann drin an meinem Pulte, daß er mir für Vermittlung der Warnung sehr dankbar sei; aber er habe sich den Lump auf Veranlassung von — kommen lassen.

Später kam Aegidi vom Chef herunter und brachte dessen Weisung mit, die österreichischen Verhältnisse von jetzt an in der Presse verschieden zu behandeln. In den Blättern, die für offiziös oder auch nur für entfernt mit uns in Verbindung stehend gelten, soll gegen das Ministerium Hohenwart die äußerste Rücksicht geübt,

[1] Lehrer des Kirchenrechts, Vertrauter des Kardinal-Erzbischofs Rauscher von Wien, der das Konkordat am 18. August 1855 abschloß, später altkatholisch.

in den andern dagegen sollen alle seine gegen die Deutschen gerichteten thatsächlichen Schritte mit der größten Schärfe angegriffen und verurteilt werden.

15. Oktober. Man meldet aus Stuttgart unter dem 12. d. M., daß die dortige badische Gesandtschaft aufhört und Herr von Dusch, als konziliante Natur am Hofe König Karls beliebt, bereits sein Abberufungsschreiben überreicht hat. Auch der württembergische Geschäftsträger von Bauer in Karlsruhe hat seine Abberufung erhalten, und ebenso wird Württemberg seine Ambassaden in Paris und Bern einziehen. Wahrscheinlich wird auch der italienische Gesandte am Stuttgarter Hofe am längsten dort gewesen sein, und England wird fortan nur durch einen Geschäftsträger vertreten werden. Welcher Franzose kommen wird? fragt schließlich der Bericht und antwortet: St. Vallier gewiß nicht. Die Mitteilungen Gramonts im Ordre haben in Friedrichshafen einen sehr peinlichen Eindruck gemacht.[1]

22. Oktober. Stieber berichtet unter vorgestrigem Datum dem Chef mit dem Eingang: „Euer Durchlaucht mündlich erteilter Genehmigung gemäß" über das Wiener Vaterland, Obermüller und die Partei jenes Blattes folgendes: „Das Blatt ist von Graf Leo Thun[2] gegründet und von diesem 1870 an Dr. Puffka aus Posen und Heinrich von Huster übergegangen. Thun zahlt und schreibt nur noch wenig für das Blatt. In Westfalen dagegen hat es viele Mitarbeiter. Der jetzige Redakteur Obermüller (ein Hesse, der früher die fanatisch-partikularistische Sächsische Zeitung in Leipzig leitete und sich nebenbei durch höchst wunderliche Bücher über die Kelten einen wenig beneidenswerten Ruf zuzog) hat in Briefen (die Stieber gesehen und exzerpiert zu haben scheint) gesagt: »Der sächsische föderalistische Adel hat sich bisher viel weniger freigebig gegen das Blatt gezeigt als der böhmische, trotzdem gerade für den erstern sein einziges Heil nur in der Anlehnung an eine in der Gründung begriffne tschechisch-polnisch-französische Partei zu finden ist. Es ist deshalb für den 16. Oktober eine Versammlung des sächsischen föderalistischen Adels nach Bautzen aus-

[1] Vgl. I, 182 Anm.

[2] Dem ersten und letzten gesamtösterreichischen Kultusminister 1849—1860.

geschrieben worden, um die bisherige Subvention von achthundert Thalern auf wenigstens zwölfhundert Thaler zu erhöhen.« Obermüller schreibt weiter: »Daß Beust jetzt völlig auf preußischer Seite steht, darüber ist sich jeder klar, Freund wie Feind. . . . Beust hat beim Kaiser allen Kredit verloren und sucht sich nun mit preußischer Hilfe zu halten, was für die Dauer ihm wenig nützen wird. Vorerst will man mit Preußen auf leidlich gutem Fuße bleiben, und deshalb bleibt auch Beust, um gleichsam die Situation zu maskieren.«" Stieber hält den Briefschreiber für nicht schlecht unterrichtet; Clam-Martinitz und Genossen, die sein Redaktionslokal als Versammlungsort benutzten, würden ihm wohl das Nötige gesagt haben.

Nach einem Bericht Stiebers von gestern hat die „Adelskonferenz" in Bautzen stattgefunden; es haben sich nur der (katholische) Konsistorialrat Stolle als Vertreter der Dresdner und der Advokat Fischer als Delegierter des Leipziger Patriotenvereins eingestellt, die dem Wiener „Vaterland" für das laufende Quartal dreihundert Thaler Beitrag zum Betriebe seiner föderalistischen Politik in Deutschland übersandt haben.

Abends noch eine Meldung, datiert München, 13. Oktober, und das Konzept zur Antwort darauf gesehen und zur Nachachtung exzerpiert. Lutz hat die Besorgnis ausgesprochen, daß „die Regierung sich doch vielleicht zuletzt der ultramontanen Partei gegenüber nicht werde halten können." Der Minister glaubt und wünscht daher, daß „die kirchlichen Fragen auch im Reichstage zur Sprache kommen, und daß in diesem Falle das bayrische Gouvernement durch die Stellung der Reichsregierung in seinem jetzigen Kampfe gegen die ultramontane Partei gekräftigt und gestützt werden wird." Der Chef hat darauf erwidert, daß er das zurückhaltende Benehmen des Berichterstatters in dieser Angelegenheit billigt und diesen anweist, falls die bayrischen Minister auf die Äußerung des Herrn von Lutz zurückkommen sollten, sich dahin auszusprechen, daß der Bundesrat der geeignetste Ort sein würde, um diese Frage zur Sprache zu bringen, und daß wir die Wünsche, die die königlich bayrische Regierung dort etwa vortragen möchte, aufs bereitwilligste in Erwägung ziehen würden.

Nach einem Konzept zu schließen hat Beust eine Denkschrift über die Internationale und gegen sie zu ergreifende Maßregeln

eingeschickt und der Chef dieses Schriftstück dem Minister des Innern vorgelegt.

30. Oktober. G. schreibt unter dem 25. d. M. aus Lissabon, einer der dort beglaubigten Gesandten habe ihm versichert, daß Graf Rilvas, der diplomatische Vertreter Portugals in Berlin, im Frühjahr 1870 von hier die Nachricht von der Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern nach Lissabon telegraphiert, und daß hierdurch die französische Regierung die ersten Kenntnisse von der Sache erhalten habe. — Nach Berichten vom 21. und 22. d. M. hat Andrassy dem Kaiser Franz Joseph in langen Unterredungen die Gefahren dargelegt, denen er sich aussetzen würde, wenn er sich, „wie es durch das unselige Reskript geschehen,“[1] auf die antideutsche Seite stellen wollte. „Die zuverlässige Treue, von der die deutsche Regierung jetzt so deutliche Beweise giebt — so hat der Graf ihm bemerkt —, wird dann nicht imstande sein, den Lauf der Dinge zu hemmen. Die österreichischen Deutschen werden sich an die deutsche Demokratie wenden, und diese wird dem Fürsten Bismarck die nationale Fahne entwinden, um sie weiter zu tragen bis zur Einigung des gesamten deutschen Volkes.“ Ferner hat Fürst Gortschakow in Baden-Baden seine Freude über die den Tschechen versprochnen Zugeständnisse nicht verhehlt und sich überhaupt den Ansprüchen und Forderungen der österreichischen Slawen günstig geäußert; so hat der österreichische Gesandte am badischen Hofe gemeldet. Als ich Bucher heute eine Korrespondenz der Frankfurter Zeitung zeigte, in der das radikale Blatt die Verdienste des Grafen Solms, frühern Attachés der deutschen Botschaft in Paris, hervorhebt und dessen jetzige Zurücksetzung beklagt, sagte er, daß Solms allerdings vor dem Ausbruch des Krieges in betreff des Standes der Dinge viel richtiger als Werther gesehen und berichtet habe, aber der Chef habe ihm nichts glauben wollen und gemeint, der Graf sei ein Mensch ohne alles Urteil. Später sei jener ganz in Ungnade gefallen, weil er während des Feldzuges eine Stellung beim Kronprinzen angenommen und sich der Aufforderung des Ministers, bei uns zu arbeiten, nicht gefügt habe.

2. November. Heute kam Graf Bismarck-Bohlen ins Büreau,

[1] Die Fundamentalartikel.

um sich bei uns zu verabschieden. Er geht nach Venedig und dann vermutlich weiter hinab in Italien, wo er bis zum Juli verbleiben will. Er sagte mir, daß er um seinen Abschied nachgesucht, aber nur einen halbjährigen Urlaub erhalten habe.

Aegidi teilte mir mit, daß der Artikel „Aus Deutsch-Österreich" im letzten Hefte der Preußischen Jahrbücher von ihm und „fast ganz nach Diktat von »Dem oben« geschrieben sei." Stetes Gackern nach jedem Ei. Der kleine Mann mit den großen Rosinen im Kopfe machte mich dann auf einen im Reichsanzeiger abgedruckten Bericht des Konsuls in Rio Janeiro über das Sklavengesetz aufmerksam, den er dem Blatte zugestellt habe, und bemerkte, er werde mit solchen Zuwendungen fortfahren und so aus ihm „ein großes politisches Organ machen." Ich sagte ihm, da werde er ein Wunder thun, zum Lahmen sagen: Stehe auf und wandle; ich glaube aber nicht, daß Wunder heutzutage noch passieren. Darauf er: „Ja, harte Tänze mit Dem oben wirds setzen, und ich habe deshalb schon welche gehabt wegen eines Artikels, den ich aus Konstantinopel datiert habe. Aber, ich will schon mit ihm fertig werden." Ich sagte nichts dazu, dachte aber: „Prosit die Mahlzeit, kleiner Gernegroß!" Später hörte ich, daß er Abeken geklagt habe, Hahn habe in der Provinzialkorrespondenz seine Freude über die Abnahme des Deutschenhasses in Paris ausgedrückt. „Der sollte sich doch nicht mit auswärtiger Politik befassen," meinte er. Er wußte da augenscheinlich noch nicht, daß Abeken selbst den Artikel eingeblasen hatte. Eine Stunde nachher, wo er mir seinen Aufsatz in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gegen die Provinzialkorrespondenz zur Lektüre empfahl, wollte er es gewußt und Abeken die Sache absichtlich zu Gehör gebracht haben. Vanitas, vanitatum vanitas!

9. November. Auf mein Befragen gestand Aegidi, daß er den Inhalt eines Berichtes von Balan über das Brüsseler Ministerium und den Roi Jesuite der Sternschen Korrespondenz übersandt habe, wobei er behauptete, der Chef habe ihm gesagt, die Sache soll in ein Blatt kommen, das nicht für offiziös gelte. Nun hatte aber der schlaue kleine Herr gerade eine Korrespondenz gewählt, die hier überall für ganz eminent offiziös angesehen wird und dem Litterarischen Büreau zu Dörrs größtem Leidwesen Konkurrenz macht.

13. November. In einem Petersburger Bericht an den Kaiser Wilhelm, vom 8. d. M. datiert und gestern „durch sichre Gelegenheit" bei uns eingetroffen, heißt es: „Seine Majestät der Kaiser hatte die Gnade, mir das allerhöchste Handschreiben mitzuteilen, das Eure Kaiserliche Majestät dem Prinzen Friedrich Karl mitgegeben hat. Der Passus über die Salzburger Zusammenkunft wurde vom Kaiser besonders hervorgehoben mit der Bemerkung, daß es leider nur zu wahr sei, was Eure Majestät über die Bemühungen der Presse sagten, das gute Einvernehmen beider Mächte als ein gestörtes darzustellen, daß dies aber, wie ich wisse, keinen Einfluß auf sein Gemüt ausüben könne. Ferner gab mir der Kaiser das Memoire der Großfürstin Marie über ihre Unterhandlung mit Graf Fleury zu lesen. Dieses Schriftstück, welches wahrscheinlich aus der Feder des Herrn Duvernois geflossen und der Frau Großfürstin von Fleury zur Verwertung übergeben worden ist, findet der Kaiser geschickt abgefaßt. Der Advokat des entthronten Kaisers plädiert sehr gewandt, indem er dem Deutschen Reiche klar zu machen sucht, daß die Geldfrage in Gefahr schwebe, wenn das jetzige System in Frankreich fortdauere, und daß deshalb Deutschland auf das alleinseligmachende Plebiszit dringen müsse. Fleury, so fuhr er fort, spricht stets von einer kräftigen Regierung, die nur im Empire zu finden sei! Wer aber bürgt dafür, daß sich mit der Wiederkehr dieses Empire auch wirklich die kräftige Hand wiederfinden würde, welcher Europa allerdings anfangs der fünfziger Jahre Dank schuldig gewesen ist? Wollen die Franzosen wieder zur allgemeinen Abstimmung greifen, um ihre definitive Regierungsform zu bestimmen, so sollen sie dies thun, das ist ihre Sache und nicht die der auswärtigen Mächte, die mit dieser Frage nichts zu schaffen haben."

„In dieser Weise sprach sich der Kaiser ungefähr über die Fleuryschen Propositionen aus. Meiner Ansicht nach wird ein jeder Vorschlag, der die Restauration der Bonaparten betrifft, in Seiner Majestät dem Kaiser immer nur einen sehr zerstreuten Zuhörer finden. Die Mühe, die sich seine erlauchte Schwester giebt, um ihn für diesen ihren Lieblingsplan zu interessieren, dürfte verschwendet sein."

16. November. Aus Lemberg wird uns von einem Wohl-

unterrichteten geschrieben, daß die Gesellschaft Opielka Narodowa (Nationalschutz), die sichs zur Aufgabe gemacht hat, die Verbindung der zahlreichen Emigranten mit der Heimat herzustellen und zu erhalten, und die unter der Leitung Valerian Podlewskis steht, immer mehr Mitglieder und Einfluß gewinnt. Für Ostgalizien ist in Krakau ein Zweigverein gegründet worden, dessen Leiter Byglewski, der Präsident des sogenannten Sibiriaken-Counts ist, das für die aus Sibirien zurückgekehrten Polen Sorge trägt und jetzt der Opielka untergeordnet werden soll. Bereits hat der Verein in sechsundzwanzig Kreisen Zweigvereine gebildet. Die Opielka Narodowa führt eine genaue Aufsicht über die in Galizien anwesenden Emigranten, steht in direkter Verbindung mit allen in England, Frankreich, Belgien und der Schweiz existierenden Emigranten-Komitees und bildet somit ein Verbindungsglied zwischen ihnen.

19. November. Aus München meldet man, daß sich Prinz Ottos Gesundheitszustand fortwährend verschlimmert, daß man infolge dessen an seiner Successionsfähigkeit zweifelt, und daß deshalb der König Ludwig sich der Familie des Prinzen Luitpold wieder nähert und ihr schon zweimal abends Besuche gemacht hat, was sonst nicht seine Gewohnheit ist. — Im Konzept Abekens zu einem Bericht nach P., der am 13. d. M. abgegangen ist, und der von Beusts Entlassung handelt,[1] heißt es, daß der Chef nach den Eindrücken, die er aus den Besprechungen in Salzburg gewonnen, sie nicht erwartet habe. Er könne die jetzige Wendung, die sich nach einem sachlichen Siege des Reichskanzlers nach seinem Abgange zugespitzt habe, bisher nur der Beichtväterpolitik zuschreiben, die von jeher in Österreich mächtig gewesen sei, und annehmen, daß nicht sachliche Erwägungen, sondern Einwirkungen des Beichtstuhls auf das katholische Gewissen des Monarchen letztern vermocht hätten, die Person seines protestantischen Ministers der klerikalen Partei zu opfern, als eine Kompensation für die Niederlage, die sie durch die Entlassung des Ministeriums Hohenwart erlitten hätte. Eine gestern expedierte Zuschrift an R. spricht ähnliches aus und setzt dann hinzu: „Wahrscheinlich ist in dieser Richtung auch der Minister-

[1] Am 8. November, nachdem er unmittelbar vorher, am 30. Oktober, das Ministerium Hohenwart zu Falle gebracht hatte.

rial- und Kabinettsrat von Braun thätig gewesen, den ich Ihnen schon früher als ein mir von Frankfurt aus wohlbekanntes, gefügiges und thätiges Mitglied der klerikalen Partei genannt habe."

30. November. Durch eine Depesche vom 27. d. M. ist Arnim angewiesen, in Paris Remedur der Ungehörigkeiten zu bewirken, die sich der Vertreter Frankreichs in Rom gegen den dortigen bayrischen Gesandten erlaubt hat. Diese Depesche lautet: „Der französische Botschafter in Rom und seine Gemahlin sind nach Graf Tauffkirchens Meldung gegen diesen und seine Beamten derartig ungezogen, daß Tauffkirchen mich um die Ermächtigung bittet, Harcourt persönlich zur Rechenschaft zu ziehen. Bevor ich dieselbe erteile, versuchen Sie, die beifolgende Weisung an Harcourt zu erlangen. Erfolgt dieselbe nicht, so werden wir uns an dem unschuldigen Gabriac rächen, und Tauffkirchen wird auf Harcourt losgelassen." — Ein Telegramm aus Rom von gestern, das dabei lag, berichtete, daß der ungezogne Franzose (vermutlich von Versailles dazu genötigt) sich bei Tauffkirchen entschuldigt hat.

7. Dezember. v. J. hat unterm 4. d. M. aus Bern die eigenhändigen Antworten der „hannoverschen Pensionäre" auf ein Rundschreiben vom 10. Oktober eingeschickt, worin sie zu einer Erklärung über den künftig von ihnen zu wählenden Wohnsitz aufgefordert worden sind.

9. Dezember. Unter den Eingängen ist eine ungewöhnlich interessante Mitteilung aus Wien, die sich auf eine Unterredung mit Andrassy bezieht. Es heißt darin unter anderm: „Gestern bald nach seiner Rückkehr aus Pest besuchte mich der Graf; sehr befriedigt von den Eindrücken, die er von dort mitbrachte, sagte er, bis jetzt, als ungarischer Ministerpräsident, habe er nur die Deak-Partei hinter sich gehabt, jetzt, wo er Minister des Äußern sei, stehe das ganze Land hinter ihm. Ich antwortete, daß allerdings die ganze Kraft Ungarns ihn stützen, daß aber auch die Wünsche ganz Ungarns auf ihn wirken würden. Graf Andrassy erwiderte, selbst die Linke, ausgenommen die wenigen Anhänger Kossuths, sei mit seiner Politik des Friedens einverstanden. Ich erinnerte an die polenfreundlichen Traditionen der Ungarn, er bestritt entschieden das Vorhandensein gefährlicher Tendenzen in dieser Richtung. Zurückkommend auf frühere Gespräche gab ich zu, daß

die polnischen Gedanken, die Graf Andrassy aussprach, nämlich Trennung von Frankreich und Aufgeben der Agitation gegen Rußland, um der Exstirpation Einhalt zu thun, kurz, Konservierung des Polentums als Gegengewicht gegen zukünftige panslawistische Tendenzen, mir berechtigt erschienen; ich drückte aber auch aufs neue meine Zweifel aus, daß die Polen so einsichtig seien, und fragte, ob denn jene Gedanken nicht bloß von einigen Mitgliedern der Emigration gehegt würden. Der Graf bejahte dies und erzählte mir, daß Fürst S. Czartoryski sich zwar mit einer Prinzessin aus dem Hause Orleans (der sechsundzwanzigjährigen Tochter des Herzogs von Nemours) verlobt habe, daß ihm aber gleichzeitig mit dieser Nachricht die Versicherung zugekommen sei, daß die projektierte Verbindung an diesem System nichts ändern würde. Auf die Donauländer übergehend, sagte mir der Minister, er habe aus Bukarest und von andern Orten glaubwürdige Meldungen erhalten, daß Cusa, Bratiano, Ghika und Cogolnitscheano zum Sturze des Fürsten Karl in Verbindung getreten seien, der prince étranger aufgegeben und Cusa wieder eingesetzt werden solle, mit ihm der französische Einfluß. Die Eisenbahnangelegenheit[1] und der von uns provozierte Druck von Konstantinopel erschwere die Stellung des Fürsten Karl, die er, Graf Andrassy, stützen wolle. Ich wiederholte, daß wir von Österreich keinen Druck auf den Fürsten forderten, sondern nur eine Einwirkung auf Ministerium und Kammer."

A. meldet dem Chef aus Paris unterm 7. Dezember über Beusts Besuch[2] und französische Revanchegedanken folgendes: „Graf Beust hat mich auf der Durchreise nach London besucht, nachdem er vorher Herrn Thiers gesprochen hatte. Sein Eindruck von der hiesigen Regierung war, daß sie auch in auswärtigen Fragen nicht so verständig sei, wie man glauben sollte. Ich machte dem Grafen kein Geheimnis aus meiner Ew. Durchlaucht ausgesprochnen Auffassung, daß der Präsident der Republik vor allen Dingen jede auswärtige Komplikation zu vermeiden wünsche. Graf Beust, mit dem Herr Thiers viel Konjekturalpolitik getrieben zu haben scheint,

[1] Der Vertrag mit Strousberg vom 3. Oktober 1868, dessen Bankerott dann große Schwierigkeiten brachte.

[2] Auf der Reise nach London, wo er österreichischer Botschafter geworden war.

blieb aber dabei, daß in Versailles mehr nach allerlei Komplikationen gesucht werde, als ihm lieb sei. Ich lasse den Wert dieser sehr absichtlich hingeworfnen Äußerung für den Augenblick unerörtert. Heute ist mir von französischer Seite — von dem früher in unserm Interesse mit geringem Erfolg*) thätig gewesenen Vicomte de Calonne, der wohl viele Informationen haben mag, die mir noch verschlossen sind — eine wesentlich analoge Mitteilung — vielleicht, um die alte Quelle wieder zu eröffnen — gemacht worden. Er behauptete, Thiers habe einen Gedanken, von dem seine ganze Politik bestimmt werde, die Revanche. Wenn er sie nicht im Gehirn habe, so habe er sie jedenfalls hinter dem Gehirn, wo er sie wohl verborgen halte. Eine Preßkampagne zu dem Zwecke, die Revancheideen nicht einschlafen zu lassen, sei nicht ohne Geschick von Herrn Thiers eingeleitet. Ich leugne nicht, daß meine eignen Wahrnehmungen schon seit einigen Tagen, ehe ich Herrn von Calonne gesehen hatte, mich einen Unterschied zwischen den Äußerungen des Präsidenten und der Sprache seiner Journale bemerken ließen. Während Herr Thiers und Herr Casimir Perier mir ihren Dank für die Anerkennung ihrer Loyalität aussprachen, die sie mit Vergnügen in der Rede des Herrn Delbrück gefunden hätten, gaben sich die offiziösen Blätter eher den Anschein, dadurch verletzt zu sein, und etwas entfernter stehende, aber möglicherweise doch von Versailles beeinflußte Journale fanden in der Rede des Ministers den Beweis, daß Deutschland nicht aufhöre, zum Kriege zu provozieren. Insofern stimmt die Mitteilung des Herrn von Calonne mit andern Erscheinungen. Der Wert seiner Information wurde aber einigermaßen dadurch vermindert, daß er sich als freiwillig angeworbner Agent der legitimen Monarchie entpuppte. Er sprach den Wunsch aus, daß wir derselben unsre moralische Stütze geben möchten, da ohne die Restauration weder auf Frieden noch auf Ordnung in Frankreich zu rechnen sei. Ich konnte Herrn von Calonne erwidern, daß nächst den bonapartischen Journalen die legitimistischen am heftigsten die Feindschaft gegen Deutschland predigten, daß die Herstellung der innern Ordnung aber die Sache der Franzosen sei. Unser Interesse

*) Mit geringem Erfolge für uns, nicht für ihn, denn er empfing für äußerst wenig bedeutende, oft ganz inhaltleere Berichte sehr erhebliche Bezahlung von uns.

an der Entwicklung der Dinge sei ein durchaus egoistisches, wir wären nur darauf bedacht, de tirer notre épingle du jeu. Hiernach könne er sich selbst sagen, wie wir zu der innern, übrigens noch sehr unreifen Frage stünden. Herr von Calonne war hiermit nicht sehr zufrieden und meinte, wir stünden am Vorabend großer Krisen, Frankreich werde sich in seine Bestandteile auflösen, Thiers einen Revolutionskrieg machen oder durch seine Politik vorbereiten, wenn nicht bald ein Definitivum und zwar die traditionelle Monarchie hergestellt würde.

„Ich habe die Äußerungen des Grafen Beust und die Eröffnungen des Herrn von Calonne, den ich übrigens bis dahin nicht empfangen wollte, nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt. Es ist nicht unmöglich, daß Herr Thiers sich gegen den Grafen Beust anders geäußert hat als gegen mich. Herr von Calonne aber ist, was auch seine persönliche Bedeutung sein mag, jedenfalls ein Vertrauter und ein Organ der öffentlichen Meinung in den monarchischen Kreisen. Die Auffassung der beiden Herren wird durch die Thatsache unterstützt, daß Herr Thiers eine größere Armee aufstellt, als der Kaiser sie hatte. Casimir Perier versichert mir zwar, daß die Regierung dieser starken Armee nicht entbehren könne, wenn sie die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten wolle. Aber selbst wenn dem so ist, wer bürgt dafür, daß eine Gendarmerie von 500 000 Mann und mehr nicht plötzlich zur Feldarmee wird, wenn die Umstände es gestatten?

„Alles dies wohl erwogen, könnte ich einigen Grund zu der Befürchtung haben, mich über die Intentionen des Präsidenten der Republik einer zu großen Vertrauensseligkeit hingegeben zu haben. Trotz alledem finde ich aber keine Veranlassung, an meinen bisherigen Appreziationen der Lage etwas zu ändern. Selbst wenn Herr Thiers sich mit Kombinationen tragen sollte, die das Bedürfnis nach Rache ihm eingiebt, selbst wenn er den Hintergedanken hegte, daß die große Armee eventuell zu andern Unternehmungen als zum Kriege gegen die Internationale benutzt werden könnte, so würden doch alle diese Phantasmagorien eine bestimmte Gestalt erst im Jahre 1874 annehmen können. Für uns aber sowohl wie für Herrn Thiers kommt es vor der Hand nur auf die nächsten sechs Monate an, und für diese sechs Monate, ja für seine Lebens-

zeit kann Herr Thiers kriegerische Verwicklungen nicht wünschen, weil er trotz aller seiner Frivolität doch nicht daran zu zweifeln imstande ist, daß der erste Kanonenschuß zunächst seiner Regierung ein Ende machen würde. Was später geschieht, ist eine andre Frage, und die Entscheidung darüber wird wahrscheinlich nicht mehr in der Hand des jetzigen Präsidenten liegen. — Es ist mir nicht recht klar geworden, weshalb Graf Beust seinen Weg über Paris genommen hat, während ihn alle sachlichen Rücksichten veranlassen mußten, Paris zu vermeiden. Herr von Remusat sagte mir über seine Unterredung mit demselben: Il a commencé par dire le plus grand bien du Comte Andrassy; il a fini par en dire tout le mal possible. Über seine eignen Erlebnisse drückte sich Herr von Beust so aus, als ob er selbst nicht recht wüßte, weshalb er entlassen worden sei. Die nächste Folge seiner Verabschiedung und des dadurch entstandnen Beust-Schwindels sei gewesen, daß man viel weiter links habe gehen müssen, als nötig gewesen sein würde, wenn er geblieben wäre. Der gefallene österreichische Staatsmann hat hier, wie mir scheint, im allgemeinen keinen guten Eindruck gemacht. Man findet, daß er sich zu sehr von allen Fragen, an denen er nach seiner amtlichen Stellung beteiligt ist, desinteressiert. Von Herrn von Beust erfuhr ich zuerst, daß der Fürst Metternich, nachdem alle delikaten Insinuationen fruchtlos geblieben waren, auf den direkten Wunsch des Herrn Thiers abberufen worden ist. Über den Nachfolger ist noch nichts bestimmt, und Graf Beust meinte, daß man mit der Bezeichnung desselben einige Zeit warten solle, um Empfindlichkeit über die gegen den Fürsten Metternich gethanen Schritte an den Tag zu legen. Hier wird der Abgang des Fürsten Metternich, dessen einziges Verdienst darin bestand, eine besondre Art Frau zu haben, für die hier kein Wirkungskreis mehr ist, nicht bedauert."

16. Dezember. Der Chef findet mit Bezug hierauf, daß Beusts Reise über Paris „wiederum als ein charakteristisches Symptom erscheint, das neuen Anlaß bietet, sich den Wert der inzwischen in Wien eingetretnen Personalveränderung dankbar zu vergegenwärtigen. Unter den vorliegenden Umständen würde es ihm und jedem andern nur die Sache ins Auge fassenden Staatsmann als

das richtigste erschienen sein, den kürzesten und geradesten Weg auf dem neuen Posten zu wählen und Begegnungen, wie Graf Beust sie aufgesucht hat, eher zu vermeiden. Nur das Bedürfnis, von sich reden zu machen und bis in die kleinsten Details persönlichen Auftretens vor der Welt zu posieren, konnte einen sonst klugen Mann verleiten, seine Reise auf eine so sehr das Aufsehen auf sich ziehende Weise einzurichten und selbst dafür Sorge zu tragen, daß die Journale sein Erscheinen in das gehörige Licht stellen. Die Wege, auf die ein einflußreicher Minister durch solche Schwäche geleitet werden kann, entziehen sich aller Berechnung und lassen kein Vertrauen in seine Zuverlässigkeit aufkommen. Graf Beust hat von neuem bewiesen, wie sehr wir Ursache haben, zufrieden zu sein mit dem Tausch, den die politische Leitung der Geschäfte in Wien gemacht hat, und der uns eine mehr sachliche und weniger von persönlichen Interessen und Bedürfnissen bedingte, daher stetigere und ernstere Politik in Aussicht stellt."

25. Dezember. Heute einen nach einer Arnimschen Depesche vom 17. d. M. geschriebnen Artikel an die Kölnische Zeitung abgeschickt. Arnim schrieb: „Nach Privatmitteilungen, die aus Stuttgart hier eingelaufen sind, beabsichtigt der württembergische Hof in der Person des Herrn von Maucler einen Geschäftsträger hier zu akkreditieren. Obwohl diese Nachricht mir sehr unwahrscheinlich vorkommt, möchte ich doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr ein solcher Entschluß des Königs Karl zu bedauern sein würde. Im entscheidenden Augenblicke würde natürlich die Anwesenheit eines württembergischen Geschäftsträgers nichts ändern, aber es ist ganz unzweifelhaft, daß dieselbe die Neigung der Franzosen zu einem neuen Kriege um mindestens zwei Prozent steigert. Dazu würde kommen, daß ein württembergischer Geschäftsträger einen französischen Gesandten in Stuttgart nach sich zieht, dem es leicht sein würde, dort Leute zu finden, die mit der Neugestaltung Deutschlands unzufrieden sind. Wenn der Gesamtverlust der deutschen Armee im letzten Kriege auf hunderttausend veranschlagt wird, und wenn ein neuer Krieg nur einen Verlust von fünfzigtausend Mann verursachen sollte, so würde die württembergische Regierung für tausend Mann verantwortlich sein, wenn sie, ohne es zu wollen, dazu beiträgt, Frankreich zum Kriege zu ermutigen. Dieselbe Reflexion sollte

man in München machen. Der hier akkreditierte bayrische Geschäftsträger Rudhard giebt durch seine sehr bescheidne und korrekte Haltung zu gar keinen Klagen Anlaß. Aber die Thatsache, daß er sich mit mir gleichzeitig im Vorzimmer des Herrn von Remusat befindet und selbständig geschäftlich mit ihm verkehrt, reicht aus, um falschen Vorstellungen Eingang zu verschaffen. Wie sehr die Franzosen auf Spaltungen im Deutschen Reiche hoffen, zeigt die Aufmerksamkeit, mit der sie die Symptome partikularistischer Bestrebungen in den süddeutschen Kammern beobachten. Die Franzosen können nicht mit dem Maßstabe andrer Nationen gemessen werden. Sie entbehren das Augenmaß und legen Wert auf Dinge, die im Grunde nichts bedeuten. In einem Narrenhause kann ein Aufstand durch die unbedeutendsten Dinge herbeigeführt werden, und wenn er auch niedergeschlagen wird, kann er doch vorher vielen rechtschaffnen Leuten das Leben gekostet haben."

Abends. Bericht aus Bern am 14. d. M. gelesen, der sich mit den Eindrücken beschäftigt, die Oberst (Wilhelm) Rüstow (der bekannte Militärschriftsteller und rote Demokrat) bei seiner neulichen Anwesenheit in Paris von den dortigen Zuständen empfangen und einem intimen Freunde mitgeteilt hat. Er will auch mit dem französischen Kriegsminister und verschiednen höhern Offizieren konferiert haben und hat sich etwa folgendermaßen ausgesprochen: Die Revanche, und — so absurd dies klingen mag — eine baldige, ist beschlossene Sache. Nicht allein die Armee, sondern alle Klassen und Schichten der Bevölkerung sind von diesem Gedanken durchdrungen und von diesem Gefühle beseelt. Das Jahr 1873 oder 1874 wird dabei mit in die Berechnung gezogen. Den Zustand der Armee, von der der Referent fünf Korps im Detail gesehen hat, schildert er als schlechter, denn er ihn je gekannt hat.[1] Trunksucht und Indisziplin sowie sozialistische Tendenzen seien an der Tagesordnung und dabei andrerseits bonapartistische Sympathien weitverbreiteter, als dies logischerweise irgend zu erwarten stünde. Armee und Bevölkerung begegnen sich in gleicher und gemeinsamer Unzufriedenheit gegen Thiers und das gegenwärtige Gouvernement. R. meint, dieses Urteil scheine insofern nicht ohne Interesse, als Rüstow, „dieser

[1] Rüstow war ein guter Kenner der französischen Armee vor 1870.

Renegat," in Paris sehr bekannt und in solchen Kreisen familiär sei, wo er politische wie militärische Blicke in die Wirklichkeit der französischen Zustände thun könne. R. ist indes als eitler Phantast, kein guter Beobachter.[1]

26. Dezember. Heute nachträglich zwei Petersburger Berichte aus der zweiten Woche dieses Monats gelesen und teilweise für die Presse benutzt. In dem ersten stand, daß der Großfürst Thronfolger, als der Kaiser Alexander beim Galadiner des Georgsfestes am 8. d. M. nach starker Betonung seiner Freundschaft für Preußen gesagt habe, er wünsche und hoffe, daß spätere Generationen diese Gefühle auch haben möchten, zu seinem Nachbar an der Tafel bemerkt habe: Dieu veuille que celà se fasse. Zweitens heißt es: „Ich war begierig zu hören, was mir Gortschakow über die Rede des Kaisers vom 8. d. M. sagen würde. Derselbe bestätigte mir, was ich schon wußte, daß nämlich der Kaiser niemand vorher in sein Vertrauen gezogen habe. Er habe ihn nachher gefragt, ob er damit zufrieden gewesen, und der Reichskanzler habe geantwortet, mit Befriedigung habe er die Worte ordre légal in der Rede bemerkt. Wenn ihn der Kaiser vorher zu Rate gezogen hätte, so würde er darauf gedrungen haben, diese Worte anzubringen; denn es sei nützlich, daß man in Europa wisse, beide Mächte seien für die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung solidarisch verbunden. Es ist — so fährt der Bericht fort — dem Kanzler niemals angenehm, wenn der Kaiser aus dem Stegreif und ohne ihn zu konsultieren Politik macht. Das war auch diesmal durchzufühlen; indes blieb ihm nichts andres übrig, als mir gegenüber sich sehr befriedigt über die kaiserlichen Worte auszusprechen. Er setzte hinzu, die russische Presse finge bereits an, diese Worte mit beifälligen Kommentaren zu begleiten, und hoffte, daß dies in Berlin gefallen würde. Dies ist allerdings richtig. Indessen sind die Meinungen hier in Petersburg, so weit ich darüber habe Informationen einziehen können, sehr geteilt. Unsre Freunde klatschen Beifall. Andre, die seit dem Kriege von der thörichten Furcht befallen waren, das siegreiche Deutschland werde sich nun demnächst auf Rußland stürzen, atmen freier auf. Wieder andre machen sauersüße Gesichter zu dieser förmlichen Proklamierung der deutsch-russischen Freundschaft. Alle Versuche dieser Partei, diese Freundschaft durch gegenseitige Verdächtigungen zu

stören, haben einen empfindlichen Stoß erlitten. Nach solchen Worten wie die, die wir am 8. Dezember gehört haben, wird ihnen das lesende Publikum nicht mehr glauben; denn die offne Sprache des Souveräns wird nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung in Rußland bleiben. Diese Partei sucht sich nun schadlos zu halten dadurch, daß sie über die Preußenfreundschaft des Kaisers spottet. Man nennt den Besuch der Preußen (russische Worte) »deutsche Butterwoche«, man findet es unverantwortlich, daß dem Feldmarschall Grafen Moltke bei seinem Besuche im Generalstabe die Generalstabskarte von Polen verehrt worden ist, man erzählt, der Feldmarschall und die ihn begleitenden Offiziere, die doch so vorsichtig in ihren Äußerungen sind, hätten mit Nichtachtung von den russischen Armeeeinrichtungen gesprochen, und derlei Unsinn mehr. Diese übelwollenden Bemühungen mögen wohl hier und da auf fruchtbaren Boden fallen, sie werden aber meiner Ansicht nach nicht dahin gelangen, den guten Eindruck zu verwischen, den der jetzt hier anwesende preußische Besuch hier zurücklassen wird."

Was hier von der russischen Presse bemerkt wird, hatte ich schon aus einem Überblick über Äußerungen von ihr ersehen, der, wahrscheinlich von Julius Eckardt in Hamburg gemacht, mir am 15. Dezember von Bucher im Auftrage des Chefs übergeben wurde, und den ich auszugsweise der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zum Abdrucke zustellte.

Ich hatte inzwischen mit den Vorarbeiten zu der Schrift über die Internationale begonnen. Zu dem Zwecke machte mich Bucher auf die Aktenbündel des Zentralbüreaus aufmerksam, die Material dazu enthielten, und wies die Sekretäre an, sie mir auszufolgen. Dabei stieß ich auch auf die Beustsche Denkschrift über dieses Thema, die oben in der Tagebuchsnotiz vom 22. Oktober erwähnt worden ist, und schrieb sie mir in der Hauptsache ab. Sie war nach dem Stile wahrscheinlich von Beust selbst verfaßt, mindestens überarbeitet, und trug eine etwas weitfaltige Toga, war aber namentlich mit ihrer konstitutionellen Pose ein Aktenstück von nicht gewöhnlichem Interesse. Große Gedanken und neue Wege aber suchte ich vergeblich darin.

Auf die österreichische Denkschrift folgte — vergl. die Aufzeichnung vom 14. April 1872 — eine preußische, und meines Wissens kam

es auch zu Vorbereitungen für eine aus Vertretern beider Regierungen zusammengesetzte Kommission, die die Sache beraten sollte. Was weiter daraus geworden ist, ist mir unbekannt.

1872

2. Januar. Nach Meldung aus London hat Beust am 23. v. M. Audienz bei Napoleon in Chislehurst gehabt und danach Bernstorff gesagt, der Kaiser habe die Hoffnung auf Rückkehr nach Frankreich durchaus noch nicht aufgegeben und auf Beusts Frage, ob er die Hoffnung auch für seine Person oder bloß für seine Dynastie hege, die Antwort gegeben, er selbst erwarte den Thron wieder zu besteigen.

5. Januar. Werthern meldet aus München, daß Howard, der sehr preußenfeindliche englische Gesandte am Hofe Ludwigs II., abberufen worden sei und bei dem Könige eine dreiviertelstündige Abschiedsaudienz gehabt habe, deren Länge um so mehr auffällt, als der italienische Gesandte Greppi nur eine Viertelstunde bei Seiner Majestät verweilt hat. Charakteristisch für die Münchner Zustände ist, daß der Minister des Auswärtigen von diesen Audienzen erst erfahren hat, als sie bereits stattgefunden hatten. An Howards Stelle tritt der bisherige Geschäftsträger am darmstädtischen Hofe, Morier, mit dem unser Werthern auf gutem Fuße steht. Ich bemerke dazu, daß Bucher mir vor einiger Zeit Gedanken des Chefs zu einer Münchner Korrespondenz für ein nicht offiziöses Blatt brachte, die, wenn ich nicht irre, darauf für die Kölnische Zeitung ausgeführt wurden. Sie lauteten: „Sir Henry Howard, der englische Gesandte hierselbst, der seine Mußestunden, wenn ich wohl unterrichtet bin, mit diplomatischen Klatschereien in einem Preußen nicht günstigen Sinne auszufüllen pflegt, hat jetzt die ihm wohl sehr zusagende Funktion, die französischen Staatsangehörigen in Bayern zu vertreten. Seine erste That in diesem neuen Amte war, den ehemaligen Kanzler der französischen Gesandtschaft, Monsieur Hory, der zum Zwecke des Spionierens zurückgeblieben war, zum Kanzler der englischen Gesandtschaft zu stempeln. Diese Haltung des Vertreters des hochherzigen Albion hat hier große Entrüstung erregt. Sir Henry, der Repräsentant der Königin von England, die den Titel Defender of the Faith führt, ist übrigens sehr katholisch."

8. Januar. Dem Chef wird unterm vorgestrigen Datum aus Bern geschrieben, daß der dortige württembergische Konsul Rohrschütz im Auftrage seiner Regierung beim Bundespräsidenten Welti angefragt habe, ob die Schweiz nicht zum Abschlusse einer Konvention mit Württemberg — behufs gegenseitiger Krankenpflege — geneigt sei. Welti hat erwidert, es dürfte dem allseitigen Interesse mehr entsprechen, auf partikularistische Staatsverträge zu verzichten, weshalb die Schweiz es vorziehen müsse, solche mit dem Deutschen Reiche abzuschließen. So scheine es geratener, wenn der Herr Konsul sich mit seiner Anregung zunächst an den kaiserlich deutschen Gesandten wenden wollte. Der Bericht hierüber schließt mit den Worten: „Die von dem Herrn Bundespräsidenten mir offiziös gemachte Mitteilung zeichnet genügend die kleinlichen Bestrebungen gewisser Kreise in Stuttgart und läßt es dringend erforderlich erscheinen, mein Verhältnis hier in Bezug auf Württemberg bald in scharfen Umrissen präzisiert zu sehen."

Wieder einmal eine kleine Anekdote, die in einen Diplomatenspiegel gehört. Legationsrat R. von der zweiten Abteilung des Auswärtigen Amtes erzählte gestern abend, von Pfuel, der der deutschen Gesandtschaft in Petersburg attachiert ist und gelegentlich den Botschafter vertritt, gilt allgemein für einen „sehr beschränkten Onkel." Er habe auf dem Gerichte oder dem Büreau, wo er früher gearbeitet habe, der „Erblasser" geheißen, weil er das Wort Erblasser einmal beim Schluß einer Zeile wunderlicherweise Er-blasser abgeteilt und, als man ihn auf den Fehler aufmerksam gemacht, ganz erstaunt erwidert habe: „Je nun, der Sterbende erblaßt doch!"

Auch Abeken war heute wieder einmal drollig, indem er mir bemerkte, die Presse könne nicht viel nützen, aber sehr viel schaden. Der Generalpostdirektor Stephan, der über jede kleine Reform, die er geleistet hat, sofort in zehn Zeitungen die Glocke läuten läßt, ist offenbar wesentlich andrer Ansicht, und unser Geheimrat selber dürfte bei seiner Äußerung nicht aufrichtig oder ein wenig vergeßlich gewesen sein; denn ich denke, er versteht es ebenfalls nicht übel, sich und gute Freunde in der Presse empfehlen zu lassen.

In diese oder in die nächste Woche scheint auch ein charakteristischer Artikel zu fallen, der im Auftrage und nach den Worten des Kanzlers von mir verfaßt, nach einer Aufschrift „im Januar"

an die Kölnische Zeitung abging. Er betraf einen Erlaß des Chefs, der den Franzosen nach gewissen Ausbrüchen ihres Deutschenhasses die Wahrheit vorgehalten hatte, und es hieß in ihm unter anderm: „In Frankreich wohnen zwei Völker: die Franzosen und die Pariser; das erstere liebt den Frieden, das zweite schreibt die Zeitungen und sucht Händel, die jenes dann auszufechten hat. Beide mögen sich klar machen, wie nahe bei Chateau-Thierry das deutsche Heer steht. Wenn der Pariser Sittenkodex in einem kategorischen Imperativ »Revanche« gipfelt, so kann die Nation nicht eindringlich genug gemahnt werden, wie bald die Deutschen, denen Metz und Straßburg, Verdun und Toul nicht mehr im Wege stehen, von Reims aus Paris zu erreichen imstande sind. Auch ist es nützlich, daß die verschiednen französischen Prätendenten in Erwägung ziehen, was die Stellung Deutschlands und dessen vertragsmäßige Ansprüche sind. Die am Ruder befindliche Regierung aber wird nicht fehlgehn, wenn sie auf besondre Gefälligkeiten von seiten Deutschlands unter diesen Umständen nicht zählt. Es ist ganz im Interesse des Friedens, daß Länder und Völker Bescheid wissen, wie sie mit einander daran sind. Die Okkupation der französischen Departements, die uns vertragsmäßig zusteht, bildet für uns eine Defensivstellung, die wir, solange wir über die Gesinnungen und Absichten Frankreichs nicht vollständig beruhigt sind, nur insoweit aufgeben dürfen, als wir vertragsmäßig dazu verpflichtet sind. Die bisherige Politik und Stimmung Frankreichs seit dem Frieden giebt uns nicht das Gefühl der Beruhigung, das den Verzicht auf irgend einen Vorteil der jetzigen starken Verteidigungsstellung rechtfertigen könnte. Von den französischen Dächern wird der Rachekrieg gepredigt ohne Unterlaß. Und eine Regierung, die das Armeebudget um 80 bis 100 Millionen mehr belastet, als die des Kaisers Napoleon vermochte, wird auf den Ruf der Friedfertigkeit keinen Anspruch erheben können. Wenn Frankreich behauptet, daß die Kriegsentschädigung übertrieben hoch sei, und gleichzeitig mit verschwenderischer Freigebigkeit für den nächsten Krieg rüstet, so darf man sagen, daß der Erlaß vom 7. d. M. mit seinem Ausdrucke des Bedauerns über das »Verfrühte« der deutschen Hoffnung auf Befestigung friedlicher Beziehungen eine maßvolle Andeutung, und daß die Veröffentlichung desselben ein vorbeugender und wohlmeinender Akt der Politik war.“

15. Januar. Heute abend teilte mir Bucher mit, daß der Fürst sich unzufrieden mit seiner letzten Standeserhebung geäußert habe. „Hätte man mich gelassen, wie ich war — habe er zu ihm gesagt —, so wäre ich jetzt mit dem Lauenburger Walde ein wohlsituierter Graf, so aber bin ich ein armer Fürst.“ [1]

17. Januar. Nach einem durch Bucher vermittelten Auftrage des Chefs für die Kölnische Zeitung folgenden Aufsatz geschrieben: „In seinem während des vatikanischen Konzils geführten und vielbesprochnen Tagebuche schreibt Professor Friedrich unterm 2. Mai 1870, also geraume Zeit vor Ausbruch des Krieges und während hier (in Berlin) keine Seele an eine nahe Störung des Friedens dachte: »Von einer Seite, die es wissen kann oder wenigstens soll, wird mir gesagt, daß es im Jahre 1871 einen Krieg zwischen Preußen und Frankreich geben wird. Man munkelt von einem Einverständnis der Kurie und der Jesuiten mit den Tuilerien.« Gestatten Sie mir, hierzu einige Bemerkungen zu machen, die aus guter Quelle geschöpft sind. Hier »munkelte« man von jenem Einverständnis nicht, hier war man darüber völlig sicher. Es war nicht Geheimnis, sondern offenkundige Thatsache, daß Eugenie, die bigotte Spanierin, ganz unter dem Einfluß der Jesuiten und in lebhaftesten Wechselbeziehungen zur Kurie stand, und daß sie den Krieg, den sie wiederholt als ma guerre bezeichnete, vor allem deshalb so eifrig betrieb, weil er ihr im Gegensatz zu dem apathischen Kaiser den Charakter eines Glaubenskrieges trug, weil sie, die wir mit ihren geistlichen Beratern geradezu als eine Agentur der in Rom herrschenden Partei bezeichnen dürfen, mit demselben die Zwecke zu fördern hoffte, die von jener Partei mit dem vatikanischen Konzil und dem ihm vorausgegangnen Syllabus verfolgt wurden. Den Vermittler zwischen der Kaiserin, die nach dem Abgange des Kaisers zur Armee als Regentin die volle Macht hatte, und den Dirigenten der päpstlichen Politik hat der Beichtvater gespielt. Es wurde dabei auch auf die Wirksamkeit andrer Beichtväter gerechnet, z. B. auf den in Wien; selbst Italien ließ sich auf diesem Wege bestimmen, und wären nicht rasch die Tage von Weißenburg, Wörth und Spichern aufeinander gefolgt, so hätte man im Vatikan und in den

[1] G. u. E. II, 148.

Tuilerien vermutlich nicht die Rechnung ohne den Wirt gemacht, als man an eine Koalition der katholischen Mächte gegen das an beiden Stellen gleich verhaßte Deutschland dachte. Es ist also kein Zweifel, daß die Kaiserin, als sie mit Eifer zum Kriege trieb, mit den römischen Ultramontanen Hand in Hand ging; sie setzte vielmehr ihren Stolz darein, es war ihr Herzenssache. Häufig verfällt man bei der Beurteilung und Berechnung politischer Situationen und Vorgänge in den Fehler, zu vergessen, daß es in der Welt oft nicht normal zugeht, und das, was die Normalität besonders häufig unterbricht, ist der Einfluß der Weiber auf die Regierenden. Wo aber die Weiber freie Hand in der Politik haben, da wird flugs der Jesuitismus mit seinen Zwecken mächtig."[1]

21. Januar. Werthern hat einen Immediatbericht an den Kaiser abgesandt, der über folgendes klagt: W. hat dem König Ludwig die Kette zum Schwarzen Adlerorden überreichen sollen. Er hat deshalb, da der König am 15. aus Hohenschwangau zurückgekehrt, am 16. bei Hegnenberg um Vermittlung einer Audienz gebeten, ist von diesem aber an das königliche Kabinett gewiesen worden. Er hat sich darauf sofort zu Eisenhart begeben, diesem auseinandergesetzt, welchen Wert der Kaiser auf die Überreichung gerade am 18. Januar, dem Tage der Erinnerung an zwei denkwürdige Ereignisse in der Geschichte seines Hauses, lege, und sich bis ein Uhr Übermittlung der Entscheidung des Königs erbeten. Diese ist ihm aber bis drei Uhr nicht zugekommen. Er hat darauf Eisenhart wieder aufgesucht und erfahren, daß dieser noch nicht in der Lage gewesen sei, den König von dem Anliegen zu unterrichten. Nun hat er seine Bitte „in dringlicher Weise" erneuert und hervorgehoben, „wie wenig es den allerhöchsten Intentionen Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät entsprechen würde, wenn der Tag vorüberginge, ohne daß er Allerhöchst dero Auftrag erledigt hätte." Hierauf hat der betrübte und geängstigte Mann endlich abends acht Uhr einen Brief mit der Nachricht erhalten, daß der König mit freudiger Überraschung von der Sache Kenntnis erhalten habe und es sich zum Vergnügen gemacht haben würde, Brief und Kette

[1] G. u. E. II, 168 f.

heute in Empfang zu nehmen, wenn er nicht von Nachtarbeiten ermüdet und von Besuchen der königlichen Familie abgehalten worden wäre. Er werde aber nächstens einen Tag dazu festsetzen. Werthern schreibt dies der Ungeschicklichkeit Eisenharts, weniger der Menschenscheu des Königs zu. — Hesse meinte: „Das wird einen Wischer geben, d. h. für den Gesandten. Sehen Sie mal hier.“ Der Chef hat nämlich die Stelle, wo von dem zweiten Besuche bei Eisenhart die Rede ist, und die, wo die dringliche Weise der Bitte Wertherns erwähnt wird, unterstrichen und ein dickes Fragezeichen an den Rand geschrieben.

Seit dem Ordensfeste ist bei uns fast von nichts mehr die Rede als von Knopflochdekorationen und höhern Beglückungen der Art. „Zweite Klasse“ — „mit der Schleife“ — „am Ringe“ — „mit Eichenlaub“ und ähnliche Delikatessen werden mit mehr oder minder Kennerschaft und Leidenschaft diskutiert, wobei Abeken mit dem ihm eignen Gebärdenspiel und Redefluß die feinste Kenntnis der Unterschiede in dieser Schmetterlingswelt entwickelt, Roland und von Alvensleben ihm darin nur wenig nachstehen.

25. Januar. Die klerikale Partei hat den Artikel vom 17. zu widerlegen versucht, und der Chef will ihr geantwortet wissen, wozu Bucher eine Skizze der Gedanken des Fürsten über die Sache überbringt. Der daraus entstandne Aufsatz, der wieder der Kölnischen Zeitung zugehen soll, lautet: „Meine Korrespondenz über die Stellung der Tuilerien zu Rom vor Ausbruch des Krieges scheint einen wunden Punkt der Ultramontanen getroffen zu haben. Sie antworten darauf in ihrem Bonner Organ im Tone starker Gereiztheit und wie in der Stimmung [so wörtlich der Chef], die man hat, wenn uns der Zahnarzt einen angegangnen Zahn anfaßt. Ihr Verdruß verirrt sich manchmal so, daß sie das Gedächtnis und Urteil verläßt. Wir lesen da unter anderm: »Ollivier war ein erklärter Gallikaner, also Gegner des Papstes und der Jesuiten. Seine Kollegen waren fast sämtlich liberale Katholiken.« — »Dem entsprechend hatte Graf Daru nichts Eiligeres zu thun, als nach Rom eine Drohnote zu richten, wie keine Regierung hinsichtlich des Konzils zu thun sich unterfangen hatte. Er that alles, um die Entscheidung im Sinne der Minderheit herbeizuführen, und drohte mit den Folgen, die die Definition der Unfehlbarkeit nach sich ziehen müsse, und die

Frankreich zwingen würden, dem Papste seinen bisherigen Schutz zu entziehen.« Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß Ollivier kein erklärter Gallikaner und überhaupt nichts als ein eitler Streber war, der den Gaben Eugeniens in nichts zu widerstehen vermochte. Ferner gehörte Daru, als der Krieg ausbrach, gar nicht mehr zu den Kollegen Olliviers, und der Umstand, daß seine an die Kurie gerichtete Note von seinem Nachfolger mit Stillschweigen begraben wurde, ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit meiner Angaben. Die ultramontane Tendenz der Kaiserin war eben inzwischen zum Siege gelangt, und wenn das Bonner Blatt die Zurückziehung der französischen Truppen aus dem Kirchenstaate für die Ausführung der Daruschen Drohung ausgeben will, so weiß die Welt, was davon zu halten ist: sie war vielmehr eine militärische Notwendigkeit, in die sich Eugenie mit schwerem Herzen fügte.[1] Interessant und lehrreich ist, wie das ultramontane Pseudodementi letztere behandelt. Eugenie ist ihm nur noch mit Gänsefüßchen fromm, sie hat ihre Nichten in »christenfeindliche, entschieden unsittliche und irreligiöse Vorlesungen« geführt u. s. w. Das hat die gute Dame wahrlich nicht verdient; viel besser hätte es den Ultramontanen zu Gesicht gestanden, wenn sie ihr die Märtyrerkrone aufgesetzt hätten, die sie in ihrem Dienste durch heißen Haß gegen Preußen redlich erworben hatte. Wenn man sie statt dessen jetzt insultiert und desavouiert, so ist das nicht nur undankbar, sondern auch unklug und nur mit der Verirrung der Gedanken zu erklären, die die Menschen zu befallen pflegt, wenn sie sich plötzlich eine unangenehme Wahrheit vor die Augen gehalten sehen. Unklug und voreilig; denn Personen in ähnlicher Lage werden nach solcher Behandlung einer Gönnerin der Jesuiten sich in Zukunft zweimal besinnen, sich mit ihnen einzulassen, und wer weiß denn mit Bestimmtheit, daß eine Restauration des Kaisers Napoleon unmöglich ist? Wenn ferner das Bonner Jesuitenblatt aus gewissen Maßregeln gegen den Orden, dem es dient, aus der demselben nur selten erteilten Erlaubnis, in Paris die Kanzeln zu besteigen, aus dem Verbot, neue Lehranstalten zu eröffnen, nachweisen will, wie unbegründet meine Darstellung sei, so ist damit nichts gesagt. Erstens waren jene Maßregeln meist

[1] Nach dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges.

Verfügungen des Erzbischofs Darboy, der auf dem Konzil den Umtrieben der Ultramontanen energisch entgegentrat. Sodann aber nahmen die Tuilerien notgedrungen auf die Unbeliebtheit der Jünger Loyolas und auf die voltairische Hälfte der Franzosen Rücksicht. Dagegen ist an die Art und Weise zu erinnern, wie seit 1852 die große Mehrzahl der französischen Bischofstühle besetzt worden ist, ein Verfahren, durch das der Gallikanismus in diesen Kreisen fast bis auf die letzte Spur verdrängt worden ist. Vor allem aber begegnen wir den Folgen der Wechselbeziehungen zwischen der frühern französischen Regierung und den Ultramontanen in Elsaß, wo wir jetzt klarer sehen können. Wenn der Verteidiger der letztern uns sodann glauben machen möchte, »der deutsche Krieg sei Napoleon und Eugenien ein Hauptmittel gewesen, die Macht des Papstes in weltlicher und geistlicher Hinsicht zu beschränken«, so greift man sich unwillkürlich an den Kopf, liest die Absurdität noch einmal und fragt: Aber im Namen des gesunden Menschenverstandes, Mann, hatte denn Napoleon, wenn er solche Absichten gegen den heiligen Stuhl im Schilde führte, nicht schon vor dem Sommer 1870 reichlich die Macht, sie auszuführen, und bedurfte es dazu eines Sieges über Deutschland? Wir dürfen uns freuen, dem Artikelschreiber schließlich auch etwas Gutes nachrühmen zu können. Gegen den Schluß hin gesteht er, daß der deutsche Sieg im letzten Kriege der katholischen Kirche unendlich genützt hat. Unendlich genützt, merken wir uns das. Bisher hörten wir von den Herren fast immer das Gegenteil. Trotzdem aber wird die jetzige Äußerung mit Dank acceptiert, und als Entgelt dafür wolle man einen guten Rat annehmen. Nützte euch der Sieg, ihr Herren, so hört endlich auf, gegen die Frucht des Sieges, das neue Deutschland, zu eifern, so zeigt euch gegen die Schöpfer desselben dankbarer, als ihr euch gegen die arme Eugenie gezeigt habt. Man wird dann nicht mehr sagen, daß eure Deutsche Reichszeitung ihren Namen wie canis a canendo führt."

26. Januar. Aus Lemberg schreibt man uns unter dem 21. d. M. über die geheimen Umtriebe der galizischen Polen. „Das hiesige Nationalkomitee, dessen Vorsitzender Fürst Sapieha ist, besitzt drei politische Korrespondenzbüreaus: eins für Ungarn, eins für Posen und Böhmen und eins für das Königreich Polen.

An der Spitze des ungarischen steht der Fürst Czartoryski, an der des böhmisch-polnischen der Dr. Smolka und an der des für das Königreich arbeitenden Ignaz Lemwitz, der die polnische Jugend militärisch einübt."

2. Februar. Der Chef berichtet dem Kaiser heute durch Abeken in betreff einer Meldung Arnims über den unbequemen Korrespondenten der Kreuzzeitung, daß man dieser eine Mahnung zur Vorsicht zugehen lassen werde, „aber kaum praktischen Erfolg davon erwarte, da dieses Blatt im allgemeinen den gouvernementalen Einwirkungen wenig zugänglich sei, und da in diesem Falle noch ganz besonders hinzukomme, daß der von Graf Arnim genannte Urheber der anstößigen Korrespondenz seit etwa zwanzig Jahren in festen Beziehungen zu der Kreuzzeitung stehe und dadurch entscheidenden Einfluß auf die Pariser Korrespondenzen desselben genommen habe," obwohl er dem Chef bei einer frühern persönlichen Berührung mit ihm als politisch beschränkter Kopf bekannt geworden sei.

6. Februar. Aegidi, der journalistische Thaumaturg, ist mit der Vorbereitung eines neuen Wunders beschäftigt. Früher sollte der seiner Natur nach lahme Reichsanzeiger, jetzt soll die Spenersche Zeitung, die in die Hände einer Aktiengesellschaft gelangt ist und umgegründet werden soll, mit seiner Hilfe in ein „Weltblatt" verwandelt werden, von dem er Staunenswertes prophezeit. Schon seit einer Woche kreißt der Berg. Jetzt ist der Plan reif und, wie sein Urheber behauptet, dem Chef sehr genehm. Treitschke soll dem Blatt als Redakteur vorgespannt werden, Levysohn soll Frankreich, Alexander Meyer, ein eifriger Manchestermann, der vor zehn Jahren mit Julian Schmidt die Berliner Allgemeine Zeitung redigierte und sie nach etwa zweijähriger kränklicher Existenz des Blattes zu Grabe tragen half, soll das Departement der Nationalökonomie übernehmen. Gestern erzählte mir Aegidi, er habe in der Sache schon zweimal an Treitschke telegraphiert. Ich zweifelte, daß er einwilligen werde. Der kleine Herr wollte dagegen wissen, daß er „schwanke." Ich aber zweifelte weiter, indem ich geltend machte, daß bei Treitschke auf tägliches Leitartikelschreiben gerechnet werde, und daß er wissen müsse, dies werde ihn ruinieren. Aegidi aber war seiner Sache ziemlich gewiß. Hatte er sie doch eingefädelt,

hatte er doch nach Heidelberg telegraphiert, der Reichskanzler wolle sie, und sollte doch Treitschke von den neuen Besitzern, die über 400000 Thaler für das Spenersche Geschäft und die dazu gehörigen Gebäude gegeben hätten, ein sehr ansehnliches Gehalt bekommen. Heute sprach er wieder mit Abeken recht hoffnungsvoll von der Angelegenheit, wobei dieser meinte, Treitschke würde gewiß recht gut für das Blatt sein. Wenn er auch nur ein halbes Jahr dabei bliebe, so würde es dadurch Ansehen gewinnen — oder Treitschke an Ansehen verlieren, dachte ich. Aegidi war der Ansicht, Treitschke, der noch nicht geantwortet hatte, werde sichs überlegen; 6000 Thaler, die er jährlich haben sollte, wären doch kein Pappenstiel, und zur Not könnte man ihm 8000 versprechen. Larifari! Treitschke kommt ganz sicher nicht. Wäre ein Thor, sich mit der Eitelkeit Aegidis zu assoziieren, und ob ihm die beiden Preßjuden, die man ihm zu Unterredakteuren geben will, sehr konvenieren werden, ist auch nicht über alle Zweifel erhaben.

Ich füge hier gleich hinzu, daß sich meine Ansicht in dieser Affaire bestätigte. Am 13. Februar zeigte mir Aegidi einen vom 10. datierten Brief Treitschkes, aus dem hervorging, daß ihm geschrieben worden war, auch der Kaiser wünsche, daß er annehme, und worin Treitschke erklärte, er habe nie geschwankt, daß er die ihm angebotne Redaktion ablehnen müsse, er wolle die journalistische Laufbahn auch dann nicht betreten, wenn er die Honorarprofessur bekäme, die in der Luft schwebe. Er schlug dagegen Wehrenpfennig vor — der das Kraut auch nicht fett machen wird, dachte ich bei mir. Ich hatte die traurige Genugthuung, auch das sich erfüllen zu sehen. Wehrenpfennig bekam die Stelle. Das Blatt siechte unter ihm langsam hin. Zuletzt übernahm „unser Braun“ den Kranken, und jetzt ging dessen Zustand — man möchte sagen, selbstverständlich — in galoppierende Schwindsucht über. Nach einigen Monaten ruhte er unter kühlem Rasen, und au milieu de sa tombe un rossignol chantait: Miron, mironton mirontaine, un rossignol chantait. Was die Nachtigall sang, wird Herr von Putlitz wissen, der uns verdolmetscht hat, was sich der Wald erzählt, und der beim Feuilleton des Blattes mitwirkte.

7. Februar. R. in P. schreibt, daß er neulich ein Gespräch mit Herrn von Strenavukow, dem Direktor der asiatischen Ab-

teilung, gehabt habe, worin sich dieser zu der Behauptung verstiegen hätte, man könnte sich Rumänien gegenüber nicht anders helfen, als in ähnlichen Fällen nach vorher gegangnem Einverständnis zwischen den Nachbarmächten einer von diesen den Auftrag zu erteilen, das Land zu besetzen. . . . „Als ich ihn — fährt R. fort — darauf aufmerksam machte, daß er gerade das vorschlage, wovon er uns immer so dringend abgeraten hätte, nämlich die Pariser Verträge zu brechen, erwiderte er, ein solches Vorgehen könne eben nur im äußersten Falle eingeschlagen werden. Frankreich existierte nicht mehr, und wenn Deutschland, Rußland und Österreich einig wären, würde England keine Einwendungen machen." Das Schreiben nennt das einen „sprudelnden Ausbruch des Direktors der asiatischen Abteilung." — Kaiser Alexander hat seine Billigung des Verfahrens der Berliner Regierung in Sachen des Schulaufsichtsgesetzes geäußert, zugleich aber bedauert, daß man sich dabei mit der konservativen Partei überworfen habe.

M. in Hamburg charakterisiert in einem Referat vom 2. Februar den Hamburger Korrespondenten. Dieser ist nach ihm von jeher das Organ der dort herrschenden Partei gewesen. Er hat die Anschauungen und Interessen der regierenden Kreise und, was davon bis in die neuste Zeit nicht zu trennen gewesen ist, eine entschieden preußenfeindliche Richtung vertreten. Nach den umgestaltenden Ereignissen des Jahres 1866, so heißt es weiter, ging die Zeitung, deren finanzielle Lage eine nichts weniger als günstige war, in den Besitz eines aus den angesehensten hiesigen Kaufleuten gebildeten Konsortiums über, zu dem ausgesprochnen Zwecke, in Gemeinschaft mit der Börsenhalle, die gleichfalls erworben wurde, für die konservativen Interessen und vor allem für die Wahrung der Autonomie Hamburgs und namentlich für die Freihafenstellung in die Schranken zu treten. Das Unternehmen siechte eine Zeit lang, bis in der Person des Dr. Eckardt (Livländer, erst Redakteur der Rigaer Zeitung, dann der Grenzboten) ein rührriger, gescheiter Mann, der später eine Anzahl ganz interessanter Bücher über russische Verhältnisse und Persönlichkeiten schrieb und in der Zeit meiner Anstellung im Auswärtigen Amte auch für uns thätig war, ein andrer Redakteur gewonnen wurde, unter dessen Leitung der Korrespondent sich zu der Bedeutung eines politischen Blattes erhob. Die Resultate

des Kriegs haben ihre Wirkung auf die Anschauungen der Hamburger Regierungs- und Börsenpartei gehabt. Doch sind die partikularistischen Tendenzen in diesen Kreisen und die Furcht vor Preußen noch nicht ganz verschwunden. Das Blatt schwankt infolgedessen seit dem Frieden. Man kann nicht mehr feindselig auftreten, da die nationale Gesinnung der Mehrheit in Hamburg kein Geheimnis ist, und man ihr Rechnung tragen muß. Man spielt also die Nationalen, man bekämpft Preußen unter dem Reichsbanner und beschränkt sich jetzt auf Verteidigung der Freihafenstellung, die für Hamburg als Ganzes kein Vorteil ist. Die (pekuniären) Resultate sind auch seit Eckardts Redaktion wenig zufriedenstellend. Man suchte deshalb in Schleswig-Holstein und Hannover Abonnenten. Billige Ausgabe für dieses, starke Verteidigung der „berechtigten Eigentümlichkeiten," die wir wenigstens nicht von der Unterstützung des Partikularismus zu unterscheiden verstehen. Eckardt, wegen Amtsbeleidigung des schleswig-holsteinischen Oberpräsidenten von Scheel-Plessen angeklagt, will Verschmelzung Holsteins mit Preußen betrieben haben.

9. Februar. Der Chef wollte gestern, wie Aegidi mir sagte, daß Mittnacht und Lutz als Verteidiger des Reichs, gleich wie er selbst einer sei, in der Presse gelobt würden, und so machte ich heute nach einer Depesche unsers Stuttgarter Gesandten die folgende Korrespondenz für die Kölnische Zeitung. Was erwartet wurde, ist geschehen. Die Debatte über die Reservatrechte hat für die nationale Sache günstig geendigt.[1] Vergebens feuerten Leute wie Österlen ihre alten Kartaunen Militarismus und Absolutismus ab, umsonst weissagte Mohl-Kassandra wie oft schon wieder einmal den Untergang, wenn man den Antrag der Kommission annehme. Auch der Versuch Sicks, der mit dem Chef des königlichen Kabinetts, von Egloffstein in Verbindung steht, durch einen Zwischenantrag der Sache die Spitze abzubrechen und wenigstens etwas zu retten, schlug fehl. Ein Antrag, den Mittnachts Schwager, der Tribunalrat Bucher, mit unterzeichnet hatte, fiel, man darf wohl sagen,

[1] Am 8. Februar 1872 in der württembergischen Kammer der Abgeordneten, besonders über § 4 und § 78 der Reichsverfassung. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat II, 146 f.

hauptsächlich infolge der entschieden nationalen Haltung und der zwingenden Logik des genannten Ministers, der hier einmal gesehen hat, welche gewaltige Majorität hinter ihm steht, wenn er die Sache des Reichs gegenüber dem wilden und dem zahmen Partikularismus führt. Wie es keine Frage ist, daß der letztere bei Hofe viele Vertreter hat, so leidet es auch keinen Zweifel, daß das gegenwärtige Ministerium, Mittnacht eingeschlossen, durchaus bundestreu ist, und es war deshalb nicht wohl gethan, wenn neulich die Grenzboten einem Angriff auf letztern ihre Spalten öffneten, in dem außer andern ungerechtfertigten Klagen, Bevorzugung von Verwandten und dergleichen auch die deutsche Gesinnung Mittnachts angezweifelt und die Behauptung aufgestellt wurde, derselbe habe sich mit seinen Kollegen im Sommer 1870 nur deshalb auf die nationale Seite begeben, weil Varnbüler bei seinem Besuche in Wildbad vom Fürsten Gortschakow dazu ermahnt worden wäre, und weil die bayrische Regierung mit ihrer patriotischen Haltung auf Württemberg gedrückt habe. Ich glaube mit Bestimmtheit versichern zu können, daß beides unwahr ist, daß Bayern die Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen Norddeutschland von gewissen Garantien für seine Souveränität, die man in Berlin geben sollte, abhängig zu machen im Begriffe war, daß daraufhin die Minister in Stuttgart sich zu bedingungslosem Zusammengehen mit dem Norden entschlossen, und daß dies geschah, ehe Varnbüler den russischen Reichskanzler gesprochen hatte. Dies zur Steuer der Wahrheit, die um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, als erfolgreiche Angriffe auf das jetzige Kabinett nicht den Nationalgesinnten, sondern der Hofpartei zu gute kommen würden, für die Oberbürgermeister Sick die Minen legt."

12. Februar. Nach einem mir durch Aegidi vermittelten Auftrag des Chefs schrieb ich heute für die Kölnische Zeitung nachstehenden Artikel, der eine Anzahl von Gedanken des Fürsten fast wörtlich so, wie sie überbracht wurden, wiedergab. Er lautete: „Die letzten Wochen mit ihren parlamentarischen Kämpfen sind von höchster Bedeutung für unser parlamentarisches Leben gewesen. Sie haben zwei Dinge, die schon seit einiger Zeit in der Entwicklung begriffen waren, deutlich Gestalt gewinnen lassen: ein homogenes Ministerium, das in einer wichtigen Frage von einer Kammer-

majorität unterstützt wird, zu der auch der »entschiedne Fortschritt« zählt, und dem gegenüber eine neue Opposition, die aus allen dem neuen Preußen, dem neuen deutschen Staate auf Grund der verschiedensten Wünsche feindlichen Elementen zusammengeflossen ist, und zu der sich auch die Parteifraktion gesellt hat, die man als den »entschiednen Rückschritt« bezeichnen kann. Den Kern dieser in eminentem Sinne reaktionären Opposition bildet die Zentrumspartei, der man sehr mit Unrecht den Namen der katholischen Fraktion gegeben hat, die man vielmehr als theokratische Partei und somit nicht als konfessionelle, sondern als politische Partei aufzufassen habe. Ihr gliederte sich das Welfentum an, dessen beredter und gewandter Advokat, der Abgeordnete für Meppen, schon als Ultramontaner den einen Fuß in ihr hatte und so den geeigneten Vermittler bildete, und dessen Tendenz ebenfalls auf Wiederherstellung vergangner Zustände auf Kosten der Gegenwart abzielt. Ein drittes Kontingent zur reaktionären Koalition stellte das Polentum oder vielmehr der polnische Adel mit seiner Sehnsucht nach Restauration des Jesuiten- und Staroſtenregiments vor der Teilung und mit seinem unergründlichen Hasse gegen das deutsche Wesen, wobei wieder die ultramontane Gesinnung der meisten polnischen Abgeordneten die Brücke bildete, auf der man sich die Hände reichte. Zuletzt ist dem Bunde der an sich verschiednen und nur in ihrer Furcht, ihrem Hasse und ihrem reaktionären Denken und Wollen einigen Elemente auch noch das Residuum der konservativen Partei beigetreten, das von der jetzigen Kreuzzeitung in der Presse repräsentiert wird, und dessen grollendes Verhalten die nunmehr erfolgte Schwenkung schon seit geraumer Zeit erwarten ließ. Der Abmarsch dieser letzten Truppen zum Anschluß an die mobilisierten Ultramontanen würde nicht allzuviel bedeuten, da die Konservativen schon lange alles, was sie an Talent besaßen, an die Regierung und die freikonservative Fraktion abgegeben haben und nur noch bei Abstimmungen die Opposition schwellen können. Aber die vereinigte Opposition hat durch sie insofern eine bedenkliche Bedeutung gewonnen, als ihre Beziehungen jetzt in sehr hohe Kreise hinaufreichen, die auf Erregung von Zweifel und Mißstimmung an maßgebender Stelle hinarbeiten, und deren Einfluß — man spricht namentlich von weiblichen Händen, die hier thätig und zwar sehr thätig sein sollen —

schon bei andern Gelegenheiten gefährliche Stockungen erzeugte. Der Staatsmann, der über den Parteien stehend durch sein Genie und durch seinen energischen Geist jene Stockungen überwand, wird, so hoffen wir im Interesse einer gedeihlichen Weiterentwicklung, auch hier sein Werk unentwegt fortzusetzen imstande sein. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Situation eine ernste und gespannte ist."[1]

18. Februar. Bucher bringt vom Chef Auftrag und Depeschenmaterial zu einem längern Aufsatze über das deutschfeindliche Verhalten des Königs von Schweden, der in ein nichtoffiziöses Blatt kommen soll, und den ich den Grenzboten übersandte (die ihn, wie ich gleich hinzufüge, in ihrer zehnten diesjährigen Nummer unter dem Titel „Stockholmer Velleitäten" brachten). Es hieß darin nach einer Einleitung, nach der die großen Mächte Europas außer Frankreich als mit der Gründung des Deutschen Reichs ziemlich zufrieden, uns als günstig, wenigstens für jetzt nicht gerade feindlich gesinnt dargestellt waren, wie folgt:

„Dagegen haben Preußen und das neue Deutschland in einigen Kleinstaaten Nachbarn, an deren Höfen ihm hartnäckige Verstimmung, um nicht zu sagen, bittrer und dauerhafter Haß, natürlich nicht offen und unverhüllt, aber darum nicht minder herzlich, entgegengetragen wird. Dahin gehören z. B. die Königin von Holland und der Prinz Heinrich [der Niederlande], der Luxemburg als Stellvertreter des Großherzogs in möglichst deutschfeindlichem Sinne zu regieren bestrebt ist, und dahin werden wir auch die Majestät von Schweden und Norwegen, Karl XV. zu zählen haben, mit dessen Stellung zu Deutschland und Frankreich wir uns nunmehr mit einigen Andeutungen — unumwunden möchte nicht geraten sein, auch ists hier nicht abgesehen zu ärgern, sondern einen nützlichen Wink zu geben — beschäftigen wollen.

„Was die Ursachen der Abneigung des erlauchten Herrn gegen Deutschland sind, ist vom Standpunkt politischer Betrachtungen nicht wohl zu ergründen. Die Interessen Schwedens und Norwegens stehen den unsern in keiner Beziehung feindlich gegenüber. Im Gegenteil, was uns Deutschen nützt, gereicht fast ausnahmslos auch den beiden Nachbarn im Norden zum Vorteil. Ein mächtiges

[1] Vgl. G. u. E. II, 127 ff. 142 ff.

Deutschland bedroht wie niemand anders jenseits seiner Grenze auch die freie Entwicklung der skandinavischen Völker nicht. Es ist der große allgemeine Friedenswächter, der Hort der internationalen Unabhängigkeit, nur zu Zwecken der Verteidigung gerüstet, und es ist und bleibt, mögen diese Völker das gern oder in Erinnerung alten halbvergessenen Hadern ungern hören, der Staat eines jenen Nationen nahe verwandten Volkes. Von der öffentlichen Meinung in Schweden kann die königliche Abneigung, die im Hinblick auf etwaige zukünftige Eventualitäten sogar gegen uns rüsten möchte, auch nicht wohl herstammen. Die schleswig-holsteinische Frage hat seinerzeit manchen dort gegen uns aufgeregt, aber diese Aufregung war unsers Wissens keine so tiefgehende, wie man nach einem Teile der schwedischen Presse geschlossen haben mag, und wäre sie auch tiefer gegangen und weiter verbreitet gewesen, als wir zu glauben Grund haben, so hat sie sich gegenwärtig, ein paar Redaktionen ausgenommen, längst schon gelegt. Noch einmal flammte es in Stockholm und andern größern Städten gegen uns auf während unsers Kriegs mit Frankreich. Aber das Feuer brannte doch auch da mehr in den Zeitungen als im Publikum, und die denkenden Köpfe in letzterm wurden bald gewahr, auf welcher Seite in jenem Kampfe das Recht und der Vorteil für die direkt nicht beteiligte Welt gewesen. Man darf mit Fug behaupten, daß gegenwärtig nur eine kleine Minderheit in Schweden bedauert, daß damals Deutschland den Sieg behalten hat.

„Hiernach bleiben wohl nur noch Gründe des Gefühls zur Erklärung der feindseligen Stimmung des Königs Karl übrig. Seine Abneigung gegen Neudeutschland mag zunächst, wenn wir das Kleid umwenden, Zuneigung zu Frankreich sein, die wieder mit der Erinnerung zusammenhängen wird, daß die Dynastie Bernadotte von einem französischen Advokaten abstammt, eine Reminiszenz, die freilich das Bedenkliche haben würde, daß über ihr die Obliegenheiten der Könige, zuerst an das Interesse der von ihnen regierten Länder zu denken, vergessen worden wäre. Dazu aber könnte eine andre Erinnerung kommen, die vielleicht, daß es in Schweden einmal vor Jahren einen Karl den Zwölften gegeben hat, wobei wieder zu beklagen wäre, daß über diesen Rückblick die veränderten Zeiten aus den Augen verloren worden wären.

„Andre Erklärungsgründe wissen wir nicht zu entdecken. Die angeführten aber empfehlen sich uns auch insofern, als man wissen will, die schwedische Majestät habe bis vor kurzem Gewohnheiten gehuldigt, die wohl zuweilen das eine und das andre Gefühl, z. B. das Selbstgefühl, zu steigern geeignet sind, das Urteilsvermögen aber weniger zu schärfen pflegen und mit dieser Eigenschaft bisweilen Kundgebungen hervorrufen, die besser unterblieben.

„Sei dem aber, wie ihm wolle, die unfreundliche Stimmung des Königs gegen Deutschland ist Thatsache, und wäre Schweden noch der gefürchtete Degen, der den Frieden von Altranstädt erzwang, wäre es noch in der Verfassung und Lage, irgend einem Stulpenstiefel gleich dem, den Charles Douze einst zum Ministerpräsidenten zu ernennen geruhte, gehorchen zu müssen, so ließen sich Fälle denken, in denen man sich bei einer Hauptfrontrichtung gegen Westen auch nach Norden umzusehen ernste Veranlassung hätte. Wie die Dinge sich gemacht haben, ist dem zum Glücke nicht so. Der Stulpenstiefel des vorigen Jahrhunderts ist einer konstitutionellen Verfassung gewichen, und die Schweden sind friedliebende Ackersleute, Schiffer und Handlungsbeflissene geworden, die sich für niemands französische Liebhabereien, für niemands Velleitäten nach militärischer Gloire in Streit zu stürzen und in Kosten zu setzen gewillt sind, und die sich mit jener Verfassung dergleichen Liebhabereien und Velleitäten, wenn man sie in Thaten ausbrechen lassen wollte, vom Leibe zu halten wissen würden. Sehen wir uns den jetzigen schwedischen Minister des Auswärtigen an, so könnte man die Wahl desselben, wenn sie nicht als wenigstens teilweise aus Berücksichtigung jener friedlichen und vorwiegend deutschfreundlichen Stimmung der schwedischen Nation, also als notgedrungen erfolgt, zu deuten wäre, für die Widerlegung unsrer Klage verwenden. Graf Platen, seit vorigem Spätherbst auf seinem Posten, in Stralsund geboren, wo sein Vater in der schwedischen Zeit Gouverneur war, lange Jahre Seemann gewesen, eine offne und gerade Natur, sehr angesehen im Lande, zu dessen größten Grundbesitzern er gehörte, hegt keinerlei Feindschaft gegen Deutschland. Im Gegenteil, er ist uns nach seinen Jugenderinnerungen sympathisch zugewandt.

„Der König dagegen ist, wie bemerkt, andern Sinnes, und

wiederholt hat es ihn gedrängt, dies kundzugeben. Zunächst geschieht das durch eine Bevorzugung der am Stockholmer Hofe beglaubigten Vertreter Frankreichs vor allen andern Diplomaten, die so auffällig ist, daß sie auch dem Publikum nicht entgeht. Diese Herren, der Geschäftsträger Graf Montholon und die Attachés Benedetti und Hauterive, verkehren mit dem Könige wie intime Freunde und werden von ihm auf Bällen und Soireen auf jede Weise ausgezeichnet. Der Monarch unterhält sich bei solchen Gelegenheiten beinahe ausschließlich mit ihnen, zieht sich mit ihnen zurück, und wenn vor einigen Wochen auf einem Balle des Prinzen Oskar der eine der Attachés in der Uniform eines Pariser Mobilgardisten erschien, so vermutet man wohl nicht ohne Grund, daß dies mit Zustimmung, ja auf den Wunsch Sr. Majestät geschah.

„In den letzten Wochen des deutsch-französischen Krieges ferner ging durch die deutsche und schwedische Presse die Kunde von einem Briefe, den der König Karl an einen französischen Kriegsgefangnen geschrieben, und der sehr wenig wohlwollende Gesinnung gegen uns ausgesprochen haben sollte. Die Existenz desselben wurde von Schweden her in Abrede gestellt, und unter andern ließ sich auch die Nationalzeitung von ihrem Korrespondenten in Stockholm schreiben, jener Brief, womit man hier dem Könige nahe getreten, sei Fabel. Unsre Informationen aus Schweden aber lauten anders, so sehr anders, daß wir kein Bedenken tragen, diese »Fabel« den Beweisen für die den deutschen Interessen abgewandte Gesinnung des Königs und für seine eifrige und thatendurstige Hinneigung zu Frankreich anzurechnen, ja sie als besonders starken Beweis zu betrachten.

„Ein letzter Beweis endlich wird in folgendem zu erblicken sein. Der König macht bisweilen Gedichte, die er dann der Öffentlichkeit nicht vorenthält, und die er mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens zu unterzeichnen pflegt. Er schreibt ferner nicht selten militärische und andre Aufsätze, die er ebenfalls drucken läßt und ebenfalls mit C. als von ihm herrührend markiert. Alle Welt in Stockholm kennt diese Chiffre. Nun erschienen vor einigen Wochen, kurz nachdem der schwedische Reichstag das Armeereorganisationsprojekt verworfen, im Aftonblad, einer Zeitung, die, wie allgemein bekannt, dem Hofe sehr nahe steht, und die wohl die eifrigste und

ungeschlachteste Predigerin des Deutschenhasses in der ganzen schwedischen Presse ist, drei Artikel, die sich »Ein Wort nachher«, einige Betrachtungen von C. nannten, und welche in eine nachträgliche Verteidigung jenes Projekts Ausfälle auf Preußen verflochten, von denen wir, wenn die naturgemäße allgemeine Vermutung, sie seien Produkt der königlichen Feder, richtig war, schließen mußten, König Karl habe das Scheitern jenes seines Lieblingsplanes namentlich deshalb zu beklagen, weil ihm damit die Gelegenheit entzogen worden, sich zu einem zukünftigen Angriff auf Deutschland zu rüsten. Die Artikel versuchten zwar, die offensiven Absichten, die sich hinter dem Projekte verbargen, zu leugnen. Aber die Partei im Reichstage und in der Presse, die die Reorganisation hauptsächlich wegen der Vermutung solcher Absichten abgelehnt hatte, war ohne Zweifel besser unterrichtet, als daß sie sich hierdurch belehrt gefunden hätte, sie habe sich geirrt.

„Um vom Inhalt und Ton jener militärschriftstellerischen Leistung, soweit sie uns Deutsche angeht, eine Vorstellung zu geben, lassen wir einige jener Ausfälle in Übersetzung folgen. C. sagt u. a.: »Wie wir in betreff unsrer vaterländischen Geschichte und Stellung jede Tendenzlüge, sei sie auch noch so schön ausgeschmückt, mißbilligen, wenn sie darauf abzielt, Übermut oder stumpfes Sicherheitsgefühl statt edler Vaterlandsliebe und regen Unabhängigkeitssinnes zu erzeugen, so mißbilligen wir auch, und zwar in nicht geringerm Maße, die Feigheit, die vor jeder Gefahr zurückbebt, und den Mangel an Unternehmungsgeist und Ausdauer, der die ihm gegenüberstehenden Hindernisse nicht bekämpfen, sowie die Selbstsucht, die sich keine Opfer auferlegen will.«

„Weiter ist von Xerxes, der die Wogen des Hellespont auspeitscht, sowie von Napoleon die Rede, für den es ein St. Helena mit seinen peinvollen Vergleichungen, und für dessen Land es das Jahr 1870 zu 1871 mit seinem schrecklichen Erwachen gegeben. Dann fährt C. fort:

»So werden auch dereinst Preußens Eroberungspolitik und blutiger Ehrgeiz seinen Fall vorbereiten und sich selbst bestrafen, sobald die Völker begreifen lernen, daß die Sprache denn doch die Nationalität noch nicht ist, und daß auch die Last des Joches eines Sprachverwandten schwer werden kann. In diesem Augenblick aber

ist Preußen furchtbar für alle, die sich nicht in Sklaven verwandeln lassen, nicht mittelbare wie nicht unmittelbare Unterthanen des Königs von Preußen werden wollen. Rußland beweist, daß es eine Mission hat, während England durch einen ebenso grausamen als gemeinen Egoismus die seinige verraten hat. Rußland wird gewiß auch eine Zukunft haben. Das infolge englischen Auftrags und englischen Einflusses so gehaßte und geschmähte Rußland kann sogar in der Zukunft notwendig werden als ein Bollwerk gegen die Überhebung des westlichen Europa oder die Gelüste einer gewissen Großmacht. England dagegen erntet in dem Mißtrauen und der Geringschätzung der Völker bereits die Früchte seiner heuchlerischen Freiheitsliebe, seiner berechnenden Friedenspolitik und seiner schon zu lange gelungnen Bemühungen, die Wunden Polens aufzureißen, aber von seiner herzlosen Gier nach Erwerb in Indien und von der Unterdrückung in Irland die Aufmerksamkeit abzulenken.

»Kaiser Wilhelm hat neulich gezeigt, wie man es macht, um nicht allein in einem eroberten Lande sich festzusetzen, sondern zugleich deutsches Blut in die Lücke der Kasse zu gießen.

»Erwägen wir dann die Größe der Heere, die in unsrer Zeit ausgerüstet werden, um die Schlachtfelder zu bevölkern und zu düngen, und vergleichen wir sie mit derjenigen, die in früherer Zeit die Regel war, ziehen wir dann noch alle die mächtigen Hilfsmittel unsrer Tage und die fünf Milliarden in unsre Berechnung, die Preußen sich für seine Mühe um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts hat zahlen lassen, so ist die Lage die, daß das rast- und rücksichtslos an seiner kriegerischen Größe arbeitende Preußen bald genug befähigt sein wird, Hunderttausende von Kriegern mit einer unvergleichlich größern Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit an unsre Küsten zu werfen, als die war, mit der früher Heere in der entgegengesetzten Richtung transportiert worden sind.

»Die Welt will betrogen sein. Bismarck hat sich das zu nutze zu machen gewußt. Völker und Regierungen haben keine Mühe gespart, Preußens Macht und ihre eigne Gefahr Schritt für Schritt zu vergrößern. Österreich half Preußen gegen Dänemark und wurde belohnt mit Sadowa und mit einer Ohnmacht, die jetzt nichts gegen die deutschen Forderungen der Minderheit unter seiner Bevölkerung

vermag. Frankreich oder vielmehr Napoleon der Dritte rechnete damals darauf, für seine Neutralität gut bezahlt zu werden. Die Bezahlung bestand in Sedan und in der Pariser Kommune und Internationale. England und Rußland ließen Frankreich zerreißen. Ersteres thut nun Pönitenz in der Alabamafrage, defiliert vor dem Exkaiser, ballt die Faust in der Hosen- oder (eine anmutige Anspielung darauf, daß eine Dame auf dem Throne Großbritanniens sitzt) Unterrockstasche von wegen der Pontusfrage und hat sich Preußen zur Verfügung gestellt. Rußland hat in seiner Nachgiebigkeit gegen Preußen dem Slawentum eine tödliche Wunde versetzt oder sich die Notwendigkeit eines schließlichen Kampfes auf Tod und Leben für dasselbe auf den Hals geladen.«

„Wir pflücken dem Leser nicht alle Blumen dieses Gartens, die dargebotnen werden genügen. Man war nun in Schweden der Meinung, daß der König, wenn er wirklich nicht Verfasser dieser Artikel sei, doch die in denselben ausgesprochnen Ansichten teile und deshalb nichts gegen den Mißbrauch seiner Chiffre gethan habe. Diese Meinung ist niemals widerlegt worden. Zwar stellten schwedische Blätter etwa eine Woche nach dem 7. Dezember, wo der erste Abschnitt von C.s »Ein Wort nachher« erschienen war, die Verfasserschaft des Königs in Abrede, und am 20. Dezember schrieb der oben erwähnte (natürlich offiziöse) Korrespondent der Nationalzeitung derselben, daß ein so genauer Kenner alles Militärischen und gewiß auch der deutschen Kriegsverfassung wie König Karl der Fünfzehnte einen solchen Unsinn nicht geschrieben haben könne. Aber ein offizielles Dementi ließ volle vierzehn Tage auf sich warten und erfolgte unsers Wissens nur in England. Am 16. Januar d. J. erst erklärte der schwedische Gesandte in London, Baron Hochschildt, die von einem Korrespondenten der Times gebrachte Mitteilung, daß der in Rede stehende Aufsatz vom König von Schweden herrühre, für völlig unbegründet. Und dabei wollte seltsamerweise das Unglück, daß fast zu gleicher Zeit schwedische Blätter den Abdruck einer lobenden Beurteilung in der Schweizerischen Militärzeitung bringen mußten, welche sich auf eine neue, wieder mit der Chiffre C. veröffentlichte Schrift über Vorpostendienst im Felde nach den bei den letzten schwedischen Feldmanövern gemachten Erfahrungen bezog, und die König Karl kurz vorher an seine Generale

und seine militärischen Freunde im Auslande verteilt, respektive versandt hatte.

„Das gab zu denken, und es sollen Leute vorkommen, die das Dementi beinahe für eine solche Fabel zu halten geneigt sind, wie der obengedachte Brief unsrer Meinung nach ist. Wir gehören zu jenen Zweiflern allerdings nicht, da wir wissen, daß Gesandte nie lügen. Aber unsre Freude, daß Schweden keine unumschränkte Monarchie ist, wird durch diese Erklärung des Baron Hochschildt in der Times nicht gemindert."

20. Februar. Früh wieder Depeschen gelesen und zu bleibender Information ausgezogen. Die Königin Olga, die vor etwa acht Tagen auf der Reise nach Petersburg in Berlin war, hat sich in einem Briefe an ihren Gemahl über den Inhalt der politischen Unterredung, die sie mit dem Reichskanzler gehabt hat, sehr erfreut und über die eben so herzliche als glänzende Aufnahme, die sie in Berlin gefunden hat, äußerst befriedigt ausgesprochen. — Aus Paris schreibt man unterm 9., daß der General Fleury bei Orlow gewesen und zu ihm „ganz im Sinne des bekannten Memoires" (siehe oben) gesprochen habe. Thiers müsse aufgefordert werden, die Nation zu einem Plebiszit zusammen zu berufen, denn Europa habe ein Interesse daran, die monarchische Ordnung in Frankreich wieder zu befestigen. Zugleich hat der General Fleury dem Fürsten nicht vorenthalten, daß der Kaiser Napoleon sehr schmerzlich davon betroffen sei, Rußland durch einen Botschafter bei der republikanischen Regierung vertreten zu sehen. Es habe fast den Anschein, als betrachte die kaiserliche Regierung den Präsidenten Thiers als den definitiven Regenten. Fürst Orlow hat den General durch die Antwort überrascht, daß die kaiserliche Regierung allerdings jede Regierung in Frankreich als eine definitive betrachte, so lange sie eben existiere. Fleury hat den Fürsten enttäuscht, vielleicht etwas pikiert verlassen. — Man berichtet aus Rom unterm 13., daß der Gesundheitszustand der Kronprinzessin ihrer nächsten Umgebung Besorgnis einflöße — sie soll sich im ersten Stadium eines Brustleidens befinden, gegen das die alte Schule nichts vermöge —, daß sie ferner vielleicht im nächsten Sommer mit ihrem Gemahl Deutschland besuchen werde, und daß eine in der römischen Gesellschaft hochstehende Persönlichkeit sich vertraulich geäußert habe,

„falls die Kronprinzessin, die Perle des Hauses Savoyen, dem Lande geraubt werden sollte, sei mit Gewißheit zu erwarten, daß die Familie Orleans alles aufbieten würde, um eine ihrer Prinzessinnen auf den italienischen Thron zu bringen, und daß es daher weise sein würde, schon jetzt für alle Eventualitäten daran zu denken, daß dem Gelingen eines solchen für Italien Unglück verheißenden Planes dadurch vorgebeugt werde, daß man in Deutschland eine Prinzessin suche, die wenigstens in politischer Beziehung als Ersatz für einen solchen Unglücksfall dienen könnte."

Der Konflikt zwischen der Partei der Kreuzzeitung und dem Chef ist jetzt flagrant, das Tafeltuch zerschnitten. Die Herren machen schon seit einiger Zeit Front gegen den Ministerpräsidenten, indem sie im Bedürfnisse gesinnungsvoller Opposition mit Herrn Windthorst die Vindikation des monarchischen Prinzips gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft, die Verteidigung des christlichen Charakters unsers Staates auf ihre Fahne geschrieben haben. Nach der Versicherung ihres Blattes hatte der Fürst in seiner Rede vom 30. Januar „das, was die konservative Partei in Preußen seit zwanzig Jahren stets als ihre Fundamentalprinzipien proklamiert und verteidigt hat, direkt angegriffen oder aufgegeben."[1] Die Stelle, worin dies entdeckt worden war, lautete: „Aber wie die Sachen augenblicklich liegen, in einem konstitutionellen Staate, da bedürfen wir Ministerien einer Majorität, die unsre Richtung im ganzen unterstützt." Das sollte „eine unumwundne Anerkennung desjenigen Konstitutionalismus" sein, den die Kreuzzeitung bisher mit Erfolg bekämpft habe, weil er in Preußen nicht verfassungsmäßig sei. Mit vollem Rechte wurde darauf in einem von Aegidi verfaßten und vom Chef stark korrigierten und ergänzten Doppelartikel, der, nachdem ihn die Nationalzeitung abgelehnt hatte, in der Spenerschen Zeitung erschien, geantwortet:

„Nicht verfassungsmäßig? Leben wir denn nicht in einem konstitutionellen Staatswesen? Haben wir eine Volksvertretung? Ist ihre Zustimmung erforderlich zur Giltigkeit der Gesetze? Wird

[1] G. u. E. II, 142 ff. Gemeint ist die Rede im Abgeordnetenhause am 30. Januar über die Aufhebung der katholischen Abteilung des Kultusministeriums. Politische Reden V, 230.

diese Zustimmung durch eine Majorität erteilt? Da folgt doch mit unerbittlicher Konsequenz das Bedürfnis der Räte der Krone, sich eine Majorität für ihre Gesetze zu gewinnen, wenigstens so weit, daß sie, wenn auch nicht jede Vorlage ihre Beistimmung findet, die Richtung der Minister im ganzen unterstützt. Der Mann, den die Kreuzzeitung mit überlegner Weisheit kritisiert, hat in Tagen voll Sturm und Drang bewiesen, daß er das für notwendig Erkannte keiner Stimmenmehrheit zu opfern gewillt ist. Aber derselbe Staatsmann sprach es aus, daß der Konflikt nicht eine regelmäßige Staatseinrichtung sein könne. Wo eine Volksvertretung besteht, und wo der Konflikt nicht stationär sein soll, da werden Majoritäten zu gewinnen sein. Entziehen die Männer von der Rechten ihre Unterstützung, so fragt sich, ob die Regierung, die das Staatsleben im Gange zu halten hat, weiter links noch regierungsfähige Volksvertreter zu finden vermag, auf deren Unterstützung sie zählen kann. Schon einmal hat der Ministerpräsident die Rechte darauf aufmerksam gemacht, daß sie durch mutwillige Opposition den Schwerpunkt notwendig nach der andern Seite hindränge. Die Warnung hat an Bedeutung nichts verloren. Etwas Gleichgiltiges kann die Mehrheit nur da sein, wo Gesetze keine Zustimmung von Volksvertretern bedürfen, im absolutistischen Staate."

Nachzutragen. Einen der letzten Tage — ich glaube, es war am 17. — kam Exzellenz Thile zu Aegidi und sagte: „Da sehen Sie mal, was das wieder für eine Lüge über Savigny ist. Nicht ein Wort davon ist wahr, daß er die Regierung im Stiche gelassen hat. Im Gegenteil, er hat damals für seine Haltung vom König in kurzer Zeit zwei Orden bekommen: den Roten Adler" u. s. w. Diese Äußerungen bezogen sich auf einen von Bucher im Auftrage des Chefs bei mir bestellten Artikel, den ich der Kölnischen Zeitung zugeschickt hatte, und der dann aus ihr von der Spenerschen Zeitung abgedruckt worden war. „Mit den verkannten Staatsmännern, welche die Regierung verlassen hätten, als sie in Not gewesen, war wohl vorzüglich Bodelschwingh gemeint — sagte Bucher, als ich ihm von Thiles Entrüstung berichtete —, doch konnte man auch auf Savigny raten, und verschiedne andre Leute außer Thile haben das auch gethan."

24. Februar. Allerhand Eingänge gelesen. Man berichtet

aus Brüssel unterm 22. d. M., daß der Graf Chambord anfänglich nach Mecheln gewollt, der Erzbischof aber wegen der öffentlichen Meinung, die religiöse Dinge wittere, davon abgeraten habe. Der Prätendent ist daher im Hotel St. Antoine zu Antwerpen geblieben, wo der König ihn durch seinen Hofmarschall hat begrüßen lassen. Er will dem König nächstens in Brüssel einen Besuch abstatten wie voriges Jahr. Großes Zuströmen von Legitimisten, doch bleiben sie nicht lange, Chambord hält sich von der Öffentlichkeit durchaus fern und geht nur aus, um die Messe zu hören. Der Précurseur, das gelesenste Blatt in Antwerpen, hat ihn am 19. mit einem Leitartikel empfangen, der sehr wenig Sympathien für ihn verraten hat. Es giebt, so hat das Journal sich ungefähr geäußert, nichts Schlimmeres als die eifrigen Monarchisten. Sie sind Revolutionäre, die ihrem Lande weder Ruhe noch Rast lassen, wenn es sich darum handelt, ihren persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Die Wiederaufrichtung der alten Monarchie in Frankreich ist die Rückkehr zu der alten Politik. Sie muß in ihren Kreis Belgien, Spanien und Süditalien ziehen, ihnen das katholische Joch wieder auflegen, die latinische Überlieferung wieder aufnehmen und zu gleicher Zeit dem Nationaldünkel schmeicheln und die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen auf ihr Programm setzen. Es folgt dann ein Lob auf Deutschland, das als „der rechte Arm des europäischen Liberalismus" bezeichnet wird. — Eine Obsthändlerin in Versailles hat einen Brief an die Kaiserin Augusta gerichtet, worin sie behauptete, die Marquise della Torre (s. II, S. 118) habe während der Anwesenheit der Preußen in jener Stadt wiederholt Früchte bei ihr entnommen, die für den Kronprinzen — pour le Prince Fritz — bestimmt gewesen, aber nicht bezahlt worden seien; die Kaiserin möge sie nun für den Sohn bezahlen. Die beigelegte Rechnung beträgt fünfundsiebzig Franken. Vermutlich sind die Früchte dem Koburger zugeschickt worden, aber Wollmann will wissen, daß auch Bohlen davon bekommen habe; es wären die schönen Birnen und Trauben gewesen, die wir ein- oder zweimal als Dessert auf dem Tische gehabt hätten.

Wie Bucher erfahren haben will, bestünde (wohl nicht beim Chef) die Absicht, Abeken „mit andern verdienten Staatsmännern wie Roon und Moltke" ins Herrenhaus zu versetzen; es solle eine

Abfindung dafür sein, daß er nicht, wie ursprünglich der Plan gewesen sei, eine Dotation bekommen habe. „Lord Abeken" also künftig!

Abends. Weitere Ein- und Ausgänge studiert. Unterm 17. Februar hat der Kanzler dem Kaiser den ihm von einem polnischen Agenten gelieferten Auszug aus einem Briefe des Emigrantenführers Graf Ladislaus Plater in Zürich überreicht, der an den Redakteur des Dziennik Poznanski gerichtet ist, und worin zur stärksten Agitation aufgefordert wird. Es heißt darin: „Das kaum geeinigte Deutschland wird von zwei sehr entschiednen Parteien durchwühlt, der katholischen und der sozialistischen, die von ihren Forderungen kein Jota nachgeben und vor keinem Mittel zurückschrecken werden." Es sei, so fährt der Graf fort, heilige Pflicht der Polen, beide Parteien durch Wort und That zu unterstützen. Breche die soziale Revolution in Deutschland aus, was mit ziemlicher Gewißheit bald zu erwarten sei, so müßten die Polen ihr mit allen Kräften sekundieren. — Arnim meldet unterm 20. allerlei über die Fraktionen in der Nationalversammlung in Versailles und bemerkt dann: „Der Präsident hält die monarchische Partei für machtlos und sagte mir gestern, daß er in dieser Beziehung keine Besorgnis habe. Es trat dabei ohne alle Scheu seine Absicht zu Tage, die Republik zur definitiven Form des französischen Staatswesens zu machen."

26. Februar. Bucher bringt mir vom Chef den Auftrag, nach der Meldung vom 17. über Hetzereien gegen Deutschland, die von einem orleanistisch gesinnten Beamten der französischen Gesandtschaft in Brüssel betrieben werden, einen Artikel für die Kölnische Zeitung zu machen. Wurde sofort besorgt. Diese Korrespondenz lautete, von Brüssel datiert: „Während der neue französische Gesandte, Herr Picard, soviel man hört, sich in betreff der Beziehungen Frankreichs zu Deutschland durchweg in verständiger und versöhnlicher Weise geäußert hat, läßt sich dasselbe nicht von allen Personen seiner Umgebung rühmen. Namentlich bemüht sich der Legationssekretär Tiby, der eine Tochter des bekannten Orleanisten Cuvillier-Fleury zur Frau hat, nach Kräften gegen Deutschland aufzuregen. Diese Bemühungen aber werden ihm durch die geringen Kenntnisse der deutschkirchlichen Zustände erleichtert, die in den

hiesigen katholischen Salons herrscht. Man ist in diesen Kreisen völlig außer stande, die jüngsten Kämpfe im preußischen Abgeordnetenhause nach ihrer wahren Bedeutung zu würdigen und zu begreifen, daß die Regierung sich hier gegen eine Aggression der ultramontanen Partei, die sich mit Polen und Welfen verschworen hat, zu wehren hatte. Noch weniger versteht man in diesen Kreisen, in deren Händen sich dermalen die Regierung befindet, das deutsche Gewissen, das sich gegen das Unfehlbarkeitsdogma sträubt. Die Kirche hat gesprochen, sagt man hier, statt zu sagen: Rom hat gesprochen, und damit ist für die Katholiken alles gesagt; sie haben sich einfach zu unterwerfen. Die liberalen Katholiken aber sehen nicht ein, weshalb wir Deutschen uns erhitzen; sie sind eben nicht weniger unwissend in betreff der kultur- und kirchengeschichtlichen Dinge, die hier in Frage kommen, als ihre klerikalen Gegner, und sie sind mit ihren materiellen Gewohnheiten zu bequem, um diese Fragen zu studieren und zu prüfen. Man fühlt sich behaglich als Libre-penseur und damit dem Kampfe entrückt. — Einige Verwunderung erregte (dies stand in einer Depesche, die Hatzfeldt mir mit der Weisung des Chefs brachte, in der Presse gegen die Äußerungen, die der belgische Minister gethan haben will, als gegen eine Fälschung zu polemisieren und den wirklichen Laut seiner Worte festzustellen) der Anfang der Rede des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten am 24. Februar, wo er auf die Äußerung, Frankreich sei ein Belgien befreundetes Land, erklärte: »Die Thatsache wird von niemand in Abrede gestellt. Auch hat Belgien keine Gelegenheit versäumt, seine Sympathien für Frankreich zu bethätigen.« Ich habe das selbst gehört. Der Moniteur dagegen läßt den Grafen Aspremont-Lynden sagen: »Ich glaube versichern zu können, daß Belgien Frankreich wie allen andern Mächten stets diejenigen Beweise von Sympathie gegeben hat, die es von ihm fordern konnte«, was doch etwas wesentlich andres sein würde, als die wahre und eigentliche Erklärung des Herrn Grafen.“

Nachtrag. Vorgestern früh brachte Dörr die Nachricht mit, daß Dr. Beuthner, der Chefredakteur der Kreuzzeitung, von dem Donnerkeil gegen seine Partei und von dem Vorwurf der Unfähigkeit gegen ihn persönlich, die ihm die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zugeschleudert hat, so schwer getroffen worden sei, daß er einen

Schlaganfall gehabt habe. So muß es dem dummen Dünkel ergehn, mit dem einige der Herren im vorigen Frühjahr, als ich ihnen einen Wunsch des Kanzlers ausrichtete, mit den Worten ablehnend antworteten: „Das thun wir nicht, denn wir werden sehen, wer zuletzt Recht behält. Die Kreuzzeitungspartei ist älter als der Graf Bismarck, und sie wird länger bestehen als sein Regiment.“ Der betreffende, in der That sehr kräftige Artikel bei Braß war übrigens zum Teil vom Chef selbst verfaßt.

Ebenso war der Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Nr. 41 vom 17. Februar, der die Zugeständnisse bespricht, die man den Polen in Galizien gemacht hat, wie Bucher mir mitteilte, vom Minister selbst ausgegangen.

27. Februar. Diesen Abend sagte mir Bucher, daß der Chef seit gestern „ungewöhnlich irritiert“ sei und Roland, Bölsing sowie heute auch Alvensleben (der an Bohlens Stelle jetzt als Kabinettschef für allerlei kleine Angelegenheiten bei ihm arbeitet) äußerst hart angelassen habe. Der Grund seiner Gereiztheit wäre wohl darin zu suchen, daß Camphausen die Steuervorlage, die der Fürst durchaus gewünscht hatte, nicht habe machen wollen, und daß dieser nicht die Macht habe, den Kollegen zu zwingen.

29. Februar. Drei Eingänge vom 26. gelesen und dem Hauptinhalte nach notiert. Man meldet aus Stockholm, daß der König Karl immer noch sehr schwach ist, und daß seine Ärzte ihm „eine sechswöchige Reklusion zum Gebrauch einer schwierigen Thrankur zur Vorbeugung gegen die zunehmende Verhärtung der innern Organe verordnet haben.“ Der in diesen Tagen in Paris gewesene russische General Lewaschew soll sich gegen galizische Polen dahin ausgesprochen haben, daß man in Petersburg mit der Absicht umgehe, das System Wielopolskis wieder aufzunehmen und Polen eine unabhängigere Stellung zu geben. Orlow, darüber befragt, hat die Sache als ein Mißverständnis auf seiten der Polen bezeichnet. — Abeken hat am 26. für den Chef einen Auszug aus einem Bericht, datiert Pera, den 14. Februar, angefertigt, in dem es heißt: „Rußland hat die bulgarischen Wünsche begünstigt, und General Ignatiew hat eifrig für ihre Erfüllung gewirkt. Die Griechen, deren Einfluß auf die Balkanhalbinsel dadurch erheblich vermindert wird, sind erbittert gegen Rußland, und Herr von Radowitz selbst bezeichnet es

als eine merkwürdige Wandlung, daß Rußland zum erstenmale das griechische Element dem slawischen geopfert hat."[1] In der Meldung war behauptet, daß Rußland sich vorher besonders auf das griechische Element gestützt habe, und daß der orientalischen Kirche in der Türkei durch die neue Maßregel der Todesstoß versetzt und der Patriarch von Konstantinopel fast alles seines bisherigen Einflusses beraubt worden sei.

Später noch einen Petersburger Bericht vom 22. d. M. gesehen, in dem es heißt: „Thiers hat dem Fürsten Orlow gesagt, Casimir Perier werde den Antrag auf Befestigung der republikanischen Staatsform in der Nationalversammlung stellen, und er, der Präsident, werde ihn unterstützen und mit ihm stehen und fallen." Orlow glaube, daß die Bonapartisten mehr Aussicht auf Erfolg haben als andre Parteien. Fleury ist bei ihm gewesen und hat ihm fast wörtlich das gesagt, was man aus den Memoiren der Großfürstin Marie über die bonapartistischen Wünsche kennt. Er hat dabei gefragt, ob Rußland nicht etwas thun könnte, um Herrn Thiers zum Anrufen des Plebiszits zu vermögen. Als ihm Fürst Orlow darauf erwidert, daß er die bestimmte Instruktion habe, die besten Beziehungen zu Frankreich aufrecht zu erhalten, sich aber in keinerlei Parteiumtriebe einzulassen, hat ihm der General ziemlich unwillig geantwortet, in Berlin sei man weniger spröde als in Petersburg. — Wohl nicht in Berlin, sondern bei Arnims?

3. März. Bucher bringt mir von oben den Auftrag zu einer römischen Korrespondenz für die Kölnische Zeitung und die Unterlage dazu. Der Artikel sagte: „Schon zu verschiednen malen ist das Gerücht aufgetaucht, daß der Papst Rom zu verlassen beabsichtige. Zuletzt hieß es, um das im Sommer vertagte Konzil an einem andern Orte wieder zu eröffnen, wobei die einen Malta, die andern Trient nannten. Jetzt taucht das Gerücht mit größerer Bestimmtheit auf und behauptet, die Abreise des heiligen Vaters werde sehr bald erfolgen. Wie man hört, ist an der Sache etwas, wenn der Gedanke einer Wiedereinberufung des Konzils auch noch nicht

[1] Gemeint ist die Begründung des bulgarischen Exarchats, das nach dem großherrlichen Ferman vom 27. Februar 1870 mit der Wahl des ersten Exarchen im Februar 1872 ins Leben trat und die bisherige Abhängigkeit der Bulgaren vom Patriarchat in Konstantinopel aufhob. Jireček, Geschichte der Bulgaren 559 ff.

vollkommen zum Beschluß gereift sein mag. Der Gedanke ist aber gutem Vernehmen nach durch einen Priester angeregt und empfohlen worden, der von Genf hierher gekommen ist. Derselbe heißt Mermillod, ist aus Savoyen gebürtig und war in der Stadt Calvins zuletzt als Suffraganbischof angestellt. Er gehört zu den rührigsten Agenten für die Anerkennung des Unfehlbarkeitsdogmas und für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des römischen Pontifex, in welcher Eigenschaft er die letzte Zeit allerlei Reisen durch Frankreich und Belgien, wie andre wissen wollen, auch durch Deutschland unternommen hat. Zuletzt ist er mit dem Resultate seiner Beobachtungen und Werbungen hierher gekommen, und es scheint, daß seine Berichte den Papst oder diejenigen, die auf dessen Entschlüsse den meisten Einfluß ausüben, bestimmt haben, das Schwanken zwischen der zum Bleiben und der zum Abzuge ratenden Partei aufzugeben und entweder nach Malta oder nach Trient zu gehen, um dort im April oder Mai das Konzil von neuem zu berufen. Hauptzweck würde dann wohl sein, von den versammelten Vätern eine starke Erklärung für die Notwendigkeit der weltlichen Macht zu erlangen. Nebenzweck des außerhalb Roms tagenden Bischofparlaments wäre offenbar, vor Europa darzuthun, daß der Vatikan trotz des Garantiegesetzes, mit dem die italienische Regierung in ihrer Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit gegen die Kurie in der That alles Mögliche geleistet hat, der nötigen Freiheit ermangle. — Den zwanzig am 23. Februar vom Papst ernannten italienischen Bischöfen und infulierten Äbten wurde die Weisung erteilt, ihre Ernennungsbullen der königlichen Regierung nicht vorzulegen, und ihnen für den Fall, daß dieselbe ihnen dann ihre Temporalien nicht zahle, Entschädigung aus der päpstlichen Kasse zugesichert. Man sieht daraus, wenn der Papst nicht bloß angeblich, sondern auch wirklich nicht genug Freiheit hätte, Geld genug hat er."

Man schreibt unterm 29. v. M. aus London: „Die Prinzessin Luise leidet in Cannes wieder am Knie, und Lord Lorne wollte Ihre Königliche Hoheit daher allein zurücklassen, während er selbst zur Erfüllung seiner parlamentarischen Pflichten hierher zurückzukehren beabsichtigte. Die Königin hat ihm aber telegraphiert, daß dies nicht zulässig sei; entweder sei die Prinzessin wohl genug, um mitzukommen, und in diesem Falle habe die Königliche Hoheit ihn

zu begleiten, oder die Prinzessin sei dazu nicht wohl genug, und alsdann müsse er bei ihr bleiben, da Eheleute sich nicht trennten."

Abends zeigte mir Bucher als eine Probe des wunderlichen und eifersüchtigen Ehrgeizes unsrer Herren Geheimräte ein Entrefilet des Braßschen Blattes: worin es hieß: „An dem vorgestrigen Diner des Fürst-Reichskanzlers haben außer den vorgestern genannten Herren auch der Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. Abeken und der Wirkliche Geheime Legationsrat Graf von Hatzfeldt teilgenommen." — Der Ton liegt auf dem „Auch," bemerkte Bucher erklärend. „Keudell hatte nämlich, um sich zu heben, der Kreuzzeitung, der er häufig solche hochwichtige Mitteilungen zukommen läßt, einen Bericht geschickt, wonach er allein neben den Botschaftern bei dem Essen gewesen zu sein schien. Das wurmte die beiden andern Gäste aus unserm Personal, und so antworteten sie jetzt bei Braß: »Nein, Herr Kollega, wir hatten die Ehre ebenfalls!«"

5. März. Bucher bringt mir folgende Direktive zu einer Korrespondenz vom Chef herunter, die in ein süddeutsches Blatt oder in die Kölnische Zeitung kommen soll. „Anzuknüpfen an die Debatten über den Etat des Ministeriums des Auswärtigen, die in der Stuttgarter Kammer stattgefunden haben. Württemberg hat nach der Reichsverfassung das Gesandtschaftsrecht. Fraglich aber ist, ob es im Interesse des Reichs und nützlich für Württemberg ist, dieses Recht im Auslande auszuüben. Die Anwesenheit mehrerer deutschen Gesandten in Paris z. B. würde die französische Regierung immer zu Experimenten verlocken, Zwietracht zu säen. Dabei ist auf die Unwissenheit der Franzosen in betreff des Auslandes und ihre alte Vorstellung hinzuweisen, daß die deutschen Staaten entgegengesetzte Interessen haben. Weit schlimmer noch sei die Anwesenheit eines französischen Gesandten in Stuttgart oder, abgesehen von Berlin, überhaupt in Deutschland; denn dieselbe könnte infolge von Parteiäußerungen leicht zu dem Versuche führen, Konspirationen mit einzelnen Regierungen anzuspinnen. Wenn die französischen Gesandten nicht ihre Regierung durch unrichtige Berichte zu der Hoffnung auf Zwistigkeiten in Deutschland verleitet hätten, wäre uns vielleicht ein großer Krieg erspart worden. Gesandte, die nicht viel zu thun haben, machen sich gern Geschäfte, um nicht überflüssig zu erscheinen. Parallele mit Polizeiagenten, die es ebenso treiben. Das ist

namentlich in Stuttgart beunruhigend, wo St. Vallier die Keckheit hatte, nachdem er bei der Regierung nichts ausgerichtet hatte, sich direkt an den Souverän zu wenden. Er wurde allerdings auch von dem notgedrungen abgewiesen. Aber es ist doch am Ende besser, wenn der Souverän solchem Drucke gar nicht ausgesetzt ist." [1]

7. März. Aus Stuttgart ist unterm 3. März berichtet worden, daß vor ein paar Tagen der König seine Minister zur Tafel geladen und bei Tische ganz laut geäußert habe, die Königin habe ihm geschrieben, Fürst Bismarck hätte sich ihr gegenüber für die Fortdauer der württembergischen Gesandtschaften ausgesprochen und gefragt, weshalb denn Württemberg nicht auch den Pariser Posten beibehalten habe. Der König sehe daraus, daß man preußischerseits gegen die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen Württembergs zu Frankreich nichts zu erinnern habe, und würde jetzt auch einen französischen Gesandten empfangen. Suckow hat dies als Mißverständnis bezeichnet. Der Chef erklärt heute in Bezug auf seine Unterredung mit der Königin Olga, diese habe stundenlang gewährt. „Zuletzt — so fährt er fort — fragte sie, ob das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart fortbestehen solle. Ich habe mich begnügt zu erwidern, daß Württemberg reichsverfassungsmäßig das aktive und passive Gesandtschaftsrecht besitze und wir nicht versuchen könnten, uns in dasselbe zu mischen. In die Erörterung einzugehn, ob die Ausübung dieses Rechts dem Interesse des Reichs und für Württemberg nützlich sei, war um so weniger der Ort, als Ihre Majestät der diplomatischen Beziehungen mit Frankreich, auf die eine solche Erörterung vorzugsweise gerichtet sein mußte, nicht erwähnte. Von Paris ist in dem Gespräche nicht die Rede gewesen."

Man teilt dem Chef unterm 29. Februar aus Petersburg mit, es „habe sich herausgestellt, daß durch den in der Schweiz lebenden Komponisten Richard Wagner Korrespondenzen nach München, und zwar nach dem königlichen Residenzschlosse selbst gingen." Diese bezögen sich auf den Zusammenhang der Internationale mit den russischen Nihilisten. General Lewaschew, der beauftragt gewesen sei, diesem Zusammenhang in Paris und anderwärts nachzuspüren, habe

[1] Vgl. E. u. G. I, 60 und oben Bd. I S. 182 Anm.

Wagner überhaupt als sehr gefährlichen Menschen dargestellt, der sein Verhältnis zu König Ludwig in schlechtester Weise benutze. Die Korrespondenzen gingen über Berlin. Dies alles hat der Kaiser Alexander dem Berichterstatter „ganz geheim“ mitgeteilt. Es ist aber wohl Mythe, wie vieles andre, was von der Internationale erzählt wird, oder noch wahrscheinlicher eine russische Stieberei, wobei es auf Wichtigthuerei, auf goldne Dosen, Dekorationen und dergleichen Douceurs abgesehen gewesen ist.

In einem Berichte vom 3. d. M., von dem H. einen Auszug nach Wien geschickt hat, finde ich nachstehende Schilderung des Treibens der polnischen Verschwörer in Galizien. „Das von der Aktionspartei in Krakau ins Leben gerufne »Komitee« zur Überwachung der Landesangelegenheiten unter der Leitung Dworskis und Eminowiczs hält im Hotel Narodowy und in Privatlokalen Sitzungen und hat bereits eine völlig organisierte Nationalpolizei zur Verfügung. Chef dieser Polizei ist ein gewisser Uminski, ein aus Sibirien zurückgekehrter Pole aus dem Königreiche. Sein Gehilfe und Stellvertreter ist Wachowitz. Die Obliegenheiten dieser geheimen Polizei, die zum großen Teil aus Emigranten besteht, sind die Beaufsichtigung und Überwachung sowohl derer, die der nationalen Sache nicht beistimmen, wie auch derer, die aus Rußland und dem Königreiche kommen und der Spionage verdächtig sind. Die Hotelbesitzer sind nicht nur von der legalen Behörde, sondern auch von der polnischen »Nationalpolizei« streng angewiesen, jedem Ankommenden sofort einen Meldeschein vorzulegen und seinen Namen auf das im Hotel ausgehängte Fremdenverzeichnis zu setzen. In jedem Hotel, in jedem Einkehrhause hat ein Nationalpolizist von sechs Uhr abends bis neun morgens Dienst. Nach seiner Ablösung begiebt er sich zum polnischen Polizeichef und stattet über das Vorgefallne Bericht ab. Jeder als verdächtig erkannte Reisende wird bis zu seiner Abreise durch einen eigens dazu bestimmten Nachspäher überwacht. Die hierzu gebrauchten Leute sind mit Revolver und Stiletts bewaffnet. Diese »Nationalpolizei« übt schon einen gewissen Terrorismus über die Krakauer Bevölkerung aus und kann dadurch alle von der Aktionspartei beabsichtigten Demonstrationen ohne besondre Mühe in Szene setzen. Die österreichische Polizeibehörde kennt die Existenz der »Nationalpolizei«, giebt sich aber den Anschein, nichts davon zu wissen.

„Der hier unter dem bescheidnen Titel »Verein zur gegenseitigen Hilfe« gegründete Studentenverein steht in lebhaftem brieflichen Verkehr mit den polnischen Studentenverbindungen in Breslau, Berlin, Wien, Lemberg, Warschau, Kiew und St. Petersburg. Das Projekt einer solidarischen Verbindung der studentischen Jugend Gesamtpolens ist Gegenstand dieser Korrespondenzen."

In der Wochenschrift Im neuen Reich Nr. 10 ist folgende „Antwort für die Kreuzzeitung" zu lesen:

„Leipzig, 27. Februar 1872. Die Kreuzzeitung polemisiert in ihrer gestrigen Nummer gegen den Artikel in Nr. 8 dieses Blattes: »Die große Krisis in Preußen.« Der Verfasser desselben entgegnete darauf folgendes: Wir haben durchaus keinen Grund, zu leugnen, daß, wie die Kreuzzeitung rühmt, das Palais Radziwill jedermann ohne Unterschied der politischen Überzeugung, der gesellschaftlichen Stellung, Religion oder Nationalität offen gestanden habe. Es ist wohl auch dem Herrn geöffnet worden, der in der Kreuzzeitung auf Grund authentischer Erkundigungen ausdrücklich erklären wollte, daß die Ausführungen unsers Blattes für jeden nur einigermaßen orientierten Leser den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen und gänzlich aus der Luft gegriffen sind. Wohl, jenes Palais ist ein gastfreies Haus, durchaus würdig eines polnischen Grandseigneurs, der in Berlin Hof hält; in dem vornehmen Hotel mag jedermann, der Zutritt suchte, sich wohl befunden haben, wohl auch der Schreiber jenes Artikels in der Kreuzzeitung. Dennoch müssen wir diesen ersuchen, seine authentischen Erkundigungen über Charakter und Bedeutung des stattlichen Hauses nicht nur in diesem Hause selbst, sondern auch anderswo auf preußischem Grund und Boden einzuziehen. Er dürfte dann erfahren, wie das reiche Kapital, das in jenem Palais mit bester Art von Aisance, in echter Vornehmheit, ja selbst durch bürgerfreundliche Beteiligung an Kommunalinteressen seit Jahren geschlagen worden ist, seine Zinsen getragen hat nur für eine Richtung des Katholizismus, der dem polnischen Wesen homogener ist als dem deutschen."

Bucher, der mich auf den Artikel aufmerksam machte, gab mir dazu nachstehenden Kommentar: „Der Artikel der Kreuzzeitung ist von niemand anders als von unserm gemeinschaftlichen Freund Abeken verfaßt, die Antwort vom Chef ausgegangen. Abeken hat die Ver-

teidigung der Radziwills gegen den Vorwurf, ihr Palais sei ein Zentralpunkt des Berliner Ultramontanismus, deshalb übernommen,[1] weil er bei ihnen aus- und eingeht,[2] und weil sie mit dem Hofe verwandt, also für ihn heilig sind.“*) Die Anspielung auf das reiche Kapital, das gesammelt worden sei, „könne, so meinte Bucher, auch daran erinnern, daß Radziwill vor kurzem einen Teil seines großen Gartens verkauft habe, und zwar an Privatspekulanten, während der Staat das Vorkaufsrecht gehabt hätte. Als dieses geltend zu machen versucht worden sei, hätten die Spekulanten schon weiter verkauft gehabt. Wie der König das erfahren habe, habe er zu Gunsten seiner Verwandten auf dieses Recht verzichtet, und die Radziwill hätten dabei hundertfünfzigtausend Thaler profitiert. Übrigens werde es mit der Versetzung Abekens unter die Götter des Herrenhauses nun wohl nichts werden, da der Chef hinter seine Durchstechereien mit den Ultramontanen gekommen sei. Also nicht Lord Abeken!“

8. März. Nach einem von Bucher vermittelten Auftrage des Chefs machte ich heute den nachstehenden Artikel für die Kölnische Zeitung: „In seiner vorgestrigen Herrenhausrede[3] sprach der Reichskanzler, wie bekannt, von Petitionen für den Papst, die zur Zeit des Reichstags von den deutschen Mitgliedern des Zentrums nach Bedürfnis bestellt und abbestellt wurden. Dann auf die polizeilichen Beschlagnahmen von Papieren im Posenschen übergehend, äußerte der Fürst, es seien ihm dabei Briefe zu Gesicht gekommen, »von denen die Polizei notwendig hielt, die höchsten Behörden in Kenntnis zu setzen, um ihnen Leitfäden und Anknüpfungspunkte bei etwaigen spätern Untersuchungen auf anderm Felde zu geben.« Es fand sich darunter, wie der Redner weiter bemerkte, »der Brief eines hervorragenden Mitglieds der Zentrumspartei an einen hochgestellten

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 127 u. f.

[2] Vgl. Abeken 256. 349 (Briefe an die Fürstin Radziwill aus Ems 1867).

*) Die genannten sind, wie für Laien in diesen Dingen bemerkt wird, mit den Hohenzollern dadurch verwandt, daß der Fürst Anton Heinrich Radziwill 1796 die Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, Friederike Dorothea Luise, heiratete.

[3] In der Debatte über das Schulaufsichtsgesetz am 6. März. Politische Reden V, 291.

und neuerdings vielgenannten Kanonikus und Priester in Posen, in dem ihm, wenn ich mich recht erinnere, gesagt wurde: Schicken Sie uns jetzt keine Petitionen mehr an den Reichstag. Dasselbe wurde gleichzeitig von einem oft genannten deutschen Bischof in französischer Sprache ebenfalls nach der Provinz Posen hinausgesprochen: Hören Sie jetzt auf mit Petitionen; im Reichstage hilft das doch nichts, da führt es nur zu unangenehmen Diskussionen. Aber setzen Sie ja, sagt der erste Briefsteller, demnächst die Petitionen in regelmäßigen Zwischenräumen fort; richten Sie dieselben jedoch nicht an den Reichstag, sondern richten Sie sie direkt an die Fürsten, dort macht es immerhin mehr Eindruck. Wenn wir auch von den deutschen Fürsten nichts zu erreichen hoffen, so steht doch früher oder später mit Sicherheit in Aussicht, daß die katholischen Mächte zu Gunsten Seiner Heiligkeit einschreiten werden, und dann werden die deutschen Fürsten nicht wagen, dieses Einschreiten zu hindern, wenn sie durch die Petitionen den Eindruck bekommen, daß die katholische Bevölkerung damit sehr unzufrieden sein würde.« — Die Eventualität, die die beiden Herren, deren Äußerungen ich hier mit Absicht ausführlich noch einmal zitierte, im Auge haben, ist ein Kreuzzug Frankreichs gegen Italien; im Hinblick auf diesen soll Deutschland lahm gelegt werden. Die Briefsteller aber sind gutem Vernehmen zufolge Herr Windthorst und der Bischof von Ketteler; jener ist das hervorragendste Mitglied der Zentrumspartei, dieser der in französischer Sprache schreibende »oft genannte deutsche Bischof« der Rede des Reichskanzlers, und der Kanonikus endlich, dem jener seinen Plan zur Einschüchterung der deutschen Fürsten vorlegt, ist, wie man erraten haben wird, der polnische Prälat Kozmian."

10. März. Letzten Abend erzählte mir Abeken, indem er sich nach Aegidi erkundigte, der seit etwa zehn Tagen, an Purrigo leidend, das Zimmer hüten muß, daß der Chef mich neulich oben gegen ihn erwähnt habe, und zwar als „unser Amerikaner." Er habe sich nicht auf den Namen besinnen können, nnd als er, Abeken, gefragt, wen er meine, habe er gesagt: „Nun, unser amerikanischer Freund, der mit uns in Versailles war." Augenscheinlich ein Mißverständnis. Der Fürst wird Multon, Hatzfeldts Schwager, im Sinne gehabt haben.

Gestern brachte Bucher von oben den Gedankengang zu einer

Korrespondenz, die ich Rößler für die Grenzboten[1] schreiben lassen will, deren Redaktion dann sorgen soll, daß Biedermann sie in der Deutschen Allgemeinen Zeitung wiedergiebt. Buchers Stenogramm lautete: „Eine Zeitung hätte gemeint, Windthorst erwarte nach seinem Briefe an Kozmian die Intervention Frankreichs für den Papst. Der Abgeordnete für Meppen sehe aber wohl weiter, nämlich, daß, wenn Frankreich in solche Wege einlenkte, der natürliche Freund der französischen und der ultramontanen Politik in Wien sei. Ein ultramontan-französisch-österreichisches Bündnis würde nun seine Hauptspitze natürlich gegen Deutschland kehren, aber auch die Revolutionierung Polens im päpstlichen Sinne außerordentlich leicht finden, wenn man nach den Konzessionen urteilte, die man in Galizien machen wolle. Jetzt sei das Verhältnis Deutschlands zu Österreich gut, beruhe aber doch wesentlich auf der Persönlichkeit des Monarchen. Doch Gefahr einer Rückkehr zu der sogenannten Beichtväterpolitik unter einem Hohenwart. Damit wäre auch jede freiheitliche Entwicklung in Österreich gelähmt. Dies zunächst in eine Wochenschrift. Von da aus weiter vertreiben."

Andeutungen des hier in betreff der Polen Bemerkten hatte der Chef schon in der Braßschen Zeitung vom 17. Februar gegeben, und dieser Artikel hatte in Wien viel Aufsehen erregt und war darauf Gegenstand von Depeschen zwischen Schweinitz und unserm Kanzler geworden.

Abends. Auf einen Befehl des Chefs, den Bucher überbrachte, eine Korrespondenz für die Kölnische Zeitung geschrieben, worin in betreff der Schulaufsichtsdebatte darauf aufmerksam gemacht wurde, „daß die Gründe und Belege, auf die hin Graf Eulenburg am Abstimmungstage sich für das Vorgehen der Regierung erklärt habe, aus langjähriger Erfahrung unter der polnischen Bevölkerung geschöpft seien, um die es sich bei der Gesetzvorlage — wo nicht allein — doch vorwiegend gehandelt habe." Der Genannte lebe seit vielen Jahren als höherer Verwaltungsbeamter in Westpreußen, sei Burggraf von Preußen und stehe als Regierungspräsident von Marienwerder in steter Berührung mit den polnisch sprechenden Elementen seines Bezirks. „Auch die Rede des Herrn von Kleist-

[1] Nicht zu ermitteln, wann und wo!

Retzow — so fährt der Artikel, die Worte des Kanzlers fast unverändert wiedergebend, fort — verdient hervorgehoben zu werden, wenn auch in anderm Sinne. Er meinte, nicht bloß der Religionsunterricht gehöre unter den Einfluß und die Aufsicht der Geistlichen, sondern auch alle andern Fächer. Wenn er dabei vorzüglich an die Geschichte dachte, so wird es wohl nicht selten in der Praxis vorkommen, daß Protestanten, Juden und vor allen klerikale Katholiken dem Geschehenen eine Darstellung geben, die stärker oder schwächer von ihrem Glaubensbekenntnisse gefärbt ist. Aber eine solche konfessionelle Geschichtsauffassung ist, da die Geschichte eine Wissenschaft ist, und die Wissenschaften rein objektiv denken und reden sollen, bekanntlich nichts wert und am wenigsten für die Schule geeignet, wo man zugleich gewöhnt werden soll, die Wahrheit zu sprechen. Übrigens wird dann Herr von Kleist auch einen konfessionellen Unterricht in der Geographie und dieselbe Einrichtung in betreff der Astronomie verlangen müssen, und da würde man unter anderm in gewissen katholischen Schulen das Fortbestehen des Kirchenstaates und in gewissen protestantischen die Weisheit des Antikopernikus Knak vortragen, wovor uns mit der Erlaubnis des Herrn von Kleist der Himmel bewahren wolle.[1]

13. März. Heute morgen übergab mir Bucher Abschrift des Briefes Windthorsts an Kozmian mit dem Bemerken, der Chef wolle sie „aus Abgeordnetenkreisen in die Presse gelangen lassen." Ich schickte das Schriftstück mit einer kurzen Einleitung, die dem entsprach, der Kölnischen Zeitung, aus der es in alle andern Blätter überging. Der Brief lautete:

„Euer Hochwohlgeboren beeile ich mich auf das soeben eingelaufne Schreiben zu erwidern, daß ich die Einreichung von Petitionen für den heiligen Vater an den Reichstag zur Zeit für inopportun halten muß.

„Der Reichstag hat bei der Adreßdebatte die Intervention für den heiligen Stuhl mit vollem Bewußtsein und mit klar ausgesprochner Absichtlichkeit abgelehnt.

„Deshalb würde mit Sicherheit anzunehmen sein, daß man über die Petitionen zur Tagesordnung übergehen würde.

[1] Vgl. G. u. E. II, 149.

„Vom Reichstag ist für den heiligen Vater absolut nichts zu erwarten. Nur eine recht feindselige Stimmung würde bei erneuter Beratung sich Luft machen.

„Auch von den Regierungen ist meines Erachtens eine positive Einwirkung überall nicht zu erwarten. Ich habe ja zu keiner Zeit daran geglaubt. Alle Redensarten, die man etwa für eine entgegengesetzte Ansicht anführen könnte, sind eitel Dunst.

„Nichtsdestoweniger halte ich dafür, daß das katholische Volk nicht aufhören soll, seinen Wünschen für die Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes immer neuen Ausdruck zu geben.

„Erreicht man dadurch eine positive Einwirkung der Regierungen von Deutschland auch nicht, so zwingt man dieselben doch dann, wenn die katholischen Mächte Europas eine diplomatische Intervention einleiten sollten — und ich glaube, daß diese wenigstens früher oder später zu erwarten ist —, wenigstens nicht entgegenzuwirken.

„Deshalb bin ich der Meinung, man sollte zur Zeit Petitionen an den Reichstag nicht einreichen, aber nicht aufhören, ohne Unterlaß in periodischer Reihenfolge Petitionen an die Regierungen gelangen zu lassen. Dieselben werden meo voto am besten direkt an die Fürsten gerichtet.

„Der Herr Bischof von Mainz ist nicht hier, sondern in seine Heimat abgereist. Ob und wann er wieder hierher zurückkehrt, weiß ich nicht. Mit vollkommenster Hochachtung" u. s. w.

Diese Veröffentlichung des Briefes Windthorsts machte das größte Aufsehen. Auch liberale Blätter wollten sie tadelnswert finden, und die Klerikalen ergossen immer neue Schalen Zornes über die, denen man das Attentat zuschrieb. Komisch war dabei, daß sie ihren Unmut an dem „kleinen Zwerg" ausließen, wie die Germania unsern kleinen Aegidi zu nennen pflegt, und daß dieser an unserm Manöver so unschuldig war wie ein neugebornes Kind und nicht nur damals nicht das Mindeste davon wußte, sondern, soviel mir bekannt ist, auch später nichts weiter davon erfahren hat, als daß der Chef der Sache nicht fremd gewesen sei.

22. März. R. meldet unterm 17. d. M.: „Die polnische Emigration macht lebhafte Anstrengungen zur Aussöhnung mit Rußland. . . . Nicht nur sind es Berichte der russischen Gesandten in den verschiedensten Ländern, sondern auch die Generalgouverneure

von Wilna, Warschau, Kiew und Odessa berichten in diesem Sinne.... Auf Befehl des Kaisers sind die bestimmtesten Instruktionen an die kaiserlichen Beamten ergangen, sich auf nichts einzulassen, was wie eine Negoziation mit der Emigration aussehen könnte. Die kaiserliche Regierung könne mit letzterer unter keinen Umständen unterhandeln. Namentlich aber soll überall auf das entschiedenste ausgesprochen werden, daß die kaiserliche Regierung vom Panslawismus nichts wissen wolle, vielmehr in diesen Ideen eine der größten Gefahren für Rußland erblicke. Seine Majestät der Kaiser scheint in dieser Ansicht unerschütterlich festzustehen."

24. März. Unter den Eingängen ist ein Bericht aus Darmstadt bemerkenswert, der eine Unterredung mit dem Großherzoge von Hessen betrifft. Sie hat bei einem zur Feier des kaiserlichen Geburtstages veranstalteten Diner stattgefunden, und der Großherzog hat sich dabei über die „antinationale Haltung und die ausschließlich selbstsüchtigen Zwecke der ultramontanen Partei in ebenso scharfer Weise geäußert als über die Unzuverlässigkeit und den Jesuitismus des Bischofs von Ketteler in Mainz. Derselbe, sagte Er (ich zitiere das Original seiner byzantinischen Schreibweise), komme jährlich etwa zweimal zu Ihm und versichere Ihn jedesmal, daß die Katholiken seine besten Unterthanen seien; aber Er wisse, was Er von diesen Versicherungen zu halten habe; Er kenne Herrn von Ketteler nur zu gut und wünsche nichts mehr, als ihn mit seinem Herrn Moufang recht bald los zu werden. Nebenbei bemerkte Er, Preußen könne Ihm beide Herrn abnehmen, dort würde man mit ihnen schon fertig werden, und sie seien bei uns weniger gefährlich."

2. April. Diesen Abend zwischen acht und neun Uhr kam der Staatssekretär an mein Pult und fragte zunächst, ob ich denn immer noch so spät hier sein müsse, um zu warten, ob von oben etwas gewünscht würde. Ich bejahte das mit der Beschränkung, daß ich jetzt, wenn der Chef Befehle hätte, durch Bucher davon benachrichtigt und mit Material versehen würde. Dann bemerkte er: „Er hat sich geäußert, daß er milder Krieg führen wolle — gegen Diplomaten. Der Engländer sagte es mir, und es wäre mir lieb, zu wissen, ob hier etwa eine Direktive nach dieser Seite hin gegeben worden wäre. Ist so was geschehen?" — Ich entgegnete, ich hätte ihn nicht recht verstanden; ich hatte nämlich, damals infolge starker

Erkältung etwas schwerhörig, statt „milder — gegen die Katholiken" „gegen Milder, den Diplomaten" gehört. — „Nein — erwiderte er —, milder gegen die Katholiken — so hat er zu Diplomaten geäußert. Er kann doch nicht so weit gehen wollen, wie die Blätter schreiben. Das käme ja auf einen dreißigjährigen Krieg hinaus." — Ich antwortete, das wäre doch kaum möglich, der Chef dächte schwerlich daran, über eine bestimmte Linie hinauszugehen. — „Ja — versetzte er —, das glaube ich auch nicht. Dann sollten aber die offiziösen Blätter nicht solche Erwartungen erwecken, wie sie die andern jetzt ausgesprochen haben. Dann sollte er nicht solche Direktionen gegeben haben. Nun, wenn Sie etwas erfahren, daß milder vorgegangen werden soll, so möchte ich Sie bitten, mich das wissen zu lassen, damit ich informiert bin, wenn Diplomaten danach fragen."

Ich erinnerte mich bei diesem Gespräch eines Briefes, der vorgestern in Thiles Zimmer am Boden gelegen hatte und mit seinem Wissen von mir gelesen worden war, und der aus Brüssel (der Handschrift nach von Balan) gekommen war; es hieß darin: „Die kirchlichen Fragen werden wohl bei uns immer mehr alle Verhältnisse beherrschen, und die Idyllen früherer Zeiten — wie wir sie noch in unsrer Jugend gewohnt waren — für lange Zeit auch auf diesem Gebiete, wie auf vielen andern, in die Ferne rücken.... Die Hauptschwierigkeiten haben kaum begonnen, sie werden, dünkt mich, in dem nicht ausbleibenkönnenden Momente eintreten, wo es darauf ankommen wird, gegen die Exaltados der jetzt eingeschlagnen Richtung Front zu machen."

3. April. Heute diktierte mir Bucher, vom Chef kommend, die von ihm stenographisch nachgeschriebnen Grundgedanken zu einem Artikel für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, wie folgt: „Sehr viele Elsaß-Lothringer würden aus Furcht vor der allgemeinen Wehrpflicht und andern derartigen Gründen natürlicherweise Franzosen bleiben wollen. Wir hätten das sehr wohl vorausgesehen, hätten aber diese Landstriche behalten müssen, um gegen neue Raubanfälle, wie die Franzosen sie in den letzten zweihundert Jahren fünfzig- bis sechzigmal versucht, eine militärische Deckung zu haben. Daß wir denen, die für die französische Nationalität optiert haben würden, nicht das Recht einräumen könnten, in Elsaß-Lothringen wohnen zu bleiben, werde sehr einleuchten, wenn man sich dächte,

daß etwa die Mehrheit so optiert hätte. Was die Drohung mit der Ausweisung der Deutschen aus Frankreich beträfe, so vertriebe man ja schon ohnehin alle, deren man nicht notwendig bedürfe, um Industrie und Handel in Frankreich im Gange zu erhalten. Allen andern würde das Leben so schwer gemacht, daß sie von selber verzögen."

6. April. Heute mittag brachte Bucher vom Chef Anweisung und Material zu einem längern Aufsatz über die autonomistische Partei in Böhmen, der aus Prag datiert sein, und den ich der Redaktion der Grenzboten zusenden sollte. Der Artikel, in den eingeklammerten Stellen wörtlich vom Fürsten, wurde später auf dessen Veranlassung von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung abgedruckt und lautete, wie folgt:

„Gestatten Sie, daß ich noch einmal auf einen Gegenstand zu sprechen komme, von dem wünschenswert ist, daß man sich in Deutschland über ihn vollkommen klar sei. Ich meine den Charakter unsrer Großgrundbesitzer, dieses wichtigen Elements in der Opposition gegen die Verfassung Cisleithaniens. Die deutsche Presse verfällt in dieser Beziehung, obwohl jene Herren wiederholt schon — unter andern auch in den grünen Blättern — des Scheines, mit dem sie sich umgeben, entkleidet worden sind, in manchen ihrer Organe immer wieder unrichtigen Auffassungen.

„Unsre böhmischen Großgrundbesitzer werden bei der nahen Entscheidung die Hauptrolle spielen. Man behauptet jetzt, daß in beiden Kurien derselben Wahlen zu erwarten sind, die die Regierung und die Verfassungspartei befriedigen. Doch wollen wir den Tag nicht vor dem Abend loben. Jedenfalls gehörte die Mehrheit der begüterten Aristokraten Böhmens in den letzten Wochen noch den Föderalisten, den verfassungfeindlichen Deklaranten an. Man thut aber sehr unrecht, wenn man diese Magnaten mit den Nationalen insofern in einen Topf wirft, als man ihr Mitwirken zu der Agitation der Tschechen mit aufrichtiger Schwärmerei für die Wenzelskrone und für ein autonomes Königreich Böhmen erklärt.

„Wer sind denn diese Kavaliere, die sich so tschechisch gebärden? Nationaler Adel, tschechisches Blut? Keineswegs, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht. Im Gegenteil, sie sind vielmehr nach Geburt und Abstammung nicht bloß ein fremdes, sondern

sogar ein dem Tschechentum feindliches Element. [Sie sind gerade in den eifrigsten Mitgliedern ihrer Partei die Nachkommen der Generale und Staatsmänner, die in dem ersten Drittel des Dreißigjährigen Krieges bei der Niederwerfung und Vernichtung des nationalen Staates, bei der Ausrottung und Depossedierung des nationalen Adels Böhmens in hervorragender Weise behilflich waren. Sie sind die Enkel und Erben derer, die für jene dem kaiserlichen Beichtkinde Pater Lamormains geleisteten Dienste, für jene Mitarbeit bei der Unterdrückung einerseits des Tschechentums und andrerseits des Protestantismus von der Jesuitenpolitik der Habsburger mit den Gütern des hingerichteten oder in die Verbannung getriebenen Adels der tschechischen Nation belohnt wurden.]

„Die Vertreter unsers Großgrundbesitzes, die sich jetzt mit den Tschechomanen um die Wette für die Autonomie Böhmens begeistern, sind fast ohne Ausnahme Deutsche. [Wenn sie sich als Tschechen aufspielen, so machen sie denselben hochkomischen Eindruck, wie die wackern Junker von Krauthofer am Weichselstrande, die sich eine Pikesche mit Schnurengeschnörkel anziehen, eine weiße oder rote Konfederatka aufsetzen und nun Pan Krutowski heißen wollen. Keiner von ihnen spricht unter seinesgleichen tschechisch, nur wenige reden und verstehen es überhaupt einigermaßen, kaum einer oder zwei würden die Probe aushalten, wenn man sie auf das famose vokallose Schiboleth: Strcz prst skrz krk (die Worte heißen: Steck den Daumen in den Hals) in betreff ihrer Zugehörigkeit zu dem Volke Libussas prüfen wollte. Sie sprechen wie ihre Mutter, Großmutter und Ureltermutter, sie denken und empfinden aber wie ihr Vater, Großvater und Ureltervater weder deutsch noch tschechisch, sondern so unnational, so antinational wie ihre nächsten Freunde und Verbündeten, die Klerikalen und Ultramontanen.]

„Man kennt die Geschichte Böhmens kurz vor und kurz nach der Schlacht,[1] die Staatsmänner und Feldobersten, die dem Kaiser und seinem Leibjesuiten bei dem Werke der Vernichtung des selbständigen Böhmens und der darauf folgenden blutigen »Reformation« ihre Hand liehen, die Intriguen, die die zentralistisch-ultramontane Hofpartei in Wien anwandte, die Rache, die sie übte,

[1] am Weißen Berge 7. November 1620.

und den Lohn, den sie erhielt. Man erinnert sich der Hinrichtungen derer, die die Verwalter und Regierer der böhmischen Autonomie gewesen waren, der Dragonaden, die unter der Leitung von Jesuiten Adel, Bürger und Bauern des Tschechenvolkes wieder in die alleinseligmachende Kirche hinein zwangen, der ungeheuern Konfiskation endlich, durch die der kaiserliche Fiskus allein im Jahre der Schlacht am Weißen Berge sechshundertvierundzwanzig Herrschaften und Landgüter gewann. [Man weiß, wie der Kaiser Anwandlungen von Milde hatte, wie ihn aber der Ketzerhaß seines jesuitischen Beichtvaters und des päpstlichen Legaten und ebenso sehr die Habgier hochstehender Beamten, denen dann wirklich ein sehr reicher Anteil an der Güterbeute zugesprochen wurde, immer wieder zu strengen Maßregeln überredeten. Selbst solche Nationale, die sich keines Vergehens schuldig gemacht hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihres Besitzes beraubt, fast alle adlichen Gutsbesitzer verloren durch die Kommissarien, die der Kaiser 1622 zur Eintreibung der Kosten des Aufstandes eingesetzt hatte, die Hälfte ihres Eigentums, viele das ganze, und unter den letztern waren die reichsten.

„Wie viel davon an die Gehilfen bei dem großen Unterwerfungs- und Racheakte verteilt worden ist, wie viel davon jetzt noch in den Händen der Familien der Belohnten sich befindet, sollte einmal statistisch festgestellt werden, und dann sollte man zum Vergleiche die jetzige politische Konduite der gegenwärtigen Besitzer daneben verzeichnen. Es würde einen ganz eignen Anblick geben, Leute, die durch die Zertrümmerung der Autonomie Böhmens reich und mächtig geworden sind, für die Wiederaufrichtung dieser Autonomie auftreten zu sehen.]

„In der That, das wäre eine recht eigentümliche Reaktion. Aber man hüte sich, an die Aufrichtigkeit der scheinbar dahin gerichteten Wünsche und Bestrebungen derjenigen unsrer Großgrundbesitzer zu glauben, die mit den Tschechen gegen die Verfassung gemeinsame Sache machen. Ihre Reaktionsgedanken gehn nicht so weit zurück. Ihnen genügt eine Rückkehr zu der Zeit unmittelbar nach 1849, zu einem Österreich, wie es ihnen unter Schwarzenberg und Bach blühte. Um dieses vorzubereiten, um den jetzigen politischen Stand des Reiches zu unterwühlen, zu schwächen und im Schwanken zu erhalten, haben sie und die Ultramontanen sich mit den tschechischen

Föderalisten verbunden. Wie ihre Väter von Wien aus gegen Prag, so arbeiten sie jetzt von Prag gegen die politische und religiöse Einwirkung in Wien.

„Unsre ultramontanen Kirchenfürsten, die jetzt mit dem übrigen reaktionären Kreti und Plethi Sturm gegen die Verfassung laufen, waren früher keineswegs Föderalisten und Autonomisten. Dieselben Bischöfe, die heute fanatisch Arm in Arm mit den Tschechen gehen, erklärten in den Tagen, wo über den Abschluß des Konkordats verhandelt wurde, die Sprachendifferenz für eine aufzuhebende Folge des babylonischen Turmbaues und betonten die Notwendigkeit des Einheitsstaates. Sie sind auch jetzt keine unversöhnlichen Widersacher des Zentralismus, nur soll das Zentrum desselben für die wichtigsten Angelegenheiten in Rom sein. Ein österreichischer Einheitsstaat unter der jetzigen Verfassung ist ihnen ein Greuel. Ein solcher aber, der durch den Ultramontanismus zusammengehalten, von ihm in allen seinen Bestandteilen durchdrungen wäre, und in dem eine Wiener Kabinettspolitik wie die Metternichsche im Einvernehmen mit Rom und dem alten Adel die widerstrebenden Nationalitäten niederhielte und für ihre und des Papstes Zwecke benutzte, wäre ihnen nicht nur nicht zuwider, sondern die Verwirklichung ihres Ideals. Ganz ebenso aber wie diese geistlichen Verbündeten der Tschechen denken auch diejenigen, die ihnen aus den Reihen unsrer Großgrundbesitzer an die Seite getreten sind.

„Noch einmal: Das Tschechentum dieser Magnaten ist bloße Maske. Es ist ebenso unecht wie ihr Eifer für die Autonomie Böhmens. Als Diener der kirchlich-politischen Reaktion, als Werkzeug der Jesuiten haben ihre Vorfahren vor dritthalb Jahrhunderten mit aller Macht die böhmische Autonomie bekämpft und den Besitz des böhmischen Adels dafür eingestrichen. [Die Schwarzenberg wissen davon zu erzählen. Mit den Gütern der Ahnen ist auch deren Gesinnung auf sie übergegangen. Die slawischen Bestrebungen werden von ihnen nur bis auf weiteres unterstützt und mit dem Hintergedanken, sich zu passender Zeit von ihnen loszusagen. Der tschechische Bauer ist in ihren Händen nur das Werkzeug seiner eignen Knechtung. Wenn man ihn dazu wählte, so geschah es lediglich, weil die Deutschen nicht einfältig genug und geistig zu unabhängig sind, um das Ideal dieser Herren wieder in die Welt

setzen zu helfen, das im wesentlichen jener mit dem Ultramontanismus verschmolzene Absolutismus ist, den man von 1621 an in den österreichischen Landen aufrichtete, und für den die Jesuiten und ihre weltlichen und geistlichen Alliierten jetzt auch in Deutschland mit aller ihrer Kraft werben und arbeiten."

8. April. Zu einem Telegramm Rosens, unsers Vertreters in Belgrad, worin er anzeigte, der Sekretär des russischen Konsuls habe geprahlt, daß Rußland der serbischen Regierung den Gedanken eingegeben habe, in dem Streite um Klein-Zwornik den Tribut zu verweigern, hat der Chef die Randbemerkung gemacht: „Solche Klatschtelegramme über das, was Konsulatssekretäre vielleicht renommiert haben, müssen Herrn R. abgewöhnt werden." Hepke hat darauf an Rosen unter dem gestrigen Datum geschrieben: „Der Herr Reichskanzler ist erstaunt gewesen, als Inhalt des chiffrierten Telegramms vom 5. April d. J. die wenig bedeutende Äußerung eines untergeordneten russischen Konsulatsbeamten zu finden. Ich mache Ew. ꝛc. in besonderm Auftrage ergebenst darauf aufmerksam, daß Sie sich des Telegraphen nur in ganz besonders wichtigen und zugleich dringenden Fällen bedienen möchten."

In betreff des Streites um Klein-Zwornik und Sakar ist an S. und R. geschrieben worden. R. sei angewiesen, in dieser Frage, bei der eine Differenz zwischen der österreichischen und der russischen Auffassung hervorzutreten beginnt, die möglichste Zurückhaltung und Vorsicht zu beobachten, damit bei dieser Veranlassung nicht etwa unser Verhältnis zu St. Petersburg oder zu Wien getrübt werde. Generalkonsul Rosen ist aber schon seit längerer Zeit mit angemessener Instruktion versehen, unser Interesse an den serbischen Angelegenheiten unbedingt der Rücksicht unterzuordnen, die unser nahe befreundetes Verhältnis zu Rußland und zu Österreich uns auferlegt, und alles zu vermeiden, was nach einer von beiden Seiten Grund zu Mißverständnissen oder Beschwerden geben könnte.

10. April. Nach einem Briefe des österreichisch-ungarischen Botschafters Graf Apponyi an Andrassy, den dieser S. vorgelegt hat, hat Thiers zu Apponyi gesagt: Les sentiments hostiles de Bismarck contre le parti catholique lui inspirent de la sympathie pour le gouvernement de Victor Emanuel. Sonst huldigt nach diesem Schreiben Thiers immer noch seiner optimistischen Auffassung

der Lage Frankreichs. Nie, so hatte er geäußert, wäre es so ruhig gewesen, und der Süden wäre nicht mehr zu fürchten als Paris. Er hat ferner bemerkt, das gute Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland beruhe mehr auf Familienverhältnissen als auf Interessengemeinschaft und Sympathie der Völker.

14. April. Andrassy hat durch den österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin das Vorgehen gegen die Internationale wieder angeregt und dabei ungefähr bemerkt, bei den Besprechungen in Gastein wäre zwar in betreff der gegen diesen Verein zu ergreifenden Maßregeln nichts Bestimmtes festgestellt worden, aber man habe doch die Überzeugung gewonnen, daß man beiderseits gleicher Meinung sei, und daß die deutsche Regierung in der Sache die Initiative ergreifen wolle. Jetzt gebe die Zuschrift der spanischen Regierung Veranlassung, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Man wisse durch Schweinitz, daß die deutsche Regierung nicht gewillt sei, die Sache fallen zu lassen, vielmehr die Absicht habe, die Frage eingehend zu erwägen, und daß sie insbesondre den Gedanken verfolge, die bestehenden Auslieferungsverträge durch Bestimmungen in betreff der Internationale zu vervollständigen. Es wird sodann eine Besprechung österreichisch-ungarischer und deutscher Fachmännner über die Angelegenheit angeregt, die in Berlin stattfinden könne und das Ergebnis ihrer Beratungen den beiden Regierungen vorlegen möchte. Darauf hieß es weiter: „Als wirksame Maßnahmen, die den beiderseitigen Fachmännern bezeichnet werden könnten, möchten wir befürworten: das Verbot der Abhaltung von Kongressen der Arbeitervereine mehrerer Länder, das Verbot der Unterordnung inländischer Vereine unter eine auswärtige Leitung, endlich die vertragsmäßig zwischen den europäischen Staaten festzustellende Ausscheidung derjenigen gegen die Ausbreitung der Internationale zu treffenden Vorkehrungen, die eines gemeinschaftlichen Übereinkommens bedürfen, und jener, die je nach den Landesgesetzen jedem einzelnen Staate zu überlassen sein werden. Wären diese Punkte durch gemeinsame Vereinbarung der beiden Regierungen geregelt, so könnte man sich mit der Frage beschäftigen, ob nicht außer den Repressivmaßregeln auch Vereinbarungen präventiver Natur in Erwägung gezogen werden könnten, die den Zweck hätten, die berechtigten Interessen der Arbeiterklasse zu wahren, um letztere den Einflüssen der sozialistischen Propaganda zu entziehen."

Ich füge hier gleich hinzu, daß der Kanzler darauf unterm 27. April durch Bucher an Itzenplitz schreiben ließ, er möge das im November v. J. gesammelte Material zu einer Denkschrift zusammenstellen lassen und einen Fachmann für sein Ministerium ernennen. Die Minister des Innern und der Justiz seien gleichfalls darum ersucht worden.

Abends. Bucher bringt mir einen Aufsatz des Pester Lloyd vom 11. d. M. mit der Bemerkung: „Die blauen Striche und die Anfrage: »Doch wohl vorzulegen« sind von Aegidi. Der denkt, es ist ihm (dem Chef) das was Neues. Ich glaube aber bestimmt, daß er auf seine (des Chefs) Veranlassung geschrieben ist. Ich habe in seinem Auftrag auch schon einmal so was gegen Augusta lanciert. Sehen Sie doch zu, daß Sie den Artikel oder die besten Stellen daraus in irgend ein entferntes Blatt bringen. Ich wollte übrigens dem Schwarzen meine Ansicht über den Ursprung des Artikels nicht sagen, weil ich ihm, wie Sie wissen, nicht traue. Keudell hat seine Verbindungen auch in den Kreisen Augustas.“ „Die besten Stellen“ des Aufsatzes lauteten, nachdem zuerst die letzte Thronrede des Kaisers[1] als trocken und nüchtern, aber als phrasenlos und typisch für das realistische Wesen der preußischen Politik charakterisiert worden war:

„Giebt uns indessen dasjenige, was in der Thronrede steht, kaum zu besondern Bemerkungen Anlaß, so legt uns doch das, was nicht darin enthalten ist, die Besprechung eines andern Gegenstandes ziemlich nahe. Es macht sich nämlich seit mehreren Tagen ein seltsames, eigentümliches Gerücht in den Blättern bemerkbar, man fühle in Berlin den Arm, der sich so kräftig gegen die zelotischen Umtriebe erheben zu wollen schien, bereits wieder erlahmen und sei darauf bedacht, einen Waffenstillstand mit dieser Reaktion einzugehn, die Fürst Bismarck eben noch als Todfeindin des Deutschen Reiches gebrandmarkt. Die unerwartet plötzliche Ankunft des Kanzlers aus Varzin in der Hauptstadt[2] wird in dem Sinne gedeutet, daß wieder etwas in der Luft hänge, was seine Anwesen-

[1] Am 8. April 1872 bei der Eröffnung des Reichstags durch Fürst Bismarck, Politische Reden V, 313 ff.

[2] B. war am 12. März nach Friedrichsruh gereist und kehrte am 21. März abends nach Berlin zurück. Bismarck-Regesten II, 41.

heit in der Hauptstadt unbedingt erfordre. Andre wollten wissen, die Drohung mit der Ausweisung des Jesuitenordens aus Deutschland habe in Rom derart abschreckend gewirkt, daß der heilige Vater selber sich erboten habe, dem Episkopat Vorsicht und Ruhe zu empfehlen, wenn es dafür von jenem Vorsatze absehen wolle — und so sei man zu Verhandlungen über einen modus vivendi gelangt, die alle Aussicht auf Erfolg hätten. Da man weiß, mit wie schwerem Herzen sich Wilhelm zu dieser Campagne entschlossen habe, und wie unangenehm Bismarck mit den konservativen Junkern und Pietisten gewesen sei, mag das ominöse Schweigen der Thronrede über diesen Punkt immerhin als eine Bestätigung obiger Gerüchte gedeutet werden.

„Aber nebenbei gewinnt noch eine andre dunkle Sage von Tag zu Tag mehr Bestimmtheit und Konsistenz, sodaß sie nicht länger mehr ignoriert werden darf. Übereinstimmend stellen, wie wir leider hinzufügen müssen, authentische Berichte die Kaiserin Augusta als den Mittelpunkt jener Koalition dar, die Bismarck in den schon schlagfertig erhobnen Arm fallen will. Wir geben zu, die Sache klingt lächerlich unwahrscheinlich; allein angesichts der Briefe, die die Thatsache als völlig authentisch hinstellen, bleibt uns gar nichts andres übrig, als von jeder Ableugnung, die nur auf eine Selbsttäuschung hinauslaufen würde, zu abstrahieren und uns mit dem Faktum selber wohl oder übel abzufinden, indem wir es erklären und seine Folgen abzuwägen versuchen. Zur Erklärung nun wissen wir, ehrlich gestanden, nur zwei sehr banale Formeln, die aber trotzdem ausreichen dürften: das sonst bei energischen Frauen bei zunehmendem Alter — die Kaiserin hat bald das einundsechzigste Lebensjahr vollendet — so leicht hervortretende seelische Bedürfnis der Frömmigkeit und dann die gleichfalls mit den Jahren steigende Neigung derselben, eine politische Rolle zu spielen. Wie oft und leicht sich dann beide Tendenzen miteinander verquicken, und wie dadurch gerade hoch- und höchststehende Damen zu den bequemsten und wirksamsten Gehilfinnen pietistischer Pläne werden, dafür wird es doch nicht erst nötig sein, besondre Beispiele aus der Geschichte zu bringen. Hohen und ehrgeizigen Sinnes von jeher und dennoch jedes bedeutenden politischen Einflusses auf ihren Gemahl bar, mußte die Kaiserin die Hebel, die sie zu diesem Behufe ansetzen sollte, anderswo suchen.

„Das ist die einfache, darum aber nicht zu verwerfende Lösung dieses Rätsels. Andre Damen in ihrer Lage folgen dem Zuge ihres Herzens, wenn sie sich von anerzogner Frömmigkeit treiben ließen, ihre ganze Thätigkeit der Förderung kirchlicher Interessen zu Diensten zu stellen.

„Bei der Prinzessin aus Weimar, bei der Tochter Karl Augusts, des Freundes von Schiller und Goethe, bei der Schülerin Alexanders von Humboldt ist das Verhältnis der beiden Faktoren das umgekehrte. Der Glanz, nach dem ihr Stolz von jeher gestrebt, ist ihr in überreichem Maße zugefallen. Wenn die großartigen Krönungsfeste von Königsberg und Berlin vor zehn Jahren hauptsächlich ihr Werk waren, zu dem sie sich bekanntlich noch die Friseurin der Kaiserin Eugenie von dieser erbat, so muß sie in dieser Richtung vollauf Genüge haben, seitdem zum Königsdiadem die Kaiserkrone getreten ist. Allein zum Schimmer des Glanzes will Augusta jetzt auch den realen Machtgenuß haben. Anzeichen davon machten sich schon 1866 fühlbar, als Vogel von Falckenstein von zarter Hand aus Berlin Befehl bekam, in Süddeutschland milde vorzugehn, und urplötzlich des Befehls über die Mainarmee enthoben ward, weil er seinem Grolle Luft gemacht in den Worten: »Wenn die Schürzen kommandieren, da mag der Henker königlich preußischer General sein.« Um nicht materiell gegen Bismarck zu verschwinden, brauchte die Kaiserin eine Partei und mußte dieselbe nehmen, wo sie eben zu finden war. So ist die erlauchte Dame, die einst ihren Ruhm darein setzte, die freigeistige und belletristische Creme der Berliner Gelehrten- und Schriftstellerwelt zu protegieren, an die Spitze des Konventikelwesens geraten.

„Seltsam bleibt die Wendung bei alledem, auch nachdem wir sie zu erklären versucht. Kaiserin Augusta als Führerin jener pietistischen Junkerklique, die ihr unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, da sie als Prinzessin von Preußen in einer Art ehrenvollen Exils am Rhein weilte, eben weil sie auf die romantischen Neigungen ihres königlichen Schwagers nicht eingehen wollte, alles gebrannte Herzeleid angethan. Noch erzählt man in Koblenz, wie die Frau jenes Krautjunkers Kleist-Retzow, der jetzt im Herrenhause die Opposition gegen Bismarck in der Frage des Schulaufsichtsgesetzes und der Kreisordnung führt, es sich damals als Oberpräsidentin der Rhein-

provinz zum Privatvergnügen machte, ihre feuchte Wäsche im Garten stets so aufhängen zu lassen, daß der Prinzessin damit die Aussicht abgeschnitten wurde.[1] Noch jetzt lebt in Berlin der Artikel der Kreuzzeitung in der Erinnerung, die die »Demokraten« förmlich denunzierte, weil in den fünfziger Jahren einmal eine Ovation vor dem Palais des Prinzen von Preußen stattgefunden hatte, den eben sein und seiner Gattin Gegensatz gegen das Muckertum wieder populär gemacht. Und heute die Kaiserin Hand in Hand mit Kleist-Retzow und Senfft-Pilsach, mit Lippe und Gerlach! Eben in der Unnatur des Bündnisses liegt die Gewähr seiner kurzen Dauer. Die Monarchin wird des Dinges müde werden, sobald die kluge Frau merkt, daß sie geschoben werden soll, wo sie zu schieben glaubte. Bismarck aber wird nun bewähren müssen, was er in Paris zu Bamberger sagte: »Ich bin vielmehr Hofmann als Staatsmann.«"

15. April. Aus Petersburg liegen zwei Berichte vor, die beide vom 10. datiert sind. Der eine meldet, daß man dem Fürsten Gortschakow „die Kozmianischen Schriftstücke" in Abschrift übergeben, und daß der russische Reichskanzler sich bereit erklärt hat, mit uns gegen den Titel Ledochowskis als Primas von Polen zu protestieren. „Wie sich Fürst Gortschakow — so heißt es in dem Berichte weiter — früher beklagte, wir beabsichtigten Rußland allein ins Feuer zu schicken, so will er jetzt, wie es scheint, allein ins Feuer gehn, oder ist vielmehr schon hineingegangen, da Herr K., wenn auch nur vertraulich, bereits Vorstellungen in Rom gemacht hat." — Das andre Schreiben berichtet: „Fürst Gortschakow teilte mir heute mit, daß General B. ihm vor einigen Wochen einen Privatbrief des Herrn Thiers gezeigt habe, worin eine Phrase in betreff der deutschen Okkupation enthalten gewesen sei. Der Kanzler habe ihm damals geantwortet, wenn ihm der Präsident der französischen Republik einen Finanzplan mitteilen wollte, der eine sichere Zahlung der Kriegskontribution in eine mögliche Aussicht stellen würde, so würde die kaiserliche Regierung einen solchen Plan gern in Berlin zur Berücksichtigung empfehlen. Weiter könne er nichts versprechen. Vor einigen Tagen nun ist der französische Botschafter auf diesen Gegenstand zurückgekommen und hat aufs neue gefragt, ob die kaiserliche

[1] G. u. E. I, 126.

Regierung nicht ihren Einfluß in Berlin dazu verwenden könnte, die kaiserlich deutsche Regierung zu einer Beschleunigung der Zurückziehung der deutschen Truppen zu bewegen. Der Fürst hat dem General B. geantwortet, er wolle ihn nicht mit Wiederholungen ermüden, ihm aber eine Anekdote erzählen, die er selbst erlebt habe. Am Schlusse einer Spielpartie beklagte sich der Verlierende, anstatt zu bezahlen, bitter über sein Unglück und hielt durch seine Lamentationen die andern Mitspielenden unnötig auf. Da ruft ihm einer derselben ungeduldig zu: Payez d'abord et lamentez après. Der Botschafter habe diese Antwort verstanden und nicht weiter in ihn gedrungen."

17. April. Heute gegen Mittag kam Aegidi an meinen Schreibtisch und sagte, er möchte mir eine Frage vorlegen. Hallberger in Stuttgart beabsichtige mit einem andern Herrn, den er vorläufig noch nicht nennen könne, eine großartige Revue zu gründen. Nun habe er (Aegidi) sich gedacht, ob sich nicht Professor Rößler bereit finden lassen werde, die Redaktion zu übernehmen. Der würde sich sehr gut dazu eignen. Der Chef wisse auch von dem Unternehmen und billige es. Ich erwiderte, daß Rößler mir nicht zu einem Redakteur zu passen scheine, da er zwar gescheit, aber etwas nebulos, unpraktisch und ziemlich träge sei, sodaß er immer angeregt und geschoben werden müsse. Darauf sagte er, es stünden aber sehr große Mittel zur Verfügung, und Rößlers Stellung würde brillant sein. „Nun aber — fuhr er fort — handelt es sich vorzüglich um eins. Das Blatt würde von hier aller vierzehn Tage einen Wochenbericht haben müssen wie der ist, den die Revue des deux Mondes bringt. Würden Sie den wohl übernehmen? Sie müßten natürlich eine sehr hohe Honorarforderung stellen — nicht bloß gut, sondern glänzend. Man würde Ihnen alles bewilligen." — Ich sagte, ich wollte es mir überlegen, zumal es der Fürst zu wünschen schiene. Er: „Ja, und Sie sollen haben, was Sie verlangen. Aber nun ist noch eins, und das wird Ihnen vielleicht Bedenken erregen — der Herr, der mit Hallberger die Revue unternehmen will, ist — Meding." Ich war aus den Wolken gefallen, und das Blut stieg mir ins Gesicht. „Der!" entgegnete ich. „Um keinen Preis der Welt, und ich bitte Sie inständig, auch Rößler nichts der Art vorzuschlagen, da ers als Beleidigung aufnehmen würde, wenn man ihm zumuten

wollte, sich mit ihm einzulassen." — Er war höchlichst überrascht und meinte kleinlaut, dann würde ich wohl auch Meding, der sich mir heute um zwei Uhr vorstellen wolle, nicht empfangen wollen. — „Gott behüte mich davor!" erwiderte ich. „Nicht ein Wort mag ich von ihm hören oder auch nur entfernt mit ihm zu schaffen haben." — „Nun — versetzte er —, ich bin eigentlich auch nur durch Keudell darauf gekommen. Da sehen Sie, was das für ein weicher, arglos er Mensch ist."

Später am Tage kam ich auf dieses Attentat nochmals zurück und sagte dem Schwarzen noch einmal, ich begriffe nicht, wie er sich einbilden könnte, ein anständiger Schriftsteller würde sich an einem Blatte beteiligen, das Meding herausgäbe. Rößler würde außer sich sein, wenn er ihm davon spräche, und auch ich sollte von Rechts wegen böse sein, daß man mir etwas der Art vorgeschlagen habe. „Ja — sagte Aegidi —, und ich bitte deshalb um Verzeihung, ich wußte erst gar nicht, ob es derselbe Oskar Meding war. Ich verstehe wirklich nicht, wie Keudell ihn mir mit einer Empfehlung hat schicken können. Es ist doch wenig taktvoll von ihm."

Zum Verständnis des hier gesagten bemerke ich folgendes: Meding, ein Königsberger und Sohn eines Regierungspräsidenten in Ostpreußen, war bis 1859 in der preußischen Verwaltung, vorzüglich für Preßsachen, angestellt, ging aber dann, da er sich zurückgesetzt glaubte, in den hannoverschen Staatsdienst über, wo er gleichfalls hauptsächlich für die offiziöse Presse thätig war und sich durch großen Eifer gegen die Politik seines Heimatlandes dermaßen hervorthat, daß er bald zum Vertrauten des Königs Georg wurde und erheblichen Einfluß auf diesen gewann.

Eine Probe seiner Wirksamkeit für das Interesse des neuen, sehr reichlich zahlenden Brotherrn wird genügen, ihn und die Intriguen, denen er seine Hand lieh, zu kennzeichnen.

Am 5. Mai 1866 erteilte Meding einem frühern Mitgliede des Berliner Preßbüreaus, das noch während seiner Anstellung im preußischen Dienste für die Borriessche Regierung Bericht erstattete und in der Presse für sie thätig war, und das 1870 und weiterhin in Verbindung mit dem Institute stand und von der Regierung für seine, beiläufig kläglichen, Leistungen bezahlt wurde, einem Herrn von Chevallerie, folgende Instruktion: „Das Rheinbundgespenst

können Sie zweckmäßig etwas lebhaft in der Presse spuken lassen, ebenso ein festgeschlossenes Anlehnen aller deutschen Mittelstaaten und undurchdringliche Front gegen den preußischen Gothaismus. Verhandlungen in dieser Richtung können Sie als angebahnt bezeichnen. Zweck der Allianz: Abwerfung jedes preußischen Antrags am Bunde. Wenn Preußen dann die Bundesbeschlüsse nicht anerkennt oder dem Bunde entgegentritt: Ausscheidung Preußens aus Deutschland nach dem umgekehrten Programm des Gothaismus, Aufnahme der außerdeutschen Staaten Österreichs in den Bund (selbst Kündigung des Zollvereins und österreichische Zolleinigung), sodaß Preußen gedrängt wird: entweder zu einer Allianz mit Frankreich, die für immer seinen Einfluß in Deutschland vernichtet, oder zu einem Kriege mit Frankreich, in dem keine Hand in Deutschland sich für dasselbe erhebt. Wahrscheinlich beides successive."

Im Juni begleitete Meding den König Georg zur Armee und später nach Wien. Vom April 1867 an lebte er meist in Paris, wo er mit dem Gelde des Exmonarchen die äußerst kostspielige Situation gründete und sich lebhaft an der Bildung der berüchtigten Welfenlegion beteiligte, die bestimmt war, in dem zu erwartenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich an der Seite Frankreichs zu kämpfen. 1870 machte er seinen Frieden mit der preußischen Regierung, die ihm eine beträchtliche Pension gewährte,[1] wofür er ihr gewisse geheime Papiere auslieferte. Er lebte darauf erst in der Schweiz, dann in Stuttgart und zuletzt in Berlin, wo er zu den guten Freunden seines Landsmanns Keudell gehörte. Unter dem Pseudonym Gregor Samarow hat er auch eine Anzahl Zeitromane verfaßt, die nichts weniger als Kunstwerke sind, aber insofern einiges Interesse haben, als er in sie einen Teil seiner Erlebnisse und Beobachtungen auf politischem Gebiet verwebt hat. Doch müssen sie mit Vorsicht gelesen werden, da der Verfasser ein Schönfärber ist und häufig Verdrehungen und Entstellungen der Wahrheit als echte Münze ausgiebt.

20. April. In einer Meldung, die Pest, den 17. d. M. datiert ist, finde ich die Mitteilung, daß Andrassy nach verschiednen Symptomen vermutet, man sehe es in St. Petersburg nicht gern,

[1] Vgl. G. u. E. II, 75.

wenn Österreich sich uns zu sehr nähert. Dies gilt aber nicht, so weit es die Anschauung des Kaisers Alexander betrifft. Es scheint, daß die erwähnten Anzeichen auf Mitteilungen des Oberstleutnants Baron Bechtoldsheim, österreichischen Militärattachés in St. Petersburg, und des Generalleutnants von Tornau, russischen Militäragenten in Wien, zurückzuführen sind. Tornau, ein verdienstvoller alter Militär, gehört zu den russischen Politikern, die als unausbleiblich bezeichnen, daß Preußen die Ostseeprovinzen erobere. General Tornau war während des Krieges von 1870 so franzosenfreundlich, daß es unmöglich war, den Wunsch des Kaisers Alexander zu erfüllen, seinem Militäragenten alles, was man über österreichische Rüstungen erfuhr, mitzuteilen.

Derselbe Berichterstatter schreibt vom gleichen Tage und Orte: „In einem Gespräche ... wiederholte ich Andrassy den oft schon von mir ausgesprochnen Grundsatz, daß für jeden neuen Schritt auf dem Wege unsrer gegenseitigen Annäherung Vorbedingung sei, daß kein Schatten auf das Verhältnis Deutschlands zu Rußland falle. Den bekannten Gründen fügte ich folgendes hinzu: Den nationalen und revolutionären Leidenschaften haben sich jetzt die konfessionellen Leidenschaften mehr als sonst auf dem politischen Felde beigesellt; hierdurch wird der Wert des orthodoxen Freundes noch erhöht. Andrassy nahm hieraus Veranlassung, mir die Überzeugung zu entwickeln, daß ein Auftreten Österreich-Ungarns zu Gunsten Roms eine Unmöglichkeit sei ... nicht nur dort (in Ungarn), sondern auch in Cisleithanien könne eine römische Politik nicht durchgeführt werden. Selbst die Thuns und deren Parteigenossen — fuhr der Graf fort, indem er an die bekannte Deputation der Klerikalen erinnerte —, »hoffen von ihr nichts, auch an entscheidender Stelle wird solchen Gedanken kein Raum gegeben.« Wenn also bei dem nächsten Kriege zwischen Deutschland und Frankreich letzteres auf katholischer Basis Bundesgenossen suche, so habe es hier in Österreich-Ungarn nichts zu hoffen; wahrscheinlicher sei es, fügte Andrassy hinzu, daß es sich an die Slawen wenden werde, die die Mehrzahl der österreichisch-ungarischen Bevölkerung bilden und Verwandte an den südlichen und östlichen Grenzen des Reiches haben."

21. April. In betreff der Worte, mit denen der Papst am Sonnabend einer großen Deputation von Katholiken seinen Segen

erteilte, bringt Braß heute einen Artikel, den Bucher zum größten Teile dem Chef nachgeschrieben hat. Es heißt darin: „So lange wir nicht durch genauere Nachrichten eines andern belehrt werden, sind wir geneigt, anzunehmen, daß jene vierhundert Personen nicht etwa aus den erwähnten Ländern nach Rom gekommen sind, um die Adresse zu überreichen, sondern daß die Leiter der vatikanischen Politik das Bedürfnis empfunden haben, dem Papste die Gelegenheit zu einer Äußerung zu bieten und die wirklichen Pilger durch ein in Rom und andern italienischen Städten nie fehlendes Kontingent von Touristen und fremden Residenten verstärkt haben. Wir thun ihnen wohl nicht Unrecht, ihnen den kleinen Kunstgriff zuzutrauen, wenn die Rede des Papstes beweist, daß sie sich nicht scheuen, ihn mit großen Unwahrheiten zu hintergehen, wenn sie einen so wahrheitsliebenden Mann bewegen, zu sagen, daß in Deutschland ein der katholischen Kirche feindlicher Geist einen Kampf angefacht habe. Der Papst ist der deutschen Sprache nicht mächtig, und die Deutschen, die sich besonders an ihn drängen, sind nicht Freunde Deutschlands. Kein Wunder, daß er nicht imstande ist, die Wahrheit dessen zu kontrollieren, was seine Ratgeber ihm sagen. Sind wir doch gewohnt, in dem uns benachbarten, in lebhaftem persönlichem und litterarischem Verkehre mit uns stehenden Frankreich die ärgsten Irrtümer über Deutschland in den leitenden Kreisen wahrzunehmen. In Deutschland weiß jeder, der ein eignes Urteil hat, und wird jeder außer der Partei der Germania zugeben, daß die katholische Reaktion gegenüber einer der katholischen Kirche sehr freundlichen Regierung den Zank vom Zaune gebrochen hat. Gegen diese Reaktion, die jetzt durch den Mund des Papstes die oppositionellen Elemente in Irland, Polen, Holland anruft, hat jede Regierung in katholischen Ländern, haben die Regierungen von Portugal, Spanien, Belgien, Italien, Frankreich sich zu verteidigen wie gegen die revolutionäre Demokratie. In betreff Frankreichs bestätigt dies der Papst selbst; denn zu der »Partei«, die vor dem Papste eine so große Furcht hat, muß doch wohl die französische Regierung gerechnet werden, die den Eifer der ultramontanen Deputierten gezügelt hat. Auch Frankreich ist eben römischen Politikern noch nicht katholisch genug, ein Land, das seit Jahrhunderten unter einer eifrigen päpstlichen Propaganda gestanden hat, durch die Blut-

hochzeit, die Dragonaden, die Aufhebung des Edikts von Nantes römisch diszipliniert worden ist und bei dem an Straßburg verübten Raube es seine erste Sorge sein ließ, das protestantische Münster dem katholischen Bischofe einzuräumen. Der Papst empfiehlt der ihn fürchtenden Partei in Frankreich Demut. Kennte er die Verhältnisse, wie sie in Frankreich, in allen christlichen Ländern sind, so würde er diese Empfehlung vielmehr an die herrschsüchtigen Priester gerichtet haben, die nicht wie die protestantischen Geistlichen die Diener, sondern die Herren der Gemeinde sein wollen, an diejenigen Laien, die das Ansehen, dessen er sich mit Recht erfreut, für ihren Ehrgeiz mißbrauchen, ihn mit der Lüge schrecken, daß die katholische Kirche in Deutschland ähnliche materielle Verluste zu befahren habe, wie er sie in Italien erlitten hat, jeden zum Bundesgenossen nehmen, und wie in gewissen Wahlaufrufen geschehen ist, im Namen der Religion der Liebe zur Plünderung der Reichen auffordern."

Bucher, der mich auf diesen Artikel mit dem Bemerken aufmerksam machte, der Chef wünsche, daß in der ganzen offiziösen Presse in diesem Tone gesprochen werde — „alter guter Herr in schlechten Händen, der nicht deutsch versteht" —, gab mir zugleich folgende Notizen mit der Bitte, sie „irgendwo in der Presse einzuschmuggeln": „Wenn der Bundeskommissar Geheimrat Michaelis in der Debatte des Reichstags über das Statistische Büreau behauptet hat, das Auswärtige Amt sei mit dem Übergange auf den Bund für Preußen vollkommen überflüssig geworden, so ist das eine auffallende Äußerung, die der Berichtigung bedarf. Wie aus den Etatsberatungen des preußischen Landtags bekannt ist, bestehen noch acht königlich preußische Gesandtschaften, firmiert das Auswärtige Amt für die Geschäfte derselben nach wie vor als preußisches Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, und steht es mit einer entsprechenden Summe auf dem preußischen Etat, und seinen Beamten ist die ihnen frivolerweise vom Magistrat bestrittne Eigenschaft preußischer Beamten ausdrücklich vindiziert worden. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß der Widerstand gegen das preußische Statistische Büreau einen andern Grund hat. Dieses Institut hat beobachtet und Resultate gezogen, ohne sich darum zu kümmern, ob die letztern zu dieser oder jener Theorie passen, mit andern Worten: es hat Wissenschaft getrieben. Nun ist es an einer gewissen Stelle

seit längerer Zeit ungnädig bemerkt worden, daß die Resultate des Büreaus zuweilen zu der infallibeln Lehre von der allein selig machenden freien Konkurrenz nicht stimmen. Aber freilich verbreitet sich in immer weitern Kreisen die Ansicht, daß die volkswirtschaftlichen Infallibilisten besser thäten, ihre Lehre, über die gerade jetzt in Berlin manche Erfahrungen zu machen sind, an den Thatsachen zu prüfen und zu berichtigen, als gleich ihren kirchlichen Kollegen, den Jesuiten, die Ketzer aus der Welt zu schaffen."

22. April. Heute morgen sagte mir Aegidi, der Chef habe den Wunsch geäußert, daß in der Presse folgendes besprochen werde. Der Prinz Leopold von Bayern soll infolge seiner Verlobung mit der österreichischen Prinzessin Gisela in das österreichische Heer eintreten. Er habe sich in dem Kriege mit Frankreich ausgezeichnet durch Tapferkeit und sonstige Tüchtigkeit. Es wäre daher, so sehr man in Deutschland mit Wohlgefallen von der Verlobung gehört habe, zu beklagen, wenn er der deutschen und speziell der bayrischen Armee entzogen würde, die bisher ohnehin nicht sehr in persönlichem Zusammenhange mit der Dynastie gestanden habe, wie andre Truppenteile, z. B. die preußischen und die sächsischen, und man dürfe die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich das Gerücht nicht bestätigen, oder daß der Entschluß sich noch rückgängig machen lassen werde.

Aegidi fügte hinzu, daß er soeben eine Notiz dieses Inhalts an Zabel (damals Chefredakteur der Nationalzeitung) geschickt, dieser aber sich geweigert habe, sie aufzunehmen.

4. Mai. In einem Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der von Aegidi verfaßt ist und nach dessen Versicherung den Gedankengang des Fürsten an mehreren Stellen „fast ganz genau wiedergiebt," heißt es in Anknüpfung an die Wahl Hohenlohes zum deutschen Botschafter bei der Kurie[1] und an die irrigen

[1] Am 25. April wies B. den Geschäftsträger zu Rom an, den Kardinal-Staatssekretär Antonelli von der geplanten Ernennung des Kardinals Fürsten Hohenlohe zum deutschen Botschafter beim hl. Stuhle vertraulich zu benachrichtigen, am 1. Mai, amtlich anzufragen, ob der Kardinal genehm sei. Antonelli lehnte die Ernennung durch Schreiben vom 2. Mai ab. Bismarck-Regesten II, 44 f. B. sprach sich darüber am 14. März im Reichstage ausführlich aus, Politische Reden V, 37 f.

Ansichten einiger Blätter darüber: „Der diplomatische Agent hat nicht nach eignen Feldzugsplänen zu operieren, Schlachten anzubieten und Siege zu erfechten, durch Drohungen, Überredung und Überlistung einzuwirken. Er ist nur der Vermittler zwischen den Regierungen und Höfen, die durch ihn miteinander verkehren, nur das Organ der Politik seiner Regierung, deren Aufträge geschickt und gewissenhaft zur Ausführung zu bringen sind. Im vorliegenden Falle der Vertretung Deutschlands beim römischen Stuhle kann nicht entfernt darin der Sinn gefunden werden, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche zu gewinnen, zu bestimmen, zu überreden sei, oder gar, daß der große Kampf der weltlichen und geistlichen Gewalt durch Talent und Entschiedenheit eines Gesandten in Rom zum Austrage gebracht werden solle. Der Vertreter Deutschlands im Vatikan hätte wohl zunächst die Aufgabe, den Papst in der Anschauung und Beurteilung der deutschen Dinge vor Fälschung zu sichern. Es würde, wenn dies dem Manne, der mit den betreffenden Fragen vertraut und über Personen und Zustände wohl unterrichtet wäre, gelingen wollte, viel gewonnen sein. Daß es sich bei dieser diplomatischen Mission gar nicht um solche Gegenstände handelt, die sonst in das Bereich der auswärtigen Politik gehören, wird nicht aus den Augen zu setzen sein; der Gesandte beim päpstlichen Stuhle hat nichts mit Territorialfragen und dergleichen weltlichen Interessen zu schaffen, sondern mit Angelegenheiten, worin sich der Staat und die Kirche berühren. Auch finden die betreffenden Angelegenheiten durchaus nicht in Rom ihre Erledigung und hängen nicht von Entschließungen ab, die daselbst zu fassen sind, sondern sie werden im Wege der Gesetzgebung unter Mitwirkung der parlamentarischen Vertretungen zu regeln sein. So werden sie denn auch geregelt und geordnet werden. Im Verlaufe der so wichtigen hierdurch bedingten Entwicklung mancherlei gedenkbare Mißverständnisse zu vermeiden und namentlich bekannten künstlichen Mißdeutungen vorzubeugen, damit nicht unnötigerweise Unfrieden entstehe, konnte nur erwünscht sein und war ohne Zweifel maßgebend für die Wahl eines hierzu besonders geeigneten Vermittlers. Der Papst aber hat nicht gewollt. Wie schon gestern gemeldet, gab der Kardinal-Staatssekretär in betreff der amtlichen Mitteilung von der auf den Kardinal Fürsten von Hohenlohe gefallnen Wahl zum Botschafter

des Deutschen Reiches und auf die Anfrage, ob dieselbe dem Papste genehm sei, die Antwort, der Papst könne einem Kardinal nicht gestatten, ein solches Amt zu übernehmen."

5. Mai. Heute stand in der Magdeburgischen und der Weser-Zeitung sowie im Hamburger Korrespondenten folgender Artikel: „Petersburg, 29. April. Man erinnert sich, daß der russische Agent bei der Kurie, Herr Kapnist, vor einiger Zeit von dem Papste mit dem Kommandeurkreuze des Piusordens dekoriert worden ist. Wie man aus Rom schreibt, ist das Herrn Kapnist verliehene Ordenskreuz mit Brillanten von auffallend hohem Werte besetzt. Die Schätzung schwankt zwischen fünfzig- und hunderttausend Franken. Eine derartige Auszeichnung erregt um so mehr Aufsehen, als die Mission des Herrn Kapnist keineswegs beendigt ist." — Verfasser dieses Artikels war vermutlich Aegidi, der mich gestern ersuchte, die Sache auf eine Weise in die mir zugänglichen Blätter zu lancieren, bei der man den Ursprung des Artikels nicht merke. Welchen Zweck der Chef, der ihn damit beauftragt hatte, wohl mit der Nachricht verfolgen mag? — D. hatte schon in einem am 27. April geschriebenen und am 30. hier eingetroffnen Bericht gemeldet, daß die Besetzung des Ordens Kapnists mit Brillanten, von der die Italie geredet, unbegründet und ihm überhaupt keine größere Auszeichnung verliehen worden sei als die, die seinem Range gebührt habe. Und dennoch vier Tage nachher die obige Anordnung?

9. Mai. Gestern ist an S. eine Mitteilung abgegangen, in der gesagt wird: „Sie haben aus der über Wien beförderten Postchiffre des Generalkonsuls Rosen vom 21. April ersehen, daß Herr von Kallay in Belgrad die Berichterstattung über unser angebliches Einschreiten zu Gunsten Serbiens in der Zwornikfrage abgeleugnet hat. Seine Mitteilungen scheinen übrigens in verschiednen Versionen nach Wien und nach Konstantinopel gelangt zu sein, wie sich aus der Äußerung des Grafen Andrassy gegen Ew. ꝛc. und des Grafen Ludolf gegen Herrn von Radowitz ergiebt. Ähnlich verhält es sich mit den in die Zeitungen gelangten falschen Nachrichten, die dieselbe Quelle verrieten und, weil sie hartnäckig aufrecht erhalten wurden, die hier angeschlossene Dementierung im Staatsanzeiger notwendig machten." Diese lautete: „Vom Auswärtigen Amte ergeht die Weisung, einem in der Augsburger Allgemeinen Zeitung

vom 2. d. M. enthaltnen, in allen Teilen willkürlich erfundnen Bericht aus Belgrad vom 28. v. M. zu widersprechen. Der Bericht hält einer Widerlegung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gegenüber an der Behauptung fest, das Berliner Kabinett hege die Absicht, in der Zwornikfrage zu Gunsten Serbiens zu intervenieren. Der Korrespondent bemerkt: „Aus einer Quelle, deren Lauterkeit nicht einen Augenblick angezweifelt werden kann, ist mir bekannt, daß Fürst Bismarck in der letzten an Herrn von Radowitz abgeschickten Note ausdrücklich befahl, die serbische Forderung zu unterstützen.“ Diese Mitteilung ist ihrem ganzen Inhalt nach erlogen. Es ist keine Note, keine Weisung, keine Mitteilung dieser oder ähnlicher Art ergangen. Als diese dreiste Erfindung zum erstenmale auftauchte, hat die darüber angestellte amtliche Ermittlung auf eine amtliche, außerdeutschen Kreisen nahestehende Quelle zurückgeführt, die wir einstweilen nicht öffentlich bezeichnen wollen. Der Korrespondent kennt ohne Zweifel die Quelle und wird wissen, was er von der Lauterkeit derselben zu halten hat.“

10. Mai. Aus einer Zuschrift an R. vom gestrigen Tage notiert: „Wie mir Graf Andrassy sagt, hat Herr von Kallay (der österreichisch-ungarische Agent bei der serbischen Regierung) aus Belgrad berichtet, die Regentschaft lasse durchblicken, daß der deutsche Generalkonsul sich dahin ausspreche, Serbien werde Klein-Zwornik schon bekommen, es solle nur jeden beunruhigenden Schritt vermeiden.“

Aus Paris liegen zwei Berichte, beide vom 6. d. M., vor. Im ersten heißt es: „Meine schon anderweitig ausgesprochne Ansicht ist, daß wir die von den Bonapartisten mit uns gesuchte Verbindung nicht von der Hand weisen sollen. Um so weniger, als sie einerseits durchaus keine Intriguen gegen die jetzige Regierung im Sinne haben, andrerseits unter allen Parteien die einzigen sind, die offen unsre Unterstützung nachsuchen und die Versöhnung mit Deutschland in ihr Programm aufnehmen, während alle andern Fraktionen und Schattierungen jeden Verkehr mit uns vermeiden und den Rachekrieg auf ihre Fahne schreiben. Ich erkenne in der Kandidatur des Duc d'Aumale eine ebenso große Gefahr wie in derjenigen Gambettas, und die sogenannte anständige Republik, die durch Casimir-Perier oder Grevy repräsentiert werden würde, kann

nur ein Übergang zu Gambetta sein; daher erscheint mir als die wünschenswerteste Entwicklung der politischen Lage eine solche, die uns einerseits Zeit läßt, mit der jetzigen Regierung ein Abkommen über baldige Zahlung und Sicherung der drei Milliarden zu treffen, andrerseits aber den unvermeidlichen Regierungswechsel so zu beschleunigen, daß die Anwesenheit unsrer Truppen im Lande uns noch Gelegenheit giebt, auf die Krisis einen bestimmten Einfluß zu üben."[1] — In dem andern Berichte ist folgende Stelle von Wichtigkeit: „Herr Thiers entwickelt mir darauf in allgemeinen Umrissen den Plan, nach dem er bei Bezahlung der Kriegsentschädigung zu verfahren gedenke. Er wolle ein Anlehn von drei Milliarden machen. Auf dasselbe könnte, ohne den Geldmarkt zu sehr in Anspruch zu nehmen, nicht mehr als hundert Millionen monatlich eingezahlt werden, die das mit der Operation betraute Bankiersyndikat direkt an die deutschen Kassen abführen würde. Diese Zahlungen könnten im Sommer d. J. beginnen. Ein großer Teil der erst am 1. März fälligen Milliarden würde daher vor dem Termine bezahlt werden. Dieser Antizipation der Zahlung müsse daher eine Antizipation der Evakuation entsprechen. Ich unterlasse, ausführlich auf Einwände einzugehen, die ich gegen die Annehmbarkeit der von Herrn Thiers gemachten Vorschläge erhob, da dieselben zu sehr auf der Hand liegen, um nicht gemacht zu werden."

16. Mai. Diesen Nachmittag von Bucher, der im Auftrage des Ministers kam, folgende Skizze zu einer aus Wien zu datierenden Korrespondenz erhalten: „Ich weiß nicht, ob man im Auslande den kleinen Koketterien gefolgt ist, die hier mit den Polen getrieben werden. Den renitenten Galiziern wurde die Aufforderung, bei Verlust des Mandats binnen vierzehn Tagen ihre Sitze im Reichstage einzunehmen, so spät zugestellt, daß die Vermählungsfeierlichkeiten noch in die Frist fielen, die Herren also noch als Abgeordnete diese Feste mitmachen konnten. Am 21. April, dem Tage, an dem der Mandatsverlust endlich ausgesprochen wurde, ernannte der Kaiser den Dr. Ziemialkowski, Bürgermeister von Lemberg, dessen revolu-

[1] B. wies den Vorschlag (Arnims) in einem Erlaß vom 12. Mai zurück, Bismarck-Regesten II, 47, vgl. über Arnims Politik in Frankreich G. u. E. II, 163.

tionäre Anterioria bekannt sind, zum Minister ohne Portefeuille, und in der Thronrede hob er diese Ernennung als einen Beweis seiner fortdauernden Fürsorge für Galizien hervor. Kurz zuvor hatten der Erzbischof von Lemberg und die Bischöfe von Tarnow und Przemysl für gut befunden, eine Adresse an den »Primas«, Grafen Ledochowski zu richten. Es ist bekannt, daß in der Zeit, wo es noch ein polnisches Reich gab, der Primas als Interrex fungierte. Am 7. Mai fand die Einweihung der vom Ministerium Hohenwart gestifteten Krakauer Akademie im Beisein ihres Protektors, des Erzherzogs Karl Ludwig statt. Die Feierlichkeiten und Reden, die bei dieser Gelegenheit vorkamen, sind zum Teil so demonstrativer Natur gewesen, daß die hiesigen Blätter, wie ausführlich sie auch berichten, manche gerade recht pikante Einzelheiten weggelassen haben, namentlich eine Ansprache des neuen Ministers Ziemialkowski. Wie dieselbe gelautet haben wird, darauf können wir vielleicht einen Schluß machen aus folgendem Passus seiner Wahlrede im Jahre 1870: »Gar bald — so ließ er sich vernehmen — muß die Zivilisation Europas sich mit der Barbarei Asiens messen. Aus diesem Kampfe wird Polen gleich dem Phönix aus der Asche wieder aufstehen. Bei der gegenwärtigen Gestaltung Europas könnte jetzt sogar ein Polen mit sechzehn Millionen Einwohnern, gelegen zwischen dem Deutschen Reiche mit vierzig und Rußland mit sechzig Millionen, nicht bestehen. Dieses Polen wird sich daher mit Ungarn und Österreich vereinigen, und das wird eine Föderation geben, die uns ermächtigen wird zu der Behauptung, daß sie ein Ergebnis der politischen Notwendigkeit ist.« — Man ist in polnischen Dingen sehr an Velleitäten gewöhnt, aber es scheint wirklich, daß Preußen und Deutschland Grund haben, in der Angelegenheit vorsichtig zu sein."

19. Mai. Man berichtet unter dem 14. d. M. aus Petersburg: „Die Nachricht, daß Graf Schuwalow in Berlin gewesen und von Eurer Durchlaucht empfangen worden sei, hat nicht verfehlt, hier einiges Aufsehen zu erregen. Man hat sich sofort erzählt, Schuwalow sei mit einem besondern Auftrage nach Berlin gesandt worden, und wie ich aus gutunterrichteter Quelle erfahre, soll selbst Fürst Gortschakow nicht ganz beruhigt über dieses Gerücht gewesen sein. Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß der wechselnde Einfluß

des Chefs der dritten Abteilung[1] dem Kanzler nicht angenehm ist, um so weniger, als er dessen (Schuwalows) Abneigung gegen ihn kennt, und die beiden Minister in Prinzipienfragen nicht immer gleicher Ansicht sind."

21. Mai. Von Petersburg wird uns geschrieben: „Fürst Gortschakow hoffe auf baldige Mitteilungen über die Internationale... Das tête à tête mit Österreich sei jedenfalls die beste Art und Weise, der Sache näher zu treten. Heutzutage genüge es nicht, der Krankheit mit Repressivmaßregeln zu begegnen; man müsse nach dem Grunde des Übels forschen und in dieser Weise das Gegenmittel zu finden suchen. Russischerseits sei man entschlossen, Unordnungen, bei denen jene gefährliche Gesellschaft im Spiele sei, auf das energischste zu unterdrücken. Den weitern Eröffnungen, die ich ihm über die Resultate der vom Grafen Andrassy angeregten Besprechungen machen würde, sehe er mit Interesse entgegen."

Heute ist Bucher zum Fürsten nach Varzin abgereist.[2]

26. Mai. Die folgende stark akademische, aber immerhin bemerkenswerte Auseinandersetzung, von Aegidi, wie er sagt, nach Varziner Instruktion gemacht, ist heute bei Braß zu lesen: „Für die gesunde Entwicklung eines Gemeinwesens ist das Verhalten der Konservativen im Lande von entscheidender Bedeutung. Findet sich keine Partei, die die neue Zeit und nunmehrige Gegenwart mit ihren Anforderungen und Bedürfnissen, veränderten Zuständen und Grundsätzen in ihr Programm aufzunehmen weiß, dann fallen die Begriffe konservativ und reaktionär in verhängnisvoller Weise zusammen. Die Freunde der neuen Ordnung der Dinge, die ihre politischen Zwecke bis zu einem gewissen Grade erreicht sehen und folglich mit Konservativen, denen an der Befestigung derselben Ordnung der Dinge ernstlich gelegen wäre, gemeinschaftliche Sache machen möchten, können nicht Hand in Hand mit der Reaktion gehen; sie stehen in unsicherer Mitte zwischen dieser und den weiter drängenden Elementen, den letztern doch immer verwandter als dem andern Gegner des Bestehenden. So entbehrt das Staatswesen in jedem neuen Stadium seiner Entwicklung den genügenden Halt und

[1] Der geheimen Polizei.

[2] Bismarck war am 1. Mai dahin abgereist, Bismarck-Regesten II, 48.

gerät in eine Strömung, von der schließlich die entschlossene Reaktion das Meiste zu hoffen hat.

„Wer wollte leugnen, daß die vorwärts treibenden Kräfte dem öffentlichen Leben gedeihlichen und notwendigen Anstoß erteilen? Es ist aber ein altes politisches Axiom, daß der Staat ebensosehr der beharrenden und maßhaltenden Kräfte bedarf. Nur wird in der Regel das Hauptverdienst darin gesucht, der Neuerung den allerdings oft wohlthätigen Widerstand entgegenzusetzen, während ihre fruchtbarste Wirksamkeit ganz andrer Natur ist. Im rechten Augenblick erkennen, was den soliden Kern des öffentlichen Lebens ausmacht, diesen ohne vorher gefaßte Meinung und mit voller Freiheit von Velleitäten erfassen, das lebensfähige und lebendige Neue in seinem Recht und seiner innern Wahrheit anerkennen, die nächsten Ziele fest ins Auge fassen und daraufhin sich als die Partei der Erhaltung zu konstituieren, die dafür Sorge trägt, daß das bisherige Fazit der Entwicklung Wurzel schlage, das ist die eigentliche Stärke der konservativen Elemente eines Staates. Nicht in Opposition gegen die neue Zeit, vielmehr im Bunde mit ihren sittlichsten und positivsten Mächten erfüllt der Konservatismus seine lohnende Aufgabe. Im Gegensatz zu Richtungen und Bestrebungen, die rückwärts schauen und Bestehendes verneinen, im Kampfe vielleicht mit Antizipationen der Zukunft darf die konservative Partei sich als die Partei der Gegenwart betrachten und der Gegenwart ihr volles Recht zu wahren bestrebt sein."

Bucher schreibt unterm gestrigen Datum an mich und bittet, in irgend einer Zeitungskorrespondenz zu erwähnen, daß er, wie in den drei letzten Jahren, in Varzin sei und die Geschäfte besorgen werde. „Die aus der Hand fressende Presse — fügte er hinzu — hat dies wohl nicht zufällig (d. h. wohl auf Veranlassung Aegidis, der an Buchers Stelle nach Varzin möchte) diesmal ignoriert." Über den Chef berichtet er, er sei „sehr munter, reite viel, erfreue sich seiner Pflanzungen."

16. Juni. Man schreibt dem Reichskanzler unterm 10. d. M. aus Petersburg: „Ich habe den Grafen P. Schuwalow seit seiner Rückkehr aus Karlsbad nur sehr flüchtig sprechen können. Er dankte mir noch nachträglich, daß ich ihm die so interessante Entrevue mit Eurer Durchlaucht vermittelt hätte. Nach dem, was er mir

darüber erzählte, hatte er den Eindruck mitgenommen, daß Eure Durchlaucht die Arbeiterfrage vollständig von der Behandlung der Internationale trennten. Erstere müsse gründlich studiert und wo möglich auf legislatorischem Wege geregelt werden. Letztere indessen jetzt energisch anzufassen, dies, glaube er, sei nicht Eurer Durchlaucht Ansicht. Der Streit mit der katholischen Kirche absorbiere ausschließlich Ihre Aufmerksamkeit, und es habe ihm geschienen, als wenn Eure Durchlaucht für diesen Kampf eine eventuell gegen die klerikalen Übergriffe nützliche Waffe wie diejenige, die die Sozialisten böten, nicht ohne Not gegen die Regierungen aufbringen wollten. Für die Vermutung, als wollten Eure Durchlaucht ein freundliches Einvernehmen zwischen Rom und Rußland nicht zu stande kommen sehen, wie dies hier seitens des Fürsten Gortschakow verbreitet worden ist, hat Graf Schuwalow in der Unterhaltung mit Eurer Durchlaucht durchaus keine Beweise gefunden."

Nach einem andern Berichte von demselben Datum hat Gortschakow den Versicherungen Antonellis (siehe oben) Glauben geschenkt und den von Preußen vorgeschlagnen Protest gegen den Primastitel (Ledochowskis) nicht unterschrieben. „Der Unterrichtsminister Tolstoj hat ihn deshalb »getadelt« und auf das entschiedenste dafür gesprochen, Hand in Hand mit Preußen zu gehen."

10. Juli. Bucher schickte mir aus Varzin folgende Skizze zu einem Artikel: „Ein süddeutsches Blatt wies vor kurzem darauf hin, daß bei dem Gesundheitszustande des Papstes Pius eine Verständigung der Regierungen, auf die Wahl eines gemäßigten Nachfolgers hinzuwirken, wünschenswert sei. Wie wir hören, ist von der deutschen Reichsregierung eine Anregung dazu ausgegangen,[1] aber bisher nur von zwei größern Regierungen mit Entgegenkommen aufgenommen worden. Die Zurückhaltung der übrigen wird bei manchen damit zu erklären sein, daß sie ihr Verhältnis zur katholischen Kirche für staatsrechtlich so geordnet und gesichert halten, daß sie dem Gebaren der Kurie mit Gleichgiltigkeit zusehen zu können glauben, bei andern vielleicht mit der Vorstellung, daß Deutschland sich in größerer Verlegenheit befinde als sie selbst. Daran ist indes nur so viel richtig,

[1] In dem vertraulichen Erlaß an die deutschen Gesandten vom 24. Mai, die künftige Papstwahl betreffend, Bismarck-Regesten II, 47.

daß die ecclesia militans, die gegen jedes geordnete Staatswesen sich in einem mindestens latenten Kriegszustande befindet, in diesem Augenblicke gegen Deutschland mit besondrer Furie angriffsweise vorgeht. Aber Deutschland würde auch allein sich dieser Angriffe zu erwehren wissen und nicht in Verlegenheit sein, wenn es zu einer Trennung der bisherigen Intimität zwischen Staat und Kirche genötigt und in ein Verhältnis gebracht würde, wie es in England und den Vereinigten Staaten besteht. Pessimisten würden sogar sagen: Wenn auf diesen Papst, der mit Ruten streicht, einer folgt, der mit Skorpionen züchtigen will, desto besser. Die deutsche Regierung aber will den Frieden mit den Katholiken und wünscht Frieden unter ihnen."

Diese „aus dem heutigen Frühstücksgespräch entstandne" Skizze soll für die Weser- oder die Magdeburgische Zeitung ausgeführt werden. Im übrigen werden Preßsachen jetzt nicht häufig vorkommen, da der Fürst eine ziemlich energische Gleichgiltigkeit gegen den Zeitungsmantsch zu erkennen gegeben hat. Aegidi ist einige Tage in Varzin gewesen und hat den dringenden Wunsch geäußert, Bucher dort abzulösen, die Fürstin aber mag ihn nicht, und so ist er mit ungestillter Sehnsucht nach Gelegenheit zu Späher- und Horcherdiensten für Keudell am 8. über Kraupitschen nach Raudonatschen zu seinem Schwiegervater abgefahren.

11. Juli. Von Bucher heute nachmittag wieder zwei Zuschriften erhalten: 1. Anregung zu einem Artikel, der anknüpfend an Bambergers Aufsatz: „Der Genius des Reichskanzlers und der Genius des Reichstags" (Lindausche Gegenwart, Nr. 24) sagen soll, daß „die Juden, die ehemaligen Juden im Reichstage, Lasker, Bamberger, Friedenthal, der Vertreter von Hamburg und andre, die sich vielleicht noch herausfinden lassen, wahrscheinlich aus dem Grunde gegen das Jesuitengesetz[1] gesprochen und gestimmt haben, weil sie eine dunkle Ahnung empfunden haben, daß sich auch gegen sie und ihre Stammgenossen einmal eine allgemeine Entrüstung erheben und man auch gegen sie und ihr Treiben ein Ausnahmegesetz fordern könne." 2. „Der Fürst wird jetzt für die Schwächlichkeit des Entwurfs zum Jesuitengesetze verantwortlich gemacht. Sehr

[1] vom 4. Juli 1872.

mit Unrecht. Er hat nur verlangt, daß ein solches Gesetz eingebracht werde, aber mit der Formulierung nichts zu thun gehabt. Der erste Entwurf war im Reichskanzleramt entstanden und wurde im Staatsministerium verdünnt, und wir glauben zu wissen, daß er durchaus nicht nach dem Geschmacke des Kanzlers war, und daß dieser kein Hehl daraus gemacht hat, als Herr Wagener nach der Ministerialsitzung nach Varzin kam. Der Kanzler lehnte indessen ab, selbst einen Entwurf zu formulieren, weil ihm in Varzin das Material und die persönliche Berührung mit seinen Kollegen fehlten, und rechnet — wie der Erfolg bewiesen hat, mit Recht — darauf, daß der Reichstag ein kräftigeres Gebräu liefern würde." Nr. 1 der Weserzeitung, Nr. 2 der Kölnischen Zeitung geschickt. Jener gelangte nicht zum Abdruck, was bei dem Einfluß der Juden auf das Journalistentum begreiflich ist.

13. Juli. Der Kölnischen Zeitung folgende nach einem Pariser Bericht abgefaßte Korrespondenz geschickt: „Auf seiten der Orleanisten hofft man jetzt nach der indirekten Abdankung, die in dem Manifeste des Grafen Chambord liegt,[1] den Grafen von Paris als König zu proklamieren. Umsichtige Mitglieder der Partei aber teilen diese Hoffnung nicht, obwohl Mac Mahon sich Aumale geneigt zeigen soll, und viele sind sogar der Meinung, daß, wenn Thiers den Stuhl der obersten Exekutivgewalt einmal räumen muß — was allerdings schon im Laufe dieses Jahres stattfinden könnte —, sein Nachfolger kein Orleans, sondern ein ganz andrer, nämlich Leon Gambetta sein würde. Die Sache der Söhne Ludwig Philipps ist, wenn nicht alles trügt, ebenso verloren zu geben wie die des Grafen Chambord. Auf gesetzlichem Wege kommen sie bei der durch die Wahlen sehr verstärkten republikanischen Minorität in der Nationalversammlung jetzt nicht mehr weiter, und zu einem Gewaltschritt, der vor zwei Monaten vielleicht gelungen wäre, haben sie schwerlich den Mut. Der Schwerpunkt liegt jetzt in der republikanischen Partei, durch die Thiers sich bisher gehalten und zuletzt in den

[1] Gemeint ist die Kundgebung vom 25. Februar, der schon eine ähnliche vom 5. Juli 1871 vorausgegangen war. Die „Fusion" beider Linien trat ein, als der Graf von Paris bei einem Besuche in Frohsdorf bei Wien am 5. August 1873 Heinrich von Chambord als Haupt des Gesamthauses anerkannte und von ihm als Erbe anerkannt wurde.

Wahlen gegen die monarchischen Parteien gestärkt hat. Aber das Wiederauftreten Gambettas auf der politischen Bühne bedroht die Stellung von Thiers sehr erheblich, und wahrscheinlich wird er die Linke in kurzem ihm abtrünnig machen. Die Ziele der letztern werden dann zunächst in Herstellung eines rein republikanischen Kabinetts bestehen, und daraus wird sich vermutlich eine Präsidentschaft Grévy entwickeln, bis man eines Tags vor der Diktatur Gambettas stehen wird. Für das deutsche Interesse wäre eine solche Wendung nicht günstig. Thiers und Favre (der der parlamentarischen Linken zuerst zum Opfer fallen würde) sind ohne Zweifel die Staatsmänner, die uns am bequemsten sind und sein würden. Von Gambetta wissen wir, daß er sich in diesen Tagen noch gegen einen Bekannten geäußert hat, Frankreich werde durch die Republik befähigt werden, einen erfolgreichen Vergeltungskrieg gegen die Deutschen zu führen, und dies Ziel gedenke er mit allen Mitteln zu erstreben; schon heute hätte Frankreich die Macht zu einem solchen Kriege, falls er als revolutionierender geführt würde. Natürlich wird er dergleichen An- und Absichten nicht sofort in der Nationalversammlung vortragen. Dagegen erwartet man, daß er sich durch Befürwortung der Einkommensteuer den kleinen Mann, den Arbeiter, den Kleinbürger, das Volk auf dem platten Lande zu Danke verpflichten bemüht sein wird, Klassen, in denen er ohnehin schon viel Anhänger zählt. So werden er und seine Freunde schon in den Pariser Gemeinderat kommen, der am 23. d. M. gewählt werden wird. Bei der Armee gilt er ebenfalls nicht wenig. Zunächst halten Oberoffiziere wie Faidherbe zu ihm; dann sehen ihn alle während des Kriegs von ihm ernannten Offiziere als ihren natürlichen Beschützer gegen die von der Regierung ins Auge gefaßte Zurücksetzung an, endlich aber muß er, nach den letzten Wahlen der in Paris stehenden Truppen zu schließen, auch unter den Soldaten zahlreiche Freunde haben; denn er bekam dabei von denselben 1700 Stimmen, während der Kriegsminister Cissey, der doch vorher ein Armeekorps geführt hatte, deren nur 1200 bis 1300 erhielt."

Bucher schickt aus Varzin folgende Notiz zur Verbreitung in der Presse: „Von einer Seite, wo man, so nahe dem Orte, besser unterrichtet sein könnte, ist die Angabe verbreitet worden, daß die dem Fürsten Bismarck als Dotation verliehenen Domänen im Herzog-

tum Lauenburg jetzt einen jährlichen Ertrag von 40000 Thalern gewährten, der beim Ablaufe der Pachtverträge leicht auf das dreifache gebracht werden könne. Die Wahrheit ist, daß die bezeichneten Domänen gegenwärtig 34016 Thaler eintragen, unter welcher Summe 3500 Thaler Pacht für Jagd und mehr als 2000 Pacht für künftig wegfallende Zwangs- und Bannrechte begriffen sind, daß auch durchaus keine Pachtobjekte existieren, die eine erhebliche Steigerung des Ertrags erwarten lassen, da der ganze Besitz in Forsten besteht, die nach Abzug obiger in Zukunft wegfallender Rechte ein Einkommen von rund 28000 Thalern übrig lassen."

18. Juli. Reuß hat mit Schuwalow am 30. v. M. über die soziale Frage gesprochen und soll damit fortfahren. Der Chef hat zu mehreren Äußerungen des Grafen Randbemerkungen gemacht und unter anderm darauf hingewiesen, daß von den Arbeitgebern eingerichtete Sparkassen bei uns längst existierten, namentlich bei Krupp und zahlreichen andern großen Industriellen. Die Regierung würde gern alles thun, um diese Einrichtungen, mit denen sich auch unsre Gesetzgebung bereits beschäftigt hat, zu befördern. Ein Präservativ gegen Streiks sei das Sparkassenwesen allerdings nicht. Es wirke aber doch sehr wohlthätig auf den vernünftigern Teil der Arbeiter. Auch Schiedsgerichte seien wohlthätig. Die Regierung habe endlich längst die Absicht, das Strafrecht zu ergänzen, namentlich auch in betreff der Vereine, die unter ausländischen Obern stehen, und in betreff der Bedrohung von Arbeitern, die nicht streiken wollen. Indes müßten solche Fragen systematisch behandelt werden, und dazu sei es wegen der langwierigen Krankheit des Justizministers noch nicht gekommen. Auf eigne Hand wolle der Fürst nicht die dilettantische Arbeit treiben, wie sie in Rußland üblich ist. . . . Auch die zwischen uns und Österreich in Aussicht genommnen Konferenzen setzen, wenn sie zu praktischen Ergebnissen führen sollen, eingehende Vorarbeiten in den verschiednen daran beteiligten Ministerialressorts voraus. Zu diesen gehört außer dem Justizministerium auch das des Innern und das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Dieses hat über sozialpolitische Fragen Besprechungen mit Vertrauensmännern veranlaßt und zwar von dem prinzipiellen Standpunkte aus, daß nur solche Aufgaben in Beziehung auf die Arbeiterfrage ins Auge zu fassen seien, zu deren Erfüllung der

Staat seiner Natur nach berufen ist. Die Fragen, die auf dem Gebiete der Vereinsgesetzgebung liegen, sind im Ministerium des Innern und Justizministerium vorzuberaten. Die Lage der Vorarbeiten aber läßt den Zeitpunkt des Zusammentritts der diesseitigen mit den österreichischen Kommissarien zu gemeinschaftlichen Besprechungen noch nicht bestimmen, obwohl der angelegentliche Wunsch obwaltet, ihn möglichst zu beschleunigen. Übrigens hat die preußische Gesetzgebung schon in mannigfacher Weise Anordnungen getroffen, die die Einrichtungen und Kassen zur Unterstützung der Arbeiter zu erleichtern und zu regeln bestimmt sind. Auch Gewerbe- und Schiedsgerichte zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Gewerbtreibenden und deren Gehilfen, zwischen Fabrikinhabern und Fabrikarbeitern sind vorgesehen, und zwar ist dies insbesondre durch die preußische Gewerbeordnung und durch die diese ergänzenden Verordnungen, sowie durch das Berggesetz und die auf Straßen- und Kanalbau bezüglichen Gesetze geschehen.

19. Juli. Von Bucher folgenden Brief erhalten: „Verehrtester Herr Doktor, bis jetzt keine Chancen für Sie (ich hatte um reichlichere Aufträge gebeten). Er liest die Zeitungen mit dem neutralen Interesse eines Rentiers, amüsiert sich, ärgert sich ein bischen, zeigt aber nicht die mindeste Neigung, einzugreifen (worüber ich mich nicht gräme). Wenn der Karlsbader abgemacht ist, und Wartensleben mich abgelöst hat, 1. August, wird sich die Aussicht besser gestalten.

„Die Zuschriften werden unerträglich, und er geht damit um, eine Art Proklamation dagegen zu erlassen. Vielleicht ersparen Sie ihm das, indem Sie in einer entfernten aber gelesenen Zeitung etwa folgende aus Stolp datierte Korrespondenz bringen:

»Trotz der Notiz in der N. A. Z., daß u. s. w.,[1] nehmen die an den F. B. gerichteten Privatschreiben mit Gesuchen um Unterstützungen, Darlehn, Anstellungen, Ankauf von Gütern, Einlösung von Pfandscheinen, Befürwortungen aller Art, mit Vorschlägen zu Weltverbesserungen verschiedensten Kalibers, Anbietungen von Manuskripten, für die kein Verleger zu finden, u. dgl. in schneller Progression zu. Man versucht R. K. zur Eröffnung und Lesung der

[1] vom 4. Juli, Bismarck-Regesten II, 49.

Briefe zu zwingen oder zu verleiten durch Rekommandierung, durch Vermerke auf dem Couvert wie »Eigenhändig«, »Wichtiger Inhalt«, »Bitte selbst zu lesen«, oder durch Bezugnahme auf Empfehlungen. Andre richten ihr Schreiben an den Legationsrat Bucher und muten ihm zu, die vollkommne Ruhe, die ein Bedürfnis der Kur ist, durch Vortrag des Inhalts zu stören, in der Regel mit der stereotypen Formel beginnend: »Ich weiß zwar, daß Sie wenig Zeit haben und der Fürst noch weniger, hoffe aber, daß doch eine Ausnahme statthaft sein wird.« Der Fürst hat daher neuerdings die Anordnung getroffen, daß die Annahme aller an ihn adressierten Privatbriefe verweigert wird, die nicht als von Verwandten oder Freunden herrührend erkennbar sind.«

„Die Korrespondenz müßte so gehalten sein, als ob sie von einem Stolper abgesandt worden, der hier zum Besuche gewesen (ohne dies gerade zu sagen). Yours very truly." Wurde sofort für die Kölnische Zeitung zurecht gemacht, in der es einige Tage später erschien.

29. Juli. In einem Berichte vom 27. d. M. heißt es: „Der Graf Tauffkirchen,[1] der kürzlich in Urlaub von Rom in München angekommen ist, hat W. nur einiges mitgeteilt, was er kurz vor seiner Abreise über die angebliche Bulle: Praesente cadavere erfahren habe. Bekanntlich schreibt eine Bulle Pius des Sechsten von 1797 den zehntägigen Termin vor, nach dessen Ablauf erst zur Wahl eines neuen Papstes geschritten werden darf. Dagegen enthält das Bullarium Romanum, Band XIII, S. 92 und folgende eine Bulle Pius des Siebenten vom 6. Februar 1807, die diese Bestimmung modifiziert und die Formalitäten vorschreibt, unter denen bei eintretenden politischen »Perturbationen« die Papstwahl erfolgen kann. Sie bestimmt, daß der zehntägige Termin nicht eingehalten zu werden braucht, wenn mehr als die Hälfte der Kardinäle — also jetzt fünfundzwanzig — sich dafür entscheidet. Die auswärtigen Kardinäle brauchen nicht abgewartet zu werden, müssen aber eingeladen worden sein. Die Wahl des Ortes bestimmen der Kardinaldekan (Patrizzi) und die Capi d'Ordini (de Angelis und Antonelli) sowie der Camerlengo. Nach diesen Vorschriften würde wahrscheinlich bei der nächsten Wahl verfahren werden."

[1] Der deutsche Geschäftsträger in Rom.

10. August. An die Kölnische Zeitung nachstehenden nach einer Depesche gemachten und aus Rom datierten Artikel abgeschickt: „Unter dem Titel: L'esclusiva al conclave[1] bringt die Nazione eine Reihe von Artikeln, die nachweisen, daß die weltlichen Mächte und zwar nicht bloß, wie bisher, Österreich, Frankreich, Spanien und Portugal, sondern auch der König von Italien und der Kaiser von Deutschland ein entschiednes Recht haben, gegen die Wahl von Kandidaten für die päpstliche Würde, die ihnen als nicht passend erscheinen, wirksamen Einspruch zu thun. Über Kaiser Wilhelm sagt das Blatt in dieser Beweisführung ungefähr folgendes: Der Glaube, zu dem die Träger staatlicher Würden sich bekennen, kann keinen Einfluß auf die Stellung ihrer Staaten, auf ihre eigne Stellung gegenüber der Kirche haben. Der Kaiser Wilhelm ist Protestant, befindet sich aber als Oberhaupt vieler Millionen Katholiken und als deren Mandatar in vollem Rechte, wenn er Einfluß auf die Wahl eines neuen Papstes zu haben begehrt. Es würde schon unnatürlich sein, wenn man ihm dieses Recht absprechen wollte, während es dem König von Spanien, der über nicht mehr, und dem König von Portugal, der über weit weniger Katholiken gebietet als der deutsche Kaiser, nicht streitig gemacht wird. Bei der Stellung des letztgenannten zur Sache handelt es sich nicht um ein Sakrament oder um ähnliche Dinge, die ein gewisses Glaubensbekenntnis voraussetzen, sondern einzig und allein um ein ziviles Rechtsverhältnis, nämlich um das seiner katholischen Unterthanen. Ferner befanden sich unter den Kurfürsten, die den katholischen deutschen Kaiser wählten, nach der Reformation drei Protestanten. Bei der Konsekration des Kaisers durch die Bischöfe von Mainz, Köln und Trier übten auch die protestantischen Wahlfürsten symbolische Handlungen aus. Die Bischöfe nahmen sogar aus deren Hand die Krone, die sie dem Kaiser aufs Haupt setzten, und jene Fürsten wohnten der katholischen Messe bei. Sie nahmen also in Gemeinschaft mit katholischen Bischöfen teil an katholischen Handlungen. Jedermann muß erkennen, daß der deutsche Kaiser, wenn er durch ein Veto einen indirekten Einfluß auf die Wahl eines

[1] Das Recht einer Macht ist, nicht genehme Kandidaten für den päpstlichen Stuhl von der Wahl auszuschließen.

Papstes durch das Konklave ausübt, damit einen viel weniger geistlichen Akt vollzieht, als die gedachte direkte Beteiligung der protestantischen Kurfürsten bei der Krönung der alten katholischen Kaiser in sich schloß. Gegen den Schluß sagt das Blatt, Pius der Neunte habe sich schon wiederholt an alten ehrwürdigen Satzungen der Kirche vergriffen; wollte er jetzt auch das Recht der Ablehnung mißliebiger Kandidaten, die sich auf die Grundverfassung der Kirche stützen, in Frage stellen, so laufe er Gefahr, seinen Nachfolger nicht anerkannt zu sehen und ein verderbliches Schisma hervorzurufen. So das italienische Blatt. Eine ganz andre Frage ist es, ob der deutsche Kaiser und seine Räte daran denken, das besprochne Exklusivrecht in Anspruch zu nehmen."

15. August. Unterm 12. d. M. hat Eckardt in Hamburg dem Auswärtigen Amte wieder einmal Bericht über den Inhalt russischer Zeitungen erstattet. Es ist darin namentlich eines Aufsatzes des Amerikaners (richtiger Engländers) Dixon gedacht, der über die Absichten Deutschlands auf die russischen Ostseeprovinzen verschiedne Thorheiten vom Stapel gelassen hat, die widerlegt werden sollen. Ich besorge das in einer Korrespondenz für die Kölnische Zeitung, die folgendermaßen lautet: „Im Juliheft der russischen Monatsschrift Besseda begegnen wir einem Artikel des in neurer Zeit oft genannten englischen Vielschreibers Hepworth Dixon, in dem die Russen vor der deutschen Agitation zu Gunsten der baltischen Provinzen, die notwendig zu dem nächsten europäischen Kriege führen müsse, eindringlich gewarnt werden. Es sei mit derselben, meint Dixon, wie der frühern Agitation für die Abreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark, die auch erst sehr bescheiden ausgesehen, dann aber die widerwilligen deutschen Staatsmänner mit fortgerissen habe. Bis jetzt zwar wolle der vernünftige Teil des deutschen Volkes von der Sache nichts wissen. Namentlich seien die maßgebenden Staatsmänner, Fürst Bismarck unter andern, ihr gründlich und grundsätzlich abgeneigt. Die Erfahrung lehre jedoch, daß die Fanatiker allenthalten energischer und rühriger seien als die Männer der ruhigen Überlegung, und somit sei bestimmt vorauszusehen, daß die von geschickten baltischen Wortführern genährte Agitation in Deutschland fortwährend weitergreifen und schließlich zu einem Kriege gegen Rußland führen werde. Der Golos hält es für Pflicht,

dieses einfältige Gerede eines Schriftstellers, der Deutschland, seine Bedürfnisse und seine Bestrebungen offenbar noch weniger kennt als die Schweiz, über die er neulich einige hundert Seiten Faselei veröffentlichte, dem Nachdenken des russischen Publikums zu empfehlen. Er hätte das sein lassen können. An Herrn Dixons Weisheit ist nur das wahr, daß die maßgebenden Staatsmänner und mit ihnen alle vernünftigen Leute in Deutschland nicht entfernt an Kur- und Livland denken, wie man an Schleswig-Holstein dachte. Die Agitation in dieser Richtung, keineswegs besonders geschickt angefangen und ziemlich bodenlos von ihrem Beginn an, hat sich nicht gesteigert, sondern ist bis auf ganz geringe Nachklänge in Oppositionsblättern, die im Ernste selbst nicht recht an das glauben, was sie predigen, längst schon erloschen. Jeder einigermaßen Einsichtige weiß, daß das »deutsche« Rußland mit einem Deutschen auf zehn Einwohner nicht mit Schleswig-Holstein, Rußland nicht mit Dänemark zu vergleichen ist, und daß wir auch nicht das geringste Recht zur Einmischung in die Verwaltung und nicht das geringste Interesse an einer Eroberung dieser Provinzen haben, die unser ohnehin schwanzartiges Grenzland im Osten nur verlängern und weniger verteidigungsfähig machen würde. Daß wir an Rußland einen befreundeten Nachbar haben, dessen Freundschaft uns in der letzten schweren Zeit von großem Nutzen war und ferner zu pflegen ist, ist dabei noch gar nicht in Betracht gezogen, hätte sich aber Herrn Dixon präsentieren können, wenn er nicht ein gar zu oberflächlich urteilender Schnelldenker von sehr mittelmäßigem positiven Wissen wäre."

18. August. Balan, der jetzt den Staatssekretär vertritt, hatte vor einigen Tagen in Bezug auf die bevorstehende Hierherkunft der Kaiser Alexander und Franz Joseph an Prinz Reuß, der jetzt in Norderney ist, geschrieben, „da Fürst Bismarck es ihm als ratsam habe bezeichnen lassen, in betreff der Auffassung der Höfe von Petersburg und Wien über die in Rede stehende Rangfrage die Ansicht der diesseitigen Botschafter bei diesen Höfen kennen zu lernen," so bitte er jetzt, ihm seine Meinung mitzuteilen. Reuß hat darauf unterm gestrigen Datum geantwortet: „Wie Eurer Exzellenz bekannt ist, hatte der Kaiser Alexander anfangs seine Ankunft auf den 6. September festgesetzt. Dieser Plan wurde geändert, und

sagte mir der Kaiser, er würde, wenn dies Seiner Majestät genehm sein sollte, schon am 5. abends in Berlin eintreffen. Graf Schuwalow setzte mir auseinander, diese Anordnung fände ihren Grund in dem Wunsche des Kaisers, etwas früher als der Kaiser Franz Joseph am kaiserlichen Hofe einzutreffen. Daß die Rangfrage dabei eine Rolle spiele, ging aus der Äußerung des Grafen hervor, daß seiner Zeit in Stuttgart der Kaiser Alexander auch etwas früher eingetroffen sei, um den Rang vor dem Kaiser Napoleon zu haben. Hieraus kann ich jedenfalls entnehmen, daß der Kaiser Alexander einen gewissen Wert darauf legt, durch sein früheres Erscheinen zu zeigen, daß er der ältere Freund ist. Ich glaube indes nicht, daß er besonders darauf halten sollte, daß ihm während der ganzen Dauer des Besuches immer der erste Rang eingeräumt werde."

Aus Bern schreibt man unterm 16. d. M.: „Die meinerseits gehegte Voraussetzung, daß die Ernennung des Herrn von Niethhammer zum Gesandten (Bayerns) in der Schweiz als eine Art Demonstration gegen die kaiserliche Regierung zu betrachten sein dürfte, scheine sich voll zu bestätigen. Derselbe hofft auf ein Ministerium Gasser und preist in maßgebenden Kreisen hier den Bayernkönig, der nicht gewillt sei, sich mit den kleinern nach Berlin gehenden Fürsten auf gleiche Stufe zu stellen. Außerdem äußert sich der betreffende Gesandte so lächerlich partikularistisch und ultramontan, daß er vielfach moralischem Achselzucken und drastischen Widerlegungen begegnet. Was den anderweitig als »geschwätzig« bezeichneten russischen Reichskanzler Fürsten Gortschakow anbetrifft, so deutet derselbe überall an, daß es für Rußland angezeigt scheine, sich in dem Maße dem Vatikan zu nähern, als sich andre von demselben entfernten, und daß ihm das auch bereits zu gelingen scheine."

25. August. Bucher schickt aus Varzin folgende Notiz für Braß: „Falls die Gesundheit des Fürsten ihm überhaupt erlaubt, zu reisen, wird er anfangs September nach Berlin und von dort zunächst nach Marienbad gehen und sich dann wieder nach Varzin begeben."

27. August. Heute abend Antwortschreiben des Kaisers Alexander auf die Einladung gesehen, mit dem deutschen und dem österreichischen Kaiser in Berlin zusammenzukommen. Dasselbe war in sehr herzlichen Ausdrücken abgefaßt.

Mon cher Oncle. — Votre lettre si amicale du 16/28 juillet, pour laquelle je Vous ai déjà remercié par télégraphe, m'a fait un plaisir véritable. J'avais effectivement l'intention d'employer la fin du mois d'août à des courses d'inspection dans le midi de la Russie, mais ayant appris par le Prince Reuss, que ma présence à Berlin, simultanée avec celle de l'Empereur d'Autriche, était desirée par Vous, je me suis empressé de m'arranger de façon à pouvoir me rendre à Votre aimable invitation.

Je pense comme Vous, mon cher Oncle, que notre entrevue à trois pourra avoir une importance fort grave pour l'intérêt du bien-être de Nos états et de la paix du monde. Que Dieu nous vienne en aide!

Quant à la joie immense de Vous revoir je crois n'avoir besoin de vous en parler, car l'affection que je Vous porte n'est pas chose nouvelle pour Vous.

Je me fais aussi une véritable fête de revoir Votre brave et belle garde à laquelle je suis fier d'appartenir grâce à Votre constante amitié, dont Vous m'avez donné une si belle preuve sous les murs mêmes de Paris.

Je Vous demande la permission d'amener avec moi mes fils Alexandre et Wladimir, car je tiens, comme Vous le savez, à ce que les sentiments qui nous unissent et que nous avons hérités de Nos Parents puissent se conserver et se perpétuer aussi dans la nouvelle génération.

Le Prince Reuss ayant communiqué Votre gracieuse invitation à mon frère Nicolas, il en a été très heureux et me précédera à Berlin de quelques jours, si Vous le permettez.

La présence de Vos officiers distingués à nos occupations, en camp de Krasnoe-Selo, fût une grande satisfaction pour moi, et j'espère qu'ils en auront emporté un aussi bon souvenir que celui qu'ils ont laissé parmi nous.

Oh! que je me réjouis de la perspective de Vous répéter de vive voix l'assurance de l'amitié sincère avec laquelle je suis, mon cher Oncle, Votre tout dévoué neveu et ami

Alexandre.

8. September. Heute gab es beim Chef ein großes Diplo-

matendiner zu Ehren der Herren von der Zunft, die den russischen und den österreichischen Kaiser bei deren Zusammenkunft mit dem unsern begleiten.[1] Von unsern Leuten haben von Thile, von Keudell, von Bülow, Philippsborn und Bucher an dem Essen teilgenommen. Bucher bemerkte abends, wo wir eine längere Unterredung unter vier Augen hatten: „Selten habe ich eine solche Kollektion von seltsamen Physiognomien beisammen gesehen wie diese Russen. Der Hamburger ist der reine Börsenjude. Der Jomini sieht aus wie ein Professor — wissen Sie, es giebt Professoren, die sich bei den Damen angenehm zu machen verstehen. Auch unter den Österreichern waren sehr bedenkliche Gesichter. Ich sagte das später dem Sohne, dem Herbert (so verstand ich, Bucher redet immer sehr leise und wenig deutlich), und der meinte: „Ja, da haben Sie recht, mancher würde sich nicht getrauen, das laut werden zu lassen, aber es ist wirklich so."

Wir blieben diesen Abend bis elf Uhr im Ministerium, wo ich noch einen Artikel für die Kölnische Zeitung machen mußte, der sich über die Papstwahl verbreitete und sich gegen die Behauptung richtete, diese Wahl habe eine welterschütternde Bedeutung. Bucher und ich tranken dann noch eine Flasche Roten bei Frederich, bei der er mir allerhand Interessantes erzählte, unter anderm, daß „Delponte," wie er Delbrück zu nennen pflegt, ihm gram sei, weil er glaube, daß er in der verdrießlichen Geschichte der Veröffentlichung des Solmsschen Berichts über die Verhältnisse in Brasilien*) und der dabei dem Reichskanzleramt erteilten Nase die Hand im Spiele gehabt habe. Delponte habe ihn deshalb neulich beim Chef geschnitten. Aus den letzten in Varzin verlebten Wochen berichtete er, daß der Kanzler dort wenig mehr geritten habe, dagegen fleißig über Land gefahren sei, und zwar in einem Korbwagen ohne Federn, der bei den vielen über den Weg laufenden Fichtenwurzeln recht unangenehm stieße. Nie habe er übrigens den Fürsten so vergnügt gesehen als am Tage seiner silbernen Hochzeit. Früh, als er zur kirchlichen Feier habe gehen sollen, habe es an einem Frack für die

[1] 6.—11. September Bismarck-Regesten II, 52. — Vgl. Poschinger a. a. O. I, 81.

*) Dieser Bericht, der sich vorzüglich auf Auswandrerverhältnisse bezog, war zwar durchaus wahr, seine Veröffentlichung durch das Reichskanzleramt jedoch inopportun, und der Fürst war über diese in hohem Grade aufgebracht.

Durchlaucht gefehlt, und schon habe er sich gut gelaunt in dieses Schicksal ergeben wollen, als man in einem entlegnen Kleiderschrank noch ein uraltes Möbel der Art entdeckt hätte, mit dem er sich dann für den feierlichen Akt geschmückt habe. Abends habe er sich und der Gesellschaft zuletzt ein gewaltiges Getränk gebraut, eine Bowle aus zwei Flaschen Portwein, einer Flasche altem Arrak und einer Flasche Sekt, und davon habe er noch lange fröhlich fortgekneipt, als es Bucher schon zu viel geworden und er zu Bett gegangen sei. Die Komtesse wäre nach zwei Gläsern in ihrem Rocking Chair eingeschlummert und habe so fest geschlafen, daß sie laut geatmet habe.[1] Zuletzt teilte mir Bucher mit dem Bemerken: „Für Ihre Memorabilien" folgende hübsche Anekdote mit: „Die Frau Ministerin X fragte neulich beim Diner, wo es Schwänze und Scheren von Hummern gab, ihren Tischnachbar Roon mit seelenvollem Blick: »Meinen Sie nicht, Exzellenz, daß das seelische Moment auch dieser untergeordneten Tiergattung in dem allumfassenden Weltraum dereinst seine berechtigte Stelle einnehmen, seine Vollendung finden wird?« Roon griff nach einer zweiten Schere und sagte trocken: »Hm, ja, im Weltraum ist noch sehr viel Platz.«"

10. September. Diesen Morgen machte Bucher darauf aufmerksam, daß Keudell ganz außer sich zu sein scheine und fieberhaft verwirrt hin- und herfahre, um bald dies, bald das anzuordnen, was doch sonst nicht seine Gewohnheit sei. „Er soll — bemerkte B. — einen hohen russischen Orden erwarten, vielleicht den Andreas mit Brillanten.... Und dann lesen Sie mal, was hier einer seiner guten Freunde von der Presse in die Börsenzeitung besorgt hat." Ich las: „Bei dem diplomatischen Diner, das Fürst Bismarck am Sonnabend gab, saßen Gortschakow und Andrassy zu beiden Seiten des Kanzlers, Oubril und Karolyi neben Thile, der österreichische Sektionschef von Hofmann neben Keudell; letzterer hat auf Wunsch des Reichskanzlers seinen Urlaub unterbrochen, um mit Herrn Hofmann zusammenzutreffen. Herr von Keudell hatte sich den Fuß verstaucht und war mehrere Tage leidend, kam aber nichtsdestoweniger der an ihn ergangnen Aufforderung bereitwillig nach."

---

[1] In diesen Tagen (24. bis 30. Juli) war John Lothrop Motley Bismarcks Gast, vgl. Poschinger, Tischgespräche I, 751 f.

Nach Buchers Behauptung war von einem solchen Opfer an Bequemlichkeit nicht entfernt die Rede gewesen, da der Kanzler jenen Wunsch nicht geäußert, Keudells Kommen vielmehr ausdrücklich für nicht nötig erklärt hatte.

11. September. Auch Bucher ist von dem Ordensregen, mit dem die Dreikaiserzusammenkunft gesegnet hat, getroffen worden. Diesen Abend kam er an mein Pult und zeigte mir ein rotes Etui, worin zwei Dekorationen, ein Komturkreuz und ein Stern, lagen. Welcher Stern es war, der für ihn vom Himmel gefallen war, wußte er noch nicht; denn die Umschrift im Zentrum war russisch. „Nun sehen Sie einmal, wie die Natur spielt. Da haben sie mir den Orden und auch den Stern gestiftet, und Sie wissen doch, wie ich über Rußland gedacht habe." — Ich erwiderte: „Nun ja, Sie waren — früher nicht gerade freundlich gegen die Herren gesinnt. Sie standen meines Wissens auf Urquharts Standpunkte." — „Jawohl — versetzte er —, und wenn er das nun hört, denkt er gewiß: Na, den haben sie sich jetzt auch gekauft!"

15. September. Schon seit Wochen spielt in München eine Ministerkrisis, und man spricht davon, daß Gasser gute Aussichten habe, Ministerpräsident zu werden. Seiner Frau, einer gebornen von Redwitz, der Freundin des Königs, mit der Seine Majestät fortwährend in Korrespondenz steht, wurde in einer Meldung vom 1. September „ein nicht unbedeutender Anteil an der lediglich aus Allerhöchster Initiative hervorgegangnen Kabinettskrisis" zugeschrieben. Nach einem ungefähr gleichzeitigen Berichte B.s sollte auch Staatsrat von Daxemberger der Kandidatur Gassers nicht abgeneigt sein; wenigstens hieß es dort, daß er, „der sowohl in politischer als in religiöser Beziehung mehr mit Bray als dem jetzigen Minister harmoniere," Gasser B. gegenüber „als gemäßigt darzustellen versucht und leisen Tadel gegen Lutz angedeutet" habe.

Heute expedierte ich an die Kölnische Zeitung eine Korrespondenz aus München, zu der mir Bucher im Auftrage des Chefs die Direktive zugestellt hatte, und in der es ungefähr hieß, die dortige Ministerkrisis sei noch nicht beendigt. Mit besonderm Eifer bemühe sich um das Zustandekommen eines Kabinetts Gasser nach sichern Mitteilungen der für das Finanzdepartement in Aussicht genommne Staatsrat von Lobkowitz. Weniger glaubwürdig dagegen sei die

Angabe, daß auch der Staatsrat von Daxemberger in diesem Sinne wirke. „Kein Räsonnement dazu," lautete die Ordre des Chefs.

10. Oktober. In diesen Tagen (Datum nicht verzeichnet) riet Arnim in langer Auseinandersetzung dem Kanzler, Thiers nicht mehr zu unterstützen, da er Frankreich für Gambetta mächtig mache, und merken zu lassen, daß man auch andre unterstützen könne; an Anerbietungen werde es dann nicht fehlen.

8. November. Heute abend von Bucher, der mit dem Chef wieder in Varzin ist,[1] die Umrisse zu einer aus Stolp zu datierenden Korrespondenz für die Kölnische Zeitung erhalten, die ungefähr folgendermaßen lauten soll: „Gestatten Sie mir den Versuch, das Institut des occasional correspondent auch auf pommerschem Boden einheimisch zu machen, da mir zufällig über einige Dinge eine genauere Information zugänglich geworden ist, als einige berufsmäßige Korrespondenten zu besitzen scheinen. In Varzin sind keine Anzeichen einer bevorstehenden Abreise wahrzunehmen. Wie lebhaft die Korrespondenz mit Berlin sein mag, weiß ich nicht, aber wenn der Fürst am Kamin sich darüber ausspricht, daß er eine Reform des Herrenhauses für ein Bedürfnis unsers Staatsleben hält, so wird diese Ansicht schwerlich seinen Kollegen unbekannt geblieben sein. Wenn man sich dazu gewisser Gespräche erinnert, die während der Debatten über das Schulaufsichtsgesetz an parlamentarischen Abenden stattgefunden haben sollen, so dürfe man die beabsichtigte Reform in der Richtung zu suchen haben, daß das Herrenhaus eine verfehlte, in unsrer Geschichte und in der Bedeutung unsrer Grundaristokratie nicht begründete Nachahmung des englischen Oberhauses, künftig in Zusammensetzung, Intelligenz und Leistungsfähigkeit mehr den Charakter eines Senats oder Staatsrats haben soll."

22. November. Vorige Woche stand in einem hiesigen Blatt, ich glaube, es war Glaßbrenners Montagszeitung, die sehr wahrscheinlich von Aegidi eingeschwärzte, auch in der Frankfurter Deutschen Presse zu lesende Notiz, gutem Vernehmen nach werde Herr von Keudell demnächst von seinem Posten in Konstantinopel abberufen werden,

---

[1] Der Fürst war schon am 19. September wieder dorthin gereist und blieb dort bis zum 14. September, mit ihm Bucher seit dem 8. Oktober. Bismarck-Regesten II, 53. 56. Poschinger a. a. O. II, 67.

um die Stelle des Staatssekretärs im Auswärtigen Amte zu übernehmen, da Herr von Balan über kurz oder lang nach Brüssel zurückkehren solle. Ich schickte das Bucher, und der scheint es dem Fürsten vorgelegt zu haben; denn heute sagte mir „der Schwarze," daß der Chef sich Auskunft über den Verfasser ausgebeten habe. „Ich will jetzt — fügte er hinzu — an die Montagszeitung schreiben, habe aber wenig Hoffnung." In diesem Augenblick aber hatte ich schon folgendes Konzept Buchers in der Tasche: „Die lange Entfernung des Fürsten von Berlin, die ungünstigen Nachrichten über seinen Gesundheitszustand, die von Feinden und unter der Maske des Bedauerns von gewissen succession slüsternen Freunden verbreitet werden, haben die Elemente ermutigt, die einen Wechsel wünschen, der bekanntlich von einer hohen Dame nicht ungern gesehen würde." „Wenn Sie das — fügte B. hinzu — nicht direkt in ein Blatt (nicht offiziös) bringen können, so werden Sie es vielleicht, scheinbar unabsichtlich jemand erzählen, der es in die Presse besorgt." Ich besorgte das etwas weiter ausgeführt in den Hannoverschen Kurier, dem es dann andre Blätter, z. B. der Schwäbische Merkur (16. d. M.), nachdruckten.

Zu gleicher Zeit dementierte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Nachricht von der nahe bevorstehenden Rückkehr Balans nach Brüssel und der Absicht, Keudell zum Staatssekretär zu berufen, doch war dieses Dementi so gehalten, daß es schien, als sei die Sache noch in der Schwebe. Die Deutsche Zeitung in Wien vom 25. November machte auf diesen Umstand aufmerksam, indem sie bemerkte, die Worte des Braßschen Blattes: „Über eine Abberufung des Herrn von Keudell aus Konstantinopel und über die definitive Besetzung der Stelle des Staatssekretärs sind keine Entschließungen gefaßt," glichen einer halben Bestätigung. Vermutlich war dies von Aegidi geschrieben oder einem seiner Preßagenten eingegeben, und jetzt wurde von Varzin deutlicher gesprochen. Am 1. Dezember erhielt ich durch das Zentralbüreau von Bucher folgende Erklärung, die nicht in die Kölnische Zeitung kommen sollte, und die darauf im Hannoverschen Kurier erschien, dem sie andre Zeitungen entnahmen: „Herr von Keudell erfährt an sich das Sprichwort von den übereifrigen Freunden. Es ist im Kasino (in Berlin) eine bekannte Sache, daß er als nächste Staffel seiner künftigen Lauf-

bahn unter andern das Staatssekretariat im Auswärtigen Amte betrachtet und seine Wohnung hierselbst beibehalten hat. Es ist aber schwerlich in seinem Sinne geschehen, daß die Nachricht, er werde der definitive Nachfolger des Herrn von Thile werden, von einem Wochenblatt in Umlauf gesetzt, von Zeitungen, in denen man richtige Personalnachrichten zu finden gewohnt ist, aufgenommen, und daß zu dem dadurch hervorgehobnen Dementi der Norddeutschen Zeitung jetzt von Wiener Blättern die Bemerkung gemacht wird, dasselbe sehe wie eine halbe Bestätigung aus. Nach der guten Quelle, aus der das Dementi gekommen sein soll (Note für Sie: vom Chef), darf man in der Fassung desselben vielmehr die Absicht erkennen, das in Form einer Reklame auftretende Gerücht in möglichst freundlicher Weise zu widerlegen. Unberufne hätten um so weniger Veranlassung, sich mit dem Interesse des gedachten Staatsmanns zu beschäftigen, als es ihm bei den Funktionen, die er lange Zeit im Auswärtigen Amte versehen hat, nicht an genügenden Verbindungen in der in- und ausländischen Presse gefehlt hat, um alles, was er selbst für zweckmäßig hält, der Presse zu übergeben."

16. Dezember. In den letzten Wochen eine Anzahl nicht sehr bedeutender Korrespondenzen versendet, die von Varzin und zuletzt von hier aus (immer von Bucher im Auftrage des Chefs) angeregt worden waren. Heute wieder einen größern Artikel für die Kölnische Zeitung verfaßt, zu dem mir Bucher von oben die Anleitung brachte. Er lautete: „In der vergangnen Woche sind in einem Teil der Presse über die Absichten, mit denen der Reichskanzler aus Varzin zurückgekehrt ist,[1] verschiedne unklare und verworrene Mitteilungen in Umlauf gesetzt worden. Fürst Bismarck will nach einem dieser Gerüchte das Amt eines Präsidenten des Staatsministeriums und natürlich auch dasjenige eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten niederlegen. Ein andres weiß, daß er sich von aller Mitwirkung bei den innern preußischen Angelegenheiten zurückzuziehen gedenkt. Darauf ist zu erwidern, daß jenes »natürlich« in hohem Grade der Sachlage widerspricht. Der Fürst beabsichtigt bestem Vernehmen nach nichts weniger, als das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten nieder-

[1] Am 17. Dezember.

zulegen, und folglich auch nicht, aus dem preußischen Staatsministerium auszuscheiden. Dergleichen wäre bei der innigen Verbindung Preußens mit Deutschland nicht denkbar, wenn er nicht zugleich aufhören wollte, Reichskanzler zu sein. Dagegen ist so viel richtig, daß er den Wunsch trägt, von der Stelle eines preußischen Ministerpräsidenten entbunden zu werden. Er wird also in Zukunft, angenommen, daß der Kaiser die Gründe, die für den Wunsch sprechen, billigt, zunächst deutscher Reichskanzler, dann Führer der preußischen Stimme im Bundesrat, endlich Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als solcher Mitglied des preußischen Staatsministeriums sein. Die Gründe aber, die den Fürsten bestimmen, die Ministerpräsidentschaft in Preußen niederzulegen und sich an der Mitwirkung an der Verwaltung Preußens zu begnügen, werden zunächst in der absoluten Unmöglichkeit liegen, alle bisher von ihm bekleideten Ämter ohne Gefährdung seiner (beiläufig jetzt in erfreulicher Weise wiederhergestellten) Gesundheit weiter mit der erforderlichen Energie zu versehen. Die Ministerpräsidentschaft allein schon nimmt bei dem kollegialen System, das im preußischen Ministerium herrscht, die volle Arbeitskraft eines rüstigen Staatsmanns in Anspruch, und ganz dasselbe gilt von dem Amte eines Ministers des Auswärtigen für Deutschland, ganz dasselbe von den übrigen Pflichten, die dem Fürsten seine Stellung als Reichskanzler auferlegen. Schon das also, was er an Obliegenheiten und Geschäften zu behalten gedenkt, wird nur mit großer Anstrengung und würde kaum gedeihlich fortzuführen sein, wenn der Reichskanzler dabei nicht in so tüchtiger und trefflicher Weise unterstützt und vertreten würde, wie dies von den Männern, die ihm als oberstem Beamten des Deutschen Reichs zur Seite stehen, bisher geschehen ist. Ein andrer Grund, der den Fürsten bestimmen könnte, seine Enthebung von dem Vorsitze im preußischen Staatsministerium nachzusuchen, dürfte in dem Wunsche zu finden sein, nicht mehr in dem bisherigen Maße für die Richtungen und Beschlüsse der wegen jener kollegialen Einrichtung sehr unabhängig vom Willen des Präsidenten gestellten Ressortminister die Verantwortlichkeiten zu tragen. Als ein Beispiel für die Unzuträglichkeiten, die hieraus entspringen, möge die Erinnerung an das Ministerium Mühler dienen, in dem sich geraume Zeit eine Behörde etabliert hatte, die sich die Förderung

ultramontaner Interessen angelegen sein ließ, und über deren eigentliche Natur der Ministerpräsident bei jener Lage der Dinge erst aufgeklärt wurde, als sie schon allerlei Hindernisse für seine Politik geschaffen hatte.[1] Der Fürst wird also Reichskanzler und zugleich als Minister des Auswärtigen Mitglied des preußischen Ministerrats bleiben. Das Verhältnis Preußens zu Deutschland lockert sich nicht durch die Modifikation seiner Stellung, die er im Auge hat. Als Minister des Auswärtigen lag ihm bisher die Vermittlung aller Beziehungen Preußens zum übrigen Deutschland ob, als solcher hatte er in diesen Angelegenheiten die Immediatvorträge beim König als deutschem Kaiser, als solcher instruierte er die preußischen Bevollmächtigten beim Bundesrate, und alle diese Obliegenheiten und Befugnisse würden ihm auch nach seinem Rücktritte vom Vorsitze im preußischen Ministerrate ohne Zweifel verbleiben müssen und darum in der That verbleiben."[2]

18. Dezember. Aus München wird von guter Hand geschrieben, König Ludwig habe kürzlich an den Prinzen Adalbert ein Handbillet gerichtet, dessen wesentlicher Inhalt folgender sei: Von ihm, dem Prinzen, sei die Initiative zu dem Ministerium Gasser ausgegangen, auf ihn falle folglich auch die Blamage zurück, nachdem dieser Versuch gescheitert sei, und müßten Se. Majestät sich für die Zukunft alle Einmischungen des Prinzen in die Staatsangelegenheiten auf das ernstlichste verbitten.

1873

1. Januar. Nach einer Mitteilung aus Stuttgart, die auf einem Gespräche mit Mittnacht beruht, ist über die Ursachen der Entlassung des Freiherrn von Egloffstein (der vor kurzem Kabinettsvorstand des Königs Karl gewesen ist) und über die dadurch geschaffne Situation das folgende zu notieren. Der König ist entschlossen, seine Pflichten gegen das Reich zu erfüllen, Egloffstein aber hat ihn täglich in partikularistischem Sinne bearbeitet. Die Königin Olga fürchtet seit dem Jahre 1870 für die Existenz

[1] Die katholische Abteilung im Kultusministerium.

[2] Am 1. Januar 1873 wurde der Kriegsminister Graf Roon an des Fürsten Bismarck Stelle zum Vorsitzenden des Staatsministeriums ernannt. Bismarck-Regesten II, 57 f. Roon, Denkwürdigkeiten III⁴, 337 f.

Württembergs und wird darin von den Damen ihrer Umgebung, besonders der Baronin von Massenbach, sowie von Egloffstein bestärkt, der auch im Auftrage der Königin auf den König wirkt. So hat das Ministerium Egloffsteins Entfernung von seinem Posten verlangen müssen, und der König hat sie sogleich bewilligt. Egloffstein hat auch den wohlgesinnten General von Spitzemberg während einer Krankheit des Generals aus der Gunst des Königs verdrängt, desgleichen durch eine bejahende Antwort Gassers Frage, ob er als Gesandter Bayerns in Stuttgart wieder willkommen sein werde (nach dem Fiasko seiner Bewerbung um die Stelle des Premierministers in München), dessen Wiederabsendung bei König Ludwig, dem der Brief gezeigt worden ist, bewirkt. Spitzemberg steht jetzt beim König Karl wieder in Gnaden. Mit dem Nachfolger Egloffsteins, einem Herrn von Gärtner, ist Mittnacht zufrieden. Sollte er im Laufe der Zeit ungenügend erscheinen, so mangle es nicht an Personen, die ihn ersetzen könnten.

21. Januar. Aus dem folgenden Tagebuchblatte könnte ein lehrreicher und erheiternder Aufsatz mit dem Titel: „Geschichte eines offiziösen Zeitungsartikels" gemacht werden. Indes begnüge ich mich, das Material dazu zu geben und schließlich mit ein paar Worten die Wahrheit über die Entstehung des vielbesprochnen Opus und dessen Wert zu sagen. Seit geraumer Zeit schon war von einer preußischen Ministerkrisis die Rede gewesen, als die Kölnische Zeitung am 10. d. M. die nachstehende „Enthüllung" brachte.

„Als im Herbst vorigen Jahres an das Herrenhaus abermals die Beratung der Kreisordnung herantrat, hatte sich nicht nur der Minister des Innern Graf Eulenburg, sondern auch der Souverän selbst mit dieser Vorlage durchaus identifiziert. So sehr war in den obersten Regionen die Notwendigkeit eines solchen Reformwerkes erkannt worden. Schon im Februar 1872 hatte sich ein Ministerialbeschluß angesichts der Stimmung der ersten Kammer prinzipiell mit der Idee einer Herrenhausreform in Einklang gesetzt, allerdings von dem Grundgedanken ausgehend, daß eine solche Reform lediglich im Sinne eines Conseil d'Etat, nicht aber in dem einer englischen wirklichen Pairskammer zu geschehen habe.*) Diese durch-

*) Vgl. das Tagebuchblatt vom 8. November 1872. Band II, S. 380.

greifende Änderung des Bestehenden zählte naturgemäß in höhern Kreisen mancherlei Gegner, und auch die liberalen Parteien verhielten sich ziemlich kühl zu der angedeuteten Reformaussicht, da ihnen vor allem an der kraftvollen Durchführung der Kreisordnung gelegen schien. Sie hielten die Kreisordnung in dieser Beziehung, wenn sie einmal durchgebracht war, für den »Sperling in der Hand« und verrieten wenig Verständnis für die Herrenhausreform, die ihnen nur als »Taube auf dem Dache«, d. h. wenig greifbar vorschweben mochte.

„Anders der leitende Staatsmann. Er huldigte der Ansicht, daß, wenn man einen Louisdor (die Herrenhausreform) erst überhaupt besitze, man sehr leicht einen Thaler (die Kreisordnung) eingewechselt bekomme. Darum, als das Herrenhaus im Herbste sich abermals renitent erwies,[1] war man in Varzin schlechterdings nicht ganz unzufrieden mit dieser Haltung, ohne sich deshalb sehr für den Pairsschub zu erwärmen. Man wollte eben mehr. Daher jene Winke einzelner Herrenhausmitglieder, die zu verstehen gaben, daß der auf Urlaub befindliche Fürst durchaus nicht für die Kreisordnung schwärme. In der That scheint es, daß der damalige preußische Ministerpräsident gegen eine Amendierung des Kreisordnungsentwurfs im Sinne des Herrenhauses nichts einzuwenden hatte, und daß er einzelnen seiner Kollegen aus diesem Hause gegenüber mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge hielt. Welche Pläne, wenn diese Nachricht wirklich der Sachlage entspricht, dabei verfolgt wurden, ist nach dem Gesagten einleuchtend; denn dann konnte der Fürst als Vermittler eintreten und dem Oberhause schließlich jene konsultative Stellung zuweisen, die er für sein Fortbestehen als lebendiger Faktor im Staatsleben für unumgänglich hielt. Man weiß, daß diese Ansicht durchkreuzt wurde, und zwar durch den Pairsschub.[2] Letztere Maßregel war von Varzin aus durch ein schriftliches Votum, das für sofortige Herrenhausreform eintrat, bekämpft worden, und diesem Votum hatte sich Graf Roon als einziges

[1] Indem es am 31. Oktober die Kreisordnung mit 145 gegen 18 Stimmen ablehnte.

[2] Ernennung von 25 neuen Herrenhausmitgliedern am 30. November. Hierauf nahm das Herrenhaus am 9. Dezember mit 116 gegen 90 Stimmen die Kreisordnung an.

unter allen Kabinettsmitgliedern angeschlossen. Graf Eulenburg siegte mit der ministeriellen Majorität im Kabinett, indes der Souverän gleichzeitig von den Winken Kenntnis erhielt, die an einige Herrenhausmitglieder betreffend eine eventuelle Amendierung der Kreisordnungsvorlage eingelaufen waren.

„Fürst Bismarck und Graf Roon waren also vereint in der Minorität geblieben, indes der erstere vor der Welt als Ministerpräsident noch immer für den Träger einer Politik galt, die er im Schoße des Kabinetts so ausdrücklich bekämpft hatte. Dies war wenig nach dem Geschmack des Reichskanzlers, der darin aufs neue einen Beweis für die Unzuträglichkeiten sah, die das in Preußen übliche Kollegialsystem des Ministerrats nach sich zog.

„Hier also hoffte er eingreifen und Neues fördern, gleichzeitig aber den von ihm stets in erster Reihe festgehaltnen Neubau des Oberhauses abermals in die Hand nehmen zu können. Als er Varzin verließ, schwärmte eine Meute von Gerüchten vor ihm her, die sich alle auf sein Verhältnis zum Kabinett und auf die Erweiterung der Reichsministerien bezogen. Fast schien es, als wäre man der Ansicht, Preußens Aufgaben seien nunmehr lediglich innerer Natur, dort habe es alle seine Kräfte zu konzentrieren. Wie das Marinewesen, die auswärtigen Angelegenheiten, die Verkehrsbeziehungen, so sollte auch die Armee in allen ihren Beziehungen zum Reiche dem Reichskanzleramte angeschlossen werden, sodaß der Chef des Kriegsministeriums als Staatsminister etwa in ähnlichen Beziehungen zum Reichskanzleramte stünde, wie jetzt General Stosch als Marineminister und Staatsminister Delbrück als Präsident des Bundeskanzleramts. Dann werde es nie mehr vorkommen können, daß in militärischen Dingen Erlasse des Kaisers statt vom Reichskanzler vom preußischen Kriegsminister gegengezeichnet würden u. s. w. Zu gleicher Zeit würde Hand in Hand mit dieser Änderung auch die Zusammensetzung des preußischen Ministeriums eine homogenere geworden und namentlich eine wirkliche Kabinettsbildung mit einem Chef herbeigeführt worden sein, der eine einzige und zwar eine persönliche Politik durch die Glieder dieses Kabinetts auch außerhalb vertreten lassen könnte.

„Indes zur vollen amtlichen Entwicklung dieses Planes ist es kaum jemals gekommen. Als an höchster Stelle immer noch unter

dem Eindruck der Mahnung an das Herrenhaus, die Kreisordnung zu amendieren, die Thatsache bekannt wurde, daß unter den obwaltenden Umständen der bisherige Ministerpräsident nicht mehr geneigt sei, sich als Präsident majorisieren und sich eine Politik zuschreiben zu lassen, die nicht die seinige, mußte zuerst die Frage herantreten, was wohl am geeignetsten erscheine, die entstehende Lücke auszufüllen. Der Sieger im letzten parlamentarischen Kampfe, der schon einmal im Laufe des Jahres zu ähnlicher Stellung ausersehen worden war, Graf Eulenburg, mußte da naturgemäß der königlichen Entscheidung sehr nahe stehen. Indes es blieb keinen Augenblick zweifelhaft, daß unter diesem Ministerpräsidenten, der im Konseil soeben über den Fürsten Bismarck in der Pairsschubfrage den Sieg davongetragen, eine fernere Beteiligung des Ministers des Äußern an den spezifisch preußischen Angelegenheiten nicht zu erwarten sei. Etwas andres war es mit dem Grafen Roon, der ebenfalls, weil er überstimmt worden war, seine Entlassung gegeben hatte,[1] von dem aber sich zu trennen dem Herzen des Monarchen überaus schwer fiel. Wurde er als Nachfolger ins Ministerium berufen, so konstatierte diese Thatsache durchaus keine Verlängerung des Bismarckschen Standpunkts in der Herrenhausreform durch den König, da Graf Roon und Fürst Bismarck in dieser Sache Hand in Hand gegangen waren. Beide Männer, seit Jahren durch persönliche Beziehungen eng miteinander verbunden, verständigten sich rasch. Graf Roon trotz seiner konservativen Neigungen bekannte sich seit langem aufrichtig zu der politischen Haltung des Reichskanzlers. Wie er schon seine Entschiedenheit im Kampfe mit dem Klerus bei Gelegenheit der Übergriffe des Armeebischofs Namczanowsky und der altkatholischen Armeeseelsorge an den Tag gelegt, so stand er auch hier nicht an, das Programm des scheidenden preußischen Ministerpräsidenten im Kampfe wieder Rom in allen Teilen ausnahmslos zu adoptieren. In der Herrenhausfrage gingen beide Staatsmänner bereits enggeschlossen zusammen. Die Vorlage wegen der Zivilehe mußte ohne näheres Eingehen zurückgelegt werden, weil man noch nicht im klaren war, welche Kompensation der evangelischen Geistlichkeit für die entfallenden Trau- und Stolgebühren anzubieten sei. Auf der

[1] Am 8. Dezember. Der Kaiser lehnte es am 16. Dezember ab.

andern Seite war der Reichskanzler imstande, seine Unterstützung für die eventuell zu erhöhenden Forderungen für das Reichsmilitärbudget dem Reichstage gegenüber zuzusagen für den Fall, daß der zu ernennende zweite Chef der Armeeverwaltung als Staatsminister in ein näheres Verhältnis zum Reichskanzler trete — kurzum, es kam ein intimes Bündnis und eine herzliche Verständigung zu stande, die einen Teil des ursprünglichen Programms Bismarcks sofort verwirklichte und einen andern Teil ohne Präjudiz für die Zukunft aufbehielt."[1]

Auf diesen Artikel folgte am 14. Januar in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die nachstehende Erklärung: „Die Kölnische Zeitung vom 10. enthält einen Artikel zur innern Geschichte der preußischen Krisis, eingeführt mit der Bemerkung, daß er aus guter Quelle stamme. Ohne die Berechtigung dieser Versicherung an jeder einzelnen Angabe des Artikels beurteilen zu können, sind wir in der Lage, dem widersprechen zu müssen, daß der Reichskanzler jemals die Opposition im Herrenhause gegen die Kreisordnung ermuntert oder mit der vorhandnen Opposition auch nur die leiseste Fühlung von Varzin aus gehabt habe.

„Nachdem das Herrenhaus zu einzelnen Paragraphen Beschlüsse, die von der Vorlage und den Voten des Abgeordnetenhauses abwichen, gefaßt hatte, gab der Fürst seine Ansicht dahin zu erkennen, daß der verfassungsmäßige Weg einzuhalten, d. h. über die Amendements des Herrenhauses nochmals mit dem Abgeordnetenhaus zu verhandeln sei, und widersprach dem Gedanken, den Landtag schon nach diesen ersten abweichenden Voten des Herrenhauses zu schließen und schon die Position durch einen Pairsschub zu forcieren.

„Richtig ist, daß, nachdem das Herrenhaus durch seine unerwartete Schlußabstimmung seine eignen Amendements kassiert hatte, der Fürst die Forderung gestellt hat, die Reform des Herrenhauses in erster Linie und vor weiterer Verhandlung über die Kreisordnung in Angriff zu nehmen, und daß er diese Reform noch heute für ein dringendes Bedürfnis hält, wenn auch nicht in der Richtung auf einen konsultativen Staatsrat, sondern auf ein Zweikammersystem, dessen erste Kammer Gewicht und im Lande Wurzeln von hinreichender Stärke hat."

---

[1] Über diese ganze Krisis ausführlich Roons Denkwürdigkeiten III⁴, 321 ff.

Am 20. Januar ging dasselbe Blatt noch weiter, indem es in betreff der Enthüllung der Kölnischen Zeitung erklärte: „Einige Unrichtigkeiten dieses Artikels haben wir an unserm Teile, ohne uns auf eine vollständige Widerlegung einzulassen, ausdrücklich namhaft gemacht. Wir sind heute in der Lage, zu bemerken, daß die Zahl der mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße stehenden Angaben des berufnen Artikels, der, obwohl die Bemühung, ihn auch telegraphisch zu verwerten, gescheitert ist, mittlerweile die dem Berufe der Presse wenig entsprechende Wirkung einer Mystifikation gehabt hat, sich nach unsrer unmaßgeblichen Rechnung auf ein volles Dutzend beläuft. Da indes der Herr Ministerpräsident im Hause der Abgeordneten den Wunsch geäußert hat, die Besprechung in der Presse über die Gegenstände jenes Artikels möge ihr Ende erreicht haben, und wir mit einem an solcher Stelle geäußerten Wunsch uns nicht in Widerspruch zu setzen beabsichtigen, auch keineswegs gewillt sind, gegen das rheinische Blatt, das sonst aus bessern Quellen schöpft, zu polemisieren, so versagen wir uns jede weitere Auseinandersetzung mit dem Inhalt des Artikels, dem, wie wir wissen, amtliche Kreise durchaus fremd sind."

Und nun, wie stand es in Wahrheit mit der Sache? Wolle man sich aus folgenden Tagebuchnotizen einen Vers machen und dazu noch hinzunehmen, daß das zuletzt genannte Blatt durch Eckardt mit Aegidi in enger Verbindung stand. Die Notizen lauten: „12. Januar. Bucher sagte mir auf mein Befragen heute abend, daß die Enthüllung der Kölnerin richtig sei, und daß er das darin erwähnte Votum selbst ausgearbeitet habe." — 15. Januar. „Diesen Abend erzählte Wollmann, Aegidi habe den Artikel der Kölnischen Zeitung vom 10. dem Fürsten nach Friedrichsruh geschickt und dazu geschrieben, daß er nicht wisse, wer ihn verfaßt habe, aber versichern könne, in keinerlei Weise dabei beteiligt zu sein." — 21. Januar. „Der Aufsatz der Kölnischen Zeitung war, wie Bucher mir diesen Abend mitteilte, von Kruse, dem jetzt hier anwesenden Chefredakteur des Blattes, nach Angaben Aegidis verfaßt und enthält nur einige nebensächliche Irrtümer. Das sanfte Dementi in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 14. hatte Bucher auf Befehl des Chefs geschrieben, das schärfere und die Hinweisung der Kölnerin darauf, daß kein Volk ein Recht auf eine chronique scandaleuse habe, war

aus dem Munde des Fürsten und der Feder Aegidis gekommen, der sich so gewissermaßen selbst auf die Finger schlagen mußte."

Man konnte nach allen diesen Mitteilungen nicht wohl umhin, der Nationalzeitung bis zu einem gewissen Maße beizupflichten, wenn sie am 20. Januar bemerkte: „Wir können den neulich schon der Regierung gegebnen Rat nur recht dringend wiederholen, daß sie, statt der Presse Vorwürfe zu machen, lieber ihre Geheimräte und offiziösen Trabanten verschiedenster Gattung in Ordnung halten möchte. Man weiß allgemein und wird sich das durch keinerlei Versicherungen ausreden lassen, daß unsre Minister teilweise einander bekämpfen und sich beseitigen möchten. Mögen sie diese Kämpfe im Schoße des Ministeriums und an geeigneter Stelle fortspinnen, aber mögen sie diesen Streit durch die von ihnen abhängigen, aber dennoch bei jeder Gelegenheit desavouierten Personen nicht in dunkeln und unvollständigen Andeutungen unter das große Publikum tragen... Überhaupt möchten wir die Regierung recht entschieden gebeten haben, ihre Offiziösen mehr zu überwachen und ihnen nicht zu gestatten, bei Erfüllung ihrer Amtsverrichtung und bei Betreibung ihres Gewerbes einen sich fortdauernd steigernden Unfug zu verüben."

4. Februar. Heute nachmittag kurz nach vier Uhr hörte ich Hatzfeldt erst murmelnd heftig hin- und hergehen und nachher bei Aegidi laut auf den Chef räsonnieren. „Das paßt mir einmal nicht" — „ich habe das nicht nötig" — „ein Krieg kann aus so was hervorgehn" — „Abschiedsgesuch" und dergleichen Tapferkeiten mehr. Als er fort war, ging ich zu Aegidi hinüber und fragte ihn: „Was ist denn dem Herrn Grafen in die Krone gefahren? Der war ja ganz aus dem Häuschen." — „I — sagte der —, er hat jetzt dem Chef Vortrag halten wollen, und da hat der ihm gesagt oder sagen lassen, er möchte es erst heute abend thun. Das paßt ihm nun nicht. Aber das kommt mir gerade so vor wie mein Schwiegervater. Wenn bei dem die Pferde einmal lange warten müssen, und es sagt jemand: »Die armen Pferde!« so lacht er und antwortet: »Da kann ich ihnen nicht helfen, sie müssen eben warten. Warum haben sie sich als Pferde bei mir vermietet!«"

Ich erkundigte mich darauf bei Mechler in betreff des Vorfalls, und der meinte, Hatzfeldt habe dem Fürsten Vortrag über eine Sache halten wollen, die mit dem um fünf Uhr reisenden Kurier

habe abgehen sollen. Die Kanzleidiener hätten ihn jedoch beim Chef, der gerade sehr verdrießlich gestimmt gewesen wäre, nicht melden wollen. Darüber wäre der Graf ärgerlich geworden und hätte seinen Vortrag schriftlich hinaufgeschickt und gefragt, ob Durchlaucht diesen Nachmittag mit ihm darüber sprechen wolle, worauf er unten getobt und gepoltert habe. Der Chef aber habe ihm sagen lassen: „Nein, die Angelegenheit hat Zeit." Es muß also kein Kriegsfall hinter der Verzögerung gedroht haben.

8. Februar. Diesen Morgen erzählte mir Bucher, indem er mir einen Artikel Gustav Raschs in der Beilage der Berliner Börsenzeitung vom 5. Februar (Nr. 59) zeigte, daß an ihn von Ferrières die Weisung ergangen sei, Rasch zwanzigtausend Franken zur Reise nach Nizza zahlen oder schicken zu lassen. Er aber habe das nicht gethan, sondern beim Chef dagegen remonstriert, indem er vorgestellt habe, Rasch habe bei seiner Partei gar keinen Einfluß und gelte nur bei einzelnen Blaustrümpfen etwas. Bucher bemerkte bei dieser Gelegenheit auch, Rasch sei „mit Keudell sehr befreundet."

Wieder einem komischen Diplomaten begegnet. Bunsen, unser Gesandter am schwedischen Hofe, berichtet unterm 24. Januar aus Stockholm: „Eine in meinem gestern mittelst Depeschenkastens abgesandten gehorsamsten Bericht Nr. 4 enthaltne Angabe beehre ich mich ehrerbietigst dahin zu berichtigen, daß nicht der Christusorden, sondern das Großkreuz vom Turm und Schwert Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen morgen überreicht werden soll, wie mir der königlich portugiesische Gesandte soeben mitteilt." Wichtig, welterschütternd! Aber wohl nur für Exzellenz von Bunsen. Sogar Aegidi machte, als er mir diese Depesche zustellte, Späße darüber, indem er unter anderm meinte: „Man muß sich den Nachsatz hinzu denken: Nun gebt ihr Berliner dem kleinen Prinzen auch einen hübschen Orden, damit ich von den Schweden einen dafür kriege."

15. Februar. Unter den Konzepten, die ich heute las, war ein Bericht vom Januar d. J., deshalb von besonderm Interesse, weil Bucher, offenbar als Material zu einer Beantwortung durch den Chef, Randglossen dazu gemacht hatte. In dem Berichte entschuldigt sich Arnim gegen den Kanzler, der ihm vorgeworfen hat, „in seiner Berichterstattung finde er eine Meinungsverschiedenheit

über fundamentale Grundsätze deutscher Politik" zwischen sich und ihm. Der Botschafter behauptet, eine solche Verschiedenheit der Ansichten existiere nicht. Wenn der Fürst als nächste politische Aufgabe in betreff Frankreichs bezeichne, dieses „nicht bündnisfähig werden zu lassen," so habe er, Arnim, „diesen Zielpunkt gleichfalls immer im Auge gehabt." Nur hinsichtlich des Weges, der zu diesem Ziele führte, habe er eine Meinung geäußert, die von den Anschauungen des Chefs (der diesen Weg in der Erhaltung der Republik sieht und Thiers zu diesem Zweck unterstützt wissen will) abweiche. Dies ist nach den Zitaten aus frühern Depeschen ebensowenig wahr als dessen Behauptung, nach seiner im Oktober v. J. erfolgten Rückkehr nach Paris habe er „den Präsidenten mehr als wünschenswert gewachsen gefunden." Hinsichtlich der letzten Behauptung zitiert Bucher die Sätze: „Es fragt sich schon heute, ob Thiers, der einen Pakt mit dem Agitator (Gambetta) geschlossen zu haben glaubte, ihm noch gewachsen ist" (Bericht vom 3. Oktober), und: „Die Verlängerung des jetzigen Regimes nützt lediglich dem wilden Radikalismus, in dessen Programm die Revanche Hand in Hand geht mit dem Kampfe gegen die Monarchien und den ganzen sozialen Bestand Europas" (Bericht vom 13. November). Ferner will Arnim in seiner jetzigen Entschuldigung glauben machen, er habe früher „nicht ohne Bedenken gesehen, wie Thiers sich anschickte, die Gewalt für eine Reihe von Jahren sich zu sichern." Der Chef hat dazu bemerkt: „Das sah er wohl nicht." Bucher aber zitiert aus einer Depesche des Botschafters vom 30. November die Stelle: „Die Summe von Macht, die er anhäuft, wird in andre Hände (Gambettas Hände) übergehen." Endlich behauptet der Graf, jetzt nur empfohlen zu haben, „das Ansehen des Herrn Thiers nicht mehr so unbedingt wie früher durch die inspirierte deutsche Presse zu stützen." Sein Glossator dagegen bemerkt: „Im Bericht vom 29. November hält der Botschafter an seiner Ansicht fest, daß die Regierung des Präsidenten eine Quelle ernstlicher Beunruhigung für das monarchische Europa sein muß." In der Depesche vom 30. November empfiehlt der Graf Arnim, „eine Krisis herbeizuführen, aus der entweder Gambetta oder eine sich an Deutschland anlehnende Regierung hervorgehen würde." Gambetta würden wir niederzuwerfen berechtigt und (nach seiner Darstellung wegen der Propaganda) genötigt sein.

Er rät, Thiers unsre Stütze zu entziehen. Schließlich heißt es, nach Buchers Anmerkungen, im Bericht Arnims vom 6. Dezember: „Man kann annehmen, daß es dem Präsidenten sehr schwer sein wird, zu regieren, wenn er sich nicht entschließt, mit der konservativen Majorität zu regieren."[1]

20. Februar. Aus einem Bericht Arnims vom 17. v. M. ergiebt sich, daß er sich von einem gewissen Lindau[2] über die französische Presse ausführliche Referate erstatten läßt, und in einer Depesche des Grafen vom 8. d. M. wird gemeldet, daß Lindau den Antrag gestellt hat, ihm „die Hilfe des (vermutlich als verdächtig oder sonst ungeeignet beanstandeten) Beckmann nicht zu entziehen." Arnim unterstützt in einem Schreiben diesen Antrag „im Interesse des Dienstes" lebhaft. Lindau müsse „eine Person an der Hand haben, die das Kompromittierende der ganzen Einrichtung auf sich nimmt. . . . Auch ist weder Herr Lindau noch irgend ein andrer Beamter der Botschaft imstande, zu gleicher Zeit das Material zusammen zu tragen, gründliche Berichte über die Presse zu liefern und selbst Artikel für deutsche, italienische und russische Zeitungen zu machen." Lindau hat, nach Arnim, auch vorgeschlagen, „eine Publikation für Rußland einzurichten," vermutlich eine Korrespondenz.

3. März. Der Chef lehnt in einem Erlaß von gestern dies alles ab, will kein „förmliches Preßbüreau," keine russische Korrespondenz und keine Beeinflussung der deutschen Blätter von der Pariser Botschaft aus.

Mit dem zuletzt genannten Datum schloß ich mein Tagebuch, um es einige Jahre ruhen zu lassen. Der Termin, den ich mir beim Aufhören meines direkten Verkehrs mit dem Fürsten für

[1] Vgl. dazu Erlasse an Arnim vom 8. und 23. November 1872, die auf eine neutrale Haltung Deutschlands gegenüber den französischen Parteikämpfen dringen, sowie Bismarcks Schreiben an den Kaiser vom 5. Dezember über die „tendenziösen und sachlich widerspruchsvollen Darstellungen des Grafen von Arnim," Bismarck-Regesten II, 54. 55. G. u. E. II, 163 f. — Thiers stellte im November 1872 in der Nationalversammlung den Antrag auf förmliche Erklärung der Republik, den die monarchischen Parteien eifrig bekämpften.

[2] Rudolf Lindau, Bruder des Dramenschreibers und Kritikers, später Legationsrat in Berlin, war durch Erlaß vom 9. Januar der kaiserlichen Botschaft in Paris als Korrespondent unter Kontrolle des Auswärtigen Amts beigegeben worden. Bismarck-Regesten II, 58.

mein weiteres Verbleiben im Auswärtigen Amte gesetzt hatte, war abgelaufen, ohne daß dieser Verkehr sich wieder hergestellt hatte. So schrieb ich unterm 28. Februar an den Chef:

„Durchlauchtigster Fürst,
Hochgebietender Herr Reichskanzler,
Gnädigster Chef und Herr.

„Vor einigen Tagen waren es drei Jahre, daß ich meine Arbeit im Auswärtigen Amte begann. In Anknüpfung hieran gestatte ich mir die ehrerbietigste Bitte, Ew. Durchlaucht wollen unter Berücksichtigung des Schlußsatzes in der Verfügung vom 15. März 1870, durch die ich angestellt wurde, erlauben, daß ich jene Arbeit mit Ablauf des März aufgebe und zunächst nach Leipzig zurückkehre. In gedachtem Schlußsatze ist gesagt:

»Dabei bemerke ich, daß, falls Ihre gegenwärtige Beschäftigung früher oder später aufhören sollte, Ew. Wohlgeboren eine jährliche Summe von 1200 Thalern unter der Voraussetzung bewilligt werden wird, daß Sie auch dann ebenso wie in den letztverflossenen Jahren ihre litterarische Thätigkeit der Unterstützung unsrer Politik widmen.«

„Die Beschäftigung, zu der ich, nach Ew. Durchlaucht mündlicher Instruktion bei meiner Vorstellung am 24. Februar 1870, hierher berufen wurde, hat mit dem 1. Juli 1871 aufgehört und mit ihr allmählich alles, was sonst an Pflichten mit ihr verbunden war. Ich habe mich redlich bemüht, trotzdem nützlich zu sein, aber ich mußte mir sagen, daß ich mit diesem Bemühen in andrer als der nunmehrigen Stellung besseres leisten würde.

„Demgemäß hätte ich die obige ehrerbietige Bitte vielleicht sofort nach der Veränderung, die mir die Ehre unmittelbaren Verkehrs mit Ew. Durchlaucht entzog, aussprechen sollen. Ein solcher Schritt aber hätte, damals gethan, unrichtiger Auffassung begegnen können, und sodann hatte ich noch zu lernen, zunächst um vor Mißgriffen in dem, was die angezogne Verfügung als Unterstützung unsrer Politik bezeichnet, möglichst sicher zu sein, sodann um einmal der Nachwelt ein nicht bloß mit Liebe, sondern auch mit guten Kenntnissen gezeichnetes Bild des Lebens von Ew. Durchlaucht hinterlassen zu können. Letzteres war seit Jahren mein einziger

Ehrgeiz und wird es bleiben. Zugleich aber wird es mir Gelegenheit schaffen, den mir verlornen Verkehr mit Ew. Durchlaucht dadurch zu ersetzen, daß ich ihn im Geiste intensiv wieder aufnehme.

„Gewiß habe ich für diese beiden Zwecke in den drei Jahren meines Hierseins bei weitem noch nicht genug Thatsächliches gelernt, wohl aber, so hoffe ich, reichlich politische Vorurteilslosigkeit und matter-of-factness. Übrigens lernt man nie aus, und doch gilt auch bei andern Studien ein Triennium für genügend.

„So darf ich mich vertrauensvoll der Hoffnung hingeben, daß Ew. Durchlaucht meine ehrerbietige Bitte wohlwollend gewähren werden, und vielleicht ist selbst das keine Täuschung, wenn ich damit die leisere Hoffnung verbinden möchte, Ew. Durchlaucht würden, sobald ich dazu käme, die ins Auge gefaßte große Biographie in die Hand zu nehmen, mich in ähnlicher Weise dabei unterstützen wie dem Vernehmen nach andre vor mir.

„Wie dem aber auch sei, ich werde von hier mit demselben starken Gefühle der Verehrung vor dem Regenerator unsrer Nation hinweggehen, mit dem ich kam, und danach handeln. Mit diesem Gefühl aber wird für alle Zeit die dankbare Erinnerung an die mich beglückenden Tage, wo ich mit Ew. Durchlaucht persönlich verkehren durfte, und namentlich an die sieben Monate des großen Krieges verknüpft sein, wo dieser Verkehr am direktesten war, und ich mir bisweilen sagen zu dürfen glaubte, daß ich Ew. Durchlaucht Wohlwollen besitze.

Ew. Fürstlichen Durchlaucht

ehrerbietig ergebener

Dr. Moritz Busch."

Dieses Abschiedsgesuch wurde zunächst Bucher vorgelesen, der es als „durchaus würdig" billigte, und dann von diesem dem Chef in offnem Couvert übergeben, wozu Bucher sich selbst erboten hatte. Der Fürst hat es aufmerksam durchgelesen und dann gesagt: „Der kann sich wohl mit Aegidi nicht vertragen?" Bucher hat darauf erwidert, er sei in das Verhältnis nicht eingeweiht und wisse nur, daß mich die jetzige Stellung nicht befriedige. Der Chef hat schließlich angeordnet: „Lassen Sie es nicht durch die Büreaus gehen, sondern geben Sie es gleich Bülow, der mit mir darüber reden soll."

Die Antwort hierauf ließ fast drei Wochen auf sich warten. Endlich benachrichtigte mich am 20. März Aegidi, daß der Fürst ihn beauftragt habe, mir mitzuteilen, daß er mich zu sprechen wünsche, und daß er die zweite Nachmittagsstunde des 21. dazu bestimmt habe. Als ich infolge dessen (das Nachstehende ist unmittelbar nach dieser Audienz aufgezeichnet und giebt die Äußerungen des Reichskanzlers in allen Stücken wörtlich wieder) zur genannten Zeit oben in der Wohnung des Chefs erschienen war, mußte ich etwa zehn Minuten im chinesischen Zimmer warten, weil Bülow[1] bei ihm war. Dann meldete mich der Kanzleidiener Mantey. Als ich eintrat, saß der Fürst in seinem blauseidnen Schlafrock hinter seinem Schreibtisch und sah recht wohl und freundlich aus. Er reichte mir die Hand und lud mich ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen, wie bei meiner ersten Unterredung mit ihm im Februar 1870. Dann entspann sich folgendes Gespräch.

Er: „Nun Sie wollen weg. Sie haben mir hier den Brief geschrieben. (Er faltete ihn, der vor ihm lag, auseinander, und ich bemerkte, daß er eine Stelle darin mit Bleistift angestrichen hatte.) Entschuldigen Sie, wenn ich erst jetzt darauf antworte. Sie hatten sich auf eine Abmachung bezogen, auf die ich mich nicht besinnen konnte. Da habe ich denn an Keudell schreiben lassen, und dessen Antwort ist gestern eingelaufen. Danach sind Sie in Ihrem Rechte, und ich habe Bülow veranlaßt, daß dies so geordnet wird. Sie werden das bekommen, was Ihnen zugesichert ist, aber Ihre Gegenleistung ist danach eine geringe. Wir setzen bloß voraus. Nur freiwillig."

Ich erwiderte, daß ich trotzdem so fleißig als möglich sein werde. Meine Beschäftigung sei in der Hauptsache die Politik, und ich würde nur einem moralischen Imperative folgen, wenn ich *seine* Politik unterstützte. Ich könnte gar nicht anders, hätte für ihn geschrieben lange bevor ich von ihm dafür bezahlt worden wäre, u. a. m. Ich wollte aber nicht bloß, sondern würde auch in der Lage sein, ihm zu nützen, da ich in einigen Monaten die Chef-

[1] Bernhard von Bülow, damals Staatssekretär des Auswärtigen Amts seit 1873. Er starb am 20. Oktober 1879 und stand dem Fürsten sehr nahe. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat I, 73 ff. III, 190 ff. Tischgespräche I, 102. II, 95. 102.

redaktion des Hannoverschen Kuriers, eines Blattes mit ungefähr zehntausend Abonnenten, übernehmen werde. Nur bäte ich um gute Information.

Er: „Durch den Kanal von Aegidi werden Sie die wohl nicht haben wollen, und doch müßte das so sein; es muß nur eine Stelle sein, von der das ausgeht."

Ich: „Nun, es giebt hier noch einen, von dem ich, wenn ich mir überhaupt ein Urteil erlauben darf, sowohl in betreff des Charakters als des Talents und Wissens unter allen hier unter Ihnen Arbeitenden das Meiste halte."

Er: „Und der wäre?"

Ich: „Das ist Bucher. Wenn Durchlaucht mich durch den, wie bisher zuweilen, in Kenntnis setzen ließen, was gewünscht und beabsichtigt wird. Man hat sich an die Auffassung Ew. Durchlaucht einigermaßen gewöhnt und kann vieles erraten, aber oft könnten doch ganz neue und unerwartete Gedanken kommen, und die müßten mir angedeutet werden."

Er: „Ja — Bucher — eine wahre Perle![1] Gut, setzen Sie sich mit dem in Verbindung. Ein sehr tüchtiger Mann. Wenn ich ihn nur behalte; er sieht mir gar nicht recht gesund aus."

Ich bemerkte, daß sei allerdings wahr, indes helfe er sich, wenn er erschöpft sei, durch Schlaf, und so bleibe er bei aller Arbeit immer aufrecht und dienstfähig.

Der Fürst fuhr dann fort: „Nun aber kommen wir zum zweiten Punkte. Sie haben da in Ihrem Briefe gesagt, Sie wollten meine Biographie schreiben. Ich habe nichts dagegen; es könnte sogar sehr nützlich werden. Es ist mir nicht gleichgiltig, wer das schreibt. Es existiert schon viel darüber, aber darunter viel dummes Zeug. Es wird nicht leicht sein, aber ich werde Sie dabei unterstützen, bin bereit, alle Fragen zu beantworten und alle möglichen Mitteilungen zu machen, die Sie wollen. Lesen Sie doch, was darüber vorhanden ist, und schicken Sie mir dann einen oder ein paar Frage- und Antwortbogen. Oder besser, schreiben Sie doch die Geschichte des großen Hauptquartiers in Frankreich. Sie sind dabei gewesen. Das

[1] „Das ist ein Mann von sehr feinem Takte," sagte der Fürst von ihm einmal im Sommer 1878, Poschinger, Tischgespräche II, 336

kann mir sehr nützen und auch der Geschichte. Ich werde Ihnen alles Mögliche mitteilen. Sie können auch meine Söhne fragen und meinen Vetter Karl, den Sie ja kennen. Dann haben Sie auch ein Tagebuch geführt. — Nun ja, das ist zu einem Erpressungsversuche benutzt worden. Ein Leipziger Buchhändler schrieb mir, Sie hätten ein Notizbuch geführt, worin Sie alles aufgezeichnet hätten, was ich über den König gesagt hätte. Das wäre in Abschriften an fünf verschiednen Orten niedergelegt und würde veröffentlicht werden, wenn ich ihm nicht 100000 Thaler schickte. Ich habe Sie aber für einen Mann von Ehre gehalten, der dazu nicht fähig ist. So habe ich ihm geantwortet: Nicht fünf Groschen, und ich würde deshalb nicht einen Schutzmann in Bewegung setzen. — Es würde mir allerdings nicht gleichgiltig sein, wenn das gedruckt würde und auf den Markt käme, was ich über den König und andre hohe Personen nach meiner Art gesagt habe in Aufregung und Verdruß — sehr berechtigtem Verdruß — wenn das bekannt würde. Aber er weiß, daß ich viel Schlimmeres schon über ihn geäußert habe. Ich stehe übrigens mit ihm jetzt, wo ich den Ministerpräsidenten ausgezogen habe, viel besser als früher, wo ich ihn noch anhatte. Er denkt, jetzt kann ich ihm nicht mehr in den Weg treten und ihn nicht mehr in seinem Willen hindern, wenn er unpraktische Dinge vorhat, oder wenn er auf Notwendiges aus Vorurteil nicht eingehen will. Aber mein Einfluß auf die andern Minister ist nur größer geworden durch die Veränderung. Ich habe niemals so viel Einfluß auf sie gehabt wie jetzt und kann seitdem vielmehr alles durchsetzen. Aber freilich geht es mit meiner Gesundheit nicht gut. Ich bin voriges Jahr fast sechs Monate weg gewesen, und es hat nichts geholfen. Es ist nicht mehr wie früher — nur noch die Ziska-Trommel — wissen Sie, nur die Haut noch."

Er sann einen Augenblick nach. Dann kam er auf den Erpressungsversuch zurück und sagte: „Der Buchhändler schrieb darauf noch einmal, und jetzt wollte er mit 50000 Thalern zufrieden sein. Ich blieb aber dabei: Nicht fünf Groschen und auch kein Schutzmann."

Ich hatte von dem Kriegstagebuch mit niemand als meiner Familie und einigen alten Freunden gesprochen, am wenigsten mit

einem Leipziger oder irgend einem andern Buchhändler. Ich wußte das bestimmt, es war an sich unmöglich, ganz und gar unmöglich, und so war ich während dieser Worte wie aus den Wolken gefallen. Das also war offenbar der lange vergeblich gesuchte Grund dafür, daß er den unmittelbaren Verkehr mit mir abgebrochen hatte. Man hatte mich bei ihm verleumdet. Er mißtraute. Ich hatte mehrmals auf der Zunge, zu sagen, der Buchhändler sei ein Phantom und noch dazu ein recht grobes und plumpes, das ihm ein schlechter Kerl vorgespiegelt hätte, dem ich im Wege gewesen wäre, weil ich für seinen strebsamen Egoismus nicht zu brauchen war, bezwang mich aber und erwiderte nur, ich danke ihm für sein Vertrauen. Er hätte sich damit nicht getäuscht. Das Tagebuch existiere freilich, aber ich hätte niemals die Absicht gehabt, es zu veröffentlichen. Es wäre nur für mich, auch enthielte es keineswegs bloß Aufzeichnungen dessen, was er über den König und andre Fürsten gesagt hätte. „Und übrigens — so schloß ich — war es kein Geheimnis für das Auswärtige Amt. Abeken machte in Versailles bei Tische darauf aufmerksam, und Sie bemerkten, daß man es einmal zitieren werde — conferas Buschii u. s. w."[1]

„Ja — versetzte er —, das ist richtig, ich besinne mich. Aber der Abeken — der war Ihnen wohl auch nicht sympathisch?"

Ich erwiderte: „Allerdings nicht sehr."

„Mir auch nicht," sagte er. „Er fühlte sich nur wohl in der Hofluft und drüben bei Radziwills — und wenn er seine Neffen bei sich hatte — »meine Neffen, die Grafen York« — da war er ganz außer sich. Aber er war doch gut zu gebrauchen — mit seiner Routine. Er hatte einen solchen Phrasensack, den brauchte er bloß zu schütteln, wenn ich was von ihm haben wollte, und da machte er mir einen ganzen Haufen."

Er kam dann zum drittenmal auf den fabelhaften Buchhändler zu sprechen, der ihn immer noch einigermaßen zu beunruhigen schien, und ich versicherte ihm wieder, daß die Veröffentlichung meiner Aufzeichnungen mir durchaus fern liege. „Nach meinem Tode — sagte ich —, in fünfzig Jahren vielleicht."

„So lange braucht es nicht zu dauern," entgegnete er. „Sie

[1] S. Bd. I, S. 579.

können schon jetzt darüber schreiben, und das würde mir sogar lieb sein. Und wo Sie etwas nicht wissen, zweifelhaft sind, fragen Sie mich nur. Es soll meine Grabschrift sein. Hesekiel möchte ich doch nicht, daß der sie verfaßt hätte.[1] Aber Sie werden mit Takt und Geschmack verfahren, und ich muß mich in dieser Beziehung ganz auf Sie verlassen. Auch müssen Sie es dann nicht bei Decker verlegen — wo anders — sonst merkt man, daß ich dabei bin."

Ich bemerkte nochmals, daß ich nicht so leicht an die Sache gehen könne, da alles gehörig überlegt, gesammelt und gesichtet sein müsse, wenn es gut werden solle, und es mir in der nächsten Zeit an Muße fehlen würde. Übrigens bäte ich um die Erlaubnis, ihm, wenn ich das Buch schriebe, die einzelnen Bogen vor dem Drucke zur Durchsicht und Korrektur vorzulegen. Er willigte ein, indem er nur die Bedingung stellte, daß seine „Mitarbeiterschaft, denn das wäre es doch," verschwiegen bliebe. Ich machte darauf aufmerksam, daß man die Briefe mit Fragen und die Couverts mit Bogen unten im Zentralbüreau öffnen würde.

„Rekommandieren Sie es, und schreiben Sie »eigenhändig« darauf, so bekomme ich sie unaufgemacht," antwortete er. Damit stand er auf, gab mir die Hand und sagte, er habe sich gefreut, mich noch einmal zu sehen; er hoffe, ich werde ihn, wenn ich später nach Berlin käme, besuchen, und wiederholte, daß ich in betreff der zugesicherten Pension in meinem Rechte sei, und daß mir diese zu teil werden solle. Darauf reichte er mir nochmals die Hand, und ich empfahl mich, glücklich über seine Liebenswürdigkeit und mit dem Entschluß, ihm alles Erdenkliche zu Gefallen zu thun. Am Abend erzählte ich das Bucher, mit dem ich am folgenden Montag in einem Restaurant unter den Linden speiste und alles wegen der Information Nötige verabredete. Er glaubte so wenig wie ich an den mystischen Buchhändler, meinte aber, daß eine solche Fiktion sehr wohl an den Chef herangetreten sein könne, und vermutete, daß dann Keudell der Vater dieser Intrigue gewesen sein würde.

Einen oder zwei Tage später kam Balan an mein Pult und sagte: „Gratuliere, Herr Doktor. Ich habe eben Ihre Verfügung

[1] Georg Hesekiel, Verfasser des „Buches vom Grafen Bismarck," der ersten größeren Biographie.

gesehen. 1200 Thaler Pension und auch noch Dank für Ihre Dienste. Das ist viel." — Ich entgegnete mit Dank für seinen Glückwunsch ungefähr, die Summe beruhe auf früherm Vertrage, und wenn ich sie bisher nicht verdient hätte, so werde ich sie zu verdienen suchen. Ein paar Stunden nachher bekam ich die vom Reichskanzler unterzeichnete Verfügung, und als ich am nächsten Morgen noch einmal, um mich bei den Kollegen zu verabschieden, im Ministerium erschien, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief vor, in dem zu lesen war: „Der Reichskanzler und Fürstin von Bismarck bitten den Herrn Dr. Busch um die Ehre seines Besuchs für Sonnabend den 29. März, abends 9 Uhr." Selbstverständlich entsprach ich der Einladung. Es war eine der parlamentarischen Abendgesellschaften des Chefs, denen ich bisher noch nicht beigewohnt hatte.[1] Am nächsten Mittag verließ ich Berlin, halb trüb, halb froh gestimmt; trüb, denn ich entfernte mich von ihm, an dem ich mit allen meinen Gedanken hing; froh, denn es ging in die Freiheit, und ich sollte fortan nicht mehr auf Parkett wandeln, wo die Intrigue schleicht, die ehrliche arglose Leute durch Stöße von hinterwärts tückisch zum Ausgleiten und Fallen bringt.

[1] Die erste dieser Session, s. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 72.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Arnimsche Handel — Besuch beim Fürsten in Berlin. Die „Friktionsartikel" der Grenzboten

In den Jahren 1873 bis 1875 redigierte ich den Hannoverschen Kurier, dann war ich nach Leipzig zurückgekehrt, vorzüglich für die hier erscheinenden Grenzboten thätig. Mein Zusammenhang mit dem Auswärtigen Amte war in der ersten Zeit nur locker, und nur sehr sporadisch erbat und erhielt ich von da Nachrichten und Informationen, die dann immer, wie verabredet, durch Bücher erfolgten. Ende Mai oder Anfang Juni 1873 schrieb dieser unter anderm, daß Mac Mahon ihm viel Arbeit verursache, sodaß er alle drei Festtage bis in die Nacht hinein beschäftigt gewesen sei.[1] Einige Wochen später bat ich ihn, da mir Anzeichen einer Krisis aufzutauchen schienen, um Auskunft, wie ich dem Chef in meinem Blatte jetzt hauptsächlich dienen könne, und erhielt am 27. Juni die Antwort:

Verehrter Freund!

In der letzten halben Stunde vor der Abreise nach Varzin ist es mir gelungen, dem Chef Ihr Schreiben vom 25. zu insinuieren. Hier ist seine Antwort:

„Das zeitgemäßeste Thema ist die Friktion, der ich unterliege, und die meine Gesundheit zerstört hat. Wir haben die Traditionen des Absolutismus und daneben die konstitutionelle Maschine, seit 1866 sogar in duplo. Der absolute König hat den Willen oder wenigstens die Vorstellung, alles zu bestimmen, war aber früher und ist noch heute faktisch beschränkt durch die unentbehrliche Sachkenntnis und eine darauf fußende Selbständigkeit der Ressorts

[1] Mac Mahon, Thiers' Nachfolger am 24. Mai 1873, arbeitete damals eifrig an der Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie.

(Fachminister), die sich zuweilen (dem Kanzler gegenüber) in passivem Widerstand äußert. Der Landtag, der Reichstag wollen auch bestimmen. Dazwischen Hofeinflüsse. Die Mitglieder des R. T. (Reichstags) sind aufs äußerste erschöpft, verlangen aber, daß die Minister, die ebenso erschöpft sind, jetzt sofort an Ausarbeitung der Vorlagen für die nächste Session gehen. Alle Friktionen dieses komplizierten Räderwerks lagern sich zuletzt auf die Hauptwelle, den Premierminister, den Kanzler ab."

So weit der Chef. Ich erlaube mir einige Gedanken hinzuzufügen, die in seinem Sinn sein dürften.... Über die Parlamente wäre wohl zu sagen, daß sie keine feste Majorität geben, auf die eine Regierung sich stützen, aus denen eine solche hervorgehen könnte, Gründe: Jugend unsers parlamentarischen Lebens, Nachwirkung der nur theoretischen Beschäftigung mit Politik, Gegensätze, die durch die Ereignisse geschaffen sind, Welfen, Partikularismus, Ultramontanismus, Nachwirkung des studentischen Couleurwesens, daher Zerbröcklung in Fraktionen, heiliges römisches Reich in dreihundert Territorien. Vielleicht Bezugnahme auf England. (In meiner Broschüre über den Parlamentarismus, wo von Irland die Rede ist, finden sich einige Pointen.) Schluß vielleicht: daß wir in ein paar Jahren nachzuholen haben, was unsre Vorfahren in Jahrhunderten versäumten.

Wenn es Ihnen recht ist, will ich das Manuskript lesen. Bitte es eventuell nach Wilhelmstraße zu schicken.

Mit freundlichen Grüßen Bucher.

P. S. Ich habe über einen andern Schluß nachgesonnen, und möchte folgenden Gedanken vorschlagen. Wie ist zu helfen? Publikus ruft: Reichsminister! Die werden auch wohl kommen, aber ob caeteris paribus die Friktion geringer wird, wenn der Präsident und die Direktoren des R. K. A. (Reichskanzleramtes) selbständiger werden, das ist sehr zu bezweifeln. Zwei oder drei Leute sollen die Vorstellung haben, es würde alles besser gehen, wenn sie an die Stelle des Fürsten träten. Außer ihnen wird das freilich niemand glauben. Also langes Leben dem Chef!

Die Prätendenten sind Keudell und Arnim. Der erste wartet; der zweite intrigiert aktiv.

Als im Jahre 1874 der Streit des Fürsten mit Arnim[1] ausgebrochen war, wandte ich mich unverzüglich an Bucher und bat um Anweisung, auf welchem Wege ich am meisten dabei nützen könnte. Ich bekam ohne Aufschub Antwort und im Laufe des Mai verschiedne Mitteilungen. Am 3. Mai erhielt ich z. B. folgende Skizze zu einem Aufsatze für den Kurier:

„Die Opposition des Grafen Arnim, für den manche Blätter damit Reklame machen, daß sie Artikel mit der Überschrift: Arnim und Bismarck bringen, erinnert an Zustände, die unter Friedrich Wilhelm dem Dritten und dem Vierten bestanden und als zum Heil des Landes völlig überwunden betrachtet werden. Obgleich es ein populärer Irrtum ist, daß der Titel »bevollmächtigter Minister«, den unsre Gesandten führen, sie auf eine Stufe mit den Staatsministern stelle, so haben in der That früher die preußischen Gesandten sich nicht selten als Kollegen ihres Chefs geriert und Disputationen aufgeführt, wie sie zwischen zwei Räten eines Regierungs- oder Richterkollegiums vorkommen. Die preußische Diplomatie war bekannt wegen ihres Mangels an Disziplin. Man weiß von Fällen, daß ein Gesandter ohne Urlaub nach Berlin gekommen ist, um seiner abweichenden Ansicht Eingang bei Hofe zu verschaffen und sie in den Zeitungen zu verfechten. Es war nicht seine herrschsüchtige Natur, die den Reichskanzler trieb, eine Anzahl von Exzellenzen jener alten Schule kalt zu stellen, sondern die Erkenntnis, daß eine solche Wirtschaft passieren mochte zu einer Zeit, wo Preußen das fünfte Rad am Wagen der europäischen Politik war, aber völlig unvereinbar sei mit der Durchführung des Programms, das der damalige Herr von Bismarck 1862 mitbrachte, und das er in einer Weise verwirklicht hat, daß sein Name auf allen Lippen leben wird, wenn von den frondierenden Exzellenzen kaum noch im Konversationslexikon etwas zu finden sein wird. Auch Herr von B.(lanckenburg) in der Schlesischen Zeitung, wie man sagt, ein Militärschriftsteller aus einer pommerschen Familie, mit der der Graf Arnim von mütterlicher Seite verwandt ist, macht Anspielungen auf das unkollegialische Wesen Bismarcks. Nun, die Gesandten sind nicht Kollegen des Ministers, sondern seine Agenten. Sie haben durch

[1] G. u. E. II, 162 ff.

ihre Berichterstattung hinreichend Gelegenheit, ihre Ansichten geltend zu machen; ist aber die Entscheidung getroffen, so haben sie ihre Instruktionen mit gutem Willen auszuführen. In einem Kollegium entscheidet sich ein Dissensus leicht durch Abstimmung, ohne Schaden für die Landesinteressen. In einem Dissensus aber zwischen einem vorgesetzten Minister und seinem Untergebnen, der die Weisungen seines Ressortchefs nicht befolgt, ist es schwer, unter geordneten staatlichen Verhältnissen eine andre Entscheidung zu finden, als daß einer von beiden den Dienst verläßt. Der Fall dürfte hier eingetreten sein,[1] und es ist im Interesse des Dienstes nur zu beklagen, daß er nicht früher eingetreten ist."

Bald nachher folgte die Übersetzung der Schlußstellen eines Artikels des Hour, von dem anzunehmen ist, daß Bucher ihn verfaßt oder mindestens veranlaßt hatte. Es hieß da: „Die Thatsache, daß der Reichskanzler sich so lange von einem Untergebnen eine so tadelsüchtige und widerspenstige Haltung hat gefallen lassen, zeigt uns die großen innern Schwierigkeiten, mit denen dieser Staatsmann während seiner ganzen Laufbahn zu kämpfen gehabt hat, und die das Publikum niemals in ihrer ganzen Ausdehnung kennen lernen wird. Diese Schwierigkeiten waren die natürlichen Folgen des Übergangs von der absolutistischen zu der konstitutionellen Regierungsform. Selbst nach Proklamierung der Verfassung unter Friedrich Wilhelm dem Vierten fuhren viele Gesandte fort, die Traditionen des frühern absoluten Regime zu befolgen; sie opponierten dem Minister des Äußern und bestrebten sich, ihre eigne Politik bei dem Könige zur Geltung zu bringen. Ein derartiger Zustand, der die preußische Diplomatie in betreff der Disziplin und ihrer Erfolge in Verruf brachte, konnte unmöglich von einem Staatsmanne ertragen werden, der sein Amt mit so weitreichenden Plänen antrat wie Fürst Bismarck. Ein derartiges Verhalten paßt auch wenig einem Manne gegenüber, der so offen und entschlossen ist wie der Kaiser Wilhelm. Die Versuche des Grafen Goltz und andrer, die wir weiter nicht erörtern wollen, da die betreffenden Personen

[1] Graf Arnim wurde am 22. Februar 1874 aus Paris abberufen, nachdem dort die legitimistische Restauration im Oktober 1873 gescheitert war, und überreichte im April sein Abberufungsschreiben.

noch am Leben sind, die Rolle des Ministers zu spielen, blieben ohne Erfolg. Man hat alle Ursache, zu wünschen, daß die Bestrebungen des Grafen Arnim ebenso erfolglos bleiben mögen, selbst wenn sie durch gewisse Einflüsse bei Hofe begünstigt werden sollten; denn nur in diesem Falle kann die Politik des Ministers den Sieg über ehrgeizige, selbstsüchtige und im Verborgnen wirkende Machinationen davontragen. Im Interesse nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas liegt es, daß dieses Resultat erreicht werde, und wir haben guten Grund zu der Hoffnung, daß dieses der Fall sein wird."

Am 29. Mai empfing ich von Bucher folgendes kurze Schreiben vom vorhergehenden Tage:

Verehrter Freund!

Eine kleine Mitteilung, die Ihnen Freude machen wird. Ich sagte dem Chef heute, Busch hat sich gemeldet und wünscht auch ins Gefecht geführt zu werden. Ich habe mir das Erbieten gern zu nutze gemacht, und hier zwei Ausschnitte aus seiner Zeitung. Antwort: „So, unser kleiner Sachse. Lassen Sie mir die Ausschnitte hier."

Wenn sich wieder Material findet, schicke ich es Ihnen, natürlich salva redactione.

Ich gehe diesmal nicht mit nach Varzin und bin bei dem schändlichen Wetter gar nicht betrübt darüber. Auch schadet es nichts, wenn die jungen Kavaliere, die nach Varzin geizen, sich die Sache einmal versuchen.[1]

Ganz der Ihrige.

Einige Monate später erhielt ich von Bucher die Notizen: „Harry Arnim hat eine Anzahl Erlasse des Auswärtigen Amtes aus Paris mitgenommen und behauptet, es seien Privatbriefe. . . . Im Frühjahr brachten die offiziösen Berliner Blätter die Andeutung, daß er ein reicher Mann geworden sei."

Am 28. August schrieb Bucher von Varzin:[2] „Der Chef hat

[1] Der Fürst reiste am 31. Mai nach Varzin und blieb bis zum 1. Juli. Zunächst ging der Gerichtsassessor Graf Wendt zu Eulenburg am 8. Juni nach Varzin. Bismarck-Reg. II, 91 f.

[2] Hier verweilte der Fürst vom 15. August bis zum 27. Oktober 1874. Bismarck-Reg. II, 94 f.

von zwei italienischen Logen Diplome als membro d'onore erhalten und beauftragte mich, von irgend einem zuverlässigen kundigen Manne zu ermitteln, in welches Verhältnis er durch stillschweigende Annahme (antworten will er nicht) treten, welche Verpflichtungen man künftig etwa gegen ihn geltend machen würde. Ich nannte Sie und erhielt die Zustimmung, Sie zu fragen. Also bitte belehren Sie uns. Der Chef ist wohler als seit zehn Jahren."

Ich gab die gewünschten Notizen und bekam am 16. September nachstehende Antwort: „Der Chef läßt Ihnen für die prompte Auskunft danken, die ihm genügt hat, den Hokuspokus (aus Livorno und einem mir entfallnen Neste) ad acta zu nehmen.

„Die Nachricht von meinem schweren Augenleiden war mehr als Zeitungsklatsch. Sie gehört zu der Preßkampagne gegen mich, die der Staatsmann mit den jugendlichen Höschen, Delponte, im Frühjahr angeordnet und ins Werk gesetzt hatte. 1873 hatte ich mich mit befriedigendem Erfolge einer Behandlung unterworfen, um mich von dem Blutandrange nach den Augen zu befreien. Mir fehlt, unberufen, jetzt nichts. Aber man wärmte die vorjährige Kur auf, weil man mich beseitigen möchte. Ich halte nichts von der Manchesterei, die England sicherlich weit gebracht, schnüffle nicht in der Hofluft, habe keine Wünsche, will nicht in die Camorra der Minister und Geheimräte eintreten, die in konstanter Verschwörung gegen den Chef begriffen ist, sondern bin zufrieden, ihm zu dienen. Aber gerade weil ich keine Wünsche habe, kann ich sagen: j'e m'en fiche. Auf Wiedersehn in Berlin im Oktober. Mit besten Grüßen" u. s. w.

Der hier erwartete Besuch verzögerte sich bis zum 3. November, wo ich Bucher in seiner Wohnung, Lützowstraße 39, aufsuchte. Aus dem, was wir da besprachen, notierte ich mir als bemerkenswert folgendes: Hepke war auf sein Ansuchen wegen Kränklichkeit, die sich trotz einer Erholungsreise nach dem Süden nicht verloren hatte und ihn auch zu den leichten Arbeiten, mit denen man ihn in den letzten vier oder fünf Jahren beschäftigt hatte, unfähig machte, zur Disposition gestellt worden. „Mit dem kleinen Schwarzen — hatte Bucher ferner geäußert — scheint es auch zu Ende zu gehen." Er sei, fügte B. hinzu, lange auf Urlaub gewesen, und inzwischen habe sein Vertreter (Name unverständlich, ich hörte

Kurowski)[1] seine Geschäfte sehr geschickt und taktvoll besorgt, sodaß der Fürst nie etwas dagegen zu erinnern gehabt habe. Dieser scheine jetzt zu wissen, was er an Aegidi habe, und was nicht. Recht gut mache sich mein Namensvetter Busch. Wie über den Schwarzen, so scheine der Reichskanzler sich nun über Delbrück ebenfalls klar zu sein. Er nehme jetzt die bisher diesem überlassenen Sachen vielfach selbst in die Hand.

Schließlich verbreitete sich Bucher auch über Arnim, und ich verzeichnete mir das, was ich noch nicht wußte. Ob es ganz richtig ist, kann ich nicht beurteilen. Harry von Arnims Familie war in seiner frühen Jugend herabgekommen. Die Kinder besaßen ein verschuldetes Gut, das subhastiert werden sollte. Die Blanckenburgs hatten, da es ein Lehen war, das Recht, es zum Taxationswerte zu kaufen. Sie thaten es und profitierten beim Wiederverkaufe zwanzigtausend Thaler, die sie den Kindern schenkten. Von den Zinsen des dritten Teiles dieser Summe wurde Arnim erzogen. Als er mündig geworden war und das Kapital erhielt, cirka siebentausend Thaler, lebte er ungefähr so, als ob er soviel jährliche Rente hätte. „Indes gelang es ihm, durch thränenreiche Sentimentalität sich bei einem Fräulein von Prittwitz einzuschmeicheln, sodaß sie ihn heiratete. Als Bräutigam stieß ihm ein Unglück zu, d. h. er bekam von jemand eine Ohrfeige. Er hätte sich nun duellieren müssen, weigerte sich aber unter dem Vorwande, die Prittwitz wolle ihn, wenn er sich schlüge, nicht nehmen. In der letzten Zeit soll Harry durch Spekulationen an der Börse und ähnliches viel Geld verdient haben." Ich notiere das, wie angedeutet, ohne Garantie für die Genauigkeit übernehmen zu können.[2]

Nach Hannover und auf meinen Redaktionsstuhl zurückgekehrt, bekam ich noch ungefähr ein halbdutzendmal Nachrichten und Aufträge von Bucher, von denen ich nur den erwähne, wonach ich gegen

---

[1] Der Assessor von Kurowski wurde am 7. Dezember 1874 dem Fürsten zuerst vorgestellt, vertrat Aegidi 19. April bis 9. Mai 1875 und führte 21. November 1875 bis 11. November 1878 die Geschäfte des Spezialbüreaus des Reichskanzlers. Poschinger, Tischgespräche II, 92; Parlamentarier I, 85.

[2] Die Geschichte von dem Duell erzählte Fürst Bismarck auch einmal in Varzin in kleinem Kreise am 30. Oktober 1892.

Ende November 1874 eine Mitteilung der Washington Sentinel vom 7. d. M. in Übersetzung dem Kurier einverleibte, wonach die Großloge der italienischen Freimaurer den Papst Pio Nono aus ihrem Orden ausgestoßen haben sollte; sie war nicht recht glaubwürdig, aber vielleicht nützlich.

Nach meiner Übersiedlung von Hannover nach Leipzig, die im Oktober 1875 erfolgte, wurde der briefliche Verkehr zwischen Bucher und mir allmählich lebhafter. In seiner Antwort auf eine Bitte um Notizen über die Familie des Fürsten, die ich zu einem von der Redaktion der Illustrierten Zeitung gewünschten Artikel bedurfte, schrieb er unterm 31. Oktober aus Varzin:[1] „Es ist sehr möglich, daß Ihre Feder erwünschte Dienste leisten kann. Näheres darüber, wenn Sie in Berlin sind. Schon jetzt wäre es recht zweckmäßig und von Gamaliel (so nannten wir den Chef als den Meister, zu dessen Füßen wir in der Schule der Politik gesessen hatten, vorsichtshalber in unsrer Korrespondenz) gern gesehen, wenn Sie auf das Manöver aufmerksam machten, daß Camphausen als das Haupt und der Hauptsünder, Delponte als ihm folgend oder von ihm gezogen dargestellt wird, während das Umgekehrte der Fall ist, was sich schon aus der Persönlichkeit der beiden deduzieren läßt. D. ist gerieben, C. plump. Delponte läßt seinen Busenfreund als Bock schlachten, um die grollenden Wogen zu besänftigen." Und in einem Briefe, der vom 6. November und gleichfalls aus Varzin datiert war, schlug Bucher die Behandlung nachstehenden Themas vor: „Ein Chor von Zeitungen macht Herrn Camphausen für die Finanzpolitik des Deutschen Reiches verantwortlich. Wir denken aber, Herr Delbrück ist der Finanzminister und zugleich der Handelsminister desselben, und es ist ihm auf diesem Gebiete vom Reichskanzler völlig freie Hand gelassen worden. Sind ihm doch auch immer die Lorbeeren überreicht worden, so lange man deren hier zu brechen fand. Herr Camphausen hat an der Verantwortlichkeit für die preußische Finanzpolitik genug zu tragen."

Bald nach Erledigung dieser Aufträge gab das Erscheinen des

---

[1] Hier verweilte der Fürst vom 4. Juli bis zum 20. November 1875. Bismarck-Reg. II, 111. 114, Bucher vom 6. Oktober bis 10. November. Poschinger, Tischgespräche II, 77.

Arnimschen Libells Pro Nihilo Gelegenheit,[1] dessen Verfasser in den Grenzboten*) die Larve abzunehmen und ihn dahin zu stellen, wohin er gehörte.

[1] Die Schrift erschien im Oktober 1875, nachdem Graf Arnim am 16. Juni vom Kammergericht in letzter Instanz wegen vorsätzlicher Beseitigung amtlicher Urkunden zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden war und sich durch die Abreise nach der Schweiz der Strafe entzogen hatte. Am 21. Oktober verwarf das Obertribunal auch seine Nichtigkeitsbeschwerde. Bismarck-Reg. II, 112. 113. Poschinger, Parlamentarier II, 395.

*) Nr. 47 (1875) S. 310. In dem Artikel heißt es: „Für uns geht [aus dem Buche] nur deutlicher und unwidersprechlicher hervor, was wir bereits wußten, daß nämlich der Reichskanzler es in seinem Botschafter bei Thiers und Mac Mahon mit einem eingebildeten, ungehorsamen Untergebnen zu thun hatte, der seinen eignen Kopf haben wollte, der neben, nicht unter ihm Politik treiben zu dürfen wähnte, der gegen ihn mit gleichgesinnten Freunden in Berlin am Hofe Ränke spann, und der schließlich mit beispielloser Indiskretion seinem ungehörigen Thun die Krone aufsetzte, indem er, um sich weißzubrennen und zu rächen, mit Schriftstücken an die Öffentlichkeit trat, die derselben unter allen Umständen verborgen bleiben mußten. Und andrerseits ersehen wir aus der Broschüre, trotz aller Verzerrung und Verdunklung der Thatsachen, in betreff des Reichskanzlers nur, daß er ein solches Treiben nicht in der Ordnung fand, es nicht duldete und, ohne Rücksicht auf die hohe Stellung der Pariser Exzellenz und deren Gönner, nach Gebühr strafte. Dafür aber können wir ihm nur unsern tiefempfundnen Dank sagen. Er hat mit der alten preußischen Tradition, die noch unter den letzten seiner Vorgänger wie mancher andre Unfug fortlebte, gebrochen. Er hat mit rücksichtsloser Strenge und Festigkeit seine Stellung als allein verantwortlicher Minister und damit das konstitutionelle Prinzip für die auswärtigen Angelegenheiten des Deutschen Reichs zur Geltung gebracht und gegen die auf absolutistische Behandlung derselben abzielenden Schritte Arnims zum Siege geführt. Er hat, wie er sich im Erlasse vom 19. Juli 1873 selbst ausdrückt, »Anträge an Seine Majestät den Kaiser gerichtet, die notwendig waren, um die Einheit und Disziplin im auswärtigen Dienste zu erhalten und die Interessen des Reichs vor verfassungsmäßig unberechtigter Schädigung sicher zu stellen.« Vgl. auch G. u. E. II, 162 ff.

„Der Herr Graf nennt das »Ministerialdespotismus«. Wir nennen es unbedingt erforderliche, streng aufrecht zu erhaltende Subordination. Jener nimmt Anstoß daran, daß der Reichskanzler einmal gesagt hat: »Meine Botschafter müssen einschwenken auf Kommando wie die Unteroffiziere, ohne zu wissen, warum.« Wir dagegen finden, daß dies ganz vortrefflich das Verhältnis bezeichnet, das zwischen dem leitenden Geiste im Auswärtigen Amte und seinen Filialen an den fremden Höfen immer bestehen sollte, namentlich aber jetzt, wo ein ureignes Genie wie der Fürst Bismarck in diesem Amte waltet.“ Vgl. auch die G. u. E. II, 162 ff.

Im Jahre 1877 gestalteten sich meine Beziehungen zum Fürsten noch mehr nach meinen Wünschen. Keil von der Gartenlaube wollte ein großes Porträt von ihm bringen, und ich sollte ihm dazu einen Text schreiben. Ich wandte mich deshalb mit einem Briefe an den Fürsten selbst, indem ich u. a. vorstellte: „Es soll keine Biographie sein, sondern eine Seite in Ew. Durchlaucht Leben und Wesen in farbiger feuilletonistischer Weise behandeln. Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten und war zunächst nicht geneigt, auf die Arbeit einzugehn. Dann aber überlegte ich mir folgendes. Die Gartenlaube hat gegenwärtig über 300000 Abonnenten, also mindestens anderthalb Millionen Leser, und wenn Ew. Durchlaucht etwa einen Gedanken in die Welt zu werfen oder etwas Vergangnes zu erinnern für nützlich hielten, so wäre das Blatt eine Anschlagsäule ersten Ranges dafür, zumal es kein Tagesblatt ist, sondern dauernd aufliegt. Sodann schien mir zu berücksichtigen, daß, wenn ich den Antrag ablehnen wollte, Herr Keil sich wahrscheinlich an einen andern wenden und möglicherweise einen Ew. Durchlaucht weniger Ergebnen mit Abfassung des Artikels beauftragen würde. Endlich dürfte durch Erfüllung des gedachten Wunsches die jetzt recht gute Stimmung des Herausgebers der Gartenlaube noch erhöht und ich in den Stand gesetzt werden, auf das Blatt für künftige Fälle Einfluß zu gewinnen.

„Sollten diese Erwägungen die Beistimmung Ew. Durchlaucht finden, so darf ich vielleicht hoffen, daß Sie mir einen Wink in betreff des Themas zukommen lassen und mich zugleich mit einigem Material für die Ausführung unterstützen werden.

„Ich habe mich nicht eher an Ew. Durchlaucht wenden wollen, da ich annahm, Sie würden erst in Varzin Muße finden, wenn überhaupt, einigermaßen eingehend mit der Angelegenheit sich zu beschäftigen. Haben Ew. Durchlaucht keinen Zweck vor Augen, der sich mit einer derartigen Arbeit fördern ließe, so unterlasse ich dieselbe, da ich mit ihr lediglich Ihren Wünschen und Interessen dienen möchte."

Ich fügte dann noch hinzu, daß Keil vermutlich auch einen Cyklus von Schilderungen der Häuser und Güter, die der Fürst im Laufe der Jahre bewohnt habe, und in deren Beschreibung sich allerlei Politisches einflechten ließe, aufzunehmen bereit sein würde.

Aus dem Artikel zu dem Porträt wurde nichts. Dagegen kam der zuletzt erwähnte Cyklus, wenn auch in andrer Weise als zuerst beabsichtigt worden war, zur Ausführung. Zunächst aber sollte mich Wichtigeres in Anspruch nehmen.

Unterm 4. April schrieb Bucher: „Gamaliel hat Ihr Anliegen sehr freundlich aufgenommen, will die nötigen Anweisungen erlassen und Sie sehen, wenn Sie hier sind.

„Er geht. Es handelt sich nicht um Urlaub, sondern um peremptorisch geforderten Abschied.[1] Grund: Augusta,[2] die den König beeinflußt, mit der Königin Viktoria konspiriert, durch die Radziwills und andre Kapläne die Pfaffen aufhetzt, von Baden-Baden inkognito têtes-à-têtes in der Schweiz mit Mermillod und andern wütenden Römlingen hat, was in der Schweiz an Wirtstafeln erzählt wird und richtig ist, wie wir aus andrer Quelle wissen. Nachfolger, der die meisten Chancen hat, weil Augusta ihn will, der Hausminister Schleinitz.[3] Sie können davon Gebrauch machen, mit der Vorsicht, die das Preßgesetz gebietet."

Natürlich schrieb ich darauf umgehend an Bucher, daß ich mich dem Chef bei dieser Lage der Dinge zu allem, was in meinen Kräften wäre, sei es, was es sei, zur Verfügung stelle und in den nächsten Tagen in Berlin sein werde. Zu gleicher Zeit verfaßte ich den ersten der sogenannten „Friktionsartikel" der Grenzboten,[4] die, in besondern Abzügen an die Redaktion der Berliner Hauptblätter versandt und von diesen reproduziert, allgemeines Aufsehen erregten und vielfach, selbst von der ausländischen Presse, in günstigem und ungünstigem Sinne kommentiert und diskutiert wurden. Dieser erste Artikel lautete:

---

[1] Der Fürst reichte am 27. März sein Entlassungsgesuch ein, der Kaiser versagte am 7. April die Genehmigung, indem er auf den Rand der Eingabe „Niemals" schrieb und erteilte ihm durch Kabinettsordre vom 10. April längern Urlaub. Bismarck-Regesten II, 142. — Schon am 4. Mai 1875 hatte der Fürst ein Entlassungsgesuch eingereicht, zu dem er im Februar einen Entwurf gemacht hatte. Unter dem 11. Mai schrieb der Kaiser, gez. „Ihr tief erschütterter Wilhelm," am 4. Juni gab er ihm längern Urlaub als „Ihr treu ergebener Freund Wilhelm." Bismarck-Jahrbuch I, 87 ff.

[2] Vgl. G. u. E. II, 161. 170 ff. 188. 196/7. 282 ff.

[3] Vgl. G. u. E. I, 123. 239. 246. 281 ff. 337. II, 188. 198 ff. 227. 282 ff.

[4] Nr. 16 (1877.) S. 112—113.

Der Rücktritt des Reichskanzlers

Berlin, 7. April.

„Im folgenden bezeichne ich Ihnen den Stand der Dinge auf der Wilhelmstraße, wie er heute ist. Ob er, wenn dies Blatt nächste Woche die Presse verläßt, noch derselbe sein wird, läßt sich nicht sagen, da es lediglich Sache der höchsten Stelle ist, ihn zu ändern.

„Vollkommen sicher ist nur, daß es sich nicht um einen längern oder kürzern Urlaub unsers Reichskanzlers, sondern um seinen förmlichen Rücktritt von der obersten Leitung der Geschäfte sowohl des Reiches als Preußens handelt, um eine Entlassung aus seinen Ämtern, die vom Fürsten längst erwogen und endlich in unzweideutiger Weise verlangt worden ist. Andre Darstellungen der Sache sind Fabel und leere Vermutung. Der Reichskanzler geht, nicht, wie man wissen wollte, in längere Ferien als gewöhnlich, nicht auf ein Jahr, sondern für immer, es wäre denn, so dürfen wir wohl hoffen, daß der Grund, der ihn zum Gehen veranlaßt, entfernt würde.

„Dieser Grund aber liegt nicht in den Gesundheitsverhältnissen des Fürsten, die allerdings besser sein könnten, als sie sind, die aber wenigstens nicht als schlimmer bezeichnet werden dürfen, als sie durchschnittlich in den letztvergangnen Jahren waren. Der Grund, aus dem der Reichskanzler seinen Abschied gefordert hat, ist ferner auch nicht im Ausgang der Affaire Stosch zu suchen, obwohl derselbe ihm gerade nicht zu besondrer Befriedigung gereicht haben wird.[1] Fürst Bismarck verläßt endlich — wie sich von selbst verstehen sollte — das Ruder des Staatsschiffs nicht, um sich politisch zur Ruhe zu setzen und sich den Arbeiten und Freuden des Landlebens zu widmen, obwohl er dieselben sehr wert hält und sich in den letzten Jahren, so oft die Staatsgeschäfte es gestatteten, gern auf sie zurückgezogen hat. Ein Mann von seinem Charakter und seiner Vergangenheit weiß, daß er nicht seiner Neigung, sondern seinem Lande, seinem Volke gehört, so lange er die Kraft und so weit er volle, unbehinderte Gelegenheit hat, ihnen zu dienen.

„Und in diesen letzten Worten ist der eigentliche und alleinige

[1] Wegen eines Konflikts des Reichskanzlers mit dem Chef der Admiralität, General von Stosch, hatte dieser am 12. März seine Entlassung erbeten, der Kaiser aber dies Gesuch am 25. März abgelehnt. Bismarck-Regesten II, 137. 141.

Grund zu suchen, der den Fürsten seine Entlassung zu verlangen bewogen hat. Er liegt in der von ihm mehrfach in öffentlichen und privaten Äußerungen betonten Friktion mit den Bestrebungen gewisser Kreise am Hofe, die vor allem unter ultramontanen, dann aber auch unter andern dem Wollen und Wirken des Reichskanzlers den Weg zu verlegen bemühten Einflüssen stehen — einer Friktion, die, wenn sie auch die Kräfte aufreibe, ertragen werden könnte und müßte, wenn sie nicht von Jahr zu Jahr mehr zur Hemmung zu werden gedroht, wenn sie nicht die Vollmachten, deren der Kanzler zur Ausführung seiner auf das Wohl des Vaterlands und namentlich auf die notwendigen Verteidigungsmaßregeln gegen die Ansprüche und Ränke Roms gerichteten Gedanken unbedingt bedarf, bereits wiederholt zurückgehalten hätte. Geht der Fürst, so haben in erster Linie die Ultramontanen triumphiert, und so haben sie ihren Erfolg, wir andern aber dieses Nationalunglück — wie ich das Zurücktreten des Staatsmannes, der das neue Deutschland geschaffen, und der es allein auszubauen berufen zu sein schien, sicher im Einvernehmen mit allen echten und erleuchteten Patrioten nenne — ebenfalls in erster Linie der Einwirkung einer hohen Dame und den Kreisen zu danken, in denen dieselbe sich schon seit Jahren mit Vorliebe bewegte.

„Das Straf- und Preßgesetz gebietet der Feder Halt. Vielleicht nimmt Ihr Blatt künftig einmal einen Aufsatz über die Politik im Unterrock auf, die leider in der Wirklichkeit nicht so komisch, wie sie aussieht, vielmehr fast an allen Höfen mit größerm oder geringerm Erfolge am Werke ist. Man sprach schon vor 1870 von gewissen rheinischen Einflüssen, man wollte während des Krieges von Verkehr mit einem französischen Monsignore wissen, man erzählt sich unter Leuten, die das nicht bloß von schweizerischen Wirtstafeln her erfahren haben müssen, von Zusammenkünften mit einem römischen Kirchenfürsten, der eins der großen Lichter des Ultramontanismus der Westschweiz ist. Allbekannt ist endlich, welche Einwirkung eine vornehme polnische Familie in Berlin, in deren Hotel alle Velleitäten der Kaplanokratie zu Tische sitzen, bis in die höchsten Kreise der Reichshauptstadt hinauf ausübt.

„Aber genug für jetzt. Vielleicht schon zu viel. Gott besser's! Fürst Bismarck geht — wenn die Dinge nicht schon in dieser Woche

eine Wendung zum bessern nehmen, die nicht in seiner Hand liegt und kaum zu hoffen steht —, Fürst Bismarck geht nach Varzin, weil er nicht hindern kann und nicht sehen mag, daß man sich langsam anschickt, nach Kanossa zu gehen. Was sagt die öffentliche Meinung, was sagt deren Vertretung im Reichstage dazu?"

Mittwoch, den 11. April, reiste ich von Leipzig mit dem ersten Frühzuge nach Berlin ab, wo ich in Töpfers Hotel auf der Karlstraße abstieg und 9½ Uhr zu Bucher ging. Auf dem Wege dahin fühlte ich an der Ecke der Dorotheenstraße, wie jemand mir auf die Schulter klopfte, und als ich mich umsah, war es Wollmann, der höchlichst verwundert schien, mich hier zu finden. Er erzählte, daß Aegidi, den ich inzwischen fast vergessen hatte, schon seit längerer Zeit, „endlich abgemeiert" worden sei. Schon seit etwa zwei Jahren sei er nicht mehr zum Chef gekommen, sodaß seine Einwirkung auf die Presse aufgehört habe. Statt dieser seien ihm die untergeordneten Geschäfte Hepkes, Archivsachen, Verwendung für Gelehrte und Künstler, wissenschaftliche und Kunstinstitute, Dedikationen von Büchern und ähnliches übertragen worden. Hierauf habe man ihm erst „die Nova (die Lektüre der eingehenden und abgehenden Depeschen) abgeknöpft," dann ihm den größten Teil der Zeitungen bis auf die Provinzialblätter entzogen und ihm zuletzt, als auch das ihn nicht zu freiwilligem Abgange bewogen habe, zur Disposition gestellt, wobei man ihm die Sache mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats und einer Honorarprofessur weniger schmerzhaft gemacht habe. „Wissen Sie, es war wie mit dem Irländer, der seinem Pintscher den Schwanz allmählich, Stückchen für Stückchen abhackte, weil das weniger wehthut," sagte dieser boshafte Sekretär, dem der „Expedierende" noch immer nicht zu teil geworden war. Im übrigen erfuhr ich von ihm, daß die Krisis im ersten Stock von Wilhelmstraße sechsundsiebzig zu Ende sei, und daß der Chef bleibe und nur einen längern Urlaub genommen habe.

Wir besahen uns darauf flüchtig die nun vollendete Siegessäule zwischen Kroll und Raczynski, worauf ich mich mit dem Bemerken, einen Freund besuchen zu müssen, von W. verabschiedete und meinen Weg zu Bucher fortsetzte. Er war wie immer liebenswürdig und mitteilsam. Seine Meinung von der Situation war aber anders als die Wollmannsche, d. h. nach ihm war die Krisis nur vertagt,

der Fürst hatte sich bis auf weiteres dem Willen des Kaisers, daß er Kanzler und Minister bleibe, gefügt und sich nur Urlaub auf unbestimmte Zeit erbeten. Er habe in allem Ernste seine Ämter niederlegen wollen, und es sei zweifelhaft, ob er wiederkehren werde. Graf Stolberg sei von ihm zum Nachfolger ausersehen gewesen, da er ein vornehmer unabhängiger Mann sei, der dem Hofe imponiere. Jetzt seien der Mecklenburger Bülow[1] und Hofmann[2] zu Stellvertretern während der Abwesenheit des Chefs bestimmt.

Bucher erzählte ferner, daß auch in Baden „keine erquicklichen Zustände" am Hofe herrschten. Der Großherzog sei auf seiner italienischen Reise unter die „feinen Köpfe der Kardinäle geraten und von ihnen beinahe beschwatzt worden, Pio Nono einen Besuch zu machen." Die Großherzogin verkehre mit den Pfaffen im Elsaß, desgleichen mit orthodoxen Strebern wie Geffcken und Max Müller und denke an Frieden mit den Ultramontanen. Die Entlassung Jollys hänge damit zusammen.[3] „Die Großherzogin — so berichtete er weiter — hat auch um Abstellung der angeblichen Bedrückung der Katholiken im Elsaß gebeten, ist indessen abschlägig beschieden worden."

In betreff der Kaiserin bestätigte er das, was er mir brieflich mitgeteilt hatte, und fügte noch hinzu: „Im Frühjahr 1871 sollten unsre Truppen viel früher zurückkehren. Aber die Königin wollte bei deren Einzug zugegen sein und doch vorher ihre Badekur beendigen. Daher eine Verzögerung von vier bis fünf Wochen, die unsrer Staatskasse bare neun Millionen gekostet hat. Was die Landwirtschaft dadurch verloren hat, ist unberechenbar. Auch die Ernennung Gruners[4] zum Wirklichen Geheimen Rate, die der alte Herr durch Handbillet ohne Kontrasignation vollzog, ist ihr Werk. Gruner ist ganz unfähig, gehört aber zur Fronde der Bonbonniere. Ähnlich

[1] Der Staatssekretär.

[2] Delbrücks Nachfolger als Präsident des Reichskanzleramts seit dem 1. Juni 1876, früher hessischer Minister.

[3] Jolly wurde auf sein Ersuchen am 21. September 1876 entlassen, weil der Großherzog mit seinen kirchenpolitischen Gesetzen innerlich nicht mehr übereinstimmte, obwohl er sie genehmigte. Fürst Bismarck hatte sich vorher, im Dezember 1875 bemüht, Jollys Stellung zu befestigen. Staatsminister Jolly 276 f.

[4] G. u. E. II, 198 ff.

steht es mit Schleinitz, der gleichfalls völlig ohne Talent und Schneide ist, und den sie dem Chef zum Nachfolger zu geben vorhatte."

Die Gesundheit des Fürsten war nach Buchers Bericht wieder einmal nicht gut. Dieser hat ihm, als er gesagt hatte, wenn er ginge, so bliebe er auch nicht, geantwortet, er solle sich das überlegen, wenn er aber dennoch seinen Abschied nähme, zu ihm nach Varzin ziehen. In betreff meines Besuches beim Chef fürchtete er, es werde daraus wahrscheinlich nichts werden, da heute der Geburtstag seiner Gemahlin sei und er vielleicht schon abends abreisen werde. Indes wollte er mich melden, auch wenn er nicht gerufen würde. Er erzählte dann noch, wie er bei der Abschlachtung Julian Schmidts durch Lassalle geholfen, und wie vor kurzem Lindau ein ähnliches Attentat auf Lessing den Zweiten verübt hätte. Dann gingen wir, da er ins Amt mußte, miteinander bis zur Kanalbrücke der Potsdamer Straße, wo er mir beim Abschied riet, von drei bis fünf und dann abends von neun Uhr an zu Hause zu sein.

Um drei Uhr ging ich nach meinem Gasthofe. Schon von weitem sah ich, daß vor der Thür Leverström und sein schwarzes Pferd standen, und als ich herankam, übergab er mir eine Karte Buchers mit den Worten: „Der Fürst erwartet Sie um vier Uhr." Ich fuhr rasch in Frack und weiße Handschuhe und dann in eine Droschke, die mich nach Wilhelmstraße sechsundsiebzig brachte. Hinauf und durch die alten wohlbekannten Räume. Im Billardsaale, wo das Billard ganz mit ungeheuern Blumensträußen bedeckt war, mußte ich etwa fünf Minuten warten. Dann hinein zu ihm. Er kam mir mit freundlichster Miene ein paar Schritte entgegen, gab mir die Hand und freute sich, den „alten Kriegskameraden" einmal wiederzusehen. Ich mußte mich dann ihm gegenüber setzen, wobei er mit dem Rücken nach dem ersten Fenster saß. Unsre Unterredung dauerte bis fünfeinhalb Uhr, also fast anderthalb Stunden.

Er dankte mir zunächst für den Grenzbotenartikel und sagte dann: „Es wäre aber gut, wenn solche Korrespondenzen sich wiederholten und die Ursache der Krisis ausführlich besprochen würde."

Ich erwiderte: „Deshalb hauptsächlich bin ich hergekommen, Material, Information zu solchen Artikeln zu holen. Je mehr ich bekomme, desto besser. Die Grenzboten stehen ganz und unbedingt zu Ew. Durchlaucht Verfügung."

Er erzählte mir dann zunächst allerlei über die Hofklique, ihren Anhang unter dem Kreuzzeitungsadel und unter den kaltgestellten und noch fungierenden höhern Beamten und ihren vielfältigen Machinationen, Ränken und Kabalen gegen ihn und seine Maßregeln. Ausführlich charakterisierte er die Kaiserin,[1] die ihm nicht nur in dem Streite mit den Klerikalen, sondern auch in rein politischen Fragen in den Weg trete. „Sie hat immer eine Rolle spielen wollen," sagte er. „Zuerst mit den Liberalen und Lichtfreunden, jetzt mit den Ultramontanen und den orthodoxen Hofpredigern. Sie ist fromm geworden — in deren Sinne, sie hat sich am Rhein mit den klerikalen Kreisen eingelassen, als sie älter wurde, und wenn sie nicht schon katholisch ist, so wird sies nächstens. Wir wissen, daß sie mit Mermillod persönlich verhandelt hat und früher während des Krieges mit Dupanloup brieflich. Sie hat an katholische Vereine geschrieben, daß sie die Kirchengesetze mißbillige, und diese Briefe sind veröffentlicht worden. Ferner die Verteidigung der Ursulinerinnen. Sie hat (wie Eugenie 1870) direkte Reskripte an die Behörde erlassen, was ich erst später erfahren habe. Der Kaiser aber wird alt und läßt sich von ihr immer mehr beeinflussen. Ich weiß noch, in der Konfliktszeit, wie es am ärgsten war, da kam er einmal aus dem Bade oder der Sommerfrische zurück, wo ihm seine Frau vor der Opposition Angst gemacht hatte. Ich fuhr ihm bis Jüterbogk[2] entgegen und setzte mich dort zu ihm in den Wagen. Er war sehr niedergeschlagen, dachte an das Schafott und hatte die Idee, abzudanken. Ich sagte ihm, daß ich nicht glaube, die Dinge stünden so schlimm; die Preußen wären keine Franzosen, und wenn er an Ludwig den Sechzehnten dächte, solle er sich doch lieber an Karl den Ersten erinnern, der für seine Ehre und sein Recht gestorben wäre. Wenn man ihn köpfte, so stürbe er auch für seine Ehre und sein Recht. Was mich beträfe, so wollte ich das auch gern leiden, wenn es sein müßte. Damit hatte ich ihm ans Portepee gegriffen,

[1] Vgl. G. u. E. außer den auf S. 413 angegebnen Stellen noch: I, 37. 115. 121 ff. 125 ff. 211. 215/16. 239. 246/47. 268. 281 ff. 321. 348. II, 86 ff. 128 ff. 290.

[2] Der König kam am 4. Oktober 1862 von Baden-Baden zurück. Bismarck-Regesten I, 187. G. u. E. I, 283 ff. Dieselbe Geschichte erzählte der Fürst am 30. Oktober 1892 in Varzin.

zu ihm als König und Offizier gesprochen. Er wurde heiterer, und als wir nach Berlin kamen, war er wieder ganz verständig. Abends bewegte er sich ganz munter in großer Gesellschaft. — Als ich nun jetzt meinen Abschied verlangte, wollte er nicht. Aber er hatte dabei immer nur Mitleid mit sich selbst — was er denn anfangen sollte? —, mit mir hatte er keins. Ich habe nachgegeben — vorläufig —, aber ehe ich wiederkomme, werde ich meine Bedingungen stellen."

Ich sagte: „Die werden sie bewilligen müssen. Ohne Sie geht es nicht. Da giebts nur Thorheiten und Mißgriffe und Unglück, und sie müssen Ihnen auf den Knieen nachrutschen, um Sie wieder her zu bitten."

Er kam dann nochmals auf die Kaiserin zu sprechen und sagte: „Sie mengt sich auch in die auswärtige Politik und hat sich in den Kopf gesetzt, daß sie berufen sei, überall dem Frieden das Wort zu reden — Friedensengel zu sein. So schreibt sie Briefe an fremde Souveräne, an die Königin von England zum Beispiel, wovon sie ihrem Gemahle Mitteilung machen wird, der mir aber davon nichts sagt. Ein Teil dieser Korrespondenz ist von einem Subalternbeamten des Hausministeriums besorgt worden. Der Hausminister Schleinitz ist,[1] nachdem er in den auswärtigen Angelegenheiten seine vollständige Unfähigkeit dokumentiert hatte,[2] durch die Gnade Ihrer Majestät auf seinen jetzigen Posten gelangt. Aber seine Erfolge lassen auch hier zu wünschen übrig. Weil er von Vermögensverwaltung nichts versteht, weiß er aus dem Hausvermögen nur sehr unbedeutende Revenüen zu ziehen. Da er aber stets zur Hofopposition, zur Bonbonniere gehört hat, ist er bei Augusta sehr wohl gelitten. Sein Salon war 1866 der Sammelplatz der Österreicher, und 1870 gingen die Franzosen bei ihm aus und ein und gaben sich Rendezvous. Wo irgend gegen mich intrigiert wurde, war er gewiß dabei. — Ein andrer von der Gesellschaft ist Gruner,[3] der nicht bloß unfähig, sondern auch leidenschaftlich ist. Den hat sie am Geburtstag des Kaisers zum Wirklichen Geheimen Rate machen lassen — durch bloßes Handbillet ohne Gegenzeichnung eines Ministers —

---

[1] Vgl. Anm. 3 auf S. 413.

[2] 1858—1861.

[3] Vgl. G. u. E. II, 198 f.

Belohnung seiner feindseligen Gesinnung gegen mich. — Dann haben wir da den Stillfried, den Grafen Goltz und den Nesselrode, die alle mit in die Bonbonniere gehören und mit Augusten gegen mich und meine Politik Intriguen spinnen und den allergnädigsten Herrn gegen mich einzunehmen suchen. Goltz, General der Kavallerie,[1] ist ein Bruder des ehemaligen Pariser Gesandten, dessen Erbschaft des Hasses gegen mich er ohne beneficium inventarii angetreten hat. Nesselrode, der Oberhofmeister, ist ein bekannter Ultramontaner, dessen Beziehungen zu Gehlsens Reichsglocke[2] bei Gelegenheit des Prozesses gegen letztern an den Tag kamen, und der bei den Beratungen der Redaktion bei Olbrich Sitz und Stimme hatte. Unmittelbar nach diesem elenden Skandal kriegt er einen der höchsten Orden, wodurch bestätigt wurde, daß jenes unsaubre Blatt vom Palais aus begünstigt worden war. Stillfried, der Heraldiker und Zeremoniolog, auch katholisch, war anfangs gemäßigt, später aber trat er — vermutlich infolge von Rüffeln der Kaiserin — ebenfalls auf die fanatische Seite. Endlich dürfen die beiden Radziwills,[3] der ehemalige Sekretär Ledochowskis und der Kaplan, nicht vergessen werden. Beide sind Leute von der Zentrumsfraktion, beide gern gesehene Gäste in der Bonbonniere. Das Blatt, wo die jetzt ihr Gift ablagern — ich meine die evangelische Seite der Klique —, ist die Kreuzzeitung. Nathusius,[4] der Redakteur, der lange Zeit schon die Leser der Regierung und dem Kaiser abzuwenden bemüht gewesen ist, und der endlich wegen Verleumdung von Ministern*) verurteilt wurde, ist von Seiner Majestät gegen das eingeforderte Gutachten der Beleidigten begnadigt worden — sicher auf Fürsprache der Kaiserin. Sagen Sie, allein dem gegenüber wäre wohl anzunehmen, daß die mir nachgesagte Äußerung, die diplomatische Mission zu dem eignen Hofe mache mir die größten Schwierigkeiten, mit denen ich zu thun hätte, wirklich von mir gethan worden sei. Sie können noch hinzufügen, daß auch der Prinz Karl mir nicht

[1] G. u. E. I, 92.

[2] G. u. E. I, 161. 168. 196. 199 ff.

[3] G. u. E. II, 127 ff.

[4] G. u. E. II, 153. 202.

*) Wie ich später erfuhr, ein Irrtum des Chefs. Das betreffende Vergehen war nicht Verleumdung der Minister, sondern Beleidigung des Kirchenrats.

wohlwolle und einen ungünstigen Einfluß auf seinen Bruder ausübe, und wenn Sie vom evangelischen Teil der Bonbonniere reden, können Sie den Ausdruck brauchen: Bodensatz der Kreuzzeitungsgesellschaft und der inveterierten Herrenhausopposition."

Wir sprachen dann weiter von seinen Gegnern, besonders von ausgemusterten Geheimräten und Diplomaten, wobei er ausführlich Arnims gedachte, über den er sich ungefähr wie Bucher äußerte.

In diesem Augenblick kam seine Gemahlin durch die Tapetenthür ins Zimmer und gab ihm aus einer Tasse, die sie in der Hand hielt, Medizin ein. Er stellte mich ihr als „Kriegsgefährten aus der Versailler Zeit" vor.

Als sie sich wieder entfernt hatte, fuhr er in seiner Auseinandersetzung fort. „Dann giebts neben dem Hofe auch andre Friktionen, die mich hemmen und aufreiben. Die Minister, die ihre Ansichten meinen Plänen nicht anbequemen wollen — in Zoll- und Steuersachen — in der Eisenbahnfrage, besonders Camphausen und Delbrück. Wollen nicht heran an meine Gedanken, drehen und wenden sich und verschieben. Ich soll ihnen und dem Reichstage Entwürfe zur Kritik vorlegen. Ich will aber, daß sie, die es zunächst angeht, und die Sachverständige sind, das thun und zeigen, was sie vermögen. Es ist da vieles zu ändern, was bis jetzt vertagt werden mußte, weil andre Sachen vorgingen."

Zuletzt nannte er auch den Reichstag als eine Quelle von Friktionen und sprach, indem er Wehrenpfennig namhaft machte, davon, daß die Nationalliberalen[1] es gut meinten, aber immer kritisieren müßten.

Ich sagte ihm, alles, was er mir mitgeteilt habe, werde in meinem guten Gedächtnis verwahrt und allmählich in die Öffentlichkeit gebracht werden, deutlich, kräftig und vorsichtig. Dann trug ich ihm meinen Plan wegen der Schilderung seiner Häuser und Güter in der Gartenlaube vor, zu dessen Ausführung ich mir die Erlaubnis zur Besichtigung von Varzin, Schönhausen und Friedrichsruh und Empfehlungen an die dortigen fürstlichen Beamten erbat. Er ging auf alles ein und sagte: „Nach Varzin müssen Sie kommen, wenn ich selbst dort bin. Da werde ich Ihnen Empfehlungen nach

[1] G. u. E. II, 158 ff. 180 ff.

Schönhausen und Friedrichsruh mitgeben, auch nach Kniephof, das Sie auch sehen sollten — an meinen Vetter, der es jetzt besitzt."

Ich bemerkte, er sehe gesünder aus, als ich erwartet hätte.

„Ja — erwiderte er —, das geht andern auch so. Die Leute beurteilen mich in drei Beziehungen falsch: sie halten mich für gesünder, wohlhabender und einflußreicher, als ich in Wirklichkeit bin — besonders für einflußreicher, aber Sie wissen jetzt, wie viel davon wahr ist oder wie wenig."

Es schien jetzt alles Nötige besprochen zu sein, und so erhob ich mich und ging, wobei er mich durch beide Säle bis an die Bedientenstube begleitete, die sich darüber verwundert haben mag. Wenigstens that dies der alte gute Theiß', der dort auch Dienst hatte, und der mir an der Glasthür zur Treppe in meinen Paletot verhelfend mir zuflüsterte: „Gott, Herr Doktor, anderthalb Stunden bei Durchlaucht gewesen, und Durchlaucht bis an die Vorsaalthür mitgegangen."

Am nächsten Tage ging ich früh ins Zentralbüreau, wo die Bekannten — die Sonne beschien mich ja wieder — ungemein freundlich waren. Holstein bat mich, zu ihm zu kommen, und unterhielt sich lange mit mir. Sprach davon, daß ich doch ganz anders gewesen sei als der kleine Schwarze: immer hätte man von mir gelesen, und nie wäre ich dabei selber hervorgetreten. Man wirke jetzt wenig auf die Presse. Doch werde das auf die Dauer nicht gehen, und er hätte schon gedacht, ob ich nicht wiederkommen sollte. Indes hätte Bucher gemeint, ich werde wohl nicht wollen. Ich erwiderte, mein Wunsch sei es in der That nicht, wäre es aber der Wunsch des Fürsten, so sollte es mir ein Befehl sein. Zuletzt hatte er die Liebenswürdigkeit, mir eine Partoutkarte für den Reichstag zu holen. Ging darauf hinein, hörte Hänel und Bennigsen über die Krisis sprechen und wandelte dann zu Ritter Schulze, um zu Mittag zu essen.

Als ich hierauf in mein Gasthaus kam, übergab mir der Portier ein Billet vom Fürsten, das mich einladet, um sechs Uhr bei ihm zu speisen. Begab mich zu ihm und zwar, wie die Zuschrift angegeben, im Überrock, aber im Schmuck weißer Kravatte und weißer Handschuhe, während die Etikette zum Überrock schwarze Halsbinde und farbige Bekleidung der Hände verlangt — ein Verstoß, den ich sogleich inne werden sollte.

Man hatte im ersten der beiden Hinterzimmer gedeckt. Als ich eintrat, traf ich hier nur die Fürstin, die Komtesse Marie, den Grafen Bill und eine Dame mit polnischem Namen. Später erschien der russische General Erckert. Die Fürstin bemerkte, als sie meines weißen Halstuches ansichtig wurde: „Ei, Herr Doktor, Sie haben sich ja recht schön gemacht!“ Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete; denn es fiel mir jetzt meine Sünde ein, und ich werde darüber etwas verblüfft gewesen sein. Zum Glück erschien bald der Fürst, und wir gingen zur Tafel, wobei der General der Frau vom Hause, ich der Tochter den Arm zu geben die Ehre hatte. Auf dem runden Tische stand eine schöne Silberkanne mit eingelassenen alten und neuen Münzen. Ich saß zwischen der Fürstin und der Komtesse, der Russe neben jener, der Fürst mir gegenüber. Dann folgte die kleine und zierliche Polin und zuletzt Graf Bill neben seiner Schwester. Wir tranken Bordeaux, Burgunder, Rheinwein, Champagner, Bier und zuletzt Chartreuse, die der Fürst als sehr gesund lobte. Die Unterhaltung war lebhaft und ungezwungen. Der General erzählte hübsche Geschichten von der Naivität der russischen Soldaten. Man kam auf den letzten Krieg zu sprechen, und ich erinnerte den Kanzler an Herny, wo er in der Bodenkammer eines Bauernhauses einquartiert gewesen sei, an Clermont, wo er in Ermanglung einer Bettstelle auf dem Fußboden seines Zimmers hätte schlafen müssen, an das Haus der Madame Jessé, die Koboldsuhr und den historischen Tisch. Auch er erzählte davon allerlei, u. a. seine Unterredung mit Madame und die Art, wie Hatzfeldt den Tisch „gerettet“ hätte, indem er einen ganz gleichen dafür hingestellt habe.

Der Fürst brachte dann das Gespräch auf die Könige und Prinzen und ihre Auffassung der Welt.

„Sie leben über den Wolken,“ sagte ich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er.

„Über der Wolke von Höflingen und andern Dunstwolken — erwiderte ich —, abgeschieden durch diese von dem Denken und Empfinden andrer Menschen, deren Wünsche und Anschauungen nur gebrochen zu ihnen dringen, nur adaptiert sie erreichen, bisweilen auch gar nicht.“

„Das Bild ist gut,“ versetzte er. „Götter und doch sehr

menschlich. Man sollte sie besser erziehen, sodaß sie wüßten, wie es unten aussieht, wie es wirklich ist. Nicht Schein, die Wahrheit. Die großen Könige haben sich immer an die gehalten und sich doch nichts damit vergeben."

Die Unterhaltung lenkte hiervon auf Erziehung im allgemeinen ab, und der Fürst bemerkte u. a.: „Ich bin nicht richtig erzogen. Meine Mutter ging gern in Gesellschaft und kümmerte sich nicht viel um mich. Später kam ich in eine Erziehungsanstalt, wo ein zu strenges System herrschte, wenig und schlecht zu essen, Abhärtung, im Winter in leichten Jacken, viel Zwang und Methode und widernatürliche Dressur."[1] — Ich sagte, zu große Strenge in Schulen und Pensionaten sei nicht gut, oft fühlten die jungen Leute sich dann, nach Beseitigung des Zwanges, nach der Entlassung zu frei, und während er noch daure, suchte die eingeschnürte Natur ihr Recht in Schleichwegen. Ein Beispiel seien die sächsischen Fürstenschulen, deren Zöglinge es häufig als Studenten am ärgsten trieben. — Er erwiderte, das sei richtig, es sei auch bei ihm der Fall gewesen, als er mit siebzehn Jahren die Universität bezogen hätte, was er darauf weiter ausführte. Dann fuhr er fort: „Mit meinen Söhnen war es anders. Die haben es aber wieder zu gut gehabt. Sie haben zu gut gegessen, wie das in Diplomatenhäusern zuzugehen pflegt, und später ist das mit Herbert so fort gegangen, als er seine Lehrzeit auch in solchen Häusern verbrachte."

Dieser hatte sich mittlerweile auch eingefunden, und als sein Vater mich ihm vorgestellt hatte, sich meiner von Pont à Mousson und Versailles wohl erinnert.

Zwischen acht und neun Uhr zogen sich die Fürstin, die Komtesse und Graf Herbert zurück und kamen nach einer Weile umgekleidet, die Damen in Gala, der Graf in Dragoneruniform, zurück, um in eine Hofgesellschaft zu gehen. Die polnische Dame verschwand mit ihnen, wir andern blieben auf Wunsch des Fürsten, unterhielten uns weiter und rauchten dazu, der Kanzler aus einer langen Pfeife, während eine zweite, auf die erste wartend, gestopft an seinem Stuhle lehnte.

Um zehn Uhr erhob sich der General und ich desgleichen.

---

[1] Plamann 1822—27.

Als wir aber an die Thür kamen, sagte der Chef: „Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Doktor, ich möchte Ihnen noch was mitteilen.“ Er fügte darauf noch einiges zu dem am vergangnen Nachmittage über die Kaiserin und ihre Bonbonschachtel Bemerkten hinzu. Ich fragte: „Wie hat sich denn Thile dabei verhalten? Der ist mir immer anständig vorgekommen.“ — Er entgegnete: „Das ist doch nicht ganz der Fall, er hat sich in der Diest-Daberschen Sache nicht gut aufgeführt,“ was er darauf näher erörterte.

Ich versprach ihm nochmals fleißige Benutzung dessen, was er mir tags vorher mitgeteilt hatte. Es müßte aber immer wiederholt werden, Junge kriegen, wie er mir früher einmal von einem Artikel gesagt hatte, nicht sobald fallen gelassen werden. „Dafür werde ich Ihnen sehr dankbar sein,“ versetzte er. Ich dankte ihm dann noch kurz für sein Vertrauen und sagte, ich ließe mich für ihn in Stücke hauen; denn er wäre für mich wie ein Prophet Gottes auf Erden. Er drückte mir die Hand und entließ mich dann mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Varzin!“ Segen auf sein Haupt!

Nach Leipzig zurückgekehrt, schrieb ich sofort nach einem Teile des in Berlin erhaltenen Materials den zweiten Friktionsartikel der folgenden Wortlaut hatte:

Der Reichskanzler auf Urlaub

Berlin, 19. April

„Der Reichskanzler ist auf Urlaub gegangen, er hat die verlangte Entlassung nicht bekommen, er hat nicht auf Gewährung derselben bestanden. Damit ist die Krisis beendigt. Der Fürst wird wiederkommen, wenn auch wahrscheinlich etwas später wie gewöhnlich, er wird, gekräftigt durch Badekur, Landluft und Entferntheit von den Geschäften, wieder ans Ruder treten, und alles wird sein wie zuvor. Freuen wir uns dessen!

„So ungefähr die Anschauung vom Stande der Dinge, wie man sie in der Presse ausgedrückt findet. Erlauben Sie einer andern Ansicht das Wort.

„Die Krisis ist nicht beendigt, sondern nur vertagt. Die Frage, ob Fürst von Bismarck aus dem Dienste Preußens und des Reiches ausscheidet, ist unter freudigem Aufatmen aller, die es mit beiden wohlmeinen, mit nein beantwortet, aber nur vorläufig.

Bang fragen sich noch heute Kenner der Verhältnisse nach der Zukunft. Es ist keineswegs sicher und ausgemacht, daß der Reichskanzler als solcher wiederkommen wird, und mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß, wenn dies geschieht, nicht alles sein wird wie zuvor. Mit andern Worten: der Fürst wird seine Bedingungen stellen müssen, ehe er seine amtlichen Arbeiten mit ihren Zielen und Lasten wieder übernimmt, und man wird auf diese Bedingungen eingegangen sein, wenn wir ihn in alter Weise am Werke sehen sollten.

„Die öffentliche Meinung kann einiges dazu beitragen. Sie wird wohlthun, wenn sie sich nicht mit dem dermaligen Stadium der Sache beruhigt, wenn sie sich vielmehr, deutlicher als bisher geschehen, die sehr ernste Hauptursache der fortschleichenden Krisis vergegenwärtigt, und wenn sie der gewonnenen Erkenntnis in der Presse Worte giebt, unabläßig, nachhaltig, immer von neuem Worte giebt und auf Abstellung des betreffenden krassen Mißverhältnisses dringt, mit dem selbst ein Bismarck nicht in ersprießlicher Weise zu wirken vermag, geschweige denn einer der in den letzten Wochen als mögliche Nachfolger Bezeichneten, sei er auch noch so vornehm, noch so unabhängig und noch so talentvoll. Die Presse wird sich ein ungewöhnliches Verdienst erwerben, wenn sie diesen und den folgenden Andeutungen Gehör giebt und ihnen die möglichste Verbreitung verleiht.

„Die Stellung des Reichskanzlers wird vielfach nicht richtig aufgefaßt. Wie man ihn nach seinem Aussehen für gesünder, wie man ihn im Hinblick auf seine ausgedehnten Besitzungen für reicher hält, als er in Wirklichkeit ist, so täuscht man sich in weiten Kreisen auch über den Einfluß, den er ausübt, indem man sich denselben gewöhnlich als einen unbegrenzten vorstellt. Dem ist mit nichten so. Der Fürst hat mit Ministern zu rechnen, deren Chef er nicht in dem Sinne ist, in dem er es sein sollte, und deren Selbständigkeit, deren Widerstreben ihn wiederholt schon gehemmt hat. Es konnte ferner vorkommen, daß hohe Beamte seines speziellen Ressorts eine völlig andre Meinung als er zu haben, ihm offen und versteckt Opposition zu machen, ja seine Stellung zu untergraben versuchten. Graf Arnim, den jetzt statt des irdischen Richters ein Gottesgericht ereilt zu haben scheint, war der schlimmste, aber nicht der einzige

von dieser traurigen Spezies Diplomaten. Eine ganze Kette von Exzellenzen und Nichtexzellenzen, wegen Unfähigkeit oder andrer Mängel, ultramontanen oder reaktionären Velleitäten u. dergl. kalt gestellt, frondierte, konspirierte und intrigierte, immer mit Eifer, oft mit den unlautersten Mitteln, bisweilen im Vereine mit recht ordinären Elementen, gegen die Größe, die sie überragte und in ihrer bequemen Herkömmlichkeit störte, versuchte dem Kanzler seine Pläne zu kreuzen, seinen Charakter zu verdunkeln oder ihn wenigstens zu ärgern und so seiner Gesundheit zu schaden. Auch ein Teil der Parteien, auf die sich der Fürst im Reichstage stützt, erschwerte und begrenzte, indem er — allerdings mit wohlmeinendem Sinn — das Kritisieren als erste Pflicht und Zier des Volksvertreters ansah, mitunter die Wirksamkeit seines Einflusses. Die Hauptschranke seines Einflusses aber ist — und bleibt vielleicht, wenn die öffentliche Meinung nicht die Augen aufthut und sich kräftiger nnd nachhaltiger rührt als bis jetzt — das ihnen vor vierzehn Tagen angedeutete Unwesen am Hofe, wo um eine gewisse hoch gelegne Stelle der Bodensatz der Kreuzzeitungsgesellschaft und der inveterierten Herrenhausopposition mit dem ultramontanen Gifte aus den Kanälen Roms zusammen geflossen ist, und von wo aus der Politik des Kanzlers unaufhörlich Verdrießlichkeit bereitet, bald der bald jener Stein in den Weg gewälzt und durch immer neue Ermutigungen der Gegner der sonst wohl schon eingetretne Sieg aufgehalten wird.

„Eine nähere Bezeichnung dieser Bonbonniere voll Kreuzzeitungskonfekt und Jesuitenkonfituren muß auch heute unterbleiben. Doch mögen aufmerksame Zeitungsleser durch möglichst schonende Hindeutung auf einige Beispiele an die Art und Weise erinnert werden, in der sich die Kräfte, Zwecke und Ränke dieser Hofopposition — die beiläufig schon seit geraumer Zeit bohrt und wühlt — in den letzten Monaten geltend und fühlbar machten. Der Chefredakteur eines großen reaktionären Blattes, das seit Jahren schon bemüht war, der Regierung dem Kaiser die Gemüter zu entfremden, wird, endlich wegen Verleumdung von Ministern angeklagt und verurteilt, gegen das eingeforderte Gutachten der beleidigten Minister auf Verwendung — nun, sagen wir einer hohen Dame — begnadigt (nach andrer Version wenigstens beurlaubt). Dieselbe hohe Dame schreibt in veröffentlichten Briefen an katholische Vereine,

daß sie die Kirchengesetze mißbillige. Zwei Angehörige der neulich erwähnten vornehmen polnischen Familie, beide Mitglieder der Zentrumsfraktion, der eine Sekretär von Ledochowski gewesen, der andre Kaplan und bei der famosen Marpinger Posse beteiligt, sind gern gesehene Gäste in dem Zirkel, dessen Mittelpunkt sie bildet. Dem Vernehmen nach wären in der Angelegenheit der Ursulinerinnen von ihr — manche werden sich hierdurch vielleicht an Eugenie während des Krieges erinnert finden — direkte Reskripte an die Behörden ergangen. Ein Graf und Oberhofmeister, der als eifrig ultramontan bekannt ist, dessen Beziehungen zur Reichsglocke*) bei Gelegenheit der Prozesse gegen dieses Blatt vor der Öffentlichkeit aufgedeckt wurden, und der an den Beratungen der Redaktion bei Olbrich teil genommen, erhält unmittelbar nach diesem Skandal einen der höchsten Orden — eine vielen unerklärliche Anerkennung, die sich der loyale Leser natürlich nicht dadurch verständlich machen wird, daß er annimmt, man habe in einem gewissen Kreise des Hofes die Leistungen der Reichsglocke mit höchstem Wohlgefallen gesehen.

„Wie gefallen den Lesern diese Dinge, denen sich noch eine gute Anzahl gleich auffälliger hinzufügen ließe? Daß sie dem Reichskanzler nicht gefallen konnten, versteht sich wohl von selbst, und sehr möglich ist, daß er die von ihm kolportierte Äußerung, die größte Schwierigkeit von allen mache ihm die diplomatische Mission am eignen Hofe, wirklich gethan hat."

Am 21. April schrieb mir Bucher, dem ich den Plan zu diesem Artikel mitgeteilt hatte:

„Die Ingredienzien sollten nach der Absicht des verschreibenden Arztes nicht auf einmal gegeben werden. Ich fürchte, das Elixir wird zu stark, und möchte anheimstellen, wenn es noch möglich, zwei Dosen daraus zu machen, und dazwischen ein andres Medikament zu geben, das aus dem Artikel der Kölnischen Zeitung vom 15. (»Reformpläne«), der von Camphausen geschrieben ist, und der Antwort der Post, die ich nach einer von oben erhaltenen Dis-

*) Ein von Joachim Gehlsen im Einklange mit vornehmen Reaktionären redigiertes Blatt, das sichs zur Aufgabe machte, den Reichskanzler mit Schmähungen und Verleumdungen zu verfolgen.

position gemacht habe, zu bereiten wäre. Dabei wäre zu erwähnen, daß Camphausen ein recht vielseitiger Mann. Er sei nicht nur Manchestermann, sondern habe auch Beziehungen zu dem Schlosse in Koblenz und sei gleichzeitig in einem Kreise, wo man sehr liberal und sehr lichtfreundlich sei, als Eckstein des Konstitutionalismus und kräftiger Protestant sehr angesehen. Die Abschlachtung (Schleinitzens) und die Notizen über die Filiale (der Berliner Bonbonniere in Karlsruhe) erhalten Sie nächstens.

P. S. Camphausen sagte vor zwei Jahren im Reichstage: »Das Wort unmöglich ist in meinem Wörterbuch sehr klein gedruckt.«"

Ich machte hiernach und nach einem andern Briefe Buchers (vom 26. April) den dritten Aufsatz unsrer Serie, der in der Nr. 19 der Grenzboten erschien und nachstehendes enthielt:

Andre Friktionen

Berlin, 26. April

„In dem Artikel »Der Reichskanzler auf Urlaub« ist darauf hingewiesen, daß es außer der Hofopposition auch andre »Friktionen« giebt, die den Fürsten verstimmen und ermüden, seine Kraft aufreiben, seine Wirksamkeit hemmen und so Veranlassung zu seinem Verlangen nach Entlassung aus seinen Ämtern gaben. Wir greifen heute davon diejenige heraus, die in dem Verhalten gewisser Kräfte, die unmittelbar unter ihm — richtiger gesprochen, neben ihm — thätig sind, zu gewissen bedeutungsvollen Reformwünschen liegt, die die Gedanken des Fürsten erfüllen, mit deren Verwirklichung es aber nicht vorwärts will. Mit andern Worten: der Reichskanzler vermißte, als er seinen Abschied nachsuchte, namentlich bei dem einen seiner Kollegen die erforderliche Zustimmung und Unterstützung zur Ausführung von Maßregeln auf dem Gebiete der Zoll- und Handelspolitik und des Steuerwesens, die er für unerläßlich hält, und die bisher nicht in Angriff genommen werden konnten.

„»Wenn ein Jäger matt und müde geworden sei durch Herumstreifen auf Kartoffelfeldern — so äußerte sich der Fürst vor einigen Monaten in Gesellschaft von Freunden — und nach Hause zu gehen verlange, so werde man ihn dadurch nicht zurückhalten, daß man ihm etwa sage, in der Nähe wären Rebhühner zu schießen, wohl aber, wenn man ihm mitteile, in der nächsten Waldbucht lagerten

Sauen. Für eine Sauhatz würde er wieder Mut und Kräfte haben.«

„So erzählt uns — beiläufig nicht recht genau — ein Artikel der Kölnischen Zeitung, dessen Verfasser in unmittelbarster Nähe des betreffenden Ministers zu suchen sein wird, und der deshalb durch den scherzenden und nicht gerade leise ironischen Ton, in dem an mehreren Stellen die Hindernisse der Reform behandelt werden, um so mehr auffallen muß. Die Deutung des Gleichnisses, die er giebt, ist insoweit richtig, als unter dem zu erlegenden Hochwilde gewisse Verbesserungen der Zoll- und Steuergesetzgebung und des Eisenbahnwesens gemeint waren. Aber der Korrespondent verschwieg die eigentliche Moral des Bildes, und wenn es in seiner Darstellung hieß: »Sobald Fürst Bismarck imstande sein wird, vollständige und motivierte Pläne vorzulegen, die die Kritik bestehen (sic), wird es ihm in dieser großen Frage der handelspolitischen Reform unsers Erachtens an einer großen und festen Mehrheit im Reichstage nicht länger fehlen,« und wenn dann ähnliches in betreff der Steuergesetzgebung und des Eisenbahnwesens behauptet wurde, so verschob er die thatsächlichen Verhältnisse und Umstände. Es handelt sich nicht um Vorlegung von Plänen von seiten des Reichskanzlers, die »die Kritik« — zunächst natürlich des Ministers, in dessen Ressort sie gehören, dann des Reichstages — »zu bestehen« hätten. Selbst mit solchen Vorschlägen vorzugehen liegt durchaus nicht in der Absicht des Reichskanzlers. Er wünscht die angedeuteten Reformen, denkt aber nicht daran, seine Wünsche selbst in Pläne umzugestalten und als Gesetzentwürfe der Volksvertretung zu unterbreiten. Er erwartet, daß seine Kollegen dies übernehmen, er hat ihnen diese Erwartung ausgesprochen, und daß der Versuch, sie zu solcher Initiative zu veranlassen, erfolglos geblieben ist, gehört, wie uns die Post vom 19. April — wir glauben, aus bester Quelle — versichert, zu den Gründen, die den Kanzler bewogen, seinen Abschied zu verlangen.

„Die eigentliche Moral jenes Jagdbildes lag nach der Post in dem, was der Reichskanzler bei der Gelegenheit hinzufügte, und das lautete:

„»Er könne nur dann im Dienste bleiben, wenn seine Kollegen zu den bezeichneten Reformen aus eignem Antriebe und mit eignen

produktiven Kräften schritten; wenn nicht, wolle er gehen, da er sich nicht stark genug fühle, um Ministerkrisen, den Bruch mit seinen alten Kollegen und das Einleben mit neuen zu vertragen. Es sei ein unbilliges Verlangen, daß er selbst die nötigen Arbeiten liefere und sie der Kritik eines in entgegengesetzten Spuren (soll doch wohl vor allen andern Dingen heißen, im Geleise der Manchesterschule) gehenden Ressortministers unterwerfe. Einen solchen Weg habe er in der Eisenbahnfrage eingeschlagen und äußerlich die Zustimmung aller gewonnen, sobald es aber an die Ausführung gegangen, hergebrachtermaßen passiven Widerstand und die übliche Abweisung gefunden, ähnlich wie bei der Fortschrittspartei, die auch zu sagen pflege: Nur so nicht, sondern anders — nämlich so, wie es nicht geht.« Der Kanzler sagte damals: »Es handelt sich für mich nur um die Ermittlung, ob meine jetzigen Kollegen diejenigen Reformen, die ich für unabweislich halte, aus freien Stücken und freier Überzeugung so betreiben wollen, daß sie mich in der Richtung schieben und tragen würden, nicht aber ich sie. Wollten sie ersteres, so würde er sehr gern seinen Kredit und seinen Namen in der Firma lassen, um diese Reformen durchführen zu helfen.«

„Der Verfasser des Artikels der Kölnischen Zeitung äußert sich so hoffnungsvoll in betreff der Reformwünsche des Fürsten, daß man sich vielleicht fragen darf, warum sie, von dem Kollegen, den sie vor allem angehen, zu Plänen ausgearbeitet und den Faktoren der Gesetzgebung zur Annahme empfohlen, nicht denselben Erfolg haben sollten, den er ihnen verspricht, wenn sie der Kanzler der Kritik der Minister und der Reichstagsparteien unterbreiten wollte. Der Kollege des Fürsten, der jenem Artikel offenbar sehr nahe stand, als er geschrieben wurde, ist ein Mann von ebensoviel Selbstgefühl als Vielseitigkeit. Er scheint Macht und Einfluß zu besitzen. Vor zwei Jahren sagte er im Reichstage: »Das Wort Unmöglich ist in meinem Wörterbuch sehr klein gedruckt.« Er unterhält Beziehungen zu dem Schlosse in Koblenz und ist gleichzeitig in einem hohen Berliner Kreise, wo man sehr liberal und sehr lichtfreundlich ist, als Grundpfeiler und Eckstein des Konstitutionalismus und des kräftigen Protestantismus hochangesehen. Warum will er, der so viel ist und vermag, nicht die Initiative zu den Reformen ergreifen, die dem Kanzler am Herzen liegen? Ist es etwa, weil ihn daran

eine andre Seite seiner Vielseitigkeit hindert — weil er dabei seine Vergangenheit, seine Grundsätze und seine Verbindungen als Manchestermann zu verleugnen hätte?

„Und jetzt zu etwas anderm, zur Widerlegung einer soeben in einem großen Berliner Blatte aufgetauchten Vermutung von Friktionen mit einer andern Autorität. Die Nationalzeitung von gestern sagt in dem Artikel über Moltkes Rede, es werde sich wohl um einen Konflikt militärischer und politischer Notwendigkeiten handeln. Man könnte aus dieser Andeutung schließen, daß der Reichskanzler sich der stärkern Belegung der Umgegend von Metz mit deutschen Truppen widersetzt hätte. Eine solche Vermutung aber würde ein Irrtum sein. Im Gegenteil, der Fürst ist in dieser Beziehung nicht nur in voller Übereinstimmung mit den höchsten militärischen Autoritäten gewesen, sondern er hat deren Wünsche und Absichten auch nach Möglichkeit unterstützt und gefördert. Seit Jahren schon verlangten dieselben bessere Eisenbahnverbindung mit Lothringen und mehr Truppen in diesem Teile des Reiches. In ersterer Beziehung war nicht eher etwas zu erreichen, als bis der Kanzler mit Macht auf das Hindernis im Handelsministerium drängte und dessen Vorstand nötigte, die Verbindung zwischen St. Ingbert und Saarbrücken ernstlich in Angriff zu nehmen, die der Spiritus rector des preußischen Eisenbahnwesens jahrelang kleinkrämerischer Interessen halber — es handelte sich um das Verlangen nach Zugeständnissen von seiten Bayerns, das nicht einmal von der Billigkeit eingegeben war — verzögert hatte. Auch für die Vermehrung der Truppen in Lothringen war der Fürst nach Möglichkeit thätig. Diese aber soll daran hängen geblieben sein und noch heute daran hängen, daß man an einer nichtamtlichen, aber hohen und einflußreichen Stelle sich Befürchtungen hingiebt, die Herren Franzosen könnten das übelnehmen und sich darüber kränken — die Franzosen, die so geläufig französisch sprechen, meist schöne schwarze Backenbärte tragen und der katholischen Religion angehören, die doch viel vornehmer ist als die evangelische."

„P. S. »Ein dem Reichskanzler eng befreundetes Mitglied des Reichstags« hat sich bewogen gefunden, in der Magdeburgischen Zeitung vor unsern Mitteilungen zu warnen. Wenn der Herr wüßte, mit welcher Serenität wir seine Ausführungen genossen!

Wir werden selbstverständlich weitere Einsprüche der Art ignorierend fortfahren, zu sagen, was wir wissen, und — man wird uns glauben."

Ich bemerke dazu, daß der hier angedeutete Reichstagsabgeordnete und Freund des Fürsten der Amtsrat Dietze (Barby) war, und daß er seine Warnung vor den Friktionsbriefen unzweifelhaft ohne vorher Rücksprache mit dem Chef genommen zu haben in die Welt geschickt hatte. Daß ers mit ihr gut gemeint hatte, verstand sich bei ihm von selbst.

Einige Tage nach Erscheinen des Grenzbotenartikels schrieb mir Bucher: „Die Schlußworte des P. S. haben an einer Stelle, an deren Segen alles gelegen ist, Anstoß erregt: das klänge, meinte man, so, als ob der Kanzler mit dem Verfasser des Aufsatzes gesprochen habe, und es sei doch gut, einen so autoritativen Ton zu vermeiden. Soweit die Mitteilung.

„Ich vermute, daß der Eindruck nicht entstehen würde, wenn man die Magdeburgische Zeitung daneben hätte, deren Artikel ich nicht mehr habe auftreiben können. Eine ausdrückliche Erklärung, daß der Eindruck unrichtig ist, natürlich nicht ratsam. Vielleicht läßt er sich indirekt dadurch verwischen, daß etwa folgendes gesagt wird." Darauf gab er ein Rezept an, wonach ich die vierte Korrespondenz unsers Cyklus zubereitete, die in der nächsten Nummer der Grenzboten erschien und nachstehendes brachte:

Zur Verständigung

Berlin, den 6. Mai

„Wie wir sehen, hat der zweite unsrer Artikel über die Reichskanzlerkrisis in der Presse eine sehr verschiedne Beurteilung erfahren. Die Germania hat u. a. die Entdeckung gemacht, daß er auf die Kaiserin Eugenie gemünzt ist. Andre Blätter waren erstaunt über das Neue, das sie erfahren hatten. Wieder andre hielten sich für so genau unterrichtet über die Wahrheit, die bekanntlich auf dem Grunde eines tiefen Brunnens liegt, daß sie den Inhalt des Aufsatzes für unwahr oder, wie einige sich mit unhöflicher Entrüstung auszudrücken beliebten, für erlogen erklären konnten.*) Noch

*) Höchst ergötzlich war das Urteil, das die Blätter der Fortschrittspartei abgaben. Die Breslauer Zeitung z. B. ließ sich nach Erscheinen des dritten

andre endlich, z. B. das Hauptorgan der öffentlichen Meinung einer kleinen Residenz, fanden, daß das Meiste, was wir gesagt hatten, ja längst bekannt sei. Wir müssen dem betreffenden Redakteur trotz des wenig liebenswürdigen Tones, in dem er uns abhandelt, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit seinem Urteil das Richtigste gesagt hat.

„Mit andern Worten: wir erfreuen uns nicht der Fähigkeit, uns so dünn zu machen, daß wir durch Schlüssellöcher schlüpfen können, wir besitzen auch keine Tarnkappe, mit der wir imstande wären, ungesehen geheimen Vorgängen in uns sonst unnahbaren Sphären beizuwohnen, und wir haben endlich keinen hinkenden Teufel zur Verfügung, der für uns die Dächer der Paläste und Kasinos abhöbe. Wir haben nichts als ein ziemlich gutes Gedächtnis und die Gewohnheit, zu sammeln, und wir machen es auf den Gebieten der Presse und der Konversation ungefähr wie der Botaniker auf den hoch liegenden Wiesen und an den Sümpfen unter ihnen, wir suchen uns das Zerstreute säuberlich zusammen und sehen dann, wie es zu einander paßt und sich ergänzt. Wie wir jetzt zu unsrer Verwunderung erlebt haben, ist durch das Ergebnis dieses doch recht einfachen Verfahrens der eine und der

---

Artikels der Grenzboten vom 8. Mai aus Berlin schreiben: „Da die Enthüllungen der Grenzboten über die Friktionen, über die der Reichskanzler sich zu beklagen hat, noch immer die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser beschäftigen und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß noch ein Brief nachfolge, so meine ich Ihnen nicht vorenthalten zu sollen, daß man in den Kreisen der hiesigen fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten schon dem ersten Brief nach Inhalt und Form nicht den allergeringsten Wert beilegte und mit Verwunderung wahrnahm, wie Herr Wehrenpfennig, die Redakteure der Nationalzeitung und andre Nationalliberale von der Presse auf das ungeschickte Machwerk hineinfielen. Da alle pikanten Geschichten, auch die unwahrscheinlichsten, selbst unter ganz klugen Leuten ein gläubiges Publikum finden, so konnte der erste Aufsatz mit Sicherheit auf ein solches rechnen; der zweite läßt nun aber die Tendenz genauer erkennen; der Hofklatsch war nur vorauf geschickt, um das Reichsglockengeschäft im Interesse jener Koterien, die schon die riesigsten Summen für Preß- und Agitationszwecke contra Camphausen und unsre freihändlerische Zollpolitik nutzlos weggeworfen haben, in zweiter Auflage in Gang zu bringen. Man erzeigt der Produktion eines konsortialen Reptilienfonds viel zu viel Ehre, wenn man sie mit irgend welchen Staatsmännerkreisen in Verbindung setzt.“ — In der That, eine höchst feine Nase, die das aus den Artikeln herausgewittert hatte!

andre zu dem Eindrucke gelangt, wir könnten mehr als Brot essen, und wir hätten tief Verborgnes ans Licht gezogen. Es ist aber ganz richtig, daß wir nichts gesagt haben, was aufmerksamen und mit einigem Vermögen, Vergleiche anzustellen und Schlußfolgerungen zu ziehen, begabten Leuten nicht längst bekannt gewesen wäre. Wozu also der Lärm?

„Wenn wir uns endlich in einigen nicht sehr bedeutenden Einzelheiten zu sehr auf das Gedächtnis verlassen, z. B. Beleidigung mit Verleumdung und den Oberkirchenrat in der Erinnerung an Gelesenes oder Gehörtes mit den Ministern verwechselt haben, so wollen wir künftig die Ausbeute unsrer Beobachtungen sorgsamer in einem Herbarium sammeln und für den Augenblick des Gebrauches aufheben.“ —

In diesen Wochen empfing ich von Bucher fast ein volles Dutzend Briefe mit Anregungen, Abmahnungen, Erläuterungen und Ergänzungen, vorzüglich aber mit Rohmaterial zu weitern polemischen Korrespondenzen in betreff der von den drei obigen behandelten Sache. Am 27. April schickte er mit der Einleitung: „Ich kann Ihnen nur den Gedankengang geben ohne alle Stilisierung. Ich fühle, daß die Formgebung schwierig sein wird,“ über zwei Bogen Stoff zu dem Artikel: „Eine Filiale der Bonbonniere“ oder: „Die Ursache der Wandlung in Baden.“ Am 30. erhielt ich von ihm die Warnung: „Lassen Sie sich ja nicht mit der Post ein. Sie steht in intimer Beziehung zu R. D. Z. (Radowitz), einem Gaste der Bonbonniere.“ Am 3. Mai lieferte er in der verwitweten Königin von Bayern „noch eine Figur für das Damenkränzchen, am besten bei der Filiale anzubringen.“ Am 6. schrieb er: „Ich rate dringend, den bezeichneten Artikel (Friedensengel) nicht das nächste mal zu bringen. 1. Gamaliel wird vom 10. an einige Tage hier sein, würde also gerade in die Aufregung geraten, die der Aufsatz sicher erzeugen wird, und das wäre ihm gewiß unangenehm. Von hier geht er ins Bad, und da ist er außer Berührung mit der Welt.[1] 2. In einigen Tagen wird eine Thatsache bekannt werden, die zur Erklärung des Artikels wie gemacht ist und viele, die sonst

[1] Fürst Bismarck kehrte erst am 20. Mai aus Friedrichsruh nach Berlin zurück und reiste am 24. nach Kissingen ab. Bismarck-Regesten II, 144.

zu mäkeln geneigt wären, überraschen wird. Vielleicht können Sie aus den Vorschlägen meines letzten Briefes und einigem ältern Material einen Lückenbüßer zusammenstellen. Noch besser ist vielleicht eine Pause. Man muß den Publikus nicht verwöhnen; er wird leicht exigeant und verlangt wöchentlich eine gleich pikante Kost, die Sie ihm doch nicht liefern können." Am 13. meldete er: „Patient (er meinte den Chef) will direkt, ohne B. (Berlin) zu berühren, ins Bad — was ich für sicher halte —, und zwar am Donnerstag — was unsicher ist. Wenn ich bis Dienstag etwas andres erfahre, so telegraphiere ich an Frau Dr. B.: Fritz besser, soll an dem oder dem Tage zum erstenmale ausgehen. Anna. Oder: Fritz muß in den Ferien hier bleiben."

Nun brachten die Grenzboten den fünften Friktionsartikel, der folgendes enthielt:

Friedensengel

Berlin, den 14. Mai

„Nach der Mitteilung eines österreichischen Blattes hat, wie wir erst jetzt erfahren, der Czas, der bekanntlich das Organ der aristokratisch-ultramontanen Partei der Polen ist und durch seine Patrone, die Radziwills, die Czartoryskis u. a., mitunter recht gute Nachrichten über die Stimmung, die Absichten und die Vorgänge in Hofkreisen und sonst in den obern Sphären der Gesellschaft empfängt, in betreff der Kanzlerkrisis in Berlin folgende etwas blaß gefärbte Erklärung gegeben.

„Die Königin Viktoria schrieb vor einiger Zeit direkt an den Fürsten von Bismarck, um ihm die Verhinderung des Krieges zwischen Rußland und der Pforte ans Herz zu legen. Die Antwort lautete ausweichend. Darauf ein zweiter Brief Ihrer britischen Majestät an den Reichskanzler, in dem jenes Verlangen dringender wiederholt wurde. Die Antwort drückte sich diesmal etwas bestimmter aus, war aber noch nicht nach dem Geschmack der Königin. Nun wandte sie sich an den Kaiser und machte ihn und Deutschland für den ausbrechenden Krieg verantwortlich.

„Wir wissen nicht, wie viel Wahres an diesem Bericht ist, halten ihn aber für nicht unglaubwürdig und sind überdies der Ansicht, daß jene merkwürdige Zumutung, nach der wir unsern getreuen Nachbar in Rußland ohne irgend welchen in unsern Verhältnissen

liegenden Grund, lediglich aus Gefälligkeit gegen die Herren Engländer, damit diese sich nicht so sehr für ihre Interessen am Bosporus zu echauffieren brauchten und mit Seelenruhe ihren Schacher weiter betreiben könnten, zu zwingen verpflichtet gewesen wären, Frieden zu halten — daß also jenes mindestens sehr eigentümliche Verlangen auch noch auf einem andern Wege, den wir die Leser dieser Korrespondenzen erraten lassen, an Seine Majestät gelangt ist und hier warme Befürwortung gefunden hat. Dazu ist aber folgendes zu bemerken. Seine Majestät ist durchaus friedfertig. Er wünscht aufrichtig, sich, dem deutschen Volke, der ganzen Welt neue Kriege erspart zu sehen. Er ist infolge dieser Stimmung geneigt, Wünschen und Ratschlägen Gehör zu schenken, die nach der Meinung derjenigen, die sie ihm vortragen, dem Frieden dienen. Aber solche Ratschläge können, wenn sie nicht von einer hohen Intelligenz, von einem weiten Blick, der alle in Betracht kommenden Umstände und Möglichkeiten umfaßt, eingegeben sind, gerade zum Gegenteile dessen, was sie bezwecken, also gerade zum Kriege führen. Im Januar beschwor die Times den Reichskanzler, zu befehlen, daß Ruhe gehalten werde. Etwas später richtete sie eine gleiche bewegliche Ansprache an den Kaiser, und mit Bestimmtheit dürfen wir annehmen, daß die Königin Viktoria von ihrem pfiffigen semitischen Berater[1] veranlaßt worden ist, mit Benutzung des oben angedeuteten Kanals gleichzeitig in demselben Sinne zu wirken.

„Gesetzt nun den Fall, Deutschland hätte sich — man kann in der That kaum einen andern Ausdruck gebrauchen — breitschlagen lassen, es hätte sich in Positur gesetzt und »Ruhe in Europa!« gerufen, Rußland aber hätte sich an das Machtwort nicht gekehrt und marschieren lassen, was wäre dann geschehen? Nun, entweder hätten wir dann zur Erhaltung des Friedens einen Krieg mit den Russen führen müssen, bei dem wir im günstigsten Falle dem hochherzigen Albion die Kastanien aus dem Feuer geholt haben würden, oder unser Machtwort hätte sich als ein Wort der Ohnmacht erwiesen, wir wären blamiert gewesen — blamiert um der Interessen Englands willen obendrein, einer Macht, die uns Deutschen nie im Ernste wohlgewollt hat, und die uns unsre jetzige Bedeutung in

[1] Disraeli (Lord Beaconsfield).

Europa nur insofern gönnt, sie nur insoweit gutheißt, als sie sich vielleicht einmal für die Zwecke seiner Krämerpolitik verwerten lassen könnte.

„Mit der Pariser Ausstellung verhielt es sich ähnlich. Auch in dieser Angelegenheit wurde von der Stelle aus, die wir im Auge haben, die zur zweiten Natur gewordne Mission, »für den Frieden zu arbeiten«, lebhaft empfunden und nach dieser Empfindung gehandelt. Als die Regierung die Beschickung der Ausstellung trotz aller Vorstellungen und Einsprüche von jener Seite abgelehnt hatte, schickte Mac Mahon den Marquis d'Abzac, einen liebenswürdigen Herrn, auf dem bei einer frühern Gelegenheit hohe Augen mit besondrer Huld geruht hatten, nach Berlin, damit er einen letzten Versuch mache. Der Marquis blies die Friedensschalmei und entlockte ihr äußerst schmelzende Töne. Mit der Einladung, so hören wir ihn mit mildem, gewinnendem Lächeln flüstern, reiche Frankreich den Deutschen die Hand zur Versöhnung. Die Ausstellung sei gleichsam ein Friedenskongreß. Weshalb man die dargebotne Hand des zum Freunde gewordnen Gegners von ehedem rauh zurückstoßen wolle? Wie schön einer erhabnen Frauenstirn der Olivenkranz stehen würde! — und so mit Grazie noch einiges, was zu schmeicheln und zu rühren geeignet war. Darauf abermalige Verwendung an höchster Stelle für das arglose, wohlwollende, so schön bittende Frankreich, wärmer, dringender als vorher, zuletzt verdrießlich. Es half aber wieder nichts, und Monsieur le Marquis erlangte schließlich nichts weiter als einen der höchsten Orden.

„Gesetzt aber den Fall, so fragen wir auch hier, es wäre anders gekommen, man hätte über bessere Einsicht in die Natur der Verhältnisse und klügern Rat hinweggesehen, und der Bote des Präsidenten der französischen Republik wäre mit der Annahme der Einladung zu dem angeblichen Friedensfeste nach Paris zurückgekehrt, was wäre dann die wahrscheinliche Folge gewesen? Deutschland hätte die Ausstellung beschickt, seine Aussteller wären dadurch in eine mindestens sehr unbehagliche Position geraten, sie wären — wir haben ja Proben genug, wessen der nach Revanche dürstende Chauvinismus der Franzosen auch auf harmlosem Gebiete fähig ist — Gefahren aller Art ausgesetzt gewesen, kurz, es waren Vorfälle möglich und mehr als möglich, die mindestens Erbitterung, vielleicht

einen Notenkrieg, denkbarerweise noch Schlimmeres zur Folge gehabt hätten.

„Dieselbe Überzeugung, die Mission zum Friedenerhalten und Friedenstiften zu haben, erfüllt — man liest wohl zwischen den Zeilen — auch in betreff der Ultramontanen und ist neben andern Motiven Veranlassung zu einem Entgegenkommen geworden, das uns ohne diese Voraussetzung unbegreiflich sein würde. Nachdem diese Gesellen bei den Wahlen der Regierung eine fast beispiellos heftige Opposition gemacht, nachdem sie sich gegen die königstreuen Kandidaten die gemeinsten Schmähungen und die giftigsten Ränke erlaubt haben, kommen sie, den Fuchsschwanz in der Fracktasche, in den Kreis um die angedeutete Stelle munter und vergnügt, als ob sie kein Wässerchen getrübt hätten, und sonnen sich in der sie bestrahlenden Gnade und Huld. Ja man will wissen, daß bei der Zensur und Korrektur der Einladungen, die man vorzunehmen gewohnt ist, die Romtreuen, die sich herbeilassen, zu kommen — nicht alle thun dies —, niemals, die Königstreuen in der Regel gestrichen würden.

„Vielleicht ist es erlaubt, die Moral dieser Mitteilungen folgendermaßen zu stilisieren.

„Liebe zum Frieden steht an sich jedem Gemüt und Gesicht gut, vorzüglich dem weiblichen. Nur sollte unsrer unmaßgeblichen Meinung nach solche Liebe nicht dahin führen, daß man sich selbst als Friedensengel gefällt, daß man sich gern so genannt hört, daß man in dieser Rolle dem Kanzler seine Kreise stört, einsichtigem Rat gegenüber Opposition macht und hartnäckig Dinge befürwortet, die Kriege hervorzurufen und bereits entbrannte Kämpfe zu verlängern angethan sind, indem der Feind im letztern Falle den Friedensengel als Bundesgenossen aufzufassen gewöhnt wird und aus seinen Bemühungen immer neuen Mut zum Widerstande schöpft.

„Friedensengel gehören in den Himmel, wo ihre Gefühlspolitik vermutlich allerhand Gelegenheit zu schönen Emotionen finden wird. Wir aber leben auf der Erde mit ihren harten Notwendigkeiten, die nur mit dem Verstande zu würdigen und zu überwinden sind."

Am 21. Mai schrieb Bucher in Bezug auf diesen Aufsatz: „Der Arzt findet, daß die verordneten Medikamente zu kräftig und viel zu schnell hinter einander angewandt worden seien. Eine längere

und sanftere Sommerkur wäre besser gewesen. Der Patient wird jetzt längerer Ruhe bedürfen. Das nächste Rezept möchte ich sehen, ehe es in der Apotheke gemacht wird."

In meiner Antwort fragte ich, was das Auswärtige Amt von der Kabinettswahl in Paris halte, und ob darüber etwas gesagt werden solle. Bucher erwiderte unterm 23.: „... Über das neue französische Ministerium[1] wüßte ich nichts zu bemerken, als was die ganze Presse sagt: wir betrachten es mit Mißtrauen. Zu erwähnen wäre die Selbstberichtigung: Die Nachricht, daß von Berlin aus an dem Sturze Jules Simons gearbeitet worden, sei unrichtig. Gewiß! aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß G. B. (Gontaut-Biron) daran mitgearbeitet, und das ist allerdings sehr wahrscheinlich."

Am 25. Mai schickte er verschiedne Nachträge zu der Korrespondenz, die Baden behandeln sollte, und die ich ihm zur Durchsicht vor dem Drucke zugesandt hatte, und am 11. Juni charakterisierte er in einem Aufsatze, an dem ich nur wenig zu redigieren fand, und der ihm daher, als die Grenzboten ihn gedruckt hatten, auch der Form nach in allem Wesentlichen allein angehörte, wieder einmal ein hervorragendes Mitglied der Bonbonniere, wie folgt:

Ein Minister in partibus

Berlin, 9. Juni

„Vor einigen Wochen brachte ein Berliner Lokalblatt die Nachricht, der Minister des Königlichen Hauses, Freiherr von Schleinitz, habe sich bewogen gefunden, »die bekannten Grenzbotenartikel vorzulegen« (wo oder wem, war nicht gesagt) und eine Untersuchung darüber zu beantragen, ob dieselben »aus dem Preßbüreau« (aus welchem, blieb ungewiß) hervorgegangen seien. Beruf des genannten Ministers ist, abgesehen von den Hoffunktionen, die wir nicht genau kennen, das Königliche Hausvermögen zu verwalten und durch einsichtige Wirtschaft zu vermehren. Das Hausministerium ist nach Rönne keine Staatsbehörde. Beschäftigung mit der Presse oder der Rechtspflege gehört auf keinen Fall zu seinen Aufgaben, und so hat uns vielleicht nur ein Schalk durch jene Nachricht daran erinnern wollen, daß in der von einem jener Artikel gebrachten kleinen Galerie

[1] Das monarchistisch-klerikale Ministerium Broglie-Fourtou. Jules Simon war am 16. Mai 1877 zurückgetreten.

der Personen, denen die Leistungen des Reichskanzlers zu mißfallen das Unglück haben, ein Porträt fehle. Übergangen hatten wir den genannten Herrn, vergessen aber nicht, ihn so wenig wie manchen andern, indes es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage hat. Herr von Schleinitz hat, als er die Siegel des Auswärtigen Amtes führte, allerdings eine ganz und gar andre Politik getrieben als der Fürst Bismarck, und deshalb ist es am Ende kein Vorwurf für ihn, daß ihm die Bismarcksche nicht gefällt. Den Inhalt und Erfolg der Schleinitzschen, die ihrer Zeit als die Politik der moralischen Eroberungen bezeichnet wurde, zu zergliedern und zu würdigen, versagen wir uns, indem wir dies der Geschichte überlassen, wobei wir freilich anzunehmen haben, daß in ihr der Name von Schleinitz anderswo Platz finden wird als in Parentheſen, wie sie der alte Schlosser in seinem Kolleg zu machen und in seinen Werken unter den Text zu setzen pflegte — zur Charakterisierung des Hoflebens.

„Aber das erlauben wir uns auszusprechen, daß er als Diplomat kein Glück gehabt hat.

„Wir haben sagen hören, daß das Königliche Hausvermögen, anders verwaltet, erheblich mehr einbringen könnte. Wäre das so, so würde auch das kein Vorwurf sein: ein Diplomat braucht nichts von der Verwaltung großer Güter und Forsten zu verstehen und darf es, wenn er wirklich nichts davon versteht, als sein Unglück bezeichnen, daß er zum Verwalter solcher Besitztümer bestellt worden ist.

„Unglück verfolgt den Freiherrn von Schleinitz auch sonst. Diest-Daber hat gehört und erzählt in seinem Prozesse, daß die Reichsglocke dem Kaiser durch eine Dame Namens Schleinitz zugestellt worden sei.[1] Herr von Schleinitz dementiert diese Angabe vermittelst des Staatsanzeigers; aber nun fragen malitiöse Korrespondenten, ob das Zeugnis des Ehemanns für seine Frau vollen Beweis mache. Der Mitarbeiter eines andern Blattes will ihm mit der Vermutung zu Hilfe kommen, der Klatsch sei daher entstanden, daß ein früherer Untergebner des Hausministers, auch jetzt noch häufig in dessen Hotel gesehen, der Geheime Regierungsrat Bernhard, sich

[1] G. u. E. II, 284.

die Reichsglocke in zehn Exemplaren gehalten habe. Gewiß kann Herr von Schleinitz sagen: »Gott behüte mich vor solchen Freunden wie der hilfreiche Korrespondent dieses Blattes!«

„Und er kann das auch in andrer Beziehung ausrufen. Als wir einem Kriege mit Österreich entgegengingen, hatten die Österreicher, und seitdem wir mit Frankreich einen dort nicht vergessenen Krieg geführt haben, haben die Franzosen sein Hotel zu ihren Rendezvous gewählt. Und zu allen Zeiten wird er da, wo alle Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck sich konzentriert (die Leser kennen den Ort), als Kanzler oder Minister des Auswärtigen in spe betrachtet, oder sagen wir passender mit einem der päpstlichen Kurie entlehnten Ausdrucke als Minister in partibus; denn wir trauen Sr. Exzellenz zu viel Selbsterkenntnis zu, um zu glauben, daß er persönlich die Hoffnung hege, Nachfolger des Fürsten Bismarck werden zu können. Jetzt soll ihm nun gar Herr von Gruner zum Adjunktus gegeben sein.[1] Fürwahr, der Mann kann von Unglück sagen!“

Der siebente und letzte Friktionsartikel, dem Inhalt nach ganz, in der Form teilweise von Bucher verfaßt und von ihm vor dem Drucke gesehen, erschien am 28. Juni in der 27. Nummer der Grenzboten und lautete:

Ursachen der Wandlung in Baden

Straßburg, 24. Juni

„Ein badischer Korrespondent Ihres Blattes hat wiederholt Bedenken über die Stellung geäußert, die man in den maßgebenden Kreisen Karlsruhes seit einiger Zeit zum Kampfe des Staates mit den Ultramontanen einnehmen zu wollen scheint und seit dem Ministerwechsel vom vorigen September wohl schon einzunehmen begonnen hat, wenn auch vorläufig mehr mit Wünschen, als mit Handlungen, die ein Zurückweichen vor Rom und seinen Bundesgenossen ausdrücken. Zuletzt gab er solche Andeutungen vor etwa acht Wochen. Ich erkundigte mich infolgedessen, was an denselben Wahres sein möge. Aber erst jetzt erhalte ich einigen Aufschluß, der zuverlässig ist. Es gehört mehr Bekanntschaft mit jenen Kreisen, als man sich hier verschaffen kann, dazu, um genau sagen zu können,

[1] G. u. E. II, 198ff.

auf welche Weise sich die Stimmung derselben in der angedeuteten Richtung allmählich geändert hat, ob nur durch Elemente, die sich nach und nach dort eingeschlichen, oder auch infolge einer bereits vorhandnen Disposition, die jene Elemente gewittert und dann genährt haben. Als sicher wird von Leuten, die es wissen können, angenommen, daß die Veränderung des Wetters in den obern Regionen mit gewissen Einflüssen in Verbindung zu bringen ist, die von hier, von Straßburg, ausgingen.

„Von hier stellte sich unter andern in Karlsruhe wiederholt ein Herr ein, der vor einiger Zeit Anstellung an unsrer Universität gefunden hat — Sachkenner behaupten, weniger seiner wissenschaftlichen Verdienste halber, als auf Grund von Empfehlungen von seiten einer einflußreichen Koterie, die ihre Verzweigungen bis über den Kanal erstreckt. Zur Charakterisierung desselben diene folgendes. Monsieur — ich nenne keine Namen — vertrat früher als Ministerresident in Berlin die Interessen gewisser kleiner Republiken, und da es auf diesem Posten nicht viel zu thun gab, er aber ein strebsamer Geist war, der das Bedürfnis, eine Rolle zu spielen, empfand, so sah er sich genötigt, mehr oder minder laut und öffentlich Privatpolitik zu treiben. Er wirkte namentlich als Postenträger und Neuigkeitensammler der kleinstaatlichen Diplomatie und bemühte sich für die Ziele der Kliquen, denen er sich angeschlossen, durch Zeitungsartikel Propaganda zu machen. Selbstverständlich — so darf man wohl sagen — war er eifriger Freihändler, und ebenso selbstverständlich arbeitete er, als die schleswig-holsteinische Frage ihrer endgiltigen Lösung entgegenging, mit Eifer für die Augustenburgerei. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so hätte Hamburg 1866 gegen Preußen mobil gemacht und wäre heute eine preußische Stadt. Man hätte ihm also in Berlin dankbar sein sollen, war das aber nicht, sondern verbat sich ihn. Der Senat schickte ihn darauf als Ministerresidenten nach London, wo seine Schwärmerei für das Haus Augustenburg — man erinnere sich, daß die Königin Viktoria die Schwiegermutter des Bruders des damaligen Erbprinzen, jetzigen Herzogs von Augustenburg ist — ihm manche Thür öffnete. Er hatte, so erzählt man, immer Neuigkeiten zu berichten; der Senat fand indes mit der Zeit, daß dieselben zu teuer zu stehen kamen, und zog die Stellung ein. Monsieur übernahm hierauf ein Amt

in der Verwaltung seiner Vaterstadt, scheint aber bald selbst gefühlt zu haben, daß seine Leistungen mit seinen Ansprüchen nicht recht im Einklang standen. So mußte anderweit für ihn Rat geschafft werden, und es wurde Rat geschafft. Seine mancheſternen Grundsätze empfahlen ihn dem damaligen Vorstande des Reichskanzleramtes, und dessen Gehilfen machten — Sie sehen, es giebt noch Wunder — den verunglückten Diplomaten zum ordentlichen Professor an der Hochschule des Reichslandes. 1875 ließ er ein Buch fast so dick wie die Bibel vom Stapel, das sich »Staat und Kirche« nannte. Die zur Leistung eines richtigen Professors gehörige Korpulenz war durch eine ungefähr 600 Seiten lange oberflächliche historische Kompilation gewonnen. Die letzten Bogen enthalten eine abfällige Kritik der Falkschen Gesetze, die, höflich ausgedrückt, sehr populär gehalten ist, etwa, als ob sie für ein Damenpublikum berechnet wäre. Der eigentliche, allerdings nicht mit dürren Worten ausgesprochne, aber deutlich zwischen den Zeilen zu lesende Inhalt des Werkes läßt sich mit einer einzigen Zeile wiedergeben: Ich bin der Kultusminister, wie er sein soll. Von Baden erhielt der Verfasser, wie man ferner hört, weitere Empfehlungen, die aber in amtlichen Kreisen an der Kenntnis und Würdigung seiner Vergangenheit abgeprallt sein sollen. Monsieur liest seitdem öffentliche Kollegien über allerlei Dinge und einige andre mit politischer Zuthat, die dem französisch gesinnten Spießbürger so gefallen, daß er fleißig hospitiert.

„Noch ein andrer Herr Professor fand den Weg über die Kehler Brücke und in die Gegend, die man den Griff des Karlsruher Fächers nennen kann. Ich lasse auch ihn ungenannt und sage zunächst nur, daß er zu der Couleur Bunsen gehört, und daß er meines Wissens zu denjenigen deutschen Gelehrten zählt, für die die Reklame am nachdrücklichsten und ausdauerndsten gearbeitet hat. Er ist Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, desgleichen Membre de l'Institut und soll ein tüchtiger Sanskritforscher sein, was ich nicht in Zweifel ziehe, wenn ich es auch nicht recht geschmackvoll finden möchte, daß seine guten Freunde in der Augsburger Allgemeinen ihn selten nennen, ohne ihn mit der Apposition »unser berühmter Landsmann« zu bekränzen. Die Herausgabe indischer Texte, wofür einer der Orleans sich interessiert und zahlt,

hat ihn mit dieser angenehmen Familie in Verbindung gebracht. Neben seinen Vorlesungen in Oxford hat er deren von Zeit zu Zeit auch in London gehalten, in denen er sich vor einem fashionabeln, auch weiblichen Publikum über die Entstehung der Sprache, den Ursprung der Religion und ähnliche Gegenstände verbreitete. Seine zahlreichen Gönner in Deutschland meldeten vor einigen Jahren, er habe sich erbitten lassen, auch hier in Straßburg Vorträge zu halten. Seine Freunde in England freilich stellten die Sache anders dar: sie wollten wissen, der Aufenthalt auf britischem Boden fange an, ihm unbehaglich zu werden, oder wie sie es ausdrückten, England had become too hot for him. Sei dem, wie ihm wolle, er erschien vorübergehend hier und las. Daneben aber beschäftigten ihn, wie man behauptet, auch andre Dinge, hochfliegende Hoffnungen und Wünsche z. B., die ich nur andeute. So gut er in den Vorlesungen über den Ursprung der Religion die Forderungen und Ergebnisse der Wissenschaft mit der in England unerläßlichen gläubigen respectability zu verbinden verstanden hatte, fühlte er sich doch zum preußischen Kultusminister nicht qualifiziert. Allein es war kein neuer Gedanke, daß in Falks Nachlaß zwei sich teilen könnten, und das Departement des Unterrichts — zuvörderst vielleicht in Karlsruhe, dann in Berlin — hätte sein Selbstgefühl vermutlich nicht ausgeschlagen. Dazu mußte aber Falk doch erst beseitigt sein; denn hereditas viventis non datur.

„Auch Rückwirkungen von Osten nach Westen, vom rechten Rheinufer auf das linke sollen seit dem Winter von 1874 zu 75 stattgefunden haben. Sie machten sich, wie man hört, durch lebhaftes Interesse für die angeblich in ihrem guten Rechte beschränkte französische Sprache, dann für französischen Sprachunterricht und zuletzt für französischen Religionsunterricht und priesterliche Religionslehrer in den Mädchenschulen und Pensionaten des Reichslandes bemerklich. In Beamtenkreisen erzählt man sich, daß sich in betreff dieser Materien geradezu eine Art von konkurrierendem Privatdezernat bis zur höchsten Instanz des Reichs hinauf und wieder von dieser herab ausgebildet habe. Erfolge freilich haben glücklicherweise die aus jenem Interesse entsprungnen Bemühungen von unten hinauf meines Wissens noch nicht zu verzeichnen.

„Endlich geschah eine Reise nach Rom. Zwischen dieser und

den Anfängen der Wandlung in Karlsruhe müssen noch eine Anzahl von Mittelgliedern liegen, von denen ich nichts in Erfahrung bringen konnte. Möglich, wenn auch vielleicht nicht recht glaublich, daß man eine hohe Dame damit in Verbindung bringen darf, die in reifem Witwenstande sich durch einen charmanten Geistlichen zur allein seligmachenden Kirche bekehren ließ und nun, den gewöhnlichen Eifer der Konvertiten entwickelnd, für den Frieden mit Rom arbeiten zu müssen glaubt und nicht weiß, daß Rom nur Unterwerfung oder Waffenstillstand kennt. Mit größerer Bestimmtheit dürfen wir annehmen, daß körperliche Zustände, seelische Stimmungen, ein Gefühl des Unbefriedigtseins und mancher andre und interessantere Besuch außer dem der beiden Professoren beigetragen haben, eine edel angelegte Natur Zwecken dienstbar gemacht haben, die für andre leichter erkennbar sind als für diese Natur selbst. Daß Rom nicht wie auf Luthern, sondern ähnlich, wenn auch nicht so durchschlagend, wie auf Mortimer gewirkt hat, und daß die feinen Monsignores daselbst die Gelegenheit wahrzunehmen versucht haben, konnten sich Kenner der Umstände und Personen denken, auch wenn Wiener Blätter nicht auf eine dort gelegte Falle angespielt hätten. Es ist vielleicht ein Glück gewesen, daß die friedfertigen Versicherungen der »hoch gestellten Personen im Vatikan« schon am 12. März durch die Kreuzzugsallokution des heiligen Vaters illustriert wurden.

„Alles das ist für patriotisch denkende Gemüter sehr traurig, wird aber an einer verwandten Stelle um so mehr erfreuen, wo man seit Jahren schon ähnlich empfindet und wirkt, und wo man diese Hilfe beim Geschäft des Friedenstiftens bestens auszunutzen wissen wird."

Vierundzwanzigstes Kapitel

In Varzin

Im Anfang des Juni 1877 war ich mit meinem Plane wegen der Artikel für die Gartenlaube fertig. Doch hatte er sich inzwischen wesentlich anders gestaltet, indem ich jetzt zuerst nach meinem Kriegstagebuche Erinnerungen aus dem Feldzuge gegen Frankreich zu geben und dann erst die Schilderungen der Häuser und Güter des Fürsten folgen zu lassen gedachte. Wegen des Besuchs bei diesem erkundigte ich mich zunächst bei Bucher in Berlin und erhielt am 6. Juli die Antwort: „Der Chef geht anfangs August auf ungefähr sechs Wochen in ein Bad. Ihr Besuch wäre als in der zweiten Hälfte des September indiziert. Jetzt schon deshalb zu fragen, wäre nicht ratsam. Melden Sie sich etwa acht Tage zuvor an, und richten Sie Ihren Brief nicht an den etwa in Varzin anwesenden Amanuensis, sondern an den Chef persönlich."

Als ich in den ersten Tagen des Oktober aus den Zeitungen ersah, daß der Kanzler aus Gastein nach Varzin zurückgekehrt war,[1] schrieb ich an ihn und bat um Benachrichtigung, ob und wann mein Kommen genehm sei, worauf ich umgehend ein Varzin, 11. Oktober datiertes Schreiben erhielt:

Verehrter Herr Doktor!

Ihre freundlichen Zeilen vom 10. hat mein Vater heute mit bestem Dank erhalten; er hat mich beauftragt, Ihnen darauf zu erwidern, daß er sich freuen würde, Sie im Laufe der nächsten Woche hier zu sehen. Er bittet Sie nur, ihn womöglich tags vorher von

[1] Er war vom 25. August bis zum 18. September in Gastein, kehrte am 22. September nach Berlin zurück, verweilte 24. September bis 5. Oktober in Friedrichsruh und ging am 8. Oktober nach Varzin. Bismarck-Reg. II, 145 f.

Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, da wir sonst möglicherweise nicht zu Hause sein könnten. Nächsten Sonntag oder Montag z. B. beabsichtigen wir auf einen vollen Tag über Land zu fahren nach einem etwa vier Meilen entfernten, meinem Vater gehörigen Gute.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung
Ihr ergebener
Graf Herbert Bismarck.

Ich verfuhr nach diesen Andeutungen. Vor meiner Abreise aber bat ich Bucher um ein Rendezvous in Berlin, wo er mich über den Brauch des Hauses in Varzin und die geeignete Art meines Verhaltens dort aufklären sollte. Er erwiderte am 14. Oktober: „Wegen Abwesenheit des Staatssekretärs muß ich ziemlich den ganzen Tag in Nr. 76 sein. Eine Begegnung dort wäre aber nicht zweckmäßig. Da Sie vielleicht Aufträge von Varzin mitbringen, ist es besser, Ihre Reise dahin wird nicht bekannt. Ich werde Montag vier Uhr in der Konditorei Ecke der Leipziger- und Wilhelmstraße sein."

Als ich ihn dort aufsuchte, war er, von Geschäften abgehalten, nicht zugegen. Doch konnte ich später das Nötige mit ihm besprechen.

Dienstag, den 16. Oktober reiste ich kurz vor ein Uhr mittags von Berlin ab, und zwar zunächst nach Stettin und von da nach dem hinterpommerschen Städtchen Schlawe, von wo man damals noch mit der Post oder Privatfuhrwerk nach Varzin fahren mußte, während bald nachher eine Eisenbahn über Stolp dahin führte.[1]

In Varzin hatte der Reichskanzler in den neun Jahren zwischen dem Herbst 1867 und dem Frühling 1877 den größten Teil der Zeit vom Grünwerden der Natur bis nach dem Blätterfall und zuweilen bis in den Winter hinein verlebt. Es war also ein berühmter Ort, auf den die Augen der Nation gerichtet waren. Es war ferner anzunehmen, daß der Fürst später seltener oder gar nicht mehr dahin kommen werde, da Friedrichsruh, seine Besitzung im Sachsenwalde, zu sommerlicher Erholung bequemer lag. Varzin konnte sich infolge dessen wesentlich verändern, und so schien es mir, es werde gut sein, wenn das Bild, das es jetzt darbot, für spätere Geschlechter fixiert werde. Notwendig werden dazu, so dachte ich

[1] nur nach Hammermühle, kaum eine Stunde von Varzin.

weiter, ein Paar genau sehende Augen, Sinn auch für das Kleine und ein treues Gedächtnis sein; denn die Welt will bis ins einzelne wissen, wie es hier aussieht und zugeht, und die Nachwelt wird diesen Wunsch sicher in noch stärkerm Maße hegen.

Sinn für das Kleine, das Äußerliche, das dem Bedeutenden wenig Bedeutende? Epische Breite notwendig? Verlangen danach? fragen — so vermute ich nach Erfahrungen — Leute, die sich zu den Bedeutenden zählen. Warum nicht? erwidere ich. Die ausführliche Beschreibung des Schildes Achills wurde natürlich und schön gefunden und nicht bloß von den Griechen. Sollte man nicht hoffen dürfen, daß eine solche Schilderung von Haus und Hof des Haupthelden im Epos unsrer Tage, wenn nicht den Deutschen der Gegenwart, so doch denen der Zukunft noch natürlicher und noch werter sein werde? So nahm ich mir denn jenen Sinn, jenes Gedächtnis und jene Augen auf die Reise mit und ließ mich außerdem von einem guten Gehör begleiten.

Auf dem Wege bis Schlawe, wo ich nach zehn Uhr abends ankam und im Gasthofe von Prahlow abstieg, gab es für diesen Reiseapparat nicht viel zu thun, da er sich nur mit dem Kanzler und seiner unmittelbaren Umgebung beschäftigen sollte. Das Einzige, was ich zu notieren fand, war eine hübsche Anekdote. Sie stammte aus der Sturm- und Drangperiode Bismarcks und aus dem Mythenkreise, der sich in Pommern um das Gut Kniephof und den von 1839 an dort hausenden „tollen Junker" gebildet hatte. Schaudernd hörten damals die jungen Fräulein der benachbarten Edelhöfe und deren Mütter und Basen, kopfschüttelnd und ein schreckliches Ende weissagend deren Väter und Onkel von wüsten Gelagen, bei denen Fluten von Champagner und Porter, zu „Kriegsbowlen" gemischt, vertilgt worden waren, von Ritten, als ob der wilde Jäger daher käme, von Pistolenschüssen, mit denen mitten in der Nacht die Gäste geweckt wurden, von kecker Verspottung des Herkommens durch allerlei Unfug und Übermut. Daß vieles hiervon Wahrheit sei, konnte das alte Herrenhaus in Kniephof bezeugen, das, von den Genossen oder den Tadlern des Junkers nicht uneben in „Kneiphof" umgetauft, jetzt längst einem elegantern Platz gemacht hat. Daß manches wenigstens zur Hälfte Dichtung der Nachbarn sei, konnte es ebenfalls darthun. Das Unheil endlich, das gesetzte

Leute aus dem Unfuge prophezeiten, ist gleichermaßen Phantasie geblieben. Der gärende Most klärte sich trotz seines Brausens zur rechten Zeit, und was daraus geworden ist, weiß die Welt.

Die alten Mythen vom „tollen Junker" aber gehen noch heute im Lande um, und eine von ihnen setzte sich auf einer der Stationen zwischen Köslin und Schlawe in Gestalt eines derben Landmanns zu mir ins Coupee, der mir unter andern verschiednen hübschen Historien auch die erzählte, daß Bismarck in Kniephof einmal ein altes, gebrechliches, windschiefes Gebäude, das ihm zuwider geworden war, statt es abtragen zu lassen, mit einer Kanone zusammengeschossen habe. Woher er nur diese Artillerie bekommen haben mag? fragt der kritisch angelegte Leser. Ich antworte darauf mit der Gegenfrage: Ob mein wackrer Bauer nicht am Ende läuten, aber nicht anschlagen gehört, ob die aus ihm redende Volkssage nicht im dunkeln Drange ihres Schaffens den Minister Bismarck mit dem Junker Bismarck verwechselt hat? Wir alle wohnten mit diesem in einem alten, windschiefen Hause — „Zum Deutschen Bunde" genannt —, und das hat er allerdings, da es sich nicht abtragen ließ, notgedrungen mit Kanonen zusammengeschossen, mit den Kanonen von Königgrätz.

Am 17. Oktober neuneinhalb Uhr setzte ich bei kaltem, regnerischem Wetter, das sich später aufklärte, meine Reise nach Varzin mit Extrapost fort. Bald lag der breitschultrige, dunkelrote Backsteinturm über dem südlichen Thore Schlawes hinter uns, und blasend fuhr der Schwager Postillon zwischen den Scheunen der Ackerbürger ins offne Land, eine weite Fläche, hinaus, über der sich im Südosten eine Hügelkette, teils kahl, teils bewaldet, in bläulichen Umrissen erhebt. Die Chaussee, auf die wir gelangt waren, ist gut erhalten, aber wenig belebt; denn sie verbindet nur kleine Städte miteinander, und auch an Dörfern scheint der Landstrich, den sie durchschneidet, keinen Überfluß zu haben. Die Straße strebt auf die Hügelkette zu, die später rechts liegen bleibt. Die etwas ansteigende Fläche ist zuerst waldlos. An den Gräben der Chaussee wiegen junge Birken mit weißen Stämmen und vergilbtem Laube, dann gelbe Pappeln und rostrote Kastanien ihre Wipfel im Herbstwinde, der hier schon einen recht winterlichen Atem hat — nicht zu verwundern; denn wir befinden uns nur wenige Meilen vom Gestade der Ostsee.

Nachdem man die Dörfer Gnatzow und Wusterwitz passiert hat, beginnt das Land hügelig zu werden. Nicht fern vom letztgenannten Orte nahm uns ein schöner Laubwald von blutroten Buchen auf, aus dessen Saume gelbe Birkenwipfel und noch grüne Eschen herausſahen. Die ganze Farbenpracht des Herbstes war über ihn ausgegossen; fast dachte man an Glühen und Aufflammen. Wir fuhren zweimal über ein Flüßchen mit Kiesgrund und krystallhellem Wasser, wie es sonst nur die Bäche des Gebirges haben. Es war die viel gewundne Grabow. Nachdem wir sie das zweite mal gekreuzt hatten, waren wir schon auf dem Gebiete der Herrschaft Varzin, die hier rechts von der Straße an die Besitzungen des Herrn von Loën auf Crangen, links an die stattlichen Forsten des Fürsten Anton von Hohenzollern grenzt.

Ein Stück von hier teilt sich die Chaussee in zwei Arme, von denen der rechte nach Pollnow, der linke zunächst nach dem Dorfe Wussow, dann nach Rummelsburg führt. Der Schwager schlug mit seinen Pferden die letzte Richtung ein. In Wussow, einem ziemlich ansehnlichen Orte mit Kirche und Postamt, verließen wir die große Straße und bogen links in einen sandigen Fahrweg ein, auf dem wir zwischen zum Teil alten und schönen Bäumen noch drei Kilometer weiter fuhren. Zu beiden Seiten streckten sich, zur Linken etwas ansteigend, Felder, Wiesen und Triften hin. Zuletzt erschien wieder ein Stück roter Buchenwald und etwas Feld. Im Walde, der die Lehne einer flachen Bodensenkung bedeckte, in der der Wagen zwischen den prächtigen lichtgrauen Stämmen hinabrollte, ließ der Postillon sein Hörnchen durch die tiefe Stille erschallen. Der Wald öffnete sich. Links lag ein Garten mit Obstbäumen, rechts Ackerfeld mit dunkeln Furchen. Die Pferde wandten sich nach jener Seite hin. Noch ein paar hundert Schritte auf gepflastertem Wege, und wir waren mitten in der Gruppe von Gebäuden, die den Haupthof der Herrschaft Varzin bilden.[1]

Der Postillon wollte hier halten. Ich ließ ihn aber weiter nach dem tiefer gelegnen „Gasthause“ fahren, um mich umzukleiden und mich melden zu lassen. Es war eine dürftige Kabache, in der sich Berliner Schutzmänner einquartiert hatten, die mir gefällig ihre

[1] Dieser Wirtschaftshof liegt vom Herrenhause ganz getrennt.

Stube zum Umziehen einräumten und die Anmeldung im Herrenhause besorgten. Nach einer Weile kam ihr oberster, ein Mann mit langem Vollbarte, dem ich in Versailles begegnet war, zurück und berichtete: „Durchlaucht läßt bitten.“ Ich hatte mich inzwischen in den mitgebrachten Leibrock geworfen und fuhr nun in meiner Postkutsche zurück und vor die Stufen zur Thür des Herrenhauses, wo mich zwei Diener empfingen, die mich und meine Reisetasche nach einem Zimmer im ersten Stocke beförderten. Es ist eine hübsche große Stube, die durch einen breiten, bis an die Decke gehenden Vorhang in ein Wohn- und Schlafgemach geteilt wird.

Nach einer Viertelstunde wurde ich zum Frühstück gerufen, das unten in einem Salon aufgetragen war, und bei dem ich zunächst nur den Grafen Herbert, den General Erckert, den Geheimen Regierungsrat Tiedemann und ein Fräulein Jenny Fatio antraf, eine Französin aus Orb in der Westschweiz, die, schon seit Jahren im Hause des Fürsten, ihm jetzt, wo seine Gemahlin noch eine Kur in Tölz brauchte, hier die Wirtschaft führte.

Nach einigen Minuten kam er selbst, der soeben seinen Morgenspaziergang gemacht hatte. Er trug einen Zivilanzug, worin ich ihn noch nicht gesehen hatte: schwarzen Rock, Weste und Beinkleider von gleicher Farbe und ein weiches, weißes Halstuch mit bläulichroten Tüpfchen. Er reichte mir die Hand und war sehr freundlich. Als er sich zu uns an den Tisch gesetzt und ein paar Bissen gegessen hatte, bemerkte er: „Als ich vorhin spazieren ging, im Walde draußen, und Ihr Posthorn hörte, Herr Doktor, da dachte ich, das ist gewiß wieder so ein Kroat oder Magyar, der mit mir über Politika disputieren und mir mit seinen Ratschlägen beispringen will, und wollte mich eben davon machen, als ich mich besann, daß Sie sich von Leipzig angemeldet hatten. Einmal kam einer, der ließ mir sagen, als ich ihn nicht empfangen wollte, wenn er nicht vorkäme, so würde er sich hängen. Ich ließ ihm zurück sagen, wenn er nicht umhin könnte, so wollte ich ihm den neusten und festesten Strick vom Boden holen lassen, zu sehen aber kriege er mich nicht. Er ist dann wieder abgereist, und ein Leids hat er sich meines Wissens nicht angethan.“

Während er seine Milch und seinen schwarzen Kaffee trank, las er die am Morgen eingelaufnen Briefschaften, Berichte und

Telegramme und instruierte seinen Sohn zu Erwiderungen, besprach auch einiges mit Tiedemann, der, wie ich später erfuhr, als eine Art zweiter Amanuensis, vorzüglich für Verwaltungssachen, bei ihm war. Der Fürst sah recht wohl und frisch aus und schien auch gut gestimmt zu sein. Auf meine Frage, wie ihm Gastein bekommen sei, erwiderte er, bis jetzt recht zufrieden stellend, namentlich schlafe er jetzt besser als vorher. „Es würde noch besser stehen — fuhr er fort —, wenn nicht zwischen der Kur und hier mancherlei vorgekommen wäre. Wenn ich Gastein noch einmal brauche, so lasse ich hinterher den König machen, was er will, und gehe direkt nach Varzin, wo ich mich nicht zu ärgern habe über vorgefaßte Meinungen, die festgehalten werden." Als wir aufstanden, bemerkte er, daß ich im Frack war, lächelte und sagte: „Frack." Dann lud er mich ein, ihm in den neuen Anbau zu folgen, wohin er seine Wohnung verlegt hatte. Nachdem er mir diese Zimmer gezeigt hatte, fragte ich, ob ihm die Friktionsartikel der Grenzboten zugegangen und ob sie ihm recht gewesen seien. Er entgegnete: Ja, nur kamen sie zu schnell nach einander, und in dem einen ließen Sie zu deutlich merken, aus welcher Quelle Sie geschöpft haben. Ich bedauerte das, entschuldigte es aber damit, daß Dietzes Erklärung in der Magdeburgischen Zeitung die Wirkung beim Publikum erheblich abgeschwächt haben würde, wenn ich zu ihr geschwiegen hätte. Er schien das einzusehen.

Nachmittags reiste Eckert nach Petersburg ab, und als er fort war, fragte mich der Fürst: „Können Sie reiten, Herr Doktor?" — „Ich falle nicht herunter, Durchlaucht, und bin im Morgenlande wiederholt halbe Monate täglich acht bis zehn Stunden zu Pferde gewesen — sagte ich —, aber ich fürchte, ich nehme mich dabei nicht gut aus, und das möchte ich Sie doch nicht gern sehen lassen." Er gab darauf Befehl, mich im Wagen durch einen Teil seiner Besitzungen zu führen. Er selbst und Graf Herbert machten zu gleicher Zeit einen Ritt nach einer andern Gegend, wobei der Fürst einen weichen, grünlich-grauen Filzhut mit hohem Kopfteil und sehr breitem Rand, eine graue, mit Pelz gefütterte Joppe, die ihn weniger schlank erscheinen ließ, als er ist, und eine wattierte und durchsteppte seidne Weste trug.

Der Kutscher fuhr mich durch Wald und abermals Wald nach

Chomitz, dann an die Wipper und schließlich über eine im Bau begriffne Eisenbahn und an einer Dampfbrettmühle vorbei nach Varzin zurück. Zuerst passierten wir Kiefernforsten, teils alte Bestände, teils jüngere und ganz junge Schonungen, die hier und da nicht recht gedeihen wollten. Chomitz besteht nur aus einigen Häusern, ist früher eine Glashütte gewesen und war jetzt, wenn ich nicht irre, von einem Förster des Fürsten bewohnt. Weiterhin kamen wir durch Buchenwald, wo mancher schöne Baum stand. An der Wipper, einem breiten, klaren, wasserreichen Flusse, besuchte ich eine Holzpapierfabrik, deren Maschinen sie treibt. Ein Vormann oder Faktor, der sächsischen Dialekt sprach und aus Schwarzenberg im Erzgebirge nach Hinterpommern geraten war, zeigte mir die Einrichtungen des Etablissements und erklärte mir die Arbeit der Apparate, die die Kiefernklötze zu Brei zerreiben, worauf dieser über Walzen hinlaufend zu immer dünnern Platten und Bogen verdichtet und getrocknet wird, sodann die Färberei und schließlich den Raum, wo man die teils braun gelassene, teils rot oder blau gefärbte Ware schichtet und für den Versand verpackt.

Zwischen fünf und sechs Uhr gingen wir zum Diner. Während des Essens kam der Legationsrat von Holstein an. Der Chef war recht aufgeräumt und gesprächig. Er erzählte zunächst — wodurch dazu veranlaßt, ist mir entfallen — von Moritz von Blanckenburg, den er mit „mein ältester und liebster Freund" bezeichnete,[1] von dem er aber behauptete, daß er sich „in der Affaire mit dem schmutzigen Dieſt sehr unvorsichtig benommen" habe. „Ich hatte ihm — fuhr er fort — über die Bodenkreditaktien gesprächsweise bemerkt, es wäre möglich, daß Bleichröder, der meine Gelder zu verwalten hat, einmal solche Papiere für mich gekauft hätte. Ich könnte das aber nicht wissen, da der Bleiche, dem alle überflüssigen Einkünfte zugingen, und der alle größern Zahlungen für mich leistete, dabei nach seinem Ermessen verführe. Es wäre also nichts Unrechtes, wenn der mit Papieren der Art ohne mein Wissen etwas für mich verdient hätte. Blanckenburg hat das als Thatsache weiter erzählt und Dieſt dann vor Gericht Gebrauch davon gemacht. Zuletzt hat Bleichröder aus seinen Büchern nachgewiesen, daß ein solcher Kauf

[1] G. u. E. II, 139.

niemals vorgekommen ist. Das war zwar recht schön, allein inzwischen hatte Blanckenburgs Ungeschicklichkeit doch einen vorübergehenden Schatten auf meinen guten Namen geworfen, und darüber sind wir auseinandergekommen."

Daran knüpfte er die Erinnerung an einen Bestechungsversuch, den ein gewisser Levinstein mit ihm angestellt hatte, als er im Begriffe war, als Gesandter nach Petersburg abzugehen. „Er war — so berichtete der Fürst — ein Agent, der für Buol und zugleich für Manteuffel wirkte, spionierte, Aufträge ausrichtete und dergleichen mehr besorgte. Er kam zu mir mit einem Empfehlungsbriefe von Buol. Als ich fragte, womit ich ihm dienen könnte, sagte er, er komme, um mir mitzuteilen, daß ich ein gutes Geschäft machen könnte. Ich könnte dabei zwanzigtausend Thaler verdienen — auch mehr. Ich antwortete, ich spekuliere nicht, habe auch kein Geld dazu. — O, ich brauchte keins dazu, ich könnte es auf andre Weise. — Ich sagte, das begriffe ich nicht; was ich denn thun sollte? — Wenn ich meinen Einfluß in Petersburg anwendete, um ein gutes Verhältnis zwischen Rußland und Österreich zu vermitteln. — Ich that, als ob ich mir das überlegen wollte, aber ihm nicht traute. Levinstein verwies auf seinen Empfehlungsbrief. Ich fand den ungenügend und wollte ein schriftliches Versprechen. Der Jude aber war zu gerieben dazu und meinte, sein Brief legitimiere ihn hinreichend. Jetzt wurde ich grob und sagte ihm, als er ging, die Wahrheit, daß es mir nicht einfiele, und drohte ihn die steile Treppe hinunterzuwerfen. Da zog er ab, nicht ohne vorher mit dem Zorne Austrias gedroht zu haben. — Bei Manteuffel hätte er ein besseres Verständnis und Annahme seines Vorschlags gefunden. Desgleichen bei Schleinitz, der wohl noch jetzt Subventionen von Wien beziehen mag."[1]

Es war dann davon die Rede, dem Kronprinzen telegraphisch zu gratulieren,[2] und der Chef wollte das thun. — Er fügte hinzu: „Bei seiner Frau Mutter unterlasse ich das geflissentlich — aus Gründen persönlichen Ehrgefühls. Denn — sagte er zu mir gewandt, der ich ihm zur Rechten saß — die Intriguen gegen mich

[1] Vgl. G. u. E. I, 212 ff.

[2] Zum Geburtstage, 18. Oktober.

dauern fort, und das ists auch, weshalb ich keine Luſt habe, wieder nach Berlin zu gehen."

Als wir ſpäter beim Thee verſammelt waren, ſtellte ſich der Fürſt ebenfalls ein, wo er wieder allerhand, namentlich von ſeinen Gütern und deren verhältnismäßig geringem Ertrag erzählte. Varzin brächte ihm, von den Mühlen abgeſehen, gar nichts ein. Das Getreide ließe ſich kaum verwerten, da die Eiſenbahnen für fremdes Korn zu billige Tarife hätten. Ebenſo ſtünde das Holz der Konkurrenz wegen niedrig im Preiſe, und ſelbſt die Nähe Hamburgs beim Sachſenwalde nutze ihm gegenwärtig nichts. Er kam dann auf die Pulverfabrik zu ſprechen, die ein Württemberger an der ihm dort gehörigen Strecke des Elbufers angelegt hat, ſchilderte ſie und ihren Betrieb und bemerkte, daß der Mann ihm zwölftauſend Mark jährlichen Pacht entrichte, daß deſſen Etabliſſement nach einer gewiſſen Reihe von Jahren in ſein, des Fürſten Eigentum übergehen würde, und daß der gegenwärtige Inhaber bei dem jetzigen Kriege auch ein ſchönes Geſchäft mache, da er hundertfünfzig Prozent verdiene.

So war die elfte Stunde herangekommen, als er, auf die Uhr ſehend, ſagte: „Die Herren entſchuldigen einen ſchlafbedürftigen Mann" und ſich entfernte, um zu Bette zu gehen. Graf Herbert, Holſtein und ich blieben noch eine Weile bei einem Glaſe Grog ſitzen, und ich gab dem erſtgenannten für ſeinen Vater Nummer 1 und 2 der Erinnerungen, die mittlerweile, nachdem ſie der Chef in Korrekturfahnen geſehen und einiges geändert ſowie etwa ein Dutzend Zeilen geſtrichen hatte, in der Gartenlaube erſchienen waren.

Donnerstag, den 18. Oktober gab es früh hellen Sonnenſchein, dann Regen, gegen zehn Uhr endlich dichten Schneefall großer Flocken, der den Boden in einer kleinen halben Stunde drei Zoll hoch bedeckte. Ich ſah infolgedeſſen Varzin auch im Winterkleide.

Als das Schneien aufgehört hatte, betrachtete ich mir das Haus und ſeine Anbauten von außen, indem ich einen Rundgang um das Ganze unternahm.

Im folgenden die Erlebniſſe meiner Beobachtungen, mit denen ich gleich die Beſchreibung der innern Räume verbinde, zu der ich am nächſten Tage das Material ſammelte und zu Papier brachte.

Das Hauptgebäude der Varziner Sommerreſidenz des Fürſten

Bismarck bildet mit seinen beiden niedrigeren Flügeln ein nach Norden geöffnetes Viereck und schließt einen mit Sand bestreuten Hof ein. Wie Graf Herbert mir sagte, ist es vor ungefähr zweihundert Jahren erbaut worden. Im Hintergrunde des Hofes haben wir ein mäßig großes, ziemlich schlichtes einstöckiges Haus, das im Erdgeschoß zu beiden Seiten der Thür drei, in dem obern Stockwerke sechs Fenster hat. Vor der gelblich braunen Thür ist eine kleine Plattform, zu der Stufen hinaufführen, und die oben ein Geländer mit Bänken umgiebt, über denen sich ein vorn von Hellebarden getragnes, in den Bismarckschen Wappenfarben, also blau und weiß, gestreiftes Zeltdach von Eisenblech ausspannt. Vor den Stufen stehen rechts und links Laternen, hinter deren Trägern Blumenvasen von Eisen aufgestellt sind. Aus dem Ziegeldach des Hauses tritt in der Mitte ein Giebelstück hervor, worin man das Wappen der Familie Blumenthal gewahrt, die unmittelbar vor dem Fürsten die Herrschaft besaß. Der Schild zeigt einen Weinstock an einem Pfahl und über dem geschlossenen Helme eine weibliche Figur, die in der erhobnen Rechten einen Ring, in der Linken eine Kugel oder Scheibe hält. Die Wände des Hauses sind dunkelgelb, die Fenstereinfassung und der Giebel mit dem Wappen weiß getüncht.

An der Seite des westlichen Flügels ist ein etwas zurücktretender älterer Anbau; an den Ostflügel schließt sich ein niedriges Häuschen an, das das alte Haus mit dem neuen verbindet, das vom Fürsten, da jenes wenig Raum gewährte, etwa sechs Jahre vor meiner Ankunft hinzugebaut worden war. Das neue Haus bildet ungefähr einen Würfel und besteht aus einem Souterrain, einem hohen Parterre und einem ersten Stock. Die Farbe ist ein mattes grau, das Dach abgeplattet. Die der Landstraße zugewandte Seite hat in beiden Etagen drei breite Fenster, die auf einen eingezäunten Rasenplatz mit einem Taubenschlage, einigen Büschen, einigen schlankgewachsenen Fichten und Edeltannen und fünf italienischen Pappeln herabsehen. Die östliche Seite hat im Obergeschoß zwei, im untern dagegen nur ein Fenster und an der südöstlichen Ecke einen erkerartigen Vorbau, der vor sich eine hübsche Baumgruppe und einen kleinen Weiher hat und das Arbeitszimmer des Fürsten bezeichnet. Die südliche Front zeigt in beiden Stockwerken, die Westseite nur im obern wieder zwei Fenster.

Die hintere Fassade des alten Hauses, gleich der vordern in gelb und weiß gekleidet, ist mit wildem Wein bewachsen und hat eine Glasveranda vor sich, die in der Mitte durch einen steinernen Vorbau vor der Thür unterbrochen wird, dessen Pfeiler von Rundbogen verbunden sind, und zu dem rechts und links Stufen emporführen. Auf ihrer Brüstung stehen vier weiße Adler von Gips. Über ihnen tritt wieder ein Giebelstück hervor. Am westlichen Ende dieser Front, also auf der äußersten Linken, wenn man ihr das Gesicht zukehrt, schließt ein Glassalon mit allerlei Bäumen und Sträuchern in Töpfen und Kübeln das Ganze ab.

Die Fenster dieser Hinterseite sehen auf Gartenanlagen mit gewundnen Kieswegen zwischen Blumenbeeten hinaus, in denen zwei Sandsteinfiguren aus der Zeit der Zöpfe, Perücken und Allegorien stehen. Etwa dreißig Schritt von dem Rundbogenvorbau mit den Adlern und ungefähr in der Mitte des Gartens kommt man an einen kleinen Teich von ovaler Gestalt, über den ein Brückchen mit weiß angestrichnem Holzgeländer nach einem Durchhau in dem etwa hundert Schritt hinter der geschilderten Häusergruppe beginnenden und hier in zwei Terrassen ansteigenden Parke hinaufführt. Auf der ersten Terrasse begegnen wir einer dritten Statue, dann einem zweiten länglichrunden Bassin, in dessen Wasser sich die Wipfel der benachbarten Buchen spiegeln. Auf der Höhe des Durchhaus schimmert ein einsames weißes Kuppeltempelchen mit Säulen zwischen den jetzt herbstlich gefärbten Baumkronen. Ein Stück weiter rechts steigt ein zweiter Durchhau, der mit einem strohgedeckten grauen Häuschen, dem Eismagazine des Gutes, endigt, den Hügelgang hinan.

Ich werde später über den Park sprechen, den der Fürst sehr wert hält, und den ich nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzt habe. Hier nur soviel, daß er ungemein ausgedehnt und außerordentlich schön, am schönsten vielleicht im Herbst ist. Das heißt, nach meinem Geschmack, den ich niemand aufdrängen will. Denn obwohl ich unter den Phasen, die gemischter Laubwald im Laufe des Jahres durchlebt, der Farbenpracht und der tiefen Stille des Übergangs vom Sommer zum Winter den Vorzug geben möchte, kann ich mir vorstellen, daß auch das helle Grün, womit der Juni die Wipfel und Büsche bekleidet, der dann dankbar empfundne Schatten und Gesang der Vogelwelt, die in diesen Tagen an den

Säumen der Lichtungen Liebeslieder und das Lob der Morgensonne erschallen läßt, hohe Reize haben, und daß selbst der Winter ein anmutiges Bild aus solchem Walde zu schaffen vermag, wenn seine Winde die Bäume entblättert haben, und wenn ein Nebelfrost ihr Gezweige mit einer silbernen Filigranarbeit schmückt.

Ein andrer Park, der kleiner ist, liegt im Norden des Häuserkomplexes, jenseits der Landstraße. Er hat künstlich hergestellte Rasenplätze und zeigt außer Laubholz auch Nadelbäume von stattlicher Größe, worunter namentlich eine Fichte mit zwei Wipfeln ins Auge fällt. Daneben liegt rechts die Wohnung des Oberförsters mit einigen Nebengebäuden, links eine große Wagenremise mit einem Uhrtürmchen, dahinter ein ausgedehnter Obst- und Gemüsegarten. Weiterhin auf derselben Seite und tiefer unten an der sich senkenden Fahrstraße folgt das nach dieser hin offne Viereck der Scheunen und Ställe des Gutes, an das sich noch weiter unten das Dorf Varzin anschließt.

Wir kehren nun in den Hof vor der Vorderfront zurück, um das Innere der Wohnung des Kanzlers und seiner Familie zu durchwandern, das ebensowenig wie das Äußere einen anspruchsvollen Charakter hat oder besondern Gefallen an Luxus verrät, aber durchweg gefällig und behaglich ist. Man tritt hier in das Haus eines wohlhabenden Landedelmanns, nicht in das Schloß einer Durchlaucht. Die Fußböden zwar sind fast durchgehends mit Parkett versehen, die Stubendecken aber nur einfach weiß angestrichen. Prachtstücke von Teppichen, Portieren und Gardinen, Schnitzwerke von Künstlerhand, besonders kostbare Uhren kommen gar nicht, vergoldete und mit Seide überzogne Stühle, Tischplatten und Konsolen von Marmor nur im Salon und im Zimmer der Fürstin vor. Ölgemälde sind selten. Dafür aber giebt es an mehreren Stellen gemütliche Nischen und freundliche Ausblicke durch die Fenster. Fast alle Gemächer sind reichlich mit bequemen Polster- und Schaukelstühlen, Divans und Sofas ausgestattet, und alle haben Kachelöfen mit Kaminen, die mit dem ersten Eintritt von einigermaßen kühler Witterung geheizt werden, denn der Fürst liebt wie alle nervösen Naturen die Wärme und bedarf ihrer vermutlich aus Gesundheitsrücksichten. Auch ist der Herbst hier oben beträchtlich rauher als in Mitteldeutschland.

Und nun wollen wir an der Hand meiner Erinnerung zunächst raschen Ganges die innern Räume des alten Hauses durchschreiten und dann die des neuen Anbaues und namentlich das Arbeitszimmer des Fürsten mehr im einzelnen in Augenschein nehmen.

Durch die gelblichbraune Hausthür unter dem Zeltdache mit den Hellebarden treten wir in einen kleinen sechseckigen Vorsaal, wo Tische und Kleiderständer mit Mänteln, Pelzen, Überziehern und Fußsäcken stehn. Die Mitte nimmt ein großer Tisch mit Stöcken ein, unter denen wir den mächtigen Knotenstock mit dem aus Holz geschnitzten Fuchs auf der Krücke gewahren, dessen sich der Kanzler auf seinen hiesigen Spaziergängen zu bedienen pflegt. Im Hintergrund öffnet sich zwischen zwei Berliner Öfen eine braune Flügelthür, über der ein Bärenkopf aus der Wand sieht. Rechts und links sind ebenfalls Flügelthüren, worüber Rehköpfe mit Gehörn angebracht sind, und von denen die zur Rechten in den Speisesaal, die zur Linken in ein Zimmer führt, das vor der Vollendung des Neubaues der Fürst selbst inne hatte, während es 1877 von dessen zweitem Sohne, dem Grafen Bill, bewohnt wurde.

Durch die Thür unter dem Bären gelangt man in die Hausflur vor dem Ausgange nach dem Blumengarten, deren Wände mit Moufflonhörnern geschmückt sind. Eine Flügelthür zur Rechten geht von hier in den Salon, an den sich das Frühstücks- und Billardzimmer und weiterhin der Wintergarten anschließen, eine zur Linken in das Zimmer der Fürstin. Einen Teil des Hintergrundes nimmt ein von einem schweren braunen Geländer mit dicken Kegeln und Knäufen eingefaßte Eichenholztreppe ein, die uns nach einem vierfenstrigen Vorsaal hinaufbringt, der durch die ganze Tiefe des Hauses geht. Seine Wände zieren Geweihe von Jagdtieren, die Bismarck 1864 im Parke von Schönbrunn erlegt hat. Rechts und links führen Flügelthüren in Zimmer, von denen das erste links von der Treppe im Herbst 1877 dem ältesten Sohne des Kanzlers zur Wohn- und Arbeitsstube diente, während die drei andern für Gäste bestimmt waren. In der Mitte der Wand, wenn man die Treppe hinaufgestiegen ist, rechts, ist ein zugesetzter Kamin, über dem ein flaches Reliefbild von Gips mit einer weiblichen Gestalt, die in der Rechten einen Krug, in der Linken einen Becher hält, die frühere Verwendung dieses Vorsaals andeuten könnte. Es scheint

eine Hebe zu sein, und die ehemaligen Besitzer des Hauses mögen hier mit ihrem Besuche getafelt und bankettiert haben. Die Aussicht von hier ist nach beiden Seiten anmutig: die vordern Fenster zeigen in einiger Entfernung den kleinen Park mit der zweiwipfligen Fichte, die hintern sehen über den Blumengarten und den ovalen Teich auf den ersten Durchhau im großen Park mit seinem weißen Kuppeltempelchen hinaus.

In das Erdgeschoß zurückgekehrt besuchen wir zunächst den Speisesaal, ein mittelgroßes Zimmer, dessen Tapeten auf graublauem Grunde braune und dunkelblaue Arabesken zeigen. Ein gelber Tisch, über dem eine Lampe mit Schirm und Kugel von Milchglas hängt, und unter dem ein schwarz- und rotgemusterter Teppich ausgebreitet ist, ein Polstersessel mit Lederüberzug, auf dem der Fürst den Diners präsidiert, etwa ein Dutzend einfache gelbe Rohrstühle, zwei altertümliche Schränke von dunkelm Eichenholz und ein Buffet von demselben Material sind die Ausstattung des Raumes. Von dem Simse des einen Schrankes sehen eine große Eule und ein andrer Raubvogel mit ihren Glasaugen den Speisenden zu, und an der Wand gegenüber von den beiden Fenstern gewahren wir eine Anzahl von Lithographien unter Glas und Rahmen, die Szenen aus dem Leben auf den amerikanischen Prairien darstellen.

Zwischen fünf und sechs Uhr abends fand hier das Diner statt, das sich während meines Aufenthalts in Varzin unter meist lebhaften und zuweilen recht denkwürdigen Gesprächen gewöhnlich bis nach sieben Uhr ausdehnte, und an dessen Schlusse der Fürst eigenhändig auch seine Hunde von einem Teller mit gekochtem Fleische zu speisen pflegte. Die hohe Gestalt in dem Lehn- und Armstuhl vor dem obern Ende des Tisches, rechts und links von ihr die zu ihr aufblickenden Doggen — gestrenge Kritiker mit „Mannesseelen“ und dem üblichen allerernsthaftesten und doch komischen Selbstgefühle, die mit „Lakaiengesinnung“ und ähnlichen Artigkeiten um sich zu werfen gewohnt sind, werden es möglicherweise übel vermerken, wenn ich sage, daß mir dabei Bilder mit Gott Wuotan und seinen beiden Wölfen in den Sinn kamen. Ihre Mißbilligung soll mich aber ebensowenig anfechten und irre machen.

Bei den Mahlzeiten kam, soweit möglich, nur Selbstgezognes, Selbsterbautes und Selbsterlegtes auf den Tisch. „Fast alles, was

hier gegessen wird — sagte der Fürst eines Abends zu mir —, stammt von meinen Gütern — auch aus Schönhausen —, Fleisch, Geflügel, Wild, Fische, die Gemüse, die Artischocken, die hier freilich nicht so gut geraten wie im Süden, die Pfirsiche, die Wal- und Haselnüsse. Nur ein Schaf muß ich dann und wann von den Bauern kaufen, und um ein Rind zu schlachten, ist meine Wirtschaft nicht groß genug. Das kann bloß Dietze, der in seiner Brennerei und Zuckerfabrik so viel Leute beschäftigt, die bei ihm essen." Daß der Keller von Varzin gut versehen ist, bedarf wohl kaum der Andeutung.

Wir setzen unsre Wanderung durch das Haus fort und gelangen durch eine Flügelthür in der Wand mit den Prairiebildern aus dem Speisezimmer in den Gesellschaftssalon, der etwa die Größe von jenem hat, und dessen Tapeten, oben mit schmalen Goldleisten eingefaßt, auf rehfarbnem Grunde rotbraune und goldig schimmernde Phantasieblumen zeigt. Das Möblement besteht aus Tischen mit Marmorplatten und vergoldeten Füßen, aus Polsterstühlen und Divans, die mit hellroter Seide überzogen sind, einem großen Spiegel mit goldnem Rahmen und marmorner Konsole, auf der eine Lampe mit der Bronzefigur eines Düppelstürmers, ein Geschenk des Königs, und zwei rosenrote von weißen Schlangen umringelte Porzellanvasen stehen. Die eine Ecke schmückt eine größere Vase von diesem Material, blau in Gold, mit dem Brustbilde Kaiser Wilhelms, der sie dem Fürsten zur Feier seiner silbernen Hochzeit[1] übersandt hat. In einer andern bemerken wir eine Statue des Fürsten von gebranntem Thon. An den Wänden hängen einige Ölgemälde, eine Waldlandschaft aus der Varziner Gegend, eine Ansicht von Gastein, zwei, wie es scheint, ideale Frauenporträts, eine Szene aus der Schlacht von Mars la Tour und an der Wandseite daneben in ganzer Figur ein Soldat des vorigen Jahrhunderts in gelblich weißer Uniform, Küraß, Dreispitz und Steifstiefeln, der eine Muskete in der Hand hält. Es ist, wenn ich recht gehört habe, ein Urgroßvater des Kanzlers, der als Dragoneroberst bei Czaslau den Tod fand.

Das nun folgende Frühstücks- und Billardzimmer ist mehr als

[1] 28. Juli 1872. S. G. u. E. II, 295.

doppelt so geräumig als die vorigen Stuben, erscheint jedoch, da ein Teil davon in Gestalt einer großen, tiefen, etwas über den Fußboden erhöhten Nische durch eine Wand vom übrigen Raume geschieden ist, nicht ganz so ausgedehnt, als es in Wirklichkeit ist. Die weiße Tapete ist mit blau und goldner Einfassung in Felder geteilt. Die Polstermöbel haben einen Überzug von Baumwollenstoff, der auf rotem Grunde blaue und hellrote Blümchen zeigt; die nicht gepolsterten bestehen aus dunkelbraunem Eichenholze mit Schnitzwerk. An der Wand nach der Veranda und dem Garten hin gewahrt man eine Schwarzwälder Uhr von dunkelm Holze, deren Gewichte die Form von Tannenzapfen haben, und aus der eine Wachtel und ein Kuckuck die Zeit abrufen. An andern Wänden hängen bunte Bilder rheinischer Städte mit Arabesken in Scheurenscher Manier.

In der Ecke, wo sich der Wintergarten oder das Gewächshaus an die Veranda anschließt, steht eine Statue von Bronze, die eine Nachbildung von Rauchs kranzwerfender Siegesgöttin und wieder ein Geschenk des alten Kaisers ist.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bei dem Anblick dieser Bildsäule weniger an ihre Schönheit als an einen liebenswürdigen Zug im Leben des Fürsten dachte. Als am 16. Juni 1871 der Triumphzug der deutschen Armee die Tribüne passierte, die über der Mauer des zum Auswärtigen Amte gehörigen Gartens an der Königgrätzer Straße für die Beamten des Ministeriums errichtet worden war, sah der Reichskanzler im Vorbeireiten zu uns herüber, ergriff einen von den drei an seinem Sattelknopf hängenden Lorbeerkränzen, steckte ihn an seinen Pallasch und warf ihn uns zu.

Auch ein andres Kunstwerk des Zimmers weckte eigentümliche Erinnerungen. An der Wand gegenüber von den auf die Veranda und den Blumengarten hinausschauenden Fenstern lenkt eine kleine Vertiefung zwischen zwei Öfen mit offnem Feuer unsre Augen durch eine bunte Porzellanvase auf rotbedecktem Fußgestell auf sich, die ungefähr anderthalb Meter Höhe hat und auf der Vorderseite eine sitzende Frauengestalt — wir denken an eine Germania —, auf der hintern goldne Trophäen zeigt. Diese hat, wie der Fürst mir auseinandersetzte, eine eigne Geschichte mit einem symbolischen Zuge. Dem Kanzler nach 1870 vom Kaiser verehrt, war sie anfänglich

für Hardenberg bestimmt gewesen, ihm aber aus irgend einer Fügung des Schicksals nicht übergeben worden. Die Trophäen sind, näher besehen, französische Waffen, wie sie in den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 erbeutet wurden. Die Frauengestalt war ehedem eine Borussia.

Neben dem zweiten Ofen an der Wand, wo diese historische Vase steht, und gegenüber von der einen schmalen Seite des hier aufgestellten Billards beginnt die vorhin erwähnte Nische. An deren drei Wänden läuft ein langer Divan hin, vor dem ein Flügel der Fürstin steht, die Meisterin im Klavierspiele sein soll. Vor der Vase ladet ein kleines Sofa zum Sitzen ein. Daneben stehen große gepolsterte Lehnstühle. In einem davon pflegte der Kanzler während meiner Anwesenheit beim abendlichen Kaffee, der unmittelbar nach dem Diner eingenommen wurde, eine langhalsige und langgestiefelte Studentenpfeife in der Hand, eine zweite neben sich in Reserve, Platz zu nehmen, zu rauchen und sich mit der Gesellschaft zu unterhalten, wobei er, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, mancherlei Denkwürdiges äußerte und erzählte. Einiges davon, von mir im Gedächtnisse behalten und an dem betreffenden Abende vor Schlafengehen notiert, will ich hier einschalten.

Am 18. Oktober erwiderte der Fürst, als ich bemerkte, eines seiner ersten Verdienste sei, daß er den König von der Frankfurter Fürstenversammlung ferngehalten habe, in wesentlicher Übereinstimmung mit dem, was er uns während des französischen Feldzugs mitgeteilt habe: „Ja, das hielt schwer. Der Allergnädigste wollte durchaus (nach Frankfurt), da ein gekröntes Haupt — es war der Sachse — zu ihm gekommen wäre, als Feldjäger, und das nun nicht anders ginge. Mit größter Mühe redete ich ihm das aus, und er war ganz nervös dabei. Zu Beust aber sagte ich: »Wenn Sie uns nicht zufrieden lassen, so schicke ich um ein Detachement nach Rastatt und stelle eine Schildwache vor die Thür des Königs, die niemand hinein läßt!«“[1]

Ich brachte das Gespräch auf die Porträts im Arbeitszimmer des Chefs zu Berlin, und er erzählte zuerst, wie er zu dem des Königs Viktor Emanuel gekommen sei. Als dieser seinen Besuch in Berlin

[1] S. I, 188.

gemacht habe, habe er ihm ein Geschenk in Gestalt einer diamantenbesetzten Dose mitgebracht, vorher aber anfragen lassen, ob er es anzunehmen gedenke. „Natürlich lehnte ichs ab — fuhr er fort —, denn das hätte ja, wenn es unter die Leute gekommen wäre, wie eine Bestechung ausgesehn. Die Dose mit ihren Brillanten sollte fünfzigtausend Franken wert sein. So gab er mir denn nur das kleine Bild und schrieb ein paar freundliche Worte und seinen Namen darunter.[1] — Der König von Bayern aber ist mir dankbar, weil ich verhindert habe, 1866, daß er Land verloren hat. Unser allergnädigster Herr wollte durchaus Ansbach und Bayreuth haben, weil das seine Vorfahren besessen hätten. Ich sagte ihm, das hätten die Leute dort lange schon vergessen und sich in die Verbindung mit Bayern gefunden. Der König wollte, daß jeder (von den besiegten deutschen Fürsten) ein Stück Land hergeben sollte — zur Strafe. Er wollte die göttliche Gerechtigkeit spielen. Ich bemerkte ihm, das ginge nicht, das müßte man Gott überlassen und sich nur das nehmen, was man brauchte. Er wollte nun von Österreich Nordböhmen — Reichenberg-Karlsbad — oder Österreich-Schlesien und von Sachsen aus militärischen Gründen die Lausitz. Ich sagte aber, man müsse das Ganze und, wo das nicht zu machen wäre, nichts behalten, was er lange gar nicht zugeben wollte.[2] Sachsen dankt seine Weiterexistenz den Österreichern, die sich einmal ausnahmsweise anständig betrugen. Die katholische Gesinnung des Hofes und die Freundschaft des Kaisers Franz Joseph und des damaligen Kronprinzen Albert haben wohl auch dazu beigetragen. An dem Friedensschlusse aber bin ich nicht schuld. Ich lag damals todkrank in Putbus. Den hat Savigny zu verantworten, der als Ultramontaner den Dresdner Hof nach Kräften schonte und ihnen besonders mehr militärische Selbständigkeit ließ, als gut war.[3] Als ich oberflächlich von der Stipulation hörte, gratulierte ich ihm; als ich mir aber die Paragraphen genauer ansah, nahm ich meine Gratulation zurück."

Wir sprachen darauf vom böhmischen Feldzuge, und da gedachte

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 137.
[2] S. I, 202 ff. G. u. E. II, 39 f.; 45 f.
[3] S. I, 177.

der Chef u. a. folgender charakteristischer Episoden. „Im Kriegsrate zu Nikolsburg, der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die andern den Feldzug weiter fortsetzen, nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen. Die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenkliche Frontveränderung, politische Rücksichten und — andres, was ich zu bedenken gab. Sie blieben aber dabei; und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube hinaus in die Kammer, die bloß durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile ganz still, und die Sache ist danach unterblieben.[1] — Moltke wollte sich, als französische Einmischung drohte, an die Elbe zurückziehen, die Österreicher lassen und sich gegen die Franzosen wenden, die damals schwach waren.[2] Ich überzeugte ihn aber, daß das ein Fehler sein würde, da die hunderttausend Süddeutschen mit höchstens fünfundzwanzigtausend Rothosen uns sehr unbequem werden könnten."

Der Reichskanzler gilt als ein eiserner Charakter, als ein selbstbewußter und seiner stets sichrer Geist. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückschauen etwa wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffne Welt. Ich werde das nicht bestreiten. Allein er hat auch weiche Augenblicke, Augenblicke scheinbarer oder wirklicher Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksal, wehmütige oder sagen wir lieber schwermütige Stimmungen, die sich wie Weltschmerz aussprechen. Zuweilen erinnert das an gewisse Züge Achills im Zelte des Lagers vor Ilion, zuweilen an den Ausruf des Predigers Salomo: „Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne." Auch klingt manches der Art an die Stimmung an, in der Hamlet trübselig ausruft:

How weary stale, flat and unprofitable
Seem to me all the uses of this world!
Fye on't! O fye! 'tis an unweeded garden,
That grows to seed: things rank and gross in nature.

[1] G. u. E. II, 43.
[2] G. u. E. II, 33/5.

Vielleicht ist es ein mystischer Vorgang in seiner Seele, möglicherweise aber auch die Folge körperliche Prozesse, Überreiztheit, Ermüdung, eine Dissonanz seines nervösen Lebens.

So klagte er Sonntag den 21. Oktober an der Stelle, von der ich hier berichte, nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingesehn hatte, gegen uns, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb, sagte er. Er habe damit niemand glücklich gemacht, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch andre nicht.

Wir protestierten. Er aber fuhr fort:

„Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht."

„Und Liebsten," bemerkte ich etwas prosaisch und vorlaut.

„Und Liebsten," wiederholte er. „Das habe ich indessen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe," was er dann noch eine Zeit lang weiter ausführte.

Wir schwiegen, und ich war befremdet. Aber ich hörte dann von Holstein und Bucher, daß er sich in den letzten Jahren schon einige male in ähnlicher Weise geäußert habe. Ich wiederhole, daß solche Kundgebungen doch wohl nur Symptome vorübergehender sentimentaler Auffassung seiner Mission und seiner Erfolge sind. Doch hat er tiefgehendes Gefühl; denn Fräulein Jenny erzählte mir am Morgen nach diesem Auftritt, daß ihm nach dem Bruche mit Moritz von Blanckenburg, als er zuerst davon gesprochen hätte, „die hellen Thränen über die Backen herabgelaufen" seien.

Übrigens gab sich auch Goethe gelegentlich melancholischen Betrachtungen hin, die den obigen Äußerungen Bismarcks nahe verwandt waren. Gegen den Schluß seines Lebens hin klagte er gegen Eckermann (Gespräche I, 76): „Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. . . . Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Lande sind gute Dinge. Allein mit allem

meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung andrer schweige." — Ferner erzählt Kanzler von Müller über eine Unterhaltung mit dem Dichter: „Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Lebens, einer gewissen innern Desperation," und bei einer andern Gelegenheit bemerkte Goethe gegen ihn: „Unsinn verbreitet, offenbare Irrtümer als bare Wahrheit ausgegeben zu haben, ist das Schrecklichste, was einem Vernünftigen begegnen kann. So ist aber die liebe Menschheit." — „Was ist denn überhaupt am Leben?" seufzte er ein andermal gegen diesen Freund. „Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeuge, geht dumm aufs Rathaus, klüger herunter und am andern Morgen dümmer wieder hinauf. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt." (Goethes Unterhaltungen mit Müller von Burckhardt.)

Wir nehmen unsern Gang durch das Schlößchen von Varzin wieder auf. Begeben wir uns in das Entree hinter der Hausthür zurück und öffnen wir die Thür gegenüber dem Speisesaal, so kommen wir in ein Gemach von gleicher Größe wie dieser. Es ist grau tapeziert und mit Möbeln von dunkelbraunem Eichenholz ausgestattet. Die Eingangsthür verhüllt innen ein Vorhang, der auf weißem Grund eingewirkt das schwarze Bild Kaiser Heinrichs des Vierten vor dem Burgthor von Kanossa zeigt — kein Memento, denke ich, sondern als der Ausdruck fester Zuversicht von dem Verfertiger, dem Fabrikanten Schaller im sächsischen Städtchen Ernstthal, dem Fürsten gewidmet. Die Bilder an den Wänden des Zimmers, durchgehends Photographien, stellen meist preußische Fürsten in historischen Momenten ihres Lebens dar. Wir bemerken unter ihnen namentlich den Großen Kurfürsten auf seiner Schecke, im Begriff den Degen zu ziehen, der bei Fehrbellin siegte, den alten Fritzen mit dem bekannten Krückstocke auf einem Schimmel und Kaiser Wilhelm auf dem Rappen, der ihn zur Viktorie von Sadowa trug. Der zuletzt genannte königliche Kriegsmann begegnet uns im Konterfei hier wie sonst im Hause in andrer Situation wohl noch sechs oder sieben mal.

Eine Thür in der Wand den beiden Fenstern gegenüber läßt

uns in das Zimmer der Fürstin blicken, das eine weiße Tapete hat und ungefähr ebenso wie der Salon möbliert, daneben aber mit hübschen Blattpflanzen in Töpfen geschmückt ist. Die Bilder sind teils Stahlstiche, teils Photographien. Unter den Stahlstichen sind einige von Kaulbachs Treppenhausbildern, unter den Photographien Porträts des Fürsten und seiner Söhne, eine Murillosche Madonna und die heilige Familie von Knaus.

Die Zimmer des Fürsten sind im Erdgeschosse des Neubaus, in den man aus der Stube des Grafen Bill durch einen langen schmalen halbdunkeln Korridor gelangt, der an den Wänden mit Landkarten, Situationsplänen und ähnlichem behängt ist. Durch eine Flügelthür am Ende des Gangs treten wir zuerst in ein Gemach von etwa fünfzehn Schritt Tiefe und acht Schritt Breite, wo der Herr des Hauses seine Förster, Pächter, Verwalter und Bauern sowie die Handwerksleute, die für ihn arbeiten, empfängt. Die Wände und die Decke sind einfach weiß getüncht. An den Wänden läuft unten dem Anscheine nach braunes Eichengetäfel hin, das aber nur mit Lackfarbe aufgemalt ist. Ein breites Fenster giebt Licht. Der Tisch vor diesem, zwei große Schränke zu beiden Seiten, auf denen ausgestopfte Raub- und Sumpfvögel stehen, die mit Emblemen der Jagd in Schnitzwerk verzierten Großvaterstühle und das Gestell des gleich jenen mit schwarzem Leder bezognen Sofas sind von dunkelbraunem Eichenholz. An der Wand rechts vom Eingange steht ein hübsch geschnitztes oben durchbrochnes Schränkchen, hinter dessen Arabeskengitter roter Atlas hervorsieht, und auf dem zwei mächtige Trinkhörner liegen. Vom Kaminsims des Ofens grinst uns zwischen altertümlichen Glaspokalen ein etwa spannenhohes Bronzeteufelchen mit großen Fledermausflügeln an — wohl ein Vetter oder Oheim des kleinen Kobolds, der den Salon der Madame Jessé in Versailles bewohnte. Zwischen der Thür, die von hier in das nächste Zimmer führt, und dem Ofen trägt ein etwa mannshohes phantomartiges Gestell eine schwarze Rüstung mit Sturmhaube und Beinschienen. Von Bildern enthält dieses Vorgemach nur zwei Stahlstiche, Jagdszenen aus den schottischen Hochlanden.

Das nächste Zimmer ist die Bibliothek. Es hat nicht ganz die Tiefe des vorigen, ist aber beinahe doppelt so breit als dieses, sodaß es ein gleichseitiges Viereck bildet. Man geht hier wieder

auf Parkett. Decke und Wände aber sind wieder nur weiß angestrichen. Die Möbel sind, soweit sie nicht gepolstert sind, von gelblichem Holze, die übrigen mit geblümtem Kattun überzogen. Auf dem Ofen, neben dem ein farbiger Schirm mit einem gestickten zwischen Schilfrohr fischenden Reiher steht, bemerken wir eine kleine Pendule und wieder mehrere gläserne Trinkgeschirre alten Stils. Die Bücher sind zu beiden Seiten des Fensters der Thür gegenüber in tiefen, etwas mehr als mannshohen Glasschränken aufgestellt. Hinter einem ist so viel Raum gelassen, daß hier ein kleines Sofa und ein Tischchen angebracht werden konnte. „Hier observiere ich zuweilen, wer kommt," sagte der Fürst, als er mich auf die Vorrichtung aufmerksam machte. Über dem Sofa gewahrt man eine Photographie von Friedrichsruh und in Kupferstich die Porträts von drei alten Herren in Harnisch und Perücke: entfernte Angehörige der Familie Bismarck aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Andrer Wandschmuck des Zimmers sind die photographische Nachbildung von Camphausens Gemälde, die Begegnung Bismarcks mit Napoleon beim Schlößchen Bellevue, und drei große in Dürerscher Manier ausgeführte Holzschnitte von Gaber in Dresden, die über dem größern Sofa angebracht sind, und von denen der eine die Kreuzigung nach Johannes 30, 19, der andre die heiligen drei Könige nach Matthäus 2, 11, der dritte die Auferstehung Christi mit Beziehung auf Johannes 11, 25 darstellt. Ein langer Tisch, an dem der Kanzler seinem Amanuensis zu diktieren pflegt, vollendet die Ausschmückung des Gemachs.

Die breite Flügelthür zwischen dem Ofen und dem einen Glasschranke führt in das Hauptzimmer des Neubaus, dem großen sechseckigen Raum, wo der Reichskanzler sich aufhält, wenn er für sich arbeitet. Ich denke, eine besonders ausführliche Beschreibung wird den Verehrern des Fürsten willkommen sein.

Auch hier herrscht in der Einrichtung vornehme Einfachheit. Nur die Architektur zeigt einigen Luxus, indem an den blaßgrün getünchten Wänden etwa so hoch, wie ein mittelgroßer Mann zu reichen vermag, Eichenholzgetäfel hinläuft und die Decke durch Eichenbalken, die aus ihr hervortreten, in Quadrate und Dreiecke geteilt ist, die hellgrau gemalt und mit einem dunkelgrauen und einem weißen Strich eingefaßt sind. Das Zimmer hat einen sechseckigen

Erker mit drei schmalen Fenstern und an der Wand der Thür gegenüber ein breites. Die Polstermöbel sind gleich denen in der Bibliothek mit dunkelgrünem, rot und hellgrün geblümtem Kattun überzogen, die übrigen aus deutschem Nußbaumholz.

Lassen wir die Augen an den Wänden herumgehen, so fällt auf, daß in dem ganzen großen Zimmer auch nicht ein einziges Bild irgend welcher Art ist. Rechts, dicht beim Eingange trägt ein Tischchen einen kleinen schwarzen mit Messing beschlagnen Koffer, der eine Reisetoilette sein könnte. Die abgestumpfte Ecke daneben füllt der am meisten ins Auge fallende Gegenstand des Gemachs, ein Riesenkamin aus, der eine Breite von nahezu vier Metern hat und etwa fünf Meter hoch ist. Er besteht aus grünen glasierten Kacheln und ist nach Angabe des Fürsten in der Friedenthalschen Thonwarenfabrik zu Gußmannsdorf in Schlesien angefertigt worden. Zu beiden Seiten der Feuerstelle schmücken ihn kannelierte Säulen, über denen kleine Wappen angebracht sind. Das zur Linken zeigt einen goldnen Schild, darin einen schrägen roten Balken mit drei einköpfigen silbernen Adlern, das zur Rechten im roten Felde einen goldnen Streifen und darüber wie darunter je drei goldne Kronen, den ersten Schild für Lothringen, den zweiten für Elsaß. In der Mitte des Kaminmantels liest man den Spruch: In trinitate robur, über dem man in einem gelben Felde den Adler des neuen Deutschen Reichs gewahrt, und über diesem wieder erhebt sich in kreisrunder Nische, dem höchsten Teile des Ganzen, die weiße Marmorbüste des Kaisers Wilhelm.

Der Sims, der sie trägt, wird rechts und links von zwei zum Kamine selbst gehörigen Adlern flankiert, die auf Lorbeerzweigen sitzen.

Die Anordnung dieser Symbole mögen sich die Leser selbst deuten. Wappen und Spruch aber haben ihre eigne Geschichte. Als der Reichskanzler zum Fürsten erhoben wurde, gedachte der Kaiser ihm die Schilde von Elsaß und Lothringen in sein neues Wappen zu verleihen.

„Aber — so erzählte mir der Fürst vor diesem Kamine — Herzog von Lothringen war mir zu vornehm. Majestät wollte mir dann den Adler ins Schild setzen. Mir war das jedoch auch bedenklich. Der Adler frißt mir meinen Klee, fürchtete ich. So wurde

denn der Ausweg gewählt, daß mir Wappenhalter mit den Fahnen von Elsaß und Lothringen gegeben wurden.“[1]

Der Spruch dagegen datiert aus früherer Zeit. Er ist nicht der Wahlspruch derer von Bismarck. „Das ist wohl der vom Wegebreit, das man stehen lassen soll, weil Nesseln dran sind?“ fragte ich. „Hesekiel — erwiderte er —, davon weiß ich nichts, das ist wohl eine Erfindung von dem. Wir haben Klee und Eichenblatt im Schilde.“ Dann erzählte er die Entstehung des andern Spruchs ungefähr wie folgt.

Als Bismarck in Frankfurt den Posten eines Bundestagsgesandten bekleidete, verlieh ihm der König von Dänemark das Großkreuz des Danebrog. Nun ist es aber Gebrauch, daß die Namen und Wappen der Inhaber dieser Dekoration in der Stiftskirche zu Kopenhagen mit einer Devise angebracht werden, die der Betreffende sich zu wählen hat.

„Da habe ich mir diese ausgesonnen,“ erklärte der Kanzler. „In trinitate robur — im Dreiblatt Eiche, das alte Wappenzeichen unsrer Familie.“

„Und im dreieinigen Gott meine Kraft,“ riet ich.

„Ganz recht, so meinte ich es,“ bestätigte er freundlich ernst meine Vermutung.

Neben und vor dem Kamin, worin ein Feuer von großen büchnen Scheiten flackerte und prasselte, stehen hochlehnige Polsterstühle. In der folgenden Stubenwand ist eine Thür, die in das Schlafzimmer des Reichskanzlers führt. Zwischen ihr und dem Fenster steht ein Glasschrank mit Waffen und Antiquitäten, von dem oben altertümliche Trinkgeschirre aus grünem Glase mit bunten Bildern, Wappen, Blumen und Sprüchen sowie zwei große Thongefäße mit farbigen Mustern herabschauen. Unter den Antiquitäten im Innern des Schrankes hebe ich Lanzenspitzen aus der Urzeit und einen spiralförmigen, mit grüner Patina bedeckten Armring hervor, der aus einem Hünengrabe stammt, unter den Waffen das gezogne

[1] Das Wappen zeigt als Schildhalter links den schwarzen preußischen Adler mit dem lothringischen, rechts den roten brandenburgischen Adler mit dem elsässischen Banner. Die Geschichte von dem Adler und dem Klee wird auch bei Gelegenheit der Erhebung Bismarcks in den Grafenstand (16. September 1865) erzählt.

Pistol, mit dem der Fürst, als er noch Junker war, allerhand Schützenmirakel verrichtete, ein Jagdmesser, das ihn in Rußland bei Bärenjagden begleitete, und zwei mächtige japanische Daimios-schwerter von feinstem Stahl, die dem Kanzler im Jahre 1872 vom Mikado verliehen wurden — verliehen; denn sie vertreten die Stelle von Dekorationen, wie sie von andern Potentaten Männern, die sie auszeichnen wollen, übersandt werden. Bei den Schwertern lag auch ein krummer Säbel in einer mit veilchenblauem Sammet überzognen Scheide. Der Fürst nahm ihn heraus und zog die Klinge. Es war ein echter Damaszener. „Den hat mir der Bei von Tunis geschenkt," sagte er. „Es soll eine feine alte Klinge sein, noch aus den Kreuzzügen. Ich habe von ihm auch einen Orden, aber nicht den rechten. Er hatte zwei geschickt, einen für den Kaiser und den andern für mich. Der eine war mit Brillanten besetzt so groß wie Haselnüsse, der andre gewöhnliches Blech. Er hatte aber merkwürdigerweise nicht gesagt, wem der eine und wem der andre sein sollte. Ich sagte dies meinem gnädigsten Herrn und fragte, was er wohl dächte. Natürlich, meinte er, wäre der mit den Brillanten für ihn. Er war wohl fünftausend Thaler wert."[1]

Das nun folgende breite Fenster hat doppelte Vorhänge, nach außen zu weiße, nach innen hin solche von dem geblümten Baumwollenstoffe, womit die Polstermöbel des Zimmers bekleidet sind. Die Stelle zwischen Fenster und Erker nimmt ein mit eingelegten Elfenbeinbildchen verzierter Sekretär aus Nußbaumholz ein. Im Erker steht ein kleiner Divan neben einer Causeuse, und an der Wand davor hängt ein Plan der Besitzung Varzin mit den Nebengütern. Hier soll ein Lieblingsplätzchen des Fürsten sein, und das ist zu glauben; denn das Fenster des Erkers gewährt eine anmutige Aussicht: im Vordergrunde auf einen Teich, seitwärts auf eine Ecke des Parks mit zwei isolierten stattlichen Bäumen, einer Eiche und einer Buche, unter denen eine Bank zum Ausruhen einladet, im Hintergrunde über ansteigendes Ackerland hinweg, das im Sommer durch wogende Saatwellen erfreut, auf einen dunkeln Waldhügel.[2]

Vor dem Erker und ihm den Rücken zukehrend steht, ein wenig

---

[1] Dieser Wert wird bestritten.

[2] dem Richtberge.

zur Linken gerückt, ein großes Sofa, auf dem mehrere Ruhekissen liegen. Darunter ist eins von hellblauem Sammet, auf das mit Silberfäden gestickt ist: „2. Mos. 33, 12 — Psalm 18, 29.“ Darunter folgt eine Krone, dann ein O, verschlungen mit B. und E. und darauf das Datum: „28. Juli 1847—1872.“ Es ist ein Geschenk, das dem Kanzler zur Feier seiner silbernen Hochzeit dargebracht wurde, und die angedeuteten Stellen — ich darf wohl nicht voraussetzen, daß jeder meiner verehrten Leser eine Bibel zur Hand hat — lauten wie folgt: „Und Moses sprach zum Herrn: siehe, du sprichst zu mir, führe das Volk hinauf, und lässest mich nicht wissen, wen du mit mir senden willst, so du doch gesagt hast: ich kenne dich mit Namen, und hast Gnade gefunden vor meinen Augen.“ — „Denn du erleuchtest meine Leuchte, der Herr, mein Gott machet meine Finsternis licht.“ Vor dem Sofa steht ein Tisch mit Elfenbeinmosaik, die Arabesken und Blumen darstellt. Daneben haben zwei kleine Tische und ein Schrank Platz gefunden, auf dessen Thür ein elfenbeinerner Ritter Sankt Georg mit dem Drachen streitet, durch die der Fürst sich, wenn seine Blicke darauf fallen, an die vielfachen Kämpfe, die er selbst bestanden hat, und an die mächtigen Drachen, die dabei erlegt wurden, erinnert finden kann.

An den symbolischen Schrank reiht sich ein zweites Sofa, über dem ein Spiegel ist, und vor dem ein Tisch mit Büchern steht. Auf dem Sofa lag, als ich mir den Raum und sein Gerät litterarisch abzeichnete, in Gestalt eines roten Ruhekissens mit zwei schwarzen Schornsteinfegern ein komisches Seitenstück zu dem ernst und fromm gestimmten andern Kissen. An der Wand links von dem durch den Eingang Hereintretenden steht ein dritter brauner Nußbaumschrank mit Elfenbeinzierat, und weiterhin, dicht bei der Thür ein Tisch mit Stöcken, Hüten, Mützen und Handschuhen.

Etwa drei Schritte vom Fenster, dem Waffenschrank gegenüber, hat der Kanzler seinen Schreibtisch aufstellen lassen. Er ist von Nußbaumholz und hat zu beiden Seiten des an ihm Sitzenden tiefe mit Handhaben und Beschlägen von Messing versehene Schubladen und dazwischen eine breitere und flachere. Die mit grünem Tuch überzogne Platte trägt einen zweiarmigen Handleuchter, in dessen Mitte ein zielender Bogenschütz angebracht ist. Mehrere Brief-

beschwerer, von denen der eine einen Hund von Bronze, der andre auf schwarzer Platte eine Krone, der dritte einen bronznen Bären zeigt, der als Holzhauer mit einem Beil auf einem gefällten Baumstamme sitzt, ferner ein großes Tintenfaß von weißem Porzellan, endlich Federn und eine Anzahl der ungewöhnlich großen und dicken Bleistifte, die ich schon wiederholt erwähnt habe. Neben dem Schreibtische bemerken wir rechts ein Tischchen von Eichenholz mit großen und kleinen Briefbogen, links einen größern Tisch mit Büchern, worunter eine Bibel denen, die den religiösen Sinn des Fürsten kennen, nicht auffallen kann. An den Rücken des Schreibtisches lehnt sich ein niedriges Pult mit Kommodenkasten, von dem eine bronzne Eule, wohl anderthalb Schuh hoch, mit weiser und verständnisvoller Mine — denn sie hat hier etwas lernen können — dem Kanzler während seiner Beschäftigung aufs Blatt sieht. Ein Freund, dem ich später von ihr erzählte, wollte den Uhu anders aufgefaßt wissen. Er meinte, es sei der Vogel Minervas, modern ausgedrückt, unser Professorentum, und vermutete, was ich an Weisheit und Verständnis im Gesichtsausdrucke gelesen hätte, sei wohl mehr nörgelnde Besserwisserei und neunmalkluge Verdrießlichkeit gewesen. Ich schlug ihn aber mit der Bemerkung, daß der Fürst solchen Eulen keinen Zutritt in sein Sanktum gewähre.

Auf das Schlafzimmer des Kanzlers, das mit seinen Fenstern ebenfalls dem Park zugekehrt ist, folgt ein schmaler, finsterer Gang, an dem rechts einige Stufen in ein Bad hinuntergehen. An derselben Seite, neben der Thür zur Badevorrichtung, gewahrt man in der Dämmerung ein geheimnisvolles Pförtchen, hinter der sich eine schmale Wendeltreppe ins Dunkle und Bodenlose verliert.

„Das Burgverließ?“ fragte ich, indem der Geist Georg Ludwig Hesekiels über mich kam.

„Meine Ausfallspforte,“ erwiderte der Fürst lächelnd. Es dient ihm nämlich, wie er dann erläuterte, zu leisem, unbemerktem Rückzuge, wenn unbequemer, aber unabweisbarer Besuch ihn plötzlich bedroht. Voraussicht dessen ließ beim Bau des Hauses schon an solche Zuflucht denken. „Hier entschlüpfe ich — sagte er —, wenn unerfreuliche Bekanntschaften sich melden lassen, in den Park, der außen liegt, und salviere mich nach einer bestimmten Bank, wo man mich benachrichtigt, wenn die Gefahr vorbei ist.“ — Wie weit der

unterirdische Gang fortläuft, wo er wieder zu Tage kommt, und wohin der Bedrohte sich von dieser Stelle aus weiter zu retten sucht, muß, solange der Fürst noch in Varzin verweilt, ungesagt bleiben, da der Zweck der Vorrichtung sonst vereitelt werden würde. Was über sie mitgeteilt wurde, ist als Warnung für solche, die sich gemeint fühlen können, eingeflochten worden.

Ich folge nun wieder den Aufzeichnungen, die ich mir über andre Beobachtungen und Erlebnisse meines Aufenthalts in Varzin machte.

Donnerstag, den 18. Oktober. Beim Frühstück erzählte der Chef allerlei Hübsches von den Dohlen in seinem Park, ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihrer Kindererziehung. Er las dann in den Erinnerungen der Gartenlaube, die er mitgebracht hatte, und wunderte sich, daß ich gesagt hatte, die Leute im Bauernhause von Herny hätten nicht viel guten Willen gezeigt, worauf er über unsern dortigen Wirt ungefähr das wiederholte, was er mir am 15. August 1870 gesagt hatte.[1]

Am Nachmittag fuhren wir zum Fischfang, der Fürst, Tiedemann und ich in dem einen, Graf Herbert und Baron Holstein in dem andern Wagen. Ein kleiner Teich im Walde war abgelassen worden, die Leute holten aber mit ihren Netzen nur etwa vier oder fünf große Karpfen und ungefähr ein Dutzend kleine sowie etliche Karauschen heraus, die wieder ins Wasser geworfen wurden. Der Fürst meinte, die übrigen großen würde wohl der Otter oder der Reiher gestohlen haben. Dann ging es weiter nach der obern Mühle an der Wipper, die hier durch Stauung seeartig breit und dicht am Rande schon achtzehn Fuß tief geworden war und beim Hinabgleiten in der künstlichen Rinne neben der Mühle wie ein kleiner Niagara brauste. Darauf wurde die zweite Mühle besucht, von der aus wir über eine Holzbrücke nach dem andern Ufer fuhren. Dabei sagte der Fürst zu Tiedemann mit Bezug auf mich, der ich vor ihm saß: „Stecken Sie dem doch den Henkel (am Paletotkragen) hinein; es sieht aus, als sollte er daran aufgehenkt werden, und das hat er doch nicht verdient.“ Drüben verließen wir auf eine Weile die Wagen und stiegen eine Höhe hinan, die eine recht

[1] Vgl. Band I, S. 77.

hübsche Aussicht auf den gewundnen Fluß, den schäumenden Strudel unter der Mühle und den Spiegel der Stauung gewährte, von deren Wasser einzelne Bäume bis an die Wipfel bedeckt waren. Zuletzt überschritten wir die Wipper auf einer weiter oberhalb gelegnen Brücke beim Dorfe Beschwitz wieder und fuhren über eine kahle Bodenerhebung bei dämmerndem Abend nach Varzin zurück, wobei wir von einem heftigen Schneesturm überfallen wurden, der fast eine Viertelstunde währte und seine Flocken wie Nadeln ins Gesicht trieb.

Bei Tische, wo unter anderm die heute gefangnen Karpfen verzehrt wurden, sprach der Chef zuerst eingehend von verschiednen guten Fischen, Schnepeln, mir unbekannt, Maränen, die wir in Versailles gehabt hatten, Forellen und andern Arten, dann verbreitete er sich über die Geschichte seiner Herrschaft und deren jetzige Verhältnisse. Ich fragte nach der Bedeutung des Namen Varzin und äußerte die Vermutung, daß es derselbe wie Wurzen in Sachsen und wohl auch wie Wriezen in Brandenburg sei. Der Fürst hielt das für sehr möglich und bemerkte dann: „Ich weiß nicht, was daran ist, aber Graf Bninski (so verstand ich) sagte mir einmal, daß Varzin von Wawre, polnisch Lorbeer, herkäme, und machte mich darauf aufmerksam, daß Schlawe, das slawische Slawa, Ruhm bedeute. Es wäre doch ein eigentümliches Zusammentreffen.“ Ich meine das auch. Aber wenn die Erklärung des Namens jenes Nachbarstädtchens vielleicht richtig ist, so wird man stark bezweifeln müssen, daß Varzin nach einem Orte wo Lorbeeren wachsen, nach einem hinterpommerschen Lorbeerhaine benannt worden sei. Undenkbar ist, daß natürliche Augen in der Zeit, wo die Namen der Städte und Dörfer entstanden, hier oben in der Heimat der Buche und Föhre, jemals dem südlichen Baume begegnet sein sollten, der die Siegreichen krönt. Als hübsches Spiel aber wollen wir die Vorstellungen Ruhm, Lorbeern und Bismarck neben einander bestehen lassen. Vor dem geistigen Auge wuchs, wie die Welt weiß, in Varzin Lorbeer in Fülle.

Freitag, den 19. Oktober. Während der Chef beim Frühstück Briefe und Depeschen studierte, erzählte er unter anderm, daß seine Gemahlin aus Tölz schriebe, der König Ludwig habe ihr dieser Tage ein prachtvolles Bouquet geschickt, das wenigstens drei-

viertel Meter Durchmesser habe, wobei man erfuhr, daß der Beherrscher von Bayern noch jetzt zuweilen Briefe an den Kanzler richtet, worin er seiner Beklemmung wegen der Fortexistenz seines Landes neben oder im Deutschen Reiche Luft macht.[1] Man erwähnte dann Hermann von Arnim, und der Chef sagte: „Ja, dessen Prozeß schwebt auch schon seit Jahr und Tag vor dem Handelsgericht in Leipzig (als Disziplinarhof) ohne Entscheidung, obwohl er die Verfasserschaft (von Schmähschriften gegen den Fürsten, die er während seiner Anstellung im Auswärtigen Amte veröffentlichte) nicht leugnet. Aber das ist begreiflich. Pape (der Präsident des Leipziger Gerichts) kehrt, seit er sich sicher im Hafen fühlt, den ultramontanen Westfalen heraus. Der spielte sonst den Reichstreuen und war sehr radikal.“ — Sonst war noch bemerkenswert, was der Fürst über den russischen Feldzug gegen die Türken äußerte. Als die ungünstige Wendung, die dieser für die Russen genommen hatte, erwähnt wurde, sagte er: „Wenn ich der Kaiser Alexander wäre, so führte ich meine Truppen jetzt auf das linke Donauufer zurück und bliebe da den Winter über stehen, erließe aber zugleich ein Manifest an die Mächte, worin ich erklärte, daß ich den Krieg, wo nötig, sieben Jahre fortsetzen würde, und wenn ich ihn zuletzt mit Bauern mit Mistgabeln und Dreschflegeln führen sollte. Meiner Russen wäre ich dabei sicher. Zum nächsten Frühjahr nähme ich dann zuerst ein paar von den großen Festungen an der Donau ein und arbeitete mich von da allmählich weiter.“

Abends hatte der Fürst außer Holstein und mir — Tiedemann war mittlerweile abgereist — noch vier andre Gäste beim Diner: den Regierungspräsidenten von Auerswald, einen Rittergutsbesitzer und einen höhern Postbeamten aus Köslin, endlich den Postexpedienten und Telegraphisten aus Wussow. Wir tranken unter andern guten Dingen auch Rheinwein von 1811, der von Borchard in Berlin bezogen worden war. Der Chef unterhielt sich mit den Kösliner Herren vorzüglich über eine neue Einteilung gewisser Kreise in Pommern, wovon ich nichts verstand, also auch nichts behielt. Dann sprach er davon, daß er sich wahrscheinlich nächstens im

[1] In dem Briefe vom 7. Juli 1877 äußert der König nur Besorgnisse vor zu weitgehender Zentralisation durch Reichsministerien. G. u. E. I, 363.

Sachsenwalde einrichten werde, wie jetzt in Varzin, da Friedrichsruh näher bei Berlin läge und das dortige Klima milder wäre als das hinterpommersche; auch hätte er da wichtige private Interessen und Geschäfte. Daran schloß er wieder die Klage, daß Varzin ihm wenig einbringe. — Später bemerkte er im Laufe des Gesprächs: „Ich hätte Lust, mich vom König zum Generaladjutanten machen zu lassen. Das ist ganz verfassungsmäßig, und ich könnte als solcher mehr Einfluß ausüben wie als Minister. Wie wars denn unter Friedrich Wilhelm IV.? Da konnte Manteuffel nichts machen ohne den Willen Gerlachs, des Generaladjutanten.“[1]

Beim Kaffee, als die Kösliner fort waren, erzählte der Chef die Geschichte vom Cigarrenrauchen der Bundesmächte in Frankfurt in etwas andrer Version, als ich sie von ihm in Ferrières gehört hatte.[2] Er sagte: „Es war in der Militärkommission. Zuerst rauchte bloß Buol. Da zog ich eines Tages eine Cigarre vom Leder und bat ihn um etwas Feuer. Er gab mirs mit etwas betretnem Gesicht über ein solches Unterfangen und zu höchlichem Erstaunen der andern Mächte. Das wurde dann an die verschiednen Höfe gemeldet — auch nach Berlin; denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Darauf rauchten wohl ein halbes Jahr nur die beiden Großmächte. Plötzlich erschien auch Bayern mit der Cigarre, und nach einiger Zeit folgte Sachsen nach. Zuletzt durfte auch Württemberg nicht zurück bleiben, aber der Vertreter seiner Würde mußte sich offenbar Zwang anthun, er paffte seinen gelben Glimmstengel mit mürrischer Entschlossenheit und legte das Ding halb aufgeraucht hin. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität nicht groß genug zu sein.“

Beim Thee im Zimmer der Fürstin stand der Chef plötzlich auf, ging an den Schreibtisch seiner Gemahlin und begann, eine der dort liegenden Federn kreischend über einen großen Papierbogen fliegen zu lassen. Dann kam er zu mir, reichte mir das Geschriebne und sagte: „So, aber nehmen Sie sich in acht, es ist noch naß.“ Es war der Empfehlungsbrief nach Schönhausen und

[1] G. u. E. I, 92 ff.
[2] S. Bd. I, 232 f.

Friedrichsruh, den ich mir am Nachmittag vorher von ihm erbeten hatte, da ich am Tage darauf abreisen wollte. Ich dankte erfreut. „Es fällt mir schwer, mit Federn zu schreiben — versetzte er —, aber sie wollten es ja eigenhändig.“ — „Um so mehr Ehre für mich, Durchlaucht — erwiderte ich —, und nun habe ich das gewünschte Andenken.“ — „Aber warum wollen Sie denn schon fort?“ sagte er. „Bleiben Sie doch noch. Sie sind mir gar nicht im Wege, auch müssen Sie noch etwas von Varzin sehen.“ Ich dankte und erklärte, noch ein oder zwei Tage bleiben zu wollen, da ich nur zu glücklich sei, in seiner Nähe zu sein. Er sagte: „Nur müssen Sie mir erlauben, daß ich manchmal allein spazieren gehe oder ausreite.“

Später an diesem Abende gab er eine Probe, daß er nicht bloß französisch, englisch und russisch, sondern auch ganz passabel sächsisch sprechen kann. Es war Mitternacht geworden, als er auf die Uhr sah und ausrief: „Ei Herrjeses, 's is ja schon zwelfe vorbei!“

Sonnabend, den 20. Oktober. Noch immer liegt ziemlich tiefer Schnee auf Haus und Landschaft, es taut aber. Früh allein wieder eine Tour durch den Park gemacht, weiter und nach einer andern Richtung hin. Dann zeitig zum Lunch, wo ich zuerst nur Fräulein Fatio treffe, mit der ich mich ein Weilchen unterhalte. Sie bemerkte, der Fürst habe sich auf meinen Besuch sehr gefreut. Dann erzählte sie mir aus ihrer Lebensgeschichte und von der Fürstin, die sehr einfach sei, sich selbst ankleide, sich der Wirtschaft fleißig annehme und dergleichen. Daß sie Bismarck geheiratet habe, sei ihrer Frau Mutter gar nicht recht gewesen, und eines Tages hätte diese gesagt, sie wollte doch lieber, daß ihre Tochter einen Hirten genommen hätte als den da. Sie sprach darauf von der Gräfin Marie, die nach ihrer Behauptung sehr musikalisch ist, aber doch nicht so viel leistet wie ihre Mutter. Sie sei auch sonst talentvoll aber etwas phlegmatisch, und so habe sie manches liegen lassen, z. B. die Sprachen. Übrigens könne sie äußerst energisch sein, wenn sie sich etwas vorgenommen hätte; z. B. wäre sie einmal, als man ihr den Wagen verweigert hätte, worin sie gewohnt gewesen war, zur Mutter ihres Bräutigams (Eulenburg) zu fahren, ohne weiteres in eine Droschke gestiegen.

Nach dem Frühstück nochmals durch den Park und bis an

den großen Teich am Rande der weiten Lichtung. Darauf mit Holstein einen Ausflug über die Lichtung hinaus in den Buchenwald am Schwarzen Berge unternommen. Der Baron sagte mir dabei, daß der Chef mit dem Kaiser, der im Sommer immer gegen ihn eingenommen würde, gegenwärtig nicht gut, aber mit dem kronprinzlichen Paare sehr gut stehe — auch mit ihr. Daß dies fortdaure, sei wünschenswert; denn der Fürst habe die Absicht gehabt, beim Tode des Kaisers abzugehen, und er glaube nicht, daß seine Äußerung, er werde dann als Führer der Opposition wiederkommen, ernsthaft gemeint gewesen sei. Wenn er dann sehen sollte, daß ein Stein seines Baues nach dem andern bald wacklig würde, würde er vor Verdruß binnen kurzem sterben — quod Deus bene vertat!

Zurückgekehrt, erfahren wir, daß der Chef die Absicht gehabt hat, mit uns eine Rundfahrt zu machen. Wir berichteten bei Tische, wo wir gewesen sind, und ich lobte den Park als ausgedehnt und reich an Abwechslung. Der Fürst sagte: „Gewiß, er ist schön, und er war früher noch größer. Mein Vorbesitzer konnte von hier anderthalb Meilen ununterbrochen im eignen Walde gehen, und zwar meistens in Laubwald. Er hat die große Lichtung aushauen lassen und in Ackerland verwandelt, weil man dachte, wo Buchen stünden, wäre guter Boden. Es ist aber nichts dabei herausgekommen. Der Wind hat die dünne Humusdecke ausgetrocknet und weggeweht, und ich bemühe mich jetzt, wieder Wald zu pflanzen."

Er sprach dann von dem Gute Chorow, das der Graf Blumenthal „mitten aus dem Herzen der Besitzung heraus" verkauft und das jetzt von ihm, Bismarck, zurückerworben worden sei. „Ich habe es darauf an die frühere Besitzerin verpachtet," sagte er. „Das ist auch eine, deren Tod mir Vorteil bringen würde; denn ich bekomme von ihr tausend Thaler weniger Pacht, als ich kriegen könnte, wenn die Frau stürbe und meine Verpflichtung gegen sie — vierzehn Jahre — erlischt."

Unter seinen weitern Mitteilungen während des Diners waren die folgenden von besonderm Interesse.

Wir unterhielten uns vom Ausgange des Kriegs mit Frankreich, und der Chef erzählte: „Der König wollte mir, als ich Fürst wurde, Elsaß und Lothringen ins Wappen geben. Ich hätte aber

lieber Schleswig-Holstein drin gehabt; denn das ist die diplomatische Kampagne, auf die ich am stolzesten bin."

Holstein fragte: „Sie wollten das gleich von Anfang an?"

„Ja — erwiderte der Fürst — gewiß, gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark. Es war aber schwer. Alles war dabei gegen mich, die Kronprinzlichen, er und sie, von wegen der Verwandtschaft, der König selbst zuerst und lange Zeit, Österreich, die kleinen deutschen Staaten, die Engländer, die es uns nicht gönnten. Mit Napoleon, da ging es, der dachte uns damit zu verpflichten. Endlich waren zu Hause die Liberalen dawider, die auf einmal das Fürstenrecht für wichtig hielten — es war aber nur ihr Haß und Neid gegen mich —, und auch die Schleswig-Holsteiner wollten nicht. Die alle, und was weiß ich noch. Wir hatten damals eine Staatsratssitzung, wo ich eine der längsten Reden hielt, die ich je abgeschossen habe, und vieles sagte, was den Zuhörern unerhört und unmöglich vorgekommen sein muß. Ich stellte z. B. dem König vor, alle seine Vorgänger hätten dem Staate was hinzugefügt, wären Mehrer des Reichs gewesen, nur sein hochseliger Herr Bruder nicht; ob ers denn auch so halten wollte? Nach ihren erstaunten Mienen zu urteilen, dachten sie offenbar, ich hätte zu stark gefrühstückt. Costenoble führte das Protokoll, und wie ich mir das hernach ansah, fand ich, daß die Stellen, wo ich am deutlichsten und eindringlichsten geworden war, weggelassen worden waren. Sie enthielten gerade meine besten Gründe. Ich machte ihn darauf aufmerksam und beschwerte mich darüber. Ja, sagte er, das wäre richtig; er hätte aber gemeint, daß mirs lieb sein würde, wenn das weg bliebe. Ich erwiderte: Ganz und gar nicht. Sie dachten wohl, ich hätte einen gepfiffen? Aber ich bestehe darauf, daß es so, wie ich es gesagt habe, hineinkommt."[1]

Der Minister bemerkte zwar, als wir dann von unsern Abenteuern in Frankreich sprachen, daß er jetzt nur noch ein gutes Gedächtnis für Dienstliches habe („wenn ich etwas in Depeschen oder sonstwo über Geschäfte gelesen habe, sagte er, in andern Dingen bin ich unsicher") — aber der eben mitgeteilte Bericht entspricht in

[1] Vgl. Band I, S. 187.

allen wesentlichen Punkten dem, was er mir am 11. September 1870 in Rheims über diese Vorgänge erzählt hatte.

Mit Einschluß des Kaffees im Billardzimmer gab es diesmal eine ungewöhnlich lange Sitzung. Wir saßen fast dritthalb Stunden bei einander, und der Fürst sprach von allerlei interessanten Dingen, namentlich auch von politischen Bestrebungen, Ereignissen und Persönlichkeiten. Besonders ausführlich schilderte er dann, wie Manteuffel (der Minister, nicht der General) an der Börse Geld zu verdienen gesucht und dazu seine amtliche Stellung benutzt hatte. „Die Gesandtschaften mußten ihm die Börsenkurse mitschicken oder etwas der Art, Auszüge, Berichte über bestimmte Papiere, die er mit den Depeschen vom Telegraphen früher bekam als die Bankiers. Die ließ er dann von seinem Agenten — dem Löwenstein, der mich für Buol bestechen wollte — rasch verwerten." Einmal auf die Bestechlichkeit der Menschen gekommen, vermutete er dann auch bei Organen der Presse solche faule Fische. „Über — bin ich mir niemals im Zweifel gewesen," sagte er. „Der nahm, was ihm angeboten wurde, von Freund und Feind. Und mit der — Zeitung steht es wohl auch nicht viel besser. Sie war für die Dänen, weil die Engländer für sie waren. Jetzt ist sie für die Türken, weil — Türken hat, die er los zu werden und unter die Leute zu bringen wünscht."

Beim Thee gedachte er wieder der Konfliktszeit und seines damaligen Gesprächs mit dem Könige, das er mir während des letzten Besuchs mitgeteilt hatte, den ich ihm in Berlin gemacht hatte. „In der Konfliktszeit — so erzählte er jetzt — dachten sie an allerlei, was sie uns anthun wollten — Schafott, oder wenigstens konnte ich mein Vermögen verlieren. Ich nahm infolge dessen so viel Geld auf meine Güter auf, als nur anging. Man nannte mich damals den preußischen Strafford — Sie erinnern sich, der in der Revolution von 1641 vom Parlament zum Beile verurteilt wurde. Der König aber hatte auch Angst davor; die hatten ihm die Frauen eingeredet, unten in Baden. Er wollte abdanken, wenn er keinen kriegen könnte, der mit ihm regieren wollte. Als ich ihm auf der Eisenbahn entgegen gefahren war, war er ganz kleinlaut und gedrückt. Zuletzt fragte er mich: »Wie, wenn sie uns nun beide aufs Schafott schickten?« — Ich erwiderte zuerst bloß: »Und dann?« Darauf aber sagte ich: »Sie haben da Ludwig den Sech-

zehnten vor Augen, aber ich erinnere Sie an Karl den Ersten; der ist doch mit Ehren gestorben.« — Das beruhigte ihn sehr; ich hatte an sein Offiziersgewissen gerührt."

Von diesem Vorfall kam er auf das Verhalten des Königs in Ems gegenüber den Attacken Benedettis zu reden und sagte: „Da merkte ich bald, daß er zu weichen anfing und ein Olmütz eingesteckt hätte. Ich war damals in Varzin, und als ich auf dem Wege nach Berlin durch Wussow fuhr, stand der Pastor vor seinem Hause und grüßte. Ich that einen Schwadronshieb in die Luft, zum Zeichen, daß es jetzt losginge. Aber in Berlin war keine gute Nachricht. Da telegraphierte ich ihm (dem König), wenn er Benedetti noch einmal empfinge, so bäte ich um meine Entlassung. Als keine Antwort kam, telegraphierte ich, wenn er jetzt Benedetti empfangen hätte, so betrachtete ich das, als ob er meine Entlassung angenommen hätte, und reiste nach Varzin zurück. Da kam denn das zweihundert Zeilen (wohl Worte) lange Telegramm von Abeken. Darauf ließ ich mir Moltke und Roon kommen zu einem Essen zu dreien und teilte ihnen mit, wie die Sachen stünden. Roon war außer sich, so auch Moltke. Ich fragte, ob wir zu einem solchen Kriege in guter Ordnung wären. Er sagte, nach menschlichem Ermessen hätten wir Hoffnung zu siegen. Da machte ich, ohne ein Wort des Königs zu ändern, aus den zweihundert Zeilen zwanzig und las es ihnen vor. Sie sagten, so würde es sich machen. Und nun ließ ichs an alle unsre Gesandten gehen — natürlich nicht nach Paris — und es in die Berliner Zeitungen bringen, und so machte es sich wirklich. Die Franzosen nahmen es ganz ungeheuer übel."[1]

Sonntag, den 21. Oktober. Schöner heller Tag. Der Schnee ist verschwunden. Beim Frühstück sagte der Chef, als er wie gewöhnlich die eingegangnen Akten und Telegramme las, zu Holstein: „Schreiben Sie, es wäre doch wünschenswert, in der Presse verlauten zu lassen, daß man für den Fall eines französischen Staatsstreichs beim Kaiser die Einberufung des Reichstags zur Beratung der Eventualitäten einer solchen Maßregel zu beantragen beabsichtige."

[1] S. Bd. I, 258. Wir lassen diese und ähnliche Erzählungen, die dem Leser dieses Buchs schon bekannt sind, stehen, weil es von Interesse ist, zu sehen, wie der Fürst dieselbe Geschichte mit geringen Veränderungen gern immer wieder erzählt hat.

Gegen zwölf Uhr fuhr für mich und Holstein ein Wagen vor, während für den Kanzler und seinen Sohn gesattelte Pferde vor die Hausthür geführt wurden. Es galt einen großen Ausflug nach dem Südosten der Herrschaft, wo sich die lange Hügelkette hinzieht, die ich auf der Fahrt von Schlawe hierher am Horizonte gesehen hatte. Wir passierten dabei erst etwas Buchenwald, dann Felder und Wiesen, darauf wieder Buchenwald, der sumpfige Stellen hatte, und gelangten zuletzt durch ältere Bestände und Schonungen von Kiefern auf eine kahle Höhe in der Nähe der Försterwohnung Annenhof, wo man fern in der Tiefe Schloß Crangen mit seinen vier Türmen und seinem blauen See liegen sieht. Man überblickt hier auf der andern Seite die ganze Herrschaft Varzin. Als ich sagte, das wäre ja ein recht stattliches kleines Reich, erwiderte der Fürst: „Ja, wenn ich mir Varzin zum Herumreiten und Spazierenfahren gekauft hätte, so wäre es eine gute Acquisition; aber so — Kartoffelland!“ — Er zeigte uns dann die jungen Waldbäume, mit denen er einen Teil des sich nach dem Becken von Crangen zu abdachenden Hügels bepflanzt hatte, und freute sich, daß fast alle gut gediehen. „Das Land — sagte er — habe ich dem Pastor in Crangen abgekauft. Das ist auch einer, wie sie nicht sein sollen. Der hat als Vormund schlecht an seinen Mündeln gehandelt. Es waren die Fräulein von Podewils, die nur noch die sechshundert Acker hatten; die hat er ihnen für sechshundert Thaler abgenommen und sie mir dann für fünfzehnhundert verkauft. Jetzt sitzen die armen Mädchen in Schlawe und ernähren sich mit Nähen und Stricken.“ Er erzählte dann noch, daß der geistliche Herr ein Pensionat für junge Damen gehalten habe, und daß er seine Zöglinge des Morgens und des Abends in so verdächtiger Weise besucht habe, daß die Regierung sich bewogen gefunden hätte, die Anstalt zu schließen. „Dabei gehört er zu den Frommen im Lande — fügte erhinzu —, ich wollte sagen, zu den Orthodoxen.“

Erst nach vier Uhr kamen wir von Annenhof über Puddiger und Wussow nach Varzin zurück. Von Keil war inzwischen die Fahne zu Nummer 3 der „Erinnerungen“ eingetroffen, und nach einer Weile ließ mich der Chef nach seinem Zimmer rufen, um mir einige der Korrekturen, die er daran vorgenommen hatte, zu erklären. Unter anderm hatte er einen Teil dessen, was er über Radowitz

geurteilt, und die Stelle von den sechs Schuß und den sechs Reservepatronen gestrichen, von denen er bei seinen Mitteilungen über die Schlacht bei Gravelotte gesprochen hatte. „Ich habe das gewiß gesagt — bemerkte er —, und das über Radowitz wird auch ganz richtig sein. Wollen es aber doch weglassen; der Sohn dient jetzt unter mir."

Ich ergriff sodann die Gelegenheit, da ich am nächsten Morgen fortwollte, ihm zu danken, daß er mir erlaubt habe, einige Tage in seiner Nähe zu verweilen; er habe mich damit sehr glücklich gemacht.

Er gab mir die Hand und sagte: „Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letztenmale gesehen. Ich halte was von ehrlichen Leuten."

„Sie haben mir viel Vertrauen erwiesen," erwiderte ich. „Ich bitte es mir zu erhalten und an mich zu denken, wenn es in der Presse etwas zu thun giebt, wovon nicht jeder wissen soll." Ich fügte hinzu: „Durchlaucht haben uns allerlei Bedeutendes mitgeteilt. Das muß jetzt verschwiegen bleiben, aber es sollte doch für die Zukunft nicht verloren sein. Sie machen Geschichte, schreiben aber keine, vielleicht nicht einmal Memoiren.*) Bucher scheint auch nichts aufzuzeichnen."

Er schwieg. Dann sprach er von der Macht der Presse, die viel Schaden angerichtet habe. „Sie hat die drei letzten Kriege veranlaßt," sagte er. „Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, und die österreichische und die süddeutsche hetzten gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzugs beigetragen."

Ich schlug ein andres Thema an. „Durchlaucht glaubten in Versailles einmal zu wissen, wie alt Sie würden," sagte ich. „Sie nannten verschiedne Zahlen, sieben und neun, aber ich weiß das Jahr in diesem Augenblicke nicht mehr. Mir ist, als wäre es sechsundsiebzig gewesen — ich meine das Lebensjahr."[1]

---

*) Als ich Bucher hiervon erzählte, sagte er: „Nun, das ist doch nicht ganz so. Als er neulich abgehen wollte, äußerte er gegen mich, wenn ich auch nicht bleiben wollte, so sollte ich zu ihm nach Varzin ziehen; er hätte mir da einiges Wichtige aus der Vergangenheit zu diktieren, was er sich aufgeschrieben habe."

[1] S. Bd. I, 429.

„Einundsiebzig — erwiderte er —, doch das weiß nur Gott.“

Als wir zum Diner abgerufen wurden, ließ er mich in Graf Bills Zimmer vorausgehen, und während er hinter mir herschritt, klopfte er mir wie liebkosend einigemale auf den Rücken — offenbar in der Stimmung, in der er mich in Ferrières „Büschlein“ genannt hatte.

Von dem, was er diesen Abend bei Tisch und später beim Kaffee sagte, habe ich nur eine hübsche Anekdote behalten. Einst hatte der Junker von „Kniephof“ einen Husarenleutnant bei sich zu Gaste, der im Begriffe stand, einen Onkel in der Nachbarschaft zu besuchen, der viel auf Etikette und wohlgezirkelte Sitte hielt, und bei dem sich am nächsten Tage Gäste ähnlicher Art und Meinung zu einer Festlichkeit versammeln sollten. Bismarck beredete in der Nacht vorher den Leutnant zu scharfem Zechen und brachte ihm auf diesem Wege so viel guten Getränks bei (wenn ich mich recht erinnere, so wars „Kriegsbowle,“ Champagner und Porter), daß er zuletzt beträchtlich mehr als genug hatte. Dann ließ er am Morgen einen Wagen ohne Federn anspannen, auf dem er mit seinem Gaste nach dem Schlosse des Onkels fuhr. Die Wege waren nicht gut, der Regen der vorhergegangnen Tage hatte sie aufgeweicht und in Kotlachen verwandelt, sodaß die beiden jungen Herren übel bespritzt ankamen, der Leutnant aber obendrein in seekranker Verfassung. Die Gesellschaft, die sie dort versammelt fanden, an die vierzig Personen, die Damen in großer Toilette, die Herren in Frack und weißer Binde, sah sie mit Blicken, die halb Staunen, halb Grausen waren, ins Zimmer treten, und der Husar wurde bald nachher unsichtbar. Bismarck aber setzte sich trotz des Abscheus, den die guten Leute sichtlich vor ihm empfanden, heiter und gelassen mit ihnen zu Tisch und that, als ob an ihm nichts auszusetzen wäre. Man sagte dann, es wäre doch merkwürdig, daß er gar keine Ahnung gehabt hätte, wie unangenehm er aufgefallen sei.

Am Montag früh elf Uhr reiste ich, wieder mit der Post, von Varzin nach Schlawe und von dort mit der Eisenbahn zunächst nach Berlin und darauf nach Schönhausen.

Ehe ich die Leser mir dahin zu folgen bitte, noch einige Bemerkungen über die Herrschaft Varzin, die nach Äußerungen des Reichskanzlers bei verschiednen Gelegenheiten niedergeschrieben wurden.

Zunächst ein paar Worte über ihre Geschichte. Dann wollen wir sehen, wie ihr Besitzer sie verwaltet und regiert, und wie er in einiger andern Beziehung im Jahre 1877 sowie kurz vorher und bald nachher hier lebte.

Die Herrschaft Varzin gehörte in alter Zeit zu einer weit größern und wertvollern Gruppe von Gütern, einem Komplex von Landgrundstücken, der ursprünglich teilweise im Besitze der Familie Zitzewitz, zum größten Teile aber in dem der Grafen Podewils war, die bis zum Jahre 1805 hier begütert waren. Der Sage nach soll sich ein Angehöriger dieses alten pommerschen Adelsgeschlechts den Kern des großen Besitztums durch eine tapfre That verdient haben. Ein Herzog von Pommern — so ungefähr erzählte uns der Kanzler — wurde, wie es heißt, während einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande von sarazenischen Seeräubern angegriffen. Die Piraten enterten sein Schiff, und eben stand einer von ihnen auf dem Sprunge, Sr. Gnaden mit seinem Säbel den Garaus zu machen, als der getreue Ritter von Podewils mit einem Bratspieß aus der Küche herzueilte und den heidnischen Unhold erlegte. Er durfte sich dafür eine Gnade ausbitten und bat um Belehnung mit dem Lande um Schloß Crangen, das in gerader Linie etwa vier Kilometer von Varzin liegt, und in dessen Umgebung es damals viel Wald und Wild gab. Später wurde dieser Grundbesitz durch die Grafen Podewils, die wiederholt am Ruder des Staats standen und infolgedessen mächtige, einflußreiche Leute waren, auf geraden und krummen Wegen bedeutend vergrößert. Zu Anfang dieses Jahrhunderts aber ging er, inzwischen wieder kleiner geworden, in das Eigentum eines Herrn von Blumenthal über, der 1814 den Grafentitel erhielt. Von einem Angehörigen dieses Hauses erwarb ihn, der mittlerweile durch Verkauf von Chorow nochmals beträchtlich an Ausdehnung verloren hatte, der Reichskanzler im Frühjahr 1867, als er die Nationalbelohnung bekommen hatte, die ihm für seine Verdienste um das Gelingen der Umgestaltung der deutschen Verhältnisse auf Antrag des preußischen Landtags zu teil geworden war.

Von einem Flächengehalt, der über hunderttausend Morgen betragen hatte, auf etwas mehr als ein Fünftel davon zusammengeschmolzen, umschloß die Herrschaft damals außer Varzin nur noch die Güter Wussow (Pfarrdorf), Puddiger, Chomitz und Misdow

sowie das Vorwerk Charlottenhof. Seitdem ist der Fürst darauf bedacht gewesen, sie durch Hinzukauf allmählich wieder zu vergrößern. 1868 erwarb er das Gut Seelitz, und 1874 gelangte auch das von seinem Vorbesitzer veräußerte Chorow wieder in seine Hände, sodaß die Gesamtheit seines hiesigen Grundeigentums gegenwärtig eine Fläche von ungefähr sechsunddreißigtausend Morgen einnimmt.

Der Fürst ist aber nicht bloß ein Mehrer seines kleinen Reichs, sondern zugleich ein thätiger und umsichtiger Verbesserer seiner Zustände gewesen. Er war immer ein tüchtiger Landwirt, und er ist es noch. Ich bin der Meinung, daß die Neigung zu dieser Beschäftigung bei ihm aus einer und derselben Quelle entspringt wie die Neigung und Befähigung zu politischem Wirken und Schaffen. Bismarck hat es, wie schon seine Verwaltung von Kniephof neben manchen jugendlichen Ausschreitungen erkennen ließ, immer verstanden, durch Vernachlässigung heruntergekommne Güter mit umsichtigem Blicke und richtig zugreifender Hand wieder emporzubringen, und er zeigt dies in Varzin von neuem.

Wer das kann, der wird unter Umständen, d. h. mit der erforderlichen politischen Bildung und Kenntnis, sowie in der geeigneten Stellung, meist auch befähigt sein, heruntergekommne große Güter oder Herrschaften — ich meine Länder, Völker, Staaten — wieder dahin zu bringen, daß sie sich mit Ehren sehen lassen können. Auf alle Fälle schärft die Landwirtschaft in gleichem, vielleicht noch höherm Grade als die Thätigkeit des Fabrikanten und das kaufmännische Gewerbe den Blick für die natürlichen Verhältnisse, da sie vorwiegend mit dem Nächstliegenden zu thun hat. Sie lehrt Mögliches schnell von Unmöglichem unterscheiden und infolgedessen die Dinge praktisch anfassen. Sie erzieht Realpolitiker im kleinen. Sie läßt von allen Beschäftigungen am wenigsten sich die kosmopolitische Richtung entwickeln, die dem gesunden nationalen Egoismus in den Weg tritt, der die Völker mächtig und reich macht. Sie erfährt in ihrem Bereich am schnellsten und sichersten, was sich von fremdländischem Gewächs zur Verpflanzung auf unsern Boden eignet, und was nicht, und sie gewöhnt auch über diesen Bereich hinaus an praktisches, sachgemäßes Verfahren. Es wäre daher meines Erachtens gut, wenn die Mehrzahl der Sitze in den Sälen unsrer Landtage und nicht minder im Reichstage von Leuten

eingenommen würde, die eine Zeit lang in diese Schule gegangen sind, statt daß es sich jetzt Handwerkspolitiker, Fraktionshelden ohne Sinn und Verständnis für das natürliche Leben und sein Bedürfnis, phrasendreschende, nur in juristischen Formalitäten erfahrne und sich wohlfühlende Advokaten, talmudische Silbenstecher und Mückenseiher, rechthaberische, vom Bewußtsein ihrer Allwissenheit und Unfehlbarkeit geschwollne Professoren und Litteraten und andre strebsame Theoretiker zum Schaden und Aufenthalt unsrer Entwicklung auf ihnen bequem machen. Den Inhalt unsrer Gesetzgebung würden dann die praktischen Leute liefern, den andern wäre überlassen, die Form zu feilen, und jeder Teil hätte dann, was sich für ihn schickte und gebührte.

Doch kehren wir von dieser Not der Zeit zu Bismarck, als dem Verwalter seiner Güter in Hinterpommern, zurück. Man wird zwischen den Zeilen der folgenden Mitteilungen noch manche Ähnlichkeit seiner Bestrebungen als Landwirt mit seinen in den beiden letzten Reichstagskampagnen und früher hervorgetretnen Absichten herauslesen können, ohne daß ich jedesmal ausdrücklich darauf hinweise. Vor ihm war zum Exempel schöner Wald ausgerodet und in schlechtes Feld verwandelt worden, das gegen die Theorie, die dieses Verfahren empfohlen hatte, nichts oder nur kärglich trug.

In ähnlicher Weise wie der jetzige Eigentümer der Herrschaft Varzin sich bemüht hat, diesen Mißgriff wieder gut zu machen, ist er auch an andern Stellen dabei gewesen, Kiefernschonungen auf kargem und bis dahin nur mit Gestrüpp, Sandhafer und Heidekraut bedecktem Boden anzulegen, und wenn die Natur — beiläufig wie mancher und manches auf andern Wegen des Reichskanzlers, z. B. bei seiner Reformarbeit auf politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete — nicht daran will, so muß sie. Sie wird dann eben durch kluges Manövrieren und zähe Beharrlichkeit gezwungen. An verschiednen Stellen sah ich jungen Föhrenwald, dessen ungleich hohe Stämmchen zeigten, daß der Erfolg im ersten Jahre nach der Anpflanzung infolge der Einwirkung von Sand und Wind nur ein Viertelserfolg, im nächsten Jahre kaum ein halber gewesen war. Beharrlichkeit aber, unverdrossenes neues Ansetzen, wo es mißglückt war, hatten weiter geholfen, und lustig erhoben sich die dritten und vierten Holzsaaten zwischen den ältern, eine ebenso gesunde und

ſtattliche Schonung verheißend, wie die, die in der Nachbarſchaft an mehr von der Natur begünſtigten Stellen, auf beſſerm Boden und in mehr geſchützter Lage ſtand.

Der Wald iſt heutzutage weit mehr Holzgarten als Wildſtall. Aber auch in dieſer Beziehung iſt die Herrſchaft in dem letzten Jahrzehnt von 1867 bis 1877 weſentlich verbeſſert worden. Früher waren die Rehe hier zur Seltenheit, faſt zur Sage geworden. Da ſtiftete der neue Eigentümer der Barziner Forſten in Gemeinſchaft mit den Nachbarn ringsum Schonvereine, und ſo giebt es dermalen in den Flußgebieten der Wipper und der Grabow ſowie auf dem bewaldeten Hügelrücken in deren Nähe einen ziemlich befriedigenden Rehſtand, wozu gelegentlich ein Hirſch, namentlich aber ſtarke Rudel von Schwarzwild kommen. Die Reiher, die ſich früher hier an den Teichen in Menge aufhielten und die Fiſche dezimierten, ſind größtenteils ausgerottet oder, weil die Gegend ihnen nicht mehr geheuer war, ausgewandert. Dagegen ſcheint es noch nicht gelungen zu ſein, den Verwüſtungen, die der Otter unter den Bewohnern der Waldweiher anrichtet, den erwünſchten Einhalt zu thun.

Endlich hat der Kanzler vielfach auch dem von ihm erworbnen Feldbeſitze ſeine Sorge zugewandt. Landſtrecken, die bisher brach lagen, ſind urbar und leidlich ertragsfähig gemacht worden. Saure Wieſen haben ſich dank den auf ihnen angelegten Entwäſſerungsanſtalten in gute verwandelt, und an Berieſelung hat man es, wo ſie notwendig und ausführbar war, auch nicht fehlen laſſen. Trotzdem wird der Ertrag, den die Güter der Herrſchaft liefern, ſoweit er aus der Landwirtſchaft fließt, verhältnismäßig, d. h. im Vergleich mit ihrer Ausdehnung, gering, und der Überſchuß, der nach den unbedingt erforderlichen Auslagen bleibt, nicht ſehr bedeutend ſein. Das Gebiet des Fürſten iſt mit ſeinen Hügeln und Hügelketten, von denen eine die Höhe von mehr als fünfhundert Fuß über dem Spiegel der Oſtſee erreicht, mit ſeinen Thälern und Senkungen, ſeinen Buchengehölzen und Waldwieſen und ſeinen klaren Flüſſen im ganzen mehr maleriſch als ergiebig.

Es war wohl halb im Scherze gemeint, wenn der Kanzler auf der Höhe von Annenhof die Herrſchaft, die man dort faſt vollſtändig unter ſich ausgebreitet ſah, als „Kartoffelland“ bezeichnet, und wenn er ſie ein andermal „Lupinenland“ genannt hatte. Bei

Wussow hat ihr Gebiet guten Roggenboden, bei Puddiger tragen Weizensaaten erträgliche Ernten. Aber ein bedeutender Teil des Übrigen mag die geringschätzige Charakterisierung uneingeschränkt verdienen, und manche Strecken sind, indem sie aus baltischem Ursande bestehen, für den Ackerbau gar nicht geeignet und nur allmählich nutzbar zu machen, wenn man sie mit Kiefern bepflanzt. Dazu kam, bis auf die Ernte von 1878, daß sich das erbaute Korn kaum verwerten ließ, indem die Eisenbahnen das in Südpolen und Ungarn mit wohlfeilerer Arbeitskraft gewonnene Getreide billiger auf unsre Märkte lieferten, als unsre Landwirte das ihrige zu bauen imstande waren.

Auch das Holz — die hiesigen Forsten sind nur zu einem Viertel Buchen- und zu drei Vierteln Kiefernwald — steht niedrig im Preise. Es wurde ehemals von der Wipper nach der Ostsee verflößt, wo es, vom Zimmermann zu Eisenbahnschwellen zurecht gehauen, nach England verschifft wurde. Viel Nutzen aber warf dieser Handel den Gutsbesitzern nicht ab, und dasselbe war mit den jetzt eingegangnen Glashütten in Chomitz und Misdow der Fall: sie lieferten recht gute Fensterscheiben, fraßen aber unleidlich viel schönes Holz, sodaß sich ihr Produkt nur sehr mittelmäßig verwertete.

Eine bessere Verwendung für seinen Holzertrag und zugleich eine einträglichere Ausnutzung seiner Wasserkraft hat der Besitzer von Varzin in den drei Papiermühlen an der Wipper gefunden. Die Eisenbahn zwischen Stolp und Rummelsburg, die 1877 noch im Bau begriffen, jetzt ihre Güterzüge durch das Varziner Gebiet sendet und die Verbindung zwischen Hinterpommern und Posen herzustellen bestimmt ist, hat selbstverständlich den Wert eines Teils der hiesigen Boden- und Manufakturerzeugnisse durch die Möglichkeit wohlfeiler und rascher Versendung einigermaßen gesteigert, und in nicht gar langer Zeit werden die Holzpapiermühlen, von deren Unternehmern der Fürst schon jetzt einen guten Pachtschilling für die von ihnen benutzte Wasserkraft erhebt, und an die er einen nicht geringen Teil seines Holzes verkauft, vertragsmäßig mit all ihrem Zubehör zu Teilen der Herrschaft werden. Der Pachtschilling allein stellte, wie man mir sagte, den jährlichen Überschuß der Einnahmen aus dem Güterkomplex über die Kosten dar. Das war indes wohl

nur so gemeint, daß andre Überschüsse, die allerdings vergleichsweise nicht sehr ins Gewicht fallen mochten, von den erwähnten Amelierationen des Landes, Drainagen, Berieselungen, Schonungen u. s. w. aufgezehrt worden waren. Dabei blieb dem gegenwärtigen Besitzer in der That nur ein geringer oder gar kein direkter Gewinn, wohl aber wurden die Güter für die Nachkommen ertragsfähiger und wertvoller.

Das Dorf Varzin liegt größtenteils im Norden und Osten des Herrenhauses und seiner Wirtschaftsgebäude. Es ist klein und unansehnlich, nur eine doppelte Häuserreihe neben der Fahrstraße und hat, wenn ich richtig verstanden habe, nicht mehr als fünf Bauern. Die übrigen Bewohner des Ortes sind, wie man zu sagen pflegt, „kleine Leute," Kätner, Tagelöhner und Dorfhandwerker. Die Schutzmänner, die im Wirtshause wohnen, sind zur Sicherung des Fürsten gegen Attentate und ähnliches hierher kommandiert und bleiben immer nur so lange hier, als er bleibt. Natürlich ist Varzin mit der Hauptstadt des Reichs durch eine Telegraphenleitung verbunden, und ebenso ist im Orte (oder im nahegelegnen Wussow) ein Postbeamter. Er sah, wie erzählt wurde, in einem der letzten Jahre nicht weniger als nahezu sechs und einhalbtausend Briefe und Pakete und über zehntausend Telegramme durch seine Hände gehen — Summen, bei denen man sich erinnern muß, daß sie sich mit ganz geringen Ausnahmen über die fünf oder sechs Monate verteilen, die der Kanzler in diesem Jahre hier zubrachte. Die Couverts der Briefe werden ein erhebliches Stück Weltgeschichte eingeschlossen, die Telegraphendrähte allerlei Politisches und darunter hochbedeutsame Momente in der Entwicklung des Kulturkampfes, in den Beziehungen des Kanzlers zu den fremden Mächten, zu der ihm damals nahestehenden nationalliberalen Partei und den preußischen Ministern und zu den Regierungen der Bundesstaaten des Reiches über Berg und Thal hierher und von hier weggeleitet haben. Diese wie jene vermittelten aber auch andres und dabei viel Unbequemes und Unerwünschtes, das ich nicht verschweigen darf, da es zu den Schattenseiten des Lebens gehört, das der Fürst hier führte.

Fürst Bismarck pflegte in Varzin die eine oder die andre Nachkur zu gebrauchen, Brunnen zu trinken u. a. Dabei wäre ihm

dem in Berlin viel angestrengt Gewesenen, dem von riesiger Arbeit endlich Abgespannten, dem von verdrießlichen Friktionen Gequälten Ruhe und heitre ländliche Stille dreifach zu gönnen gewesen. Man sollte meinen, daß ein verehrliches Publikum dies begriffen und danach gehandelt hätte. Aber weit gefehlt, es war, wie in andern Beziehungen, auch hier von schwachen Begriffen, und es kannte wenig Rücksichten. „Man traut seinen Augen kaum, wenn man gewahr wird, was sie ihm zumuten," so ungefähr sagte mir Bucher in einem der ersten Jahre nach 1870. „Ich bin manchmal förmlich erschrocken, wenn ich die Lasten von Zuschriften sah, mit denen die Welt mit ihrer wohlmeinenden Schreibseligkeit und ihrem naiv zudringlichen Egoismus ihm die paar Monate wohlverdienter Muße zu vereiteln trachtet, die der Sommer ihm endlich gewähren möchte." Vergebens waren die Notizen in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, mit denen der Kanzler sich derartige unbillige Belästigungen dringend verbat, in den Wind geredet die Warnung, die ich, wie oben gemeldet, in der Kölnischen Zeitung ergehen ließ. Eine große Anzahl andrer Blätter gab die Bitte um Verschonung und die Drohung mit Nichtbeachtung ungebührlicher brieflicher Zumutungen wieder, man wußte also in weiten Kreisen, daß die Störung mit Verdruß empfunden wurde. Trotzdem nahmen die dem Kanzler in seine Zurückgezogenheit nachfolgenden Privatschreiben mit Vorschlägen zur Verbesserung der argen Welt nach den verschiedensten Richtungen, mit langen politischen Auseinandersetzungen, die zuweilen sehr wunderlicher Art waren, mit Gesuchen um Unterstützung durch Geld oder Fürsprache um Darlehen, um Anstellungen, um Gutachten u. dergl. kaum ab, und noch 1876 erwiderte mir Bucher auf eine Anfrage betreffs dieser Kalamität: „Alles nichts geholfen. Publikus bleibt, was er ist. Man denkt an den Schlafbedürftigen und die Fliegen des August, an Schmeie Tinkeles, an das Expellas furca u. s. w." Bei meiner Anwesenheit in Varzin schien allerdings der Briefstrom nur noch zu rieseln. Indes waren damals erst wenige Tage vergangen, seitdem der Kanzler von Gastein nach Varzin zurückgekehrt war, und möglicherweise wußte die Zudringlichkeit, die ihn früher hier geplagt hatte, noch nicht, wohin sie ihre Anliegen zu adressieren hatte.

Eine Kirche ist im Dorfe nicht vorhanden. Wer die Predigt

hören will, muß nach dem etwa drei Viertelstunden Wegs entfernten Wussow gehen. Der Fürst nimmt, obwohl er, wie ich anderswo angedeutet habe, ein gottesfürchtiger Mann ist, der seine Kraft in der Religion sucht, seine Pflichten auf sie begründet und den Tod als janua vitae betrachtet, am öffentlichen Gottesdienste wenig teil — vielleicht aus Gesundheitsrücksichten.

Das Leben des Kanzlers in seiner Varziner Zurückgezogenheit ist sehr einfach. Es ist im wesentlichen Erholung von Überbürdung mit Geschäften, von Reichstagsreden und den bekannten traurigen Friktionen in guter Luft, Waldes- und Wiesengrün und ländlicher Abgeschiedenheit, dann rege Beschäftigung mit der von ihm, wie bemerkt, warm geliebten Landwirtschaft, endlich Genuß der Natur, zu der ihn gleichfalls zu allen Zeiten innige Neigung hingezogen hat. Wie man weiß, hat er seit Jahren an Schlaflosigkeit gelitten. Durch die Gasteiner Kur im Sommer 1877 hatte es sich wie mit anderm so auch damit wesentlich gebessert. Infolge dessen stand der Kanzler früher als sonst auf, um schon bald nach neun Uhr einen Spaziergang zu machen, wobei ihn ein gelinder Regen und Wind nicht anzufechten schien. Dann begleitete ihn der erwähnte schwere Knotenstock und seine Ulmer Doggen Sultel und Flörchen, von denen ihm jener vom Oberstallmeister des Königs von Bayern, Grafen Holnstein, zum Geschenk gemacht worden war. Nicht lange nach meiner Anwesenheit in Varzin las man in den Zeitungen, daß ein schlechter Kerl, der unentdeckt geblieben ist, ihm den Hund, dem der Fürst sehr zugethan war, zu Schanden geschlagen hatte, sodaß er bald darauf verendet war. Indes ist er ihm seitdem durch einen ganz ähnlichen, nur weniger gutmütigen oder, wenn man will, argwöhnischern ersetzt worden, der manchem von unsern Reichstagsabgeordneten als eine Art Mitgast bei den parlamentarischen Sonnabendsrouts im Palais auf der Wilhelmstraße — ich schreibe hier nach Hörensagen — begegnet sein wird.

Die Tagesordnung im Varziner Herrenhause ist etwa folgende. Zwischen zehn und elf Uhr vormittags setzt sich der Fürst mit seiner Familie und den etwaigen Gästen zu einem Frühstück nach englischer Art, bei dem ich ihn selbst aber nur Milch und dann eine oder zwei Tassen schwarzen Kaffee trinken, sowie etwas geröstetes Weißbrot nebst zwei weichgekochten Eiern essen sah. Bei dieser Gelegen-

heit lieſt er die mit der Poſt oder dem Telegraphen eingetroffnen Sachen leichter Art, über deren Erledigung er dann gewöhnlich ſofort die notwendigen Weiſungen erteilt. Kurz vor oder bald nach dem Lunch werden mit den herrſchaftlichen Beamten, den Pächtern und Bauern Varzins ſowie mit den Handwerksleuten, die man beſchäftigt, Privatangelegenheiten beſprochen und ſpäter wichtigere politiſche Fragen ſtudiert und ſonſt bearbeitet. Bei günſtigem Wetter zwiſchen ein und zwei Uhr nachmittags eine Ausfahrt im offnen Wagen oder ein Ritt weit hinaus ins Gelände, bisweilen, weil ein Neubau oder eine vor kurzem angelegte Schonung oder der Fortſchritt einer Feldarbeit zu beſichtigen iſt, oder weil der Fürſt einem Fiſchzuge in einem der Waldteiche ſeiner Güter beiwohnen oder der Holzpapiermühle einen Beſuch abſtatten will, häufig auch nur der Bewegung und Erfriſchung im Freien halber. Beſuche bei Nachbarn oder von ſeiten ſolcher ſcheinen ſelten vorzukommen, vielleicht weil politiſche Anſichten und Abſichten beide Teile von einander fernhalten.

Vor dem Varziner Aufenthalte des Kanzlers im Sommer und Herbſt 1877 war ihm das weite Reiten ſchwer gefallen, und namentlich hatte ihn das Galoppieren angegriffen. Auch hier hatte ſich die Heilkraft der Gaſteiner Quellen bewährt. Bei der oben geſchilderten Sonntagstour nach Annenhof legten beide Reiter anfangs und zuletzt ziemlich große Strecken im Galopp zurück. Sie waren mit geringen Unterbrechungen faſt vier Stunden im Sattel geweſen.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr abends beginnt das Diner, das ſich während meines Aufenthalts in Varzin unter meiſt lebhaften und zuweilen recht denkwürdigen Geſprächen gewöhnlich bis nach ſieben Uhr ausdehnte, und an deſſen Schluſſe der Fürſt die Hände zuſammenzulegen pflegte, als ob er ein kurzes Gebet ſpräche. Nach dem Eſſen wird im Billardſaal ein Stündchen bei einer Taſſe Kaffee verbracht, wo der Kanzler, wie erwähnt, gewöhnlich am Ofen neben der großen Vaſe mit der zur Germania gewordnen Boruſſia ein paar Pfeifen Tabak raucht und gelegentlich das Kaminfeuer mit den davor in einem Korbe bereitgeſtellten Tannenzapfen nährt. Gegen zehn Uhr trinkt man im Zimmer der Fürſtin den Thee, von dem ſich deren Gemahl indes während der Tage meiner

Anwesenheit nicht einschenken ließ, indem er nur ein Glas Milch genoß, und eine halbe Stunde vor Mitternacht begiebt man sich für gewöhnlich in seine Schlafstube.

Die Jagd überläßt der Kanzler seit einiger Zeit seinen Söhnen. Dagegen liebt er nach wie vor lange Wanderungen durch seinen Park, und dieser verdient in der That seine Zuneigung. Er ist eben so groß als schön, voll Heimlichkeit, voll Abwechslung, voll Wipfelmusik. Stattliche Buchen und Eichen, an einigen Stellen auch Gruppen von rotstämmigen Föhren mit schirmartig sich ausbreitendem Geäste erheben ihre Kronen über das Unterholz der Hügel oder über das Gras und Moos der lichtern Senkungen. Schlangenwege winden sich über seine Höhen und durch seine Tiefen. Schmalere Pfade, von Gezweig überhangen, kommen hinzu. Bisweilen tritt man auf eine Fahrstraße hinaus, wo sich eine Aussicht nach einem fernen stillen Waldhügel öffnet. Am Saume der Partie des Parkes, wo er an die vom Vorbesitzer des Kanzlers vorgenommne große Rodung mit ihren schwarzgrauen Furchen und ihren von Heidekraut überwucherten Gräben grenzt, schließt sich ihm seitwärts ein breiter, wellenloser Weiher mit Spiegelbildern der Wipfel und Wolken, Schilf und Seerosen an. Hier und da ladet eine Bank an einem der an der Wetterseite bemoosten Buchenstämme mit Erinnerungszeichen, Anfangsbuchstaben von Namen u. dergl. zum Ausruhen und Meditieren ein. Der Fürst weiß jeden schönen Baum seines Parkes zu nennen, er scheint ihn von Grund aus studiert zu haben. Auch die Nacht, ihr Mond und ihre Sterne haben ihn hier wandern sehen, und sicher ist ihm bei solchen einsamen Gängen mancher bedeutungsvolle Gedanke aufgestiegen und mancher Plan gereift, der nachher für uns, sein Volk, in Gestalt von Maßregeln und Gesetzen Frucht getragen hat. Unbewußt nimmt er seinen Lieblingsort von hier mit hinweg; selbst während des Feldzugs in Frankreich hatte er ihn mit; denn sein Bild erschien ihm mit sonnenbeleuchteten Stämmen im Traume. Wiederholt kam er in Varzin auf seine Beobachtungen und Betrachtungen im Parke zu sprechen, und sehr anmutig wußte er selbst von den Dohlen in den Wipfeln zu erzählen, wie sie „ihren Kindern das Fliegen lehren," wie sie dieselben später „an die nahe Seeküste zur Würmerdiät führen," und wie sie „als vornehme Leute

zum Winter in die Stadt, in die Türme von Stolp und Schlawe ziehen."

Ich bin zu Ende mit meinem Bericht von Varzin und nehme Abschied von dem gastfreien Landsitz, um die Leser nach andern Besitzungen des Fürsten zu führen. Mögen sie beim Scheiden mit mir den Wunsch teilen: Segen und Heil dem Hause und seinem Herrn, Slawa und Wawrezin, Ruhm und Lorbeeren immerdar.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Schönhausen und Friedrichsruh

Fahren wir auf der Lehrter Bahn von Berlin nach Stendal, so begegnen wir eine starke Viertelmeile von der Stelle, wo der Zug die Elbe überschreitet, links von den Gleisen einer Station, die sich Schönhausen nennt. Etwa zehn Minuten Wegs davon streckt sich ein langes Dorf gleichen Namens hin, aus dessen Gärten zwei größere Gebäude und eine stattliche Kirche aufragen. Schon mancher Fremde hat hier für einen Tag Halt gemacht und ist nach dem Dorfe hinübergewandert, um zu sehen und zu zeichnen; denn wir haben hier den Geburtsort Bismarcks vor uns, und das eine der beiden größern Gebäude, das drüben bei der Kirche aus hohen Baumwipfeln hervorschauende, ist sein Stammhaus.[1]

Schönhausen liegt flach in weiter Ebene. Nur wo die Kirche und das Geburtshaus des Reichskanzlers stehen, erhebt sich der Boden ein wenig über die Felder und Wiesen der Gegend. Das Dorf hat über achtzehnhundert Einwohner und sieht recht wohlhäbig aus. Es bildet in der Hauptsache eine lange, breite Gasse, die an den Fußwegen größtenteils mit Bäumen besetzt ist. Der Umstand, daß die Häuser an einigen Stellen dicht aneinandertreten, verschiedne Handwerker und Krämer, drei oder vier kleine Gasthöfe und eine Posthalterei, lassen den Ort mehr wie einen Flecken als wie ein Dorf erscheinen. Außer dem Bismarckschen Gute ist hier noch ein zweites, das fast noch einmal so groß als das des Fürsten ist und in frühern Zeiten ebenfalls im Besitze von dessen Familie war, gegen-

[1] Darüber siehe jetzt vor allem G. Schmidt, Schönhausen und die Familie von Bismarck. 2. Aufl. Berlin, 1898.

wärtig aber dem Deichhauptmann Gärtner gehört.[1] Ich traf diesen, als ich in den Ort gelangt war, auf der Straße vor seinem Hofe und erhielt von ihm auf meine Frage nach dem besten der hiesigen Gasthäuser freundlich den Bescheid, die Post sei zu empfehlen. Ich begab mich dahin und sah mich bei dem Besitzer des kleinen Dorfhotels, Herrn Hanxleben, wider Erwarten recht gut aufgehoben.

Nach vier Uhr hier angekommen, machte ich mich, bevor es Abend wurde, auf den Weg zu Inspektor Kohnert, dem Verwalter des Fürsten. Er war in dem Augenblicke nicht daheim, „auf dem Felde," sagte die sauber gewaschne, sorgfältig frisierte Großmagd, bei der ich mich nach ihm erkundigte. Ich fragte nach der Frau Inspektorin und erfuhr, daß sie im Garten, wahrscheinlich im Lusthause sei. Eben hatte ich sie auf dem Wege dahin getroffen und ihr mein Anliegen mitgeteilt, als ihr Gemahl dazu kam, eine hochgewachsene kernige Gestalt mit blondem Vollbart und intelligentem Blick. Erst etwas kühl und zugeknöpft — vielleicht hatte er mit frühern Besuchen der Art verdrießliche Erfahrungen gemacht —, wurde er rasch wärmer und mitteilsamer, als er gewahr wurde, daß mich nicht die gewöhnliche Touristerei hierher geführt hatte, und nach einigen Minuten hatte ich offenbar sein Vertrauen gewonnen. Er fand vermutlich, daß ich den Gutsherrn liebte, und das schien ihm auch so zu gehn.

Da es diesen Tag zu einer gründlichen Besichtigung des Hauses im Innern zu spät war, so wurde verabredet, sie am nächsten Morgen vorzunehmen, und zwar wollte Herr Kohnert selbst dabei mein Führer sein, da die Inspektorin Bellin, die bisher den Besuchern des Gutes als Begleiterin gedient hatte, bei ihren hohen Jahren nicht recht mehr fortkonnte. Für jetzt wurde nur ein flüchtiger Blick auf das Äußere des Hauses und die Alleen vor und neben ihm gethan. Es ist ein schmuckloses, graugetünchtes Herrenhaus mit hohem, steilem Dach und zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß, das, wie an den Fenstergewänden zu sehen ist, ungewöhnlich dicke Mauern hat. Das Gebäude ist nicht viel tiefer, als es breit ist, sodaß es fast einen

[1] Dies Gut wurde 1885 von der Bismarckspende zurückgekauft und dem Fürsten an seinem 70. Geburtstage übergeben. Der Gesamtbesitz beträgt jetzt etwa 8000 Morgen.

Würfel bildet. Man sieht ihm an, daß es seit Jahren selten Bewohner gehabt hat. Die sinkende Sonne und der Herbst, der die Stelle vor der Thür mit gelben Blättern bestreut hatte, verstärkten den melancholischen Eindruck, den das verlassene Haus machte. Über seiner schlichten Flügelthür, nach der weder eine Freitreppe noch eine Rampe führt, sind zwei steinerne Wappen, rechts das Bismarcksche mit dem doppelten Dreiblatt, Klee und Eichenlaub, links das Kattesche, worin eine Katze mit einer Maus spielt, angebracht. Darunter liest man die Namen August von Bismarck und Dorothee Sophie Katten und die Jahreszahl 1700. Jene bezeichnen das Ehepaar, das das Haus zuerst bewohnte, diese giebt die Zeit an, wo es, nachdem es im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden war und dann wüst gelegen hatte, wieder aufgebaut worden ist.

Wir waren unter verschiednen Gesprächen wieder an die drei alten großen Kastanienbäume gekommen, die den Platz vor dem Eingange beschatten, als Kohnert mich auf ein viereckiges Loch in dem Stamme des dritten aufmerksam machte. „Hier kann ich Ihnen gleich was zeigen, wovon die andern nichts wissen," sagte er. „In dieses Loch haben die Bismarcks ihre Kelter gesteckt, wenn sie ihren Wein machten."

„Wein? Also sie bauen hier auch Wein? Zum Trinken?" fragte ich halb verwundert und halb erschrocken, indem ich in dem Augenblicke nicht daran dachte, daß noch weit höher im Norden, bei Brandenburg, im Posenschen sogar Weinbau dieser Art verübt wird.

„Johannisbeerwein," erwiderte der Inspektor.

Ich hatte — so unwissend sind wir Großstädter — davon noch nie gehört und gestand das, auch daß ich diese Gottesgabe einmal zu trinken verhoffte.

Die Antwort war, da könnte ich den Bismarckschen Wein von damals ja gleich einmal bei ihnen probieren. Ich sah keinen Grund, warum nicht, und nahm die Einladung zur Bereicherung meiner Kenntnisse an. Wir gingen in die Wohnung des Inspektors. Ich blieb bis acht Uhr, aß mit den liebenswürdigen Leuten zu Abend und probierte. Der Wein, den sich die Bismarcks einst an der großen Kastanie gekeltert haben, und von dem sich Inspektors noch alle Jahre eine Anzahl Flaschen bereiten, schmeckt recht gut, fast wie der süße Ungar, den man in der Sächsischen Schweiz bekommt, und

man kann dabei unter guten Leuten ganz genau so aufgeräumt werden, wie wenn man anstatt Johannisbeerwein Johannisberger im Leibe hätte.

Der Inspektor erteilte bereitwillig Auskunft auf die Fragen, die ich in betreff des Gutes und des Dorfes an ihn richtete. Er kennt beide seit mehreren Jahren, wenn ich nicht irre, seit 1872, wo er, der aus der Gegend von Zerbst gebürtig und ein Zögling von Dietze in Barby, einem unsrer größten und intelligentesten Landwirte, auf dessen Empfehlung hierher kam. Das Gut hat „Kapitalboden," indes ist das Land etwas naß, und Drainagen lassen sich wegen der zu tiefen Lage nicht mit Vorteil anwenden. Trockne Jahre sind daher hier die besten. Das Areal der Besitzung, vom Fürsten vor einiger Zeit durch Hinzukaufen von drei Bauerngütern nicht unerheblich vergrößert, zerfällt in etwa neunhundert Morgen Acker, etwa sechshundert Morgen Wiesen und Hutungen und ungefähr eintausend und dreihundert Morgen Wald, der meist aus Kiefern besteht, und von dem gegen fünfhundert Morgen vom Fürsten selbst aufgeschont worden sind. Er hat auch einen Versuch mit hundert Stück Eichen gemacht, der wohl gelungen ist — ein Erfolg, über den er seine große Freude hat. Der Viehbestand umfaßte, als ich Nachfrage hielt, einhundertundvierundzwanzig Stück Rindvieh und fünfundzwanzig Pferde und Fohlen. Auch an der Fohlenzucht des Inspektors, der augenscheinlich ein tüchtiger, seiner Sache gewisser Landwirt ist, hat der Gutsherr als Sachkenner, wenn er, wie alljährlich, ein- oder zweimal herkommt, sein Wohlgefallen. Ob Schafe gehalten werden, unterließ ich zu fragen. Im Walde giebt es Damwild, Rehe und Hasen, im Garten, der ungefähr zwanzig Morgen groß ist und in einen mit Obstbäumen und Gemüse bepflanzten Teil sowie in tiefer liegende parkartige Anlagen zerfällt, sind in jener ersten Hälfte die vorzüglichsten Obstsorten vertreten, die der Vater des Ministers aus Frankreich mitgebracht hat. Ursprünglich meist Zwergstämme, wie sie dort gezogen werden, sind sie im Laufe der Zeit hochgegangen, zum Teil auch ihrer Größe nach achtbare Bäume geworden.

Das Dorf hat außer den beiden Rittergütern einige vierzig andre Güter, von denen siebenunddreißig Bauernstellen und teilweise von erheblicher Größe sind, und die übrigen auf Kossäten

fallen. Die Tracht der Bewohner des Ortes unterscheidet sich, soviel ich bemerken konnte, nicht mehr von der in den meisten norddeutschen Gegenden auf dem Lande üblichen. Die gewöhnliche Umgangssprache ist ein Dialekt, der den Übergang aus dem Hochdeutschen zum Plattdeutschen bezeichnet. Früher wird das erste vorgewogen haben, jetzt scheint das Umgekehrte der Fall zu sein.

Ehe ich mich verabschiedete, um mich am nächsten Morgen wieder einzustellen, hatte ich das Vergnügen, den neueingezognen Herrn Lehrer und Küster von Schönhausen kennen zu lernen, der bei Inspektors seinen Antrittsbesuch machte und mir am Morgen die Kirche aufzuschließen versprach. Vom Pastor hörte ich, daß er zu den Strenggläubigen zählte. Das Dorf hatte unter seinen Bewohnern in dem Posthalter und den Seinigen auch eine katholische Familie.

Am folgenden Morgen war ich, wie verabredet, beizeiten in der Kohnertschen Wohnung, wo ich den Inspektor bereit fand, mit mir die Wanderung durch die Säle und Stuben des Herrenhauses anzutreten und mir den Garten und den Park zu zeigen. Bevor ich die Leser einlade, uns dabei zu folgen, bemerke ich, daß das Herrenhaus, wenn man durch die gemauerten Pfeiler des Eingangs in das Gut tritt, nicht sichtbar ist. Man sieht vielmehr hier nur links das vom Inspektor mit seiner Frau bewohnte Haus, nach dessen Thür eine kleine Freitreppe hinaufführt, gerade vor sich, in der Entfernung einiger Schritte drei oder vier Reihen von Kastanien- und Lindenbäumen mit breiten, schattigen Wipfeln und rechts Wirtschaftsgebäude mit der Düngerstätte. Erst um die Ecke zur Linken biegend gewahren wir das vorhin seinem Äußern nach geschilderte Haus, wo ehedem die Gutsherrschaft wohnte. Die Thür ließ sich mit keinem der von Frau Bellin gesandten Schlüssel öffnen, und so mußten wir unsern Weg durch die Hinterthür nehmen, zu der wir über den unmittelbar an das Haus stoßenden Friedhof gelangten. Sie brachte uns zunächst im Erdgeschoß in eine weite, weißgestrichne, am Fußboden mit roten Ziegelsteinen getäfelte Hausflur, in der wir verschiednen altertümlichen Schränken, einer Mitrailleuse aus der Kriegsbeute von 1870 und einem Kellerhals begegneten, an dem einige Stufen hinaufführen. Die Thür in der Wand über dem Kellerhalse, unter dem der Fürst seinen Nordhäuser alt werden läßt, geht

in ein Zimmer, das früher für die Dienerschaft des Hauses bestimmt war. Jetzt warten hier, in Kisten und Ballen verpackt, allerlei Zeichen der Verehrung, die Einzelne oder Korporationen dem Regenerator der Nation darbrachten, Modelle zu Statuen und Büsten, Ehrenbürgerbriefe u. dergl. auf Raum und Zeit zur Auferstehung und passenden Aufstellung. Auf der andern Seite der Hausflur, links, wenn man das Gesicht der großen Vorderthür des Gebäudes zukehrt, führt eine weißlackierte Flügelthür in ein geräumiges Zimmer, das sich auf den Garten öffnet und darum der Gartensaal heißt. Die Tapete zeigt auf ziegelrotem Grunde weiße und rote Blumen. Der Fußboden besteht, wie beiläufig in allen Sälen und Stuben des Hauses, aus einfachen Fichtendielen. Die Decke dagegen ist hübsch mit Stuckarbeit verziert, die wieder das Bismarcksche und das Kattesche Wappen zeigt.

In die Hausflur zurückgekehrt, wenden wir uns der breiten, etwas steilen Treppe von braunem Eichenholze zu, die im Hintergrunde in das erste Stockwerk des Gebäudes führt, und gelangen zunächst durch eine weiße Flügelthür in den großen, im Verhältnis zu seiner Länge und Breite niedrigen Mittelsaal über der Hausflur. Er ist an den Wänden mit weißer Tapete bekleidet und hat an der Decke und an den beiden weißgestrichnen Kaminen Verzierungen von Stuck im Rokokostil. Zwischen den drei Fenstern stehen zwei birkne Kommoden. Auf der zur Rechten gewahren wir eine Gipsbüste Friedrich Wilhelms IV., auf der zur Linken eine Marmorbüste des Fürsten in Zivilanzug. Nicht weit hiervon bemerkt man auf einem Tischchen an der Wand seine in Kupfer getriebne Kolossalbüste, die den Oberteil des Kissinger Denkmals darstellt. Neben der Kommode auf der rechten Seite trägt ein andrer an der Wand stehender kleiner Tisch die Gipsbüste Friedrich Wilhelms III. Dann folgt an derselben Wand eine weiße Flügelthür. Weiterhin begegnen unsre Blicke einem Schränkchen, hinter dessen Glasthür Tassen und Kannen von Porzellan mit dem Bismarckschen Wappen stehen, während uns von oben her zwischen zwei Karaffen eine weibliche Büste von Gips ansieht, die die verstorbne Frau des Bruders des Fürsten darstellt. Ein zweiter Schrank mit Geschirr, dem ersten gegenüber, eine Anzahl Stühle an den Wänden und in der Mitte zwei unlackierte fichtne Tische vollenden die Ausstattung des Saales

Der Inspektor öffnet die weiße Flügelthür zur Linken, und wir treten in das Visitenzimmer mit seiner stark nachgedunkelten Öltapete, die Landschaften zeigt, und seiner Stuckdecke. Ein altes schwarzes Sofa erinnert an die ehemalige Bestimmung des Gemachs. Ein paar Bettstellen mit darin aufgestapelten Federbetten deuten an, daß es zuletzt andern Zwecken gedient hat.

An das Visitenzimmer, dessen Fenster auf den Rasenplatz vor dem Parke hinaussehen, stößt ein andres, dessen Tapete auf grünem Grunde große goldne Chinesen zeigt. Neben dem weißen Kamin, über dem ein Ölgemälde, das Porträt einer Frau, hängt, steht ein Ofen. In der einen Ecke bemerkt man einen Abguß von Rauchs Walpurga auf dem Hirsch, in der andern eine Nachbildung der Kißschen Amazone in Gips. Eine Nische, die mit einer roten Portiere von baumwollnem Stoffe verhangen ist, eine Kommode und zwei Sofas, das eine rot, das andre blaßgrün überzogen, sind das übrige Zubehör und Gerät der ziemlich großen Stube, die einmal als Salon gedient zu haben scheint, und aus deren Fenstern man auf die Gänge und Baumwipfel des Parks hinausblickt.

Kehren wir in den Mittelsaal zurück und treten wir durch die Flügelthür neben der Büste Friedrich Wilhelms III., so gelangen wir wieder in die Stube, wo der Fürst von Bismarck wohnte und arbeitete, als er noch einfach Herr von Bismarck hieß. Die Tapete zeigt weiße Arabesken auf grünem Grunde, wie sie vor dreißig Jahren Mode waren. An der Wand rechts von der Thür steht ein grünes Sofa und davor ein Tisch mit grünbezognen Polsterlehnstühlen. Über dem Sofa hängen drei Lithographien und das in Ölfarben ausgeführte Porträt der Mutter des Reichskanzlers in der Tracht der zwanziger Jahre, ein nicht unschönes, aber kaltes Gesicht, von dessen Original, wenn es hier richtig getroffen ist, der Sohn die gemütlichen Züge seines Wesens nicht haben kann. Weiterhin folgt an derselben Wand über dem Kamin des Zimmers das Medaillonbild einer Dame, über die mein Begleiter keine Auskunft zu geben wußte. In der Ecke daneben, deren Wände statt der Tapete blau glasierte Fliesen mit kleinen weißen Landschaften bedecken, befindet sich ein großer weißer Kachelofen, auf dem oben ein Stier von Gips steht. Die Ecke gegenüber nimmt ein großes braunes altväterisches Uhrgehäuse ein, dessen Werk ein zinnernes

Zifferblatt und einen ungewöhnlich hellen Schlag hat. Vielleicht schreibt sich daher, daß der Bewohner dieses Gemachs sich gewöhnte, immer genau zu wissen, wie viel es geschlagen hatte — auch an der Uhr der Weltgeschichte. An der Wand dem Sofa gegenüber begegnen wir einem altmodischen Schreibsekretär, und daneben hängen Stahlstiche und Lithographien von Bildern, die vor einem Menschenalter von sich reden machten: der Schutzengel der Wagnerschen Sammlung, des Rekruten Abschied, der heimkehrende Krieger, Johannes der Täufer als Knabe dem Jesuskinde huldigend, die Madonna Montfort, und über ihr ein hübsches Porträt von Bürgers Molly. An einem der beiden Fenster des Zimmers, zwischen denen ein Spiegel hängt, kommen zu diesen nicht viel bedeutenden Kunstprodukten einer vergangnen anspruchslosen Zeit noch ein paar in die Scheibe eingefügte Lichtbilder mit buntem Glasrahmen.

Aus dem Arbeitszimmer gehen wir durch eine Thür zur Rechten von den Fenstern in ein Ankleide- und Schlafgemach, das auf den Kirchhof hinaussieht. Die Tapete hier ist grau übertüncht, von der weißen Decke hängt eine topfförmige weiße Ampel mit einer grünen Guirlande herab, und auf dem Ofen sitzt ein Adler von Gips. Sonst enthält die Stube einen alten rötlichen Kleiderschrank, ein mit Leder überzognes Sofa und zwischen den beiden Fenstern eine Kommode, über der ein Spiegel hängt. Ein breiter Vorhang von rotem Kattun teilt ein Stück vom Zimmer ab, und in diesem alkovenartigen Raume sind zwei Bettstellen ohne Betten. Sie bezeichnen den Ort, wo am 1. April 1815 Otto von Bismarck das Licht der Welt erblickte.

Begeben wir uns von hier in das Arbeitszimmer zurück und von da in die daranstoßende Bibliothek, so haben wir eine ziemlich große, aber gleich allen übrigen Räumen des Hauses nach heutigen städtischen Begriffen niedrige Stube, die indes unter Umständen behaglich sein kann, vor uns. Die Wände sind rosenfarben angestrichen, und in ihrer Mitte steht ein schwerer, mit Wachstuch überzogner Tisch, an dem ein paar Generationen studiert haben können. Rechts von der Thür, durch die wir eingetreten sind, gewahren wir einen gelben Glasschrank mit drei Thüren, hinter deren Scheiben eine stattliche Anzahl von Büchern und Broschüren, darunter viele in Folio und Schweinsledereinband, zu sehen sind. Dann folgen in der nächsten Wand zwei Fenster, dazwischen ein Stehpult mit

Schublade, auf dem ein Schränkchen ruht. Neben dem zweiten Fenster hat ein alter massiver Schrank aus Nußbaumholz, der schon den Erbauer des Hauses gekannt haben kann, und der vermutlich ebenfalls Litteratur beherbergt, mit seinen gewundnen Füßen Posto gefaßt. An der nächsten Wand treffen wir auf einen zweiten gelben Glasschrank, der wieder mit Büchern und Flugschriften, alten und neuen, gebundnen und bloß gehefteten, angefüllt ist. Die größern Bände dieser Bibliothek sind, wenn ich nach einer Musterung von einigen Minuten urteilen darf, meist von älterm Datum, viele aus dem vorigen Jahrhundert. In dem zuerst erwähnten Schranke stoßen wir unter anderm auf Büschings Erdbeschreibung und Gledows Reichshistorie, auf das Theatrum Europaeum, Zedlers Universallexikon der Wissenschaften und Künste, auf Gottfrieds Chronik der vier Monarchien und auf die deutschen Schriften Luthers. Der andre Glasschrank verwahrt, wie es scheint, vorzugsweise schöngeistige Litteratur, darunter Werke von Voltaire und Friedrich von Schlegel. An derselben Wand, wie dieser Schrank, steht weiter einwärts im Zimmer ein schwarzer Divan, über dem kleine Öl- und Pastellgemälde hängen, die Glieder der Bismarckschen Familie darstellen. In der letzten Wand befindet sich zunächst die Thür, die nach dem Arbeitszimmer führt. Daneben folgt ein Sofa mit gelblichem Muster auf grünem Grunde, über dem wir wieder einige kleine Bilder in Kupferstich oder Wasserfarben gewahren. Beim Ofen, hinter dem die Wand mit blau und weiß glasierten Thonplatten belegt ist, schließt das Bild einer Dame, die mein Führer als eine Gräfin von Schulenburg bezeichnete, und die der Vater des Fürsten als Gemahlin heimzuführen bestimmt gewesen sein soll, die es aber aus irgend welchen Gründen nicht geworden ist, die Reihe dieser Porträts, von denen ich sonst noch ein hübsches kleines Brustbild der Großmutter des Reichskanzlers — es ist die von mütterlicher Seite, die Kabinettsrätin Mencke — hervorhebe.

Nachdem wir noch in die anstoßende kleine einfenstrige Stube mit ihrer blau und weiß gemusterten Tapete, ihren alten verstäubten und verräucherten Kupferstichen, Szenen aus dem Leben Friedrichs des Großen, und ihrer riesigen Familienbibel einen Blick gethan haben, begaben wir uns ins zweite Stock, wo über dem großen Mittelsaale des ersten ein gleich geräumiger und ebenfalls von drei Fenstern

erleuchteter Saal ist. Er enthält nichts als einige Schränke und links an der Wand den Stammbaum des Geschlechts der von Bismarck, der in seinen untern Teilen wie von Stichen oder Hieben beschädigt ist — „durch 1813 hier einquartierte Franzosen," berichtete mein Begleiter.

Die übrigen Stuben und Kammern dieser Etage scheinen gegenwärtig nur zu Rumpelkammern benutzt zu werden oder für gewöhnlich ganz leer zu stehen. In der einen wies mir Herr Kohnert die Kelter oder Presse, mit der man ehedem an der dicken Kastanie unten seinen Wein gemacht hat — eine sehr einfache Maschine, die ungefähr wie ein recht großer viereckiger Federkasten aussieht. Vielleicht wohnt in einer besonders abgelegnen, von diesen sonst nur von Holzwürmchen, webenden Spinnen und spielenden Sonnenstäubchen belebten Räumen mit ihrem halb abgebröckelten Kalkputz und ihren rostigen Schlössern und Thürangeln das Hausgespenst, von dem Hesekiel allerlei Schauriges zu erzählen weiß. Wahrscheinlicher ist indes, daß es, verdrießlich über die neue Zeit, ausgezogen und in das „alte romantische Land" entflohen ist, gleich den kleinen Puken und Kobolden, die ehedem, halb tückisch, halb drollig, bei guter Behandlung gewöhnlich hilfreich und gefällig, wie anderwärts in norddeutschen Dörfern auch in den Ställen und Scheunen der Bauernhöfe Schönhausens gespukt haben werden. Mir bei dem Inspektor Gewißheit über die Sache zu verschaffen schämte ich mich. Er sah nicht aus, als ob man ihm mit solchem Schnack kommen dürfte.

Wenn ich einen Rückblick auf das an diesem Morgen Gesehene werfe und mir den Gesamteindruck vergegenwärtige, den das Stammhaus des Reichskanzlers nach seinem Innern zurückläßt, so gehört eine stark treibende Phantasie dazu, um es überhaupt mit romantischen Liebhabereien in Verbindung bringen zu können. Es ist jetzt ein unbewohntes Haus, still, einsam, tot und insofern ein wenig unheimlich. An sich aber hat es nichts Ungewöhnliches, nichts mittelalterlich Schauerliches und Großartiges. Gesunde Augen, nüchterner Sinn begegnen nicht einem einzigen Zuge, der an eine Burg der Ritterzeit oder an ein stolzes Schloß in der Welt der Romane denken läßt. Nichts von dämmrigen Korridoren und Sälen mit finster oder wehmütig auf uns herabschauenden Ahnenbildern, nicht das Geringste von hohlklingenden Fußböden, geheimnisvollen Wand-

schränken oder Winkeln mit gespenstigen Echos. Die dicken Mauern, die tief eingeschnittnen Fenstergewände geben dem mächtigen alten Gebäude den Charakter stämmiger Ehrenhaftigkeit. Die niedrigen Zimmer mit den Stuckdecken drücken nur bescheidnen Wohlstand aus. Die Möblierung und die sonstige Ausstattung der Gemächer unterscheiden sich, abgesehen von den Wappen, in nichts von dem Bilde, das in den ersten drei Dezennien unsers Jahrhunderts die Wohnung eines einigermaßen begüterten Bürgers darbot. Das Ganze ist noch heute wie vor vierzig Jahren, wo sein Gerät, seine Tapeten und seine Bilder neu und nach der Mode waren, das schlichte, einfache, anspruchslose Haus eines märkischen Landedelmanns, der sich um seine Wirtschaft selbst kümmert und sich dabei mit der gnädigen Frau, die desgleichen thut, ungefähr genügend, nach guten Ernten etwas mehr wie genügend wohl befindet. Es ist ohne Zweifel behaglich gewesen. Jetzt aber fehlt ihm die Wärme der Bewohntheit. Man sollte es nicht des Morgens besuchen, wo das kalte bläuliche Sonnenlicht seine Verödung noch kälter macht. Man sollte sich die stillen, leeren Säle und Stuben vom Lichte des Nachmittags wärmen und vergolden lassen und sich einen Abendwind dazu bestellen, daß er leise durch die Wipfel vor den Fenstern ginge und Sonnenblicke und Schatten wechselnd auf die Wände und Fußböden würfe. Das gäbe dann Leben in das tote Haus, und in der dadurch erzeugten Stimmung sähe man wohl auch mehr als das gaukelnde Licht- und Schattenspiel der Natur, sähe man wohl auch in der Bibliothek und dem Arbeitszimmer bedeutungsvolle Momente im Leben dessen, der einst hier lebte, aus der Vergangenheit zurückkehren und sich zu Bildern mit Fleisch und Blut gestalten.

Nachdem ich das Innere des Hauses in Augenschein genommen hatte, brachte mich mein Führer in den Garten daneben, der, wie bemerkt, in zwei Hälften, eine höher und eine tiefer gelegne, zerfällt, von denen jene Obstbäume und einige Gemüsebeete enthält, diese ein Park nach altfranzösischer Anlage ist. Zwischen beiden zieht sich — wenn wir unter dem Doppelwappen über der Thür des Herrenhauses heraustreten, links — eine Allee alter breitwipfliger Linden hin, die rechts eine Strecke von einer Fachwerkmauer, der Hinterwand des einen Flügels der Wirtschaftsgebäude, links von einem offnen Raum, einem Grasplatze, begrenzt wird. In den Balken

der Wand gewahrt man zahlreiche Spuren von Schrotschüssen, die nach der Mitteilung des Inspektors, der mich auf sie aufmerksam machte, von Schießübungen des Reichskanzlers in der Zeit herrühren, wo er noch der kleine Junker von Bismarck war. Der offne Rasenplatz aber, der sich auf der andern Seite der Lindenallee hinzieht, erinnert durch die hier aufgefahrnen französischen Geschütze an das, was aus dem kleinen Schützen nach dem Willen der Vorsehung in spätern Jahren geworden ist, an den Heros, der Deutschland zu einigen und von Frankreich und Österreich zu befreien ersehen war. Es sind vier Kanonen, zwei kleine neue und zwei sehr große alte. Die beiden letzten, offenbar Festungsgeschütze, sind schön verziert und mit prächtiger hellgrüner Patina überzogen. Die Namen der nun zahm gewordnen metallnen Feuerdrachen — man weiß, daß die Gallier die Gewohnheit haben, ihre Kanonen wie wir die Schiffe zu taufen — sind: L'Autorité, Le Navarin, Le Ravissant und Le Champion.

Steigen wir auf der moosbewachsenen Treppe vor uns in den Park hinab, so befinden wir uns bald zwischen hohen Weißbuchenhecken in schmalen geradlinigen Gängen, bald im Schatten der Äste und Blätter von Lindenalleen, die ebenfalls gerade fortlaufen. An der tiefsten Stelle liegt, von einem Graben oder einem kleinen halb ausgetrockneten Teich umgeben, von Baumkronen überragt, ein Lusthaus. Hie und da steht eine Bildsäule von Sandstein, eine alte griechische oder römische Gottheit, die die Zeit mit gelben Flechten bekleidet oder — vielleicht thaten es hier die bösen Franzosen, die oben den Stammbaum gemißhandelt hatten — um einen Kopf kürzer gemacht hat. Am Rande des Parks, wo ein hölzernes Brückchen über einen Graben ins sonnige Feld hinausführt, begegnen wir der Statue eines Herkules, der die Hand auf eine Stelle unter dem Rücken drückt, wie wenn es ihm da wehthäte. Die Leute in Schönhausen — ich meine die im Dorfe — nennen ihn, weil er die Tracht der Menschheit vor dem Sündenfalle trägt, den „Adam," und ein witziger Kopf unter ihnen hat die Sage aufgebracht, er halte die Hand an jenen Körperteil, weil ihn der Schuß noch schmerze, den Junker Bismarck einst auf seinen Sitzapparat abgefeuert habe. Ob aus Verdruß darüber, daß er diesen Apparat denen, die die Brücke vom Felde draußen kommend passieren, in nicht recht höflicher Weise

zukehrt, oder aus welchem andern Grunde, weiß ich nicht; ich kann nur bezeugen, daß die Spuren eines Schrotschusses noch deutlich zu erkennen sind.

Im Frühling sind die Gebüsche des Parks ein Sammelplatz der Nachtigallen dieser Gegend, die mit andern sangluſtigen Vögeln den Bewohnern des Gehöfts Morgen- und Abendkonzerte geben. Jetzt, im Herbste, ist hier alles still, wenn nicht der Wind die Wipfelorgel spielt, so still, daß man das Summen der Mücken über dem Teiche und das leise Geräusch hört, das ein fallendes Blatt macht. Nur zuweilen erschallt aus den Lüften das Krächzen eines Raben, das Geschrei eines Mäusefalken, der droben seine Kreise zieht, oder das Rasseln und Pfeifen eines in der Ferne vorüberjagenden Eisenbahnzuges. Aus den Mauern zur Seite und auf den Treppenwangen sprossen die Halme und Stauden von Unkraut, und längst hat die Zeit an den einst glatt geschornen Wänden der Weißbuchenhecken die Kunst des Gärtners mit dem Zopfe verdrängt und der Natur wieder zu ihrem Rechte verholfen. Die Sonne des Nachmittags aber leuchtet an wolkenlosen Tagen so schön wie ehedem vor den Ausgängen der schattigen Alleen und durch das grüne Gezweig der Bosketts dieser Garteninsel im weiten baumlosen Gefilde.

Der kleine Park stimmt im Herbste, wo ich ihn sah, durch seinen Verfall ein wenig schwermütig, auch wenn man die Kreuze der beiden Gräber nicht sieht, die er enthält, und in denen ein jung verstorbner Bruder und ein Vetter des Fürsten gebettet liegen. Auch der Obst- und Gemüsegarten ist wohl nicht mehr, was er früher gewesen sein wird. Die Beete, auf denen ehedem Blumen blühten und Kräuter für die Küche standen, sind gegenwärtig meist mit Luzerne bedeckt. Der Miniaturweiher in der Mitte, der eine Insel mit einer vom Fürsten gepflanzten Birke umgiebt, ist fast ohne Wasser. Das Gewächshaus dient als Stall, worin fremdländische Hühner gezüchtet werden. Die Reben, die an der hohen Umfassungsmauer in Menge wachsen, hatten in diesem Jahre ihre Beeren nicht zur Reife gebracht, und ihre edeln Trauben hingen ungenießbar zwischen den vergilbten Blättern und Ranken. Einer schön gewachsenen Linde an der Nordseite der Mauer drohte der Untergang. Die Telegraphenverwaltung hatte — wohl aus Pietät gegen den Kanzler — den Wipfel des Baumes mit ihrer Leitung umgangen. Jetzt aber wurde

von einer andern Behörde, wie mein Begleiter erzählte, auf Antrag des Chausseeinspektors verlangt, daß der Draht dicht am Baume hinlaufe — eine Forderung, die eine Verstümmlung durch Hinwegnahme eines Teils des Wipfels einschloß. Ob das notwendig war? Ich schlug zu Hause mein Notizenherbarium nach und fand darin folgende Ergebnisse der Studien, die der französische Physiker Moucel in betreff der Bäume als Leiter der Elektrizität angestellt hat:

„Die Bäume sind durchaus mehr oder minder Leiter, und ihr Leitungsvermögen hängt von der Menge der Flüssigkeit ab, die sie enthalten. Die Widerstandsziffer, die von den Blättern eines Baumes ausgeht, vorausgesetzt, daß nur einige derselben mit der Leitung in Berührung gebracht worden sind, variiert, rund gerechnet, zwischen zweimal- und viermalhunderttausend Kilometern Telegraphendraht, d. h. der elektrische Strom findet in einem Baume den nämlichen Widerstand, den er beim Durchlaufen eines Telegraphendrahts von etwa sechsundzwanzig- bis zweiundfünfzigtausend Meilen Länge zu überwinden hätte. Der Widerstand im Stamme überschreitet in einer Höhe von sieben bis acht Metern, wenn der Erdboden als Zwischenmittel benutzt wird, bei stärkern Bäumen nicht siebentausend Kilometer und wechselt bei Einschaltung kleiner metallischer Elektroden zwischen zwei- und siebentausend Kilometern. Man hat hier noch keine Ursache, sich zu sehr von der Berührung der Drähte des Telegraphen mit den Blättern der Bäume zu scheuen; denn die auf diesen Linien angewandten Isolatoren besitzen, wenn sie vom Rauche geschwärzt sind, ebenfalls keine größere Widerstandsfähigkeit. Der Leitungswiderstand gewöhnlicher Häuser ist sechzehn- bis zwanzigmal größer als jener der Bäume."

Ich muß es Fachmännern überlassen, zu entscheiden, ob hieraus Schlüsse auf unsern Fall gezogen werden können und welche.

Nächst dem Hause, worin der Reichskanzler geboren worden ist, worin er von 1845 bis 1851 meist gelebt, und wo er auch in den Jahren von da an bis 1867 wiederholt für längere Zeit seinen Aufenthalt genommen hat, und nächst den alten Bäumen im Garten und Parke, die Zeugen seiner ersten Kinderjahre, dann seines gärenden und überschäumenden Jugendhumors, endlich seines Heranreifens zum Politiker waren, die ihn von seiner Lehr- und Wanderzeit mit jedem Sommer klarer und freier wiederkommen sahen, bis er die Welt mit

dem Rufe seiner Meisterschaft erfüllte, müssen wir wohl auch der Kirche einen kurzen Besuch abstatten, in der er getauft worden ist. Denn, wie schon mehrfach bemerkt wurde, der Fürst ist — man lasse sich durch seinen Kampf mit den Schwarzen vom geraden und vom krummen Horne nicht beirren — ein streng religiöser Mann, der die Kirche als Heilsanstalt wert hält, und das alte romanische Gotteshaus ist in der That sehenswert. Nicht viele Dörfer Norddeutschlands werden eine so alte Kirche aufzuweisen haben, die so wohl erhalten ist, und die sich namentlich ihrem Äußern nach so stattlich präsentiert.

Die Schönhausener Kirche liegt auf derselben Bodenerhebung wie das Herrenhaus, doch ein wenig höher, und stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, genauer aus dem Jahre 1202, also aus einer Zeit, wo das Heidentum dieser Gegend noch nicht lange vor dem Christentum gewichen war und Schwert und Pflug des Sachsen die slawische Art und Rede hier noch nicht völlig zum Verschwinden gebracht hatten. Von Ziegeln erbaut und mit zwei Reihen kleiner Rundbogenfenster versehen macht sie mit ihren dicken Wänden und ihrem breitschultrigen Turme den Eindruck, als ob sie in alter Zeit dem umwohnenden Landvolke bei feindlichen Einfällen zugleich als Burg und Zufluchtsstätte hätte dienen sollen. Der Form nach ist sie eine Basilika mit drei schmalen Schiffen, in die Emporkirchen hineingebaut sind. Das Innere gehört nach seiner Ausschmückung verschiednen Stilen an. Noch von mittelalterlicher Kunst geschaffen scheint ein großes weißübertünchtes Kruzifix, das rechter Hand vom Eingang an der Wand befestigt ist. Gleichfalls alt können einige der Gruftplatten von Sandstein sein, die, mit jetzt größtenteils abgetretnen Bildern und Inschriften versehen, den Fußboden bedecken, wo unter ihm Tote ruhn. Schon aus der Periode der Renaissance ist der Grabstein des Ritters Jobst von Bismarck, der unter einem emporkirchenartigen Betstuhle neben der Kanzel in die Wand eingefügt ist und die Jahreszahl 1589 trägt. Die Kanzel, der Altar, den Fahnen schmücken, der herrschaftliche Chorstuhl, der, von braunem Eichenholz gezimmert und mit hübschen Ornamenten verziert, der Kanzel gegenüber aus der dort sich hinziehenden Emporkirche heraustritt, gehören ihrem Geschmacke nach in die zweite Hälfte des siebzehnten und in die erste des vorigen Jahrhunderts, aus

welcher Zeit auch die an der Kanzelseite angebrachten Epitaphien herrühren. Eins davon stellt den Landrat August von Bismarck dar, dessen Namen wir auf dem Wappen über der Hauptthür des von ihm wieder aufgebauten Herrenhauses begegneten. Ein andres, sehr groß und reich geschmückt, zeigt in ovalem Rahmen die Ölbilder seiner Eltern, des kurbrandenburgischen Obersten August von Bismarck und dessen dritter Frau, Friederike Sophie, geborne von Möllendorf; er ist in seinen jungen Jahren Offizier unter Bernhard von Weimar gewesen und im Jahre 1670 gestorben. Nicht weit davon erinnert eine einfache Gedenktafel an die Mutter des Reichskanzlers, und schrägüber von diesem Memento hängt ein Ölgemälde, das einen der letzten Pfarrer dieser Kirche darstellt.

An der schmalen Westseite, dem Altar gegenüber, ist eine stattliche Orgel, die vor kurzem durch freiwillige Beiträge der Ortsangehörigen — es kamen gegen tausend Thaler zusammen — wieder in guten Stand gesetzt worden ist. An der Brüstung vor ihr liest man die Namen der in den letzten Kriegen Preußens für das Vaterland gefallnen Schönhauser, unter denen wir auch einem Oheim des Fürsten begegnen, der als Husarenoffizier in der Schlacht bei Leipzig tödlich verwundet wurde. Unten in der Ecke rechts vom Eingange zu der verfallnen Treppe, die in den Turm hinaufführt, liegt, durch eine Thür mit großem Schlosse abgesperrt, die Familiengruft der Bismarcks. Herr Kohnert erzählte mir hier: „Die Bauern von Schönhausen sahen sich genötigt, auf einen neuen Kirchhof Bedacht zu nehmen, und wählten dazu einen Platz, der die hohe Wurth heißt. Man schrieb an den Fürsten, um anzufragen, ob er dort ein Erbbegräbnis haben wolle. Er antwortete freundlich mit schönem Dank für die Berücksichtigung, die Stelle hätte ohne Zweifel ihre Vorzüge, sie wäre ihm aber zu windig.“

* * *

Von Schönhausen reiste ich über Stendal und Wittenberge nach dem dritten, größern Besitztume des Fürsten, dem mächtigen Komplexe von Forstgrundstücken im Lauenburgischen, der der Sachsenwald heißt, und der in dem Örtchen Friedrichsruh seinen Mittelpunkt hat. Auf Grund meines Empfehlungsbriefes fand ich beim Ober-

förster Lange gute Aufnahme und Führung durch die Wohnung des Kanzlers, den dabei gelegnen Ort und die nächsten Strecken des Waldes, sowie nach einigen vor kurzem dazu gekauften, am Saume des Waldes liegenden Landgütern. Indes war damals hier vieles noch im Werden begriffen. Das Schlößchen wurde umgebaut und erweitert, der Park dahinter verschönert und der kleine Fluß an seiner Seite geschlämmt und reguliert, und so war mein Aufenthalt nur kurz, und meine Ausbeute an Beobachtungen bleibenden Wertes gering. Ich ziehe es darum vor, an dieser Stelle zunächst nur ein paar Worte über meinen Führer zu sagen, der ja auch zu den Leuten Bismarcks zählt, in dessen Gutsverwaltung hier eine hervorragende Stellung inne hat und häufig in der Presse genannt worden ist, dann aber eine charakteristische Anekdote zu erzählen und hierauf ein Bild von Friedrichsruh und dem dortigen Leben folgen zu lassen, zu dem ich das Material bei spätern Besuchen des Fürsten sammelte, wo alles 1877 im Entstehen begriffne vollendet war. Oberförster Lange, von Geburt ein Rheinländer von der Mosel, kam um die Mitte der siebziger Jahre aus der Gegend von Zehdenik hierher, nachdem sein hiesiger Vorgänger durch die Eisenbahn verunglückt war. Bei meiner ersten Anwesenheit in Friedrichsruh ein mittlerer Vierziger, gilt er nicht nur als gründlich gebildeter und erfahrner Forstmann, sondern auch als Berichterstatter und Ratgeber des Fürsten in andern wirtschaftlichen Angelegenheiten. Die wildreichen Wälder von Zehdenik haben aus ihm einen Freund des Weidwerks gemacht, dessen Passion hier seltner als ehedem befriedigt wird. Daß zu seinen Kenntnissen auch ein Vorrat von Jägerlatein gehört, ist natürlich und thut, mäßig gebraucht, der Liebenswürdigkeit des stattlichen Mannes nicht nur keinen Abbruch, sondern erhöht sie nicht wenig.

Die Anekdote wird hier eingefügt, weil wir einmal in der Nachbarschaft des Ortes sind, wo sie passierte, weil wir ferner zwar bald wieder dort sein, aber nicht so bald wieder Zeit und Raum für sie haben könnten, endlich weil sie uns kurz nach dem Ausfluge nach Friedrichsruh in Berlin mitgeteilt wurde. Der Erzähler war Lothar Bucher, der sie auch in der Newyorker Tribüne veröffentlicht hat.

Als Bismarck sich im Vereinigten Landtage, dann im preußischen

Abgeordnetenhause und im Erfurter Parlament am öffentlichen Leben beteiligte, hängten ihm die Gegner der damals von ihm vertretnen Grundsätze die Bezeichnung „Junker“ an, ja Georg von Vincke, der Superkluge, gab ihm bei einer Debatte in der zweiten Kammer zu verstehen, er halte ihn für das „personifizierte Junkertum,“ womit er ihn im eminenten Sinne der Partei anreihte, die zu jener Zeit mit allen Mitteln der von der preußischen Nationalversammlung und ihren parlamentarischen Nachfolgern angestrebten Abschaffung der feudalen Einrichtungen, der ritterschaftlichen Privilegien und andern Überbleibseln des Mittelalters Opposition machte. Wie weit Vinckes Behauptung damals zutraf, soll hier nicht untersucht werden, genug, daß sie sehr cum grano salis zu nehmen war, und daß die Beschränktheit des politischen Horizonts, das Pochen auf angebliches Recht und die starke Dosis Insolenz, die man mit dem Begriffe Junkertum verband, bei weitem weniger in den parlamentarischen Äußerungen des „Junkers von Schönhausen“ als in den Reden seiner liberalen und demokratischen Antagonisten zu bemerken war. Trotzdem blieb Bismarck für einen großen Teil der öffentlichen Meinung in Deutschland lange Zeit und für gewisse „gesinnungstüchtige“ Biedermänner bis auf den heutigen Tag im Grunde ein „Junker“; denn erstens gehörten unbelehrbare Konsequenzen, halsstarriges Festhalten an Parteistichwörtern und unabläßiges Wiederkauen von längst schal gewordnen Phrasen zu der echten Gesinnungstüchtigkeit, dann regte die Bezeichnung das gedankenlos nachbetende Publikum gegen den unbequemen Staatsmann auf und wirkte namentlich als Wahlruf bester Sorte. Schließlich aber verdroß Bismarcks selbstbewußtes, bisweilen geringschätziges Auftreten gegenüber der Zunft der Fortschrittsphilister und ihrer Vettern und Gevattern, die er auch unwillkürlich merken ließ, daß er ein vornehmer Geist war, und daß sie wenig Anspruch auf das Lob staatsmännischen Denkens und ganz und gar keine Befähigung zu praktischer Geschäftsthätigkeit hatten.

Wie wenig er schon 1865 thatsächlich zu den Junkern vom groben oder feinen Schrot gehörte, mag unsre Anekdote zeigen. Durch den Gasteiner Vertrag (14. August 1865) war das Herzogtum Lauenburg an die Krone Preußen übergegangen. Dieses Ländchen war aber eine juristische Kuriosität und im Vergleiche mit benachbarten

Staaten, selbst mit Mecklenburg, eine Monstruosität. Es repräsentierte den Rechtszustand Deutschlands im siebzehnten Säkulum in Versteinerung und hätte, wenn es angegangen wäre, einen Platz unter den Raritäten des Germanischen Museums finden sollen. Niemand hatte jemals daran gedacht, mit dem feudalen Schlendrian aufzuräumen, der sich wie in einer ungeheuern Rumpelkammer in allen Verhältnissen aufgehäuft hatte.

Wohin man auch die Augen wandte, überall in den Institutionen des Herzogtums das reine Mittelalter ungeschmälert und ungemildert unter der Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, allenthalben die Ausbeutung der Mehrheit durch eine kleine bevorrechtete Minderheit. Lauenburg war das Pompeji der deutschen Verfassungsgeschichte, es war, was ungefähr auf dasselbe hinausläuft, das Paradies des Junkertums. Die ehemaligen Souveräne in Kopenhagen hatten einer nach dem andern bei ihrem Regierungsantritt die ungeheuerlichen Privilegien des Adels, die auf einem gewissen Pergament, genannt der „Rezeß" aneinandergesetzt waren, unbesehen bestätigt. Der Deutsche Bund, der das Ländchen im Dezember 1863 okkupierte, und die preußisch-österreichischen Kommissarien, die es später verwalteten, hatten bei der Kürze der Zeit ihrer Administration und bei den schwierigen Verhältnissen, die es ungewiß ließen, wer hier schließlich zu gebieten haben würde, nichts für Abstellung der Mißstände zu thun vermocht. Die Tagesordnung war infolgedessen bis zur schließlichen Besitznahme des Herzogtums durch Preußen, abgesehen von vielen andern Greueln, z. B. dem vollständigen Mangel an einer kodifizierten Gesetzgebung und der allgemeinen Geltung des gemeinen Rechts, die Ausnützung der zahlreichen überreichlich dotierten Beamtenstellen durch einige „schöne Familien," selbstverständlich meist adliche, die auch die ausgedehnten Domänen, natürlich immer tief unter dem Werte des Ertrags, untereinander zu verpachten pflegten und sich dabei viel vom Fette des Landes einverleibten.

Nun ging am 25. September 1865 König Wilhelm hinüber, um in Ratzeburg, der Hauptstadt des Herzogtums, die Huldigung und den Treuschwur seiner neuen Unterthanen entgegenzunehmen. An der Grenze des Landes, in Büchen empfing ihn eine Deputation der Stände mit einer Anrede, in der es unter anderm hieß: „Wir

haben Eurer Majestät Wort, uns gerecht, nach Landessitte und Landesrecht regieren zu wollen," womit ohne Zweifel viel weniger vernünftige Gerechtigkeit als Konservierung der feudalen Gerechtsame gemeint war. Der König ließ darüber in seiner Antwort nichts verlauten. War das schon verstimmend, so sollte es bald noch ganz anders kommen.

Am Nachmittag des 25., dem am 26. in der Ratzeburger Petrikirche die Zeremonie der Huldigung folgen sollte, genießt Bismarck, der den Monarchen hierher begleitet hat, auf dem schönen Landsee bei dem Städtchen die Abendluft, und zwar in Gesellschaft eines Herrn von Bülow, Erblandmarschalls und Vorsitzenden der Stände Lauenburgs, das Muster eines Junkers von der dortigen Sorte. Da Bülow noch nichts von der Absicht des neuen Landesherrn, die Privilegien zu bestätigen, gehört hatte, und die Ungewißheit ihn schwer bedrängte, so faßte er sich zuletzt ein Herz und fragte:

„Apropos, Exzellenz, wie steht es mit unserm Rezeß? Ich hoffe, daß Seine Majestät ihn bestätigen, bevor er unsre Huldigung verlangt."

„Ich vermute, daß der König das nicht thun wird," versetzte Bismarck.

„Dann werden wir — erwidert Junker von Bülow imposant — uns morgen in der Kirche weigern zu schwören."

„Je nun — entgegnete der Minister kühl —, das werden Sie morgen in der Kirche zu hören bekommen, daß Sie der nächsten preußischen Provinz einverleibt sind."

Und so fahren die beiden Herren, der Erblandmarschall wahrscheinlich ein bischen betreten und mißlaunig, desgleichen in seinen weitern Reden etwas säuerlich, in ihrer frühern Unterhaltung über die Reize der Gegend fort.

In sein Quartier zurückgekehrt entwirft Bismarck unverweilt ein Dekret, das die Einverleibung Lauenburgs in die Provinz Brandenburg verkündigt, und das für den Fall, daß die adlichen Herrschaften den Schwur und die rechte Erbhuldigung wirklich zu verweigern die Dreistigkeit haben sollten, nächsten Tages in der Kirche verlesen werden und mit der Aufforderung an die Anwesenden, in Masse zu schwören, endigen soll — einer Aufforderung, der vom Volke unverzüglich entsprochen worden wäre. Er versichert sich der

Zustimmung des Königs zu dem Dekrete, und mit diesem kleinen Torpedo in der Rocktasche betritt er am Morgen die Kirche. Man singt ein geistliches Lied. Es folgt eine Predigt des Superintendenten. Dann werden die Vasallen zum Schwur aufgerufen, und Bülow soll den Anfang machen. Zögernd tritt er vor, bleibt einen Augenblick stehen und sieht Bismarck an, begegnet aber einem festen und vermutlich ein ganz klein wenig verächtlichen Blicke und geht nun zum Altar hinauf und schwört. Alle übrigen Herren Stände folgen und thun desgleichen. Keine Bestätigung des Rezesses!

Bucher hatte diese allerliebste kleine Geschichte aus der denkbar besten Quelle. Der Chef hatte sie ihm selber erzählt.

Und jetzt zur Beschreibung Friedrichsruhs, wie ich es bei längern Besuchen des Fürsten in den Jahren 1883 bis 1893 kennen lernte, und ein paar Worte über seine Geschichte.

Setzen wir uns in Berlin auf dem Lehrter Bahnhof in das Coupee eines Schnellzuges, der nach Hamburg bestimmt ist, so kommen wir nach Verlauf von etwa vier und einer halben Stunde in Friedrichsruh an. Führen wir weiter, so wären wir in ungefähr dreißig weitern Minuten in Bergedorf und wieder nach dreißig Minuten in Hamburg. Die letzten größern Stationen vor Friedrichsruh sind Hagenow und Büchen, wo der Zug in lauenburgisches Gebiet hineinfährt. Hinter Schwarzenbeck tritt der Wald, der schon vorher auf der nahen Ebene und auf den links sich in der Ferne hinziehenden Höhen, alten Elbdünen, sichtbar geworden ist, allmählich näher an die Bahn heran, bis er sich, nur zuweilen durch eine Wiese unterbrochen, zu beiden Seiten dicht neben ihr erhebt, sodaß wir zwischen seinen Wipfeln wie durch eine tiefe einsame Gasse fahren: wir durchschneiden den Sachsenwald. Rechts windet sich zwischen schilfigen Ufern ein Flüßchen durch das Grasland der Einbuchtungen des großen Forstes, die Aue, die der an Holsteins Grenze sich hinschlängelnden größern Bille zuströmt. Mitunter eine kleine Haltestelle, manchmal ein Rudel Rehe, die, von der Lokomotive beim gemütlichen Äsen aufgescheucht, mit hastigen Sprüngen nach dem Dickicht flüchten. Dann ein Durchstich mit hohen Böschungen. Weiterhin zur Rechten die Häuser und Schuppen, der Rauch und das Geräusch der Dampfsägemühle des Fürsten, die seinen Holzreichtum für industrielle Zwecke, u. a. für Bergwerke, ver-

arbeitet. Noch eine kleine halbe Stunde Fahrt, und der Zug hält vor dem stattlichen Stationsgebäude bei Friedrichsruh, bei dem, wenn wir eingeladen sind, ein Wagen des Kanzlers zu unsrer Abholung nach dem Herrenhause des Örtchens bereit steht; doch hat man etwa nur dreihundert Schritte dahin zu gehen.

Das Haus und das seitwärts daneben stehende Gebäude für Stall und Remise liegen rechts von der Bahn am Saume eines Parks und sind an der Bahn hin und nach der die Schienen schneidenden Landstraße von einer roten Ziegelmauer eingeschlossen, während an der dritten Seite die ziemlich tiefe Aue hinfließt und den Unberufnen den Zutritt wehrt und die vierte von dichten Hecken eingefaßt und geschützt ist. Nahe Nachbarn hat der Fürst nicht. Der nächste ist der Beamte in dem kleinen hübschen Posthause, das auf die hier auf dem Grunde eines tiefen Durchstichs laufende Eisenbahn hinabsieht. Etwas ferner wohnt an der Landstraße, die zwischen Station und Herrenhaus das Bahngeleise kreuzt, der Wirt des „Landhauses," einer Gastwirtschaft mit Ausspannung, noch entfernter der Oberförster, der seine Dienstwohnung auf der andern Seite, weiter flußabwärts, jenseits des Parks hat. Der Hauptteil des Dörfchens Friedrichsruh liegt ungefähr anderthalb hundert Schritte vom Herrenhause auf dem rechten Ufer der Aue, von der ihn Wiesen und Gebüsche trennen, und besteht aus einigen sich dicht aneinander reihenden Häusern und etlichen Villen und Pensionaten für Sommerfrischler, die vereinzelt aus den Wipfeln des Waldsaumes auf die Flußniederung hinabblicken. Eine Häusergruppe, die noch zum Orte gehört, steht weit abseits von allen am Waldrande links über dem Durchstich der Eisenbahn. Eine Kirche hat der weitzerstreute Ort nicht. Bauern oder sonstige Eigentümer ländlicher Grundstücke giebt es hier ebensowenig. Ganz Friedrichsruh wird kaum mehr als hundert ständig hier lebende Einwohner haben. Diese bestehen vorzüglich aus Forst-, Post- und Eisenbahnbeamten und deren Familien, Arbeitern der Sägemühlen, Tagelöhnern und Knechten. Dazu kommen ein Schmied, ein Müller und ein Schneider, endlich der Wirt und die Dienstleute des Landhauses. Der Vornehmste unter ihnen ist der Oberförster, dem zugleich die Geschäfte eines Bevollmächtigten des Fürsten für die Herrschaft Schwarzenbeck, eines Ortsvorstandes und eines Standes-

beamten obliegen. Nur die Eisenbahn bringt täglich Leben in das Landschaftsbild, das ringsherum im engen Rahmen von tiefstiller Waldeinsamkeit umgeben ist, durch die man fast nach allen Richtungen mindestens eine Stunde Wegs hindurch muß, ehe man andre Ansiedlungen von Menschen erreicht, und die Empfindung davon giebt ihm besonders gegen Abend eine eigne melancholische Stimmung, die es an sich nicht hat, wie denn der prächtige Wald, namentlich im Herbst, wo seine Wipfel mit ihrem vielartigen Laube in zwanzig Farben brennen, Leben und Wechsel genug darbietet.

Friedrichsruh ist eine verhältnismäßig neue Gründung und keineswegs, wie man glauben könnte, nach einem der Friedriche benannt, die abwechselnd mit Christianen früher Könige von Dänemark und im jetzigen Jahrhundert auch Herzöge von Lauenburg waren. Noch in der Zeit des Siebenjährigen Krieges gab es in dieser Gegend des Sachsenwaldes nur das Dorf Aumühle, zu dem neun Bauernstellen, eine Schule und eine Kornmühle gehörten, desgleichen eine Papiermühle, die im Jahre 1758 in eine Eisenhütte verwandelt wurde und in dieser Eigenschaft später in den Besitz des Hamburgers Daniel Wuppermann überging. Sie muß nicht unbedeutend gewesen sein. Später kam noch ein Kupferhammer hinzu, der die Stangenmühle genannt wurde und einem andern Hamburger Namens Krohn in Erbpacht gehörte. Als die Eisenhütte einging — sie stand am Einflusse der Osenbeke in die Aue, also etwa da, wo jetzt ein Brückchen über die Aue nach dem Parke hinter Bismarcks Wohnung führt —, trat an ihre Stelle eine Tuchfabrik, die bis in die neuste Zeit bestanden hat. Bei dem Kupferhammer nun und auf dem Grund und Boden, wo vordem ein Försterhaus gestanden hatte, erbaute sich im Jahre 1763 der Graf Friedrich Karl August zur Lippe, Sternberg und Schwabenberg, „des brandenburgischen Roten Adlerordens Ritter," auf einem von der Landesherrschaft erpachteten Stück Landes einen Wohnsitz, dem er den Namen Friedrichsruh beilegte, und wo er, ein eifriger Liebhaber der hier sehr ergiebigen Jagd, hauste, bis er 1781 sechsundsiebzig Jahre alt zu seinen Vätern versammelt wurde. Das Haus, unter dem wir uns keinen monumentalen Bau vorstellen dürfen, ist spurlos verschwunden, und nur der Name blieb an der Nachbarschaft haften, in der sich nach Eingehen des bis 1745 hier gewesenen

landesherrlichen Vorwerkes Nienhof, von dessen Ländereien auch der Graf zur Lippe fünfundachtzig Morgen gepachtet hatte, verschiedne kleine Pächter angesiedelt hatten, und in der neben ihnen das Wirtshaus entstand, das jetzt den Namen Landhaus oder Landkrug führt. Als Friedrichsruh eine Station der Eisenbahn erhielt und dadurch für die Hamburger ein beliebter Ort für Sonntagsausflüge und Sommerfrischen geworden war, erbaute ein gewisser Specht aus dem Nachbarstädtchen Bergedorf, der früher Bedienter eines Kaufmanns in Hamburg gewesen war, eine kurze Strecke vom Landkruge ein Logierhaus in einer Art Schweizerstil, das den Namen Frascati erhielt. Die darin betriebne Gastwirtschaft ging aber nach ein paar Jahren ein, und das Gebäude wurde vom Reichskanzler, als König Wilhelm, damals noch unbeschränkter Herzog von Lauenburg, ihm die Domäne des Sachsenwaldes als Geschenk überwiesen hatte,[1] käuflich erworben und durch An- und Umbau in sein jetziges, nicht gerade sehr stattliches, aber freundliches und behagliches, auch bis zu einem gewissen Grade vornehmes Heim für Sommer- und Herbstferien verwandelt.

Der Sachsenwald, der jetzt nahe an achttausend Hektaren oder ungefähr dreißigtausend Morgen groß ist und die Strecke Land an der Unterelbe umfaßt, die zwischen den Orten Wohltorf, Kröppelshagen, Dassendorf, Brunsdorf, Schwarzenbeck, Howekost, Möhnsen, Kasseburg, Kuddewörde und der Bille liegt, gehörte in der ersten Hälfte des Mittelalters dem Erzbischofe von Bremen, der ihn 1228 dem Herzog Albrecht zu Sachsen für dessen Ansprüche an Ditmarschen und die Grafschaft Stade zu Lehn gab. In dem Vergleiche, den die Städte Hamburg und Lübeck 1420 mit den Herzögen von Sachsen und Lauenburg zu Perleberg über die Abtretung des Amtes Bergedorf schlossen, wurde die Hälfte des Waldes mit Vorbehalt der Jagd mit abgetreten. Die Herzöge dehnten jedoch dann dieses ihr Jagdrecht so weit aus, daß sie die beiden Hansestädte thatsächlich vom Mitbesitze des Waldes ausschlossen. Ein von diesen deshalb beim Reichskammergericht angestrengter Prozeß dauerte 135, in Buchstaben einhundertundfünfunddreißig Jahre, wurde aber zuletzt, 1684 zu Gunsten der Kläger entschieden. Doch ist das Ur-

[1] 24. Juni 1871.

teil niemals ausgeführt worden, der Wald ist vielmehr immer ungeschmälert beim Herzogtum Lauenburg verblieben und mit diesem als Domäne erst an Hannover,[1] dann an die Königherzöge in Kopenhagen,[2] schließlich aber an Preußen und in den Besitz des Reichskanzlers gelangt. Er besteht aus sehr verschiednen Baumarten, Nadel- und Laubholz, Buchen, von denen er mehrere sehr schöne Bestände mit Stämmen wie Tempelsäulen aufzuweisen hat, Eichen, Eschen, Birken, Kiefern und Fichten, auch kommen einige Torfmoore vor, und ein an der Straße nach Dassendorf gelegner Teil ist in ein Gehege verwandelt, worin Edelwild und Sauen sind In andern Teilen ist die Jagd verpachtet.

Was den Ertrag des Waldes an Holz betrifft, so wechselt dieser mit dem Preise des Holzes, das übrigens nicht bloß als Brennmaterial verkauft oder sonstwie auf dem Markte verwertet wird, sondern auch teils in der Pulverfabrik, die ein Württemberger am Elbufer des hiesigen fürstlichen Landbesitzes errichtet hat, teils in der Dampfsägemühle zur Verarbeitung kommt. Im Jahre 1877 äußerte Oberförster Lange, der mit sieben Förstern die Verwaltung und Pflege des Sachsenwaldes besorgt, wenn sich die damals sehr niedrigen Preise besserten, getraue er sich jährlich für mehr als dreihunderttausend Mark Holz zu schlagen. In jedem der letzten zwölf Jahre vor 1891 aber soll er ungefähr für ebensoviel Thaler Holz gewonnen haben. Die beiden Flüsse der Gegend von Friedrichsruh liefern gute Fische, die Bille hat auch Forellen. Feld- und Viehwirtschaft wird hier nur auf den kleinen Gütern Siek und Schönau betrieben, die überm Saume des Waldes jenseits der Bille liegen und in den siebziger Jahren samt etlichen Bauernstellen vom Fürsten dazugekauft worden sind.

Wir betreten nun durch eine kleine Pforte in der roten Umfassungsmauer an der Eisenbahn den Vorraum des Hauses, worin der Kanzler in den letzten Sommern vor 1890 seinen Urlaub verbrachte. An der Pforte steht ein freundlicher Herr in Zivilanzug — einer von den Schutzleuten, die von Berlin abgeschickt sind, um

---

[1] nach dem Aussterben der Herzöge von Sachsen-Lauenburg 1697.

[2] 1814 als Entschädigung für Norwegen. Mit Schleswig-Holstein hatte Lauenburg staatsrechtlich gar nichts zu thun.

für die Sicherheit des Fürsten Sorge zu tragen.*) Der Vorraum ist zum Teil mit hübschem Strauchwerk bepflanzt, und zwischen dem Wohnhause und der Remise steht eine mächtige Tanne. Einige Schritte weiter glänzt auch Gezweig unter dem Spiegel der Aue, die hier einen kleinen Wasserfall bildet, und an deren Ufern zwischen stattlichen Buchen ein Parkweg hinführt, bis der Fluß sich zu einem Teiche erweitert, aus dessen Umkränzung von Gesträuch und Baumkronen sich jenseits ein schlankes, weißes, viereckiges Türmchen erhebt. Neben dem diesseitigen Ufer umfließt das stille Wasser eine kleine Insel mit einer Baumgruppe, und zuweilen segeln hier weiße und graue Schwäne vorüber.

Das Wohnhaus des Kanzlers ist ein zweistöckiges, gelblich getünchtes Gebäude, das aus zwei Teilen, dem alten Spechtschen und dem neuen Baue, besteht. Beide stoßen im rechten Winkel aneinander und haben die Treppe gemeinsam. Der alte Bau hat in seinem obern Teile die Form des Logierhauses im wesentlichen beibehalten, wie er auch heute noch dem Hausherrn zur Beherbergung seiner Gäste dient. Man betritt von der letzten Stufe der Treppe einen langen halbdunkeln Gang, von dem rechts und links Thüren nach Stuben von verschiedner Größe und mehr oder minder eleganter Ausstattung führen, und an dessen anderm Ende zur rechten wieder eine Treppe aufsteigt. Im Erdgeschosse ist eine Anzahl Familienzimmer, in denen u. a. die schöne Gehäuseuhr und der große eichne Schrank mit Schreibmaterial: Papier aller Sorten und Formate, Briefumschläge, Federn und Federhaltern, Bleistiften u. dgl. stehen, die deutsche Fabrikanten vor einiger Zeit dem Fürsten als Zeichen der Verehrung übersandten. Ferner öffnet sich hier, die Fenster der Parkseite zugekehrt, der ziemlich große Saal, worin gespeist wird. Unter den Parterreräumen zieht sich die Küche des Hauses mit ihrem Zubehör hin. Der neue Bau enthält unten die Gemächer des Kanzlers, zunächst, ein paar Stufen über der Hausflur, ein Vorzimmer, aus dem es links in ein als Büreau für Expedienten benutztes Stübchen geht, während man rechts durch ein zweites Vorzimmer in das sehr geräumige Arbeitszimmer und hinter diesem

*) Die kleine Pforte hatte 1893, als ich das letzte mal hier war, einem großen eisernen Gitterthore und einer Portierloge, der Schutzmann einem alten Pförtner Platz gemacht, der mit seiner Frau in dem schmucken Häuschen wohnte.

in das Schlafgemach kommt. Im ersten Stock wohnt die Fürstin, und gelegentlich hat ihre Tochter, die Gräfin Rantzau, mit ihren drei kleinen Söhnen hier einige Stuben inne. Selbst die Gänge sind mit Berliner Öfen versehen, und diese sind, wo sie in den Stuben stehen, so eingerichtet, daß man das Feuer darin wie im Kamin flackern sieht; denn der Fürst ist ein Freund der Wärme und sichtbarer lebendiger Ofenglut. Der Gesundheit wegen bedarf er solcher Auswärmung seiner Wohnung jetzt wohl nicht. Wenigstens war sein körperliches Befinden in den letzten drei Jahren vor 1890, besonders im Herbst 1888, wo ich fast fünf Wochen sein Gast war, unvergleichlich viel besser als im Spätherbst 1883, wo ich gleichfalls einige Tage hier bei ihm verweilte, und wo sich der Fürst nach Anweisung seines Arztes mancherlei bei Tische versagen mußte, nicht nur das früher eifrig betriebne Jagdvergnügen, sondern auch länger dauernde Spaziergänge im Freien und namentlich das Ausreiten aufgegeben hatte. Heute nun (1891) braucht er sich, so viel mir bekannt wurde, in keiner dieser Beziehungen mehr Zwang anzuthun, bei Tafel an Gerichten wenig oder gar nichts vorbeigehen zu lassen und sich auch im Genuß dessen, was sein Keller bietet, keine Beschränkung mehr aufzuerlegen, wie in der bösen Zeit vorher, wo ihm neben einem hartnäckigen verstimmenden Magenleiden auch schmerzhafte Neuralgie und Schlaflosigkeit eine Zeit lang fast ohne Unterlaß schlimme Tage und Nächte bereiteten und ihn auch in die ersehnte Ruhepause im Sommer und Herbst begleiteten. Das Magenleiden scheint gänzlich gehoben zu sein, der quälende Gesichtsschmerz tritt mindestens viel seltner auf als früher, und der Schlaf flieht sein Bett nicht mehr so beharrlich wie damals, wo er ihm oft erst beim Morgengrauen die Augen schloß. Die alljährlich sich wiederholenden Reisen zur Trinkkur nach Kissingen und nach dem Gasteiner Bade werden fortan vielleicht unterbleiben können. Der Kanzler macht häufig Ausflüge zu Fuße, wobei „sein Pensum fünftausend Schritte sind," auch wird das Pferd wieder bestiegen, und zwar zu Ritten, die stundenlang dauern. Auf die argen Tage sind gute und heitere gefolgt — eine Verjüngung, für die wir dem Himmel und dem Doktor Schwenninger von Herzen danken, und von der wir wünschen und hoffen wollen, daß sie ihm noch viele Jahre beschieden sein möge.

Wenn der Kanzler in die Ferien geht, so geschieht es, um sich in grüner Einsamkeit zu erholen, sich einmal wieder als Landedelmann zu fühlen und täglich die Waldstille aufzusuchen, „wo man nur den Specht hört.“ Ganz gelingt ihm freilich die Isolierung nie, und zwar in Friedrichsruh weniger als in Varzin, das weitab von Großstädten und Weltstraßen liegt. Die Welt folgt ihm auf den Eisenbahnschienen und Telegraphendrähten nach; denn sie bedarf seiner als ihres Atlas auch, wenn er ihrer nicht bedarf, sie vielmehr von den Schultern schütteln möchte. Sie kommt zu ihm in Briefcouverts und Aktenbündeln und in Gestalt von Besuchen, heimischen und fremden Ministern, Botschaftern und Räten, die alle mehr oder minder wichtige Fragen oder Berichte mitbringen und es meist eilig haben. Es giebt also hier zu jeder Zeit Geschäfte, nicht so viel, insbesondre nicht eine solche Last kleinen Gemüses wie in Berlin, aber immerhin mehr als genug. Zu ihrer Erledigung werden als Gehilfen der oberste Expedient der Reichskanzlei, Geheimrat von Rottenburg, und ein Sekretär mitgenommen, die oft reichlich zu thun haben. Und was das große Reich nicht an Arbeitskraft beansprucht, verlangt mit seinen Bedürfnissen, seinen Sorgen, seinen Schöpfungen und Verwandlungen das kleine Reich der fürstlichen Besitzungen und hier zunächst dessen Provinz im Amte Schwarzenbeck, wo Oberförster Lange mit Fleiß und Würde waltet. Die Pflichten der Großgrundbesitzer werden vom Fürsten mit Verständnis und Sorgfalt wahrgenommen, nicht minder die entsprechenden Rechte. Er läßt sich regelmäßig über die Verwaltung seines Wald- und Feldeigentums Bericht erstatten und sieht auf seinen Fahrten, Ritten und Gängen persönlich nach, wie es steht, und wo es fehlt, wie weit es mit der oder jener Anlage oder Verbesserung ist, wie die Saaten aufgehen und gedeihen, wie den Kühen im Wickenfelde die neue Weide bekommt, und dergleichen Dinge mehr.

Die tägliche Ordnung im Leben des Reichskanzlers hat in Friedrichsruh wie in Varzin etwa folgende Regel. Früh Arbeit am Schreibtisch, dann bei gutem Wetter ein Gang oder Ritt, wohl auch ein Ausflug zu Wagen in die Nachbarschaft, wo meist gute, auch chausseeartige Wege sind. Hierauf das zweite Frühstück mit der Familie, Rottenburg, dem Sekretär und den etwa eingetroffnen Gästen, das um zwei Uhr nachmittags beginnt, und während dessen

der Kanzler die Eingänge, die Post und Telegraph gebracht haben, liest und Rottenburg Weisungen darüber erteilt, wie sie zu erledigen sind. Dann verschwindet der Fürst wieder nach seinem Arbeitszimmer, bisweilen schließt sich daran ein zweiter Ausflug allein oder mit einem Gaste. Um sieben Uhr folgt das Diner, worauf im Nebenzimmer der Kaffee eingenommen wird und die Gäste eine Cigarre rauchen, während der Fürst sich auf ein kleines Sofa hinter dem Tische mit den Lampen zurückzieht und zu einer der drei langen Pfeifen greift, die hier für ihn bereit stehen, und deren Porzellanköpfe mit Varinas gefüllt sind. An der Unterhaltung der übrigen, die meist flüsternd geführt wird, nimmt er gewöhnlich keinen oder nur geringen Anteil, sondern liest Zeitungen, darunter die größern Hamburger Blätter. Nach einer Stunde entfernt er sich. Zum Thee, der um zehn Uhr getrunken wird, erscheint er nicht, weil er jetzt beizeiten zur Ruhe geht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Aus den Jahren 1878, 1879 und 1880

Die „Erinnerungen“ in der Gartenlaube waren größtenteils Bruchstücke aus der ersten Hälfte meines 1870 und 1871 in Frankreich geführten Tagebuchs gewesen. Bei ihrer Abfassung hatte ich mich darauf besonnen, daß der Fürst bei der Audienz, in der ich mich im März 1873 bei ihm verabschiedete, die Äußerung gethan hatte, es sei nützlich und wünschenswert, wenn das Ganze mit Ausnahme solcher Stellen, deren Mitteilung Takt und Vorsicht widerrieten, veröffentlicht würde. Es fragte sich, als ich daraufhin an die Ausführung seines Wunsches zu gehen beschloß, nur noch, ob er jetzt ebenso dachte, und ob er mich bei der Arbeit unterstützen würde, indem er das Werk vor dem Drucke bogenweise einer Durchsicht unterzöge und das ihm Bedenkliche striche, Unrichtiges änderte und etwaige Zusätze einschaltete. Um mir darüber Gewißheit zu verschaffen, reiste ich in der ersten Woche des April 1878 nach Berlin und meldete mich unter kurzer Darlegung meines Planes zu mündlicher Besprechung der Sache bei ihm an. Darauf erhielt ich noch an demselben Tage, am 6. April, das folgende Schreiben:

„Verehrter Herr Doktor,

Mein Vater läßt Ihnen sagen, daß er heute den ganzen Tag zu Hause bleibe und Sie gern sehen wolle. Falls Sie Zeit haben, bittet er Sie, um fünf Uhr zum Essen zu kommen; sonst zu jeder Ihnen passenden Stunde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Graf Bismarck.“

Ich folgte dieser Einladung, speiste mit der Familie und verhandelte dann mit dem Fürsten über meine Absicht. Er erteilte seine Einwilligung ohne Verzug und meinte nur in betreff der von mir erbetnen Mitwirkung, wenn er die Bogen vor dem Druck durchsehe, daran ändere und gelegentlich etwas hinzuschriebe, so würde er vor der Welt als Mitverfasser des Buches angesehen werden. Ich zerstreute dieses Bedenken, indem ich bemerkte, bei seinen Lebzeiten werde niemand als der Verleger der Schrift, ein Freund, auf dessen Verschwiegenheit ich mich verlassen könne, etwas davon erfahren, daß er die Veröffentlichung des Tagebuchs in den angegebnen Grenzen gestattet und unterstützt habe, auch die Druckerei nicht, da ich mir zwei Korrekturabzüge, einen für ihn und einen für mich, schicken lassen, und seine etwaigen Streichungen, Berichtigungen und Zusätze von seinem Exemplare auf das meinige übertragen und nur dieses dem Drucker zur Beachtung übersenden würde. Er willigte auf Grund dieser Vorstellung auch in diesen Teil meines Anliegens, und als das Manuskript so weit vollendet war, daß es in die Presse gehen konnte, wurde nach der eben erwähnten Verabredung verfahren.

Die ersten beiden Revisionsbogen gingen am 5. Juli 1878 vom Verleger an den Fürsten nach Berlin ab, die spätern nach Kissingen, wo er sich bis in die dritte Woche des August zur Kur aufhielt, nach Gastein, wo er bis zum 16. September eine zweite Kur brauchte, nach Varzin und zuletzt von neuem nach Berlin, wohin ich inzwischen wieder übergesiedelt war, und kamen, mit den Abänderungen des Kanzlers versehen, meist wenige Tage nach ihrer Absendung zur Übertragung der mit ihnen vorgenommnen Korrekturen auf den für die Druckerei bestimmten Abzug mir zu. Da über eine Vernichtung der Bogen nichts verabredet worden war, glaubte ich sie unter den Andenken an meinen Verkehr mit dem Fürsten aufheben zu dürfen, und ich bewahre sie noch. Auf einigen Bogen war nichts, auf andern wenig, wieder auf andern ziemlich viel gestrichen, doch betrug das Beseitigte nicht viel mehr als den fünfzigsten Teil des Ganzen. Dabei hatte der Fürst offenbar sorgfältig gelesen; denn es waren sogar geringfügige Druckfehler verbessert. Die größern Streichungen hatte mein durchlauchtigster Zensor durch Randglossen motiviert und außerdem durch Begleit-

schreiben aus der Reichskanzlei begründen lassen; sie betrafen meistenteils Äußerungen des Fürsten über Persönlichkeiten, die noch am Leben waren und nicht verletzt werden sollten. Hin und wieder hatte der fürstliche „Mitverfasser" auch kurze Zusätze zu meinem Texte gemacht. Daß alle diese Änderungen gewissenhaft beachtet und von der Druckerei genau ausgeführt wurden, bedarf wohl kaum besondrer Hervorhebung.

So weit schien alles im rechten Gange zu sein. Bis zur Heimkehr nach Varzin hatte der Fürst augenscheinlich keine andern Bedenken gegen mein Unternehmen gehabt als die, die er in seinen Streichungen und Randbemerkungen, sowie in den erwähnten Begleitbriefen (seines Sekretärs Sachsse) ausgedrückt hatte, und die als von mir und der Druckerei beseitigt angesehen werden mußten. Jetzt muß ihm nachträglich noch einiges anstößig vorgekommen sein. Am 27. September erhielt ich nachstehendes Schreiben:

„Varzin, 26. September.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Beigehend erlaube ich mir Ihnen den Korrekturbogen mit den Veränderungen, die er hier erhalten, zu übersenden. Mein Vater möchte über das ganze Werk und seinen Inhalt, ehe Sie es erscheinen lassen, gern noch mit Ihnen sprechen, da er glaubt, daß Sie nach einer mündlichen Unterredung mit ihm vielleicht noch einige kleine Kürzungen vornehmen würden. Vielleicht ist es Ihnen möglich, Anfang nächsten Monats nach Berlin zu kommen, wo mein Vater sich sehr freuen würde, Sie zu sehen; ich möchte in diesem Falle nur um eine vorherige kurze Anmeldung an meine oder Baron Holsteins Adresse bitten. Vom Sonntag an sind wir in Berlin.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Graf Herbert Bismarck."

Damals bereits wieder nach Berlin verzogen, stellte ich mich am 4. Oktober beim Fürsten in seinem neuen Palais, Wilhelmstraße 77, ein, wo ich in seinem nach dem Garten hinausgelegnen

Arbeitszimmer mit ihm eine ungefähr einstündige Unterredung, von $4^1/_4$ bis $5^1/_4$ Uhr, hatte. Er empfing mich sehr freundlich, gab mir die Hand, lud mich ein, mich ihm gegenüber an den großen Doppelschreibtisch zu setzen, und sagte dann:

„Nun, Sie sind wieder Berliner geworden?"

Ich erwiderte: „Ja, Durchlaucht, es war auf die Dauer zu langweilig in Leipzig; auch wollte ich in Ihrer Nähe sein, um Ihnen bei Gelegenheit meine Dienste anbieten zu können."

Er: „Und Sie haben mit der Gartenlaube gebrochen?"

Ich: „Die neue Redaktion — Keil (der Verleger) ist vor sechs oder sieben Monaten gestorben — hielt manches in den Aufsätzen für Kleinigkeit und wollte es gestrichen wissen. Ich aber war andrer Ansicht, und da die Herren bei der ihrigen blieben, ließ ich mir meine Sachen zurückgeben. Dafür aber werde ich die Grenzboten künftig ganz zu meiner Verfügung haben — wenigstens den ganzen politischen Teil, der jetzt nicht so ist, wie er sein sollte. Es war dort der Artikel Barzin, um den es sich handelte, wo ich allerdings sehr ins Detail gegangen war. Aber ich sehe Sie nun einmal mit den Augen des nächsten Jahrhunderts an, und so finde ich nichts klein und bedeutungslos, was Sie angeht, und ich bin gewiß, die Zukunft wird auch so denken."

Er: „Aber die Gegenwart nicht. Das gilt jetzt auch von dem Buche; es ist zu lang geworden mit den vielen Details, und Sie werden damit kein gutes Geschäft machen. Auch hat es Stellen, die man lächerlich machen kann, und die Witzblätter werden sich das nicht entgehen lassen. Auch ich werde dabei daran kommen. Ich mache mir zwar nichts daraus, aber Sie?"

Ich: „Mir ist es ebenfalls einerlei. Ich habe keine Furcht, weder vor denen, noch vor den andern Kritikern, wenn ich nur weiß, daß ich dadurch Ihr Wohlwollen nicht verloren habe."

Er: „Nun ja, aber Sie haben dann auch andre an meinem Tisch sprechen lassen, was beim Weine gesagt wurde und nicht in die Presse gehört. Sie werden sich damit viel Feindschaft zuziehen. Ich habe nur mäßig gestrichen und manches stehen lassen, was eigentlich auch nicht bleiben sollte. Andres aber mußte weg."

Er nahm zwei Korrekturbogen und ging sie durch. „Zum

Beispiel, daß mein armer Vater faule Austern gegessen hat," sagte er. „Und hier, wie Lehndorff die Geschichte von der Fürstin Pleß und dem Kronprinzen erzählt. Sie ist ja wahr, aber was soll Lehndorff denken, wenn er liest, daß das, was er an meinem Tische gesagt hat, von jemand in die Öffentlichkeit gebracht worden ist?"

Ich entgegnete, daß ich nicht gewußt habe, jener habe die Fürstin Pleß gemeint, auch sei sie von mir nicht genannt worden.

Er erwiderte: „Aber aus dem Vorhergehenden würde man das geschlossen haben. — Und hier das, wo ich mich anspitze, um die langweilige Gesellschaft kurzweilig zu finden. Da machen die Germania und die sozialistischen Blätter einen Trunkenbold aus mir. Und da, die Geschichte mit Rechberg. Was sollte der sagen? Überdies war die Sache ganz anders, als Sie es in den ersten acht oder zehn Zeilen erzählen. Nicht er hatte provoziert, sondern ich, und er wars, der zuerst vom Fordern sprach." *)

Der Fürst kam dann auf etwas andres, was ihm in den Bogen unpassend erschien, zu reden, z. B. auf eine Stelle im zweiten Bande, Seite 262, zu der er bemerkte: „Hm, ich habe das gesagt, ich weiß es. Aber jedermann muß sehen, daß es auf den König geht. Und Augusta liest das Buch — aufmerksam — und streicht es ihm an und macht Bemerkungen dazu. Ich weiß ja, daß ich mit ihm in Versailles wochenlang einen harten Stand hatte. Ich wollte gehen; denn es war mit ihm nichts anzufangen. Auch jetzt habe ich mit ihm oft meine Not. Da schreibt man eine Note oder Depesche, auf die viel ankommt. Man feilt sie und schreibt sie um, sechs oder sieben mal, und wenn er sie dann zu sehen kriegt, korrigiert er Dinge hinein, die das Gegenteil von dem sind, was man sagen und erreichen will. Der Kronprinz ist ganz anders." Er sprach sich nun auf mein Befragen günstig über den Kronprinzen aus, desgleichen über dessen Gemahlin. Als ich von dieser die Rede auf den Herzog von Koburg brachte, bemerkte der Chef: „Ich habe Ihnen auch hier einiges streichen müssen, weil das sehr übel genommen worden wäre, da er der liebe Onkel ist." Er

*) Ist im Obigen Band I, 231 jetzt nach diesen Äußerungen berichtigt.

meinte damit vorzüglich eine oder zwei Stellen, die das Bestreben der Hoheit, als beherzt und unerschrocken zu erscheinen, betrafen, und dadurch kam er auf das bekannte Bild von der Eckernförder Affaire, deren wahren Verlauf ich ihm nach Timms Bericht erzählte. Als ich daran die Bemerkung knüpfte, der hohe Herr hätte überhaupt keine Courage, sagte er: „Dafür kann er nichts, das ist seine Naturanlage. Aber daß er sich als Helden malen läßt!"

Ich erkundigte mich darauf, wie er jetzt mit der Kaiserin stünde, und er antwortete: „Wie vorher, sie thut, was sie kann, gegen uns, und bei ihm nicht immer ohne Erfolg. Sie wird Falk doch noch verdrängen.[1] Die Hofprediger — ja Christentum, aber nicht Konfession. — Da fällt mir noch ein — fuhr er fort —, bei der Geschichte in Horsitz hatten Sie geschrieben, Prinz Karl hätte mir durch Perponcher ein Bett anbieten lassen.[2] Der wars nicht, sondern der Großherzog von Mecklenburg. Dem Prinzen wäre so was nicht eingefallen. Der haßt mich und hat mir schon alles gebrannte Herzeleid angethan."

Ich äußerte dann, ich hoffe, daß er die Stellen des Buches, die er gestrichen habe, nicht als Folgen bösen Willens auf meiner Seite ansehen werde; ich habe ihm mit dem Ganzen nützen, nicht schaden wollen. Er erwiderte: „Manches ist auch gut und mir ganz recht, z. B. das über den Papst und die Katholiken. Ich wollte nur, Sie hätten hier mehr davon gegeben. Doch läßt sich das vielleicht später machen. Da ließe sich noch manches hinzufügen. Aber wäre es nicht möglich, daß jetzt noch das eine oder das andre gekürzt würde?"

Ich verneinte das, indem ich vorstellte, daß von den jetzigen vierzig oder einundvierzig Bogen, die er gelesen hätte, schon Tausende gedruckt wären, und eine etwaige Umänderung große Kosten verursachen würde. Bei einer zweiten Auflage würde ich ihn bitten, mich wissen zu lassen, was er weiter ausgeführt haben möchte. Auch könne ich ihm in den Grenzboten dienen, die zwar ein kleines Blatt, aber von früher her immer noch ziemlich angesehen seien,

[1] G. u. E. II, 131 ff., 161.

[2] Siehe oben S. 80.

und deren wichtigere Artikel wir in besondern Abzügen in die Tagespresse bringen könnten, wie im Jahre vorher mit gutem Erfolge geschehen sei. Er schien geneigt, darauf einzugehen.

Als ich sodann fragte, wie es mit seiner Gesundheit stünde, und ob Kissingen und Gastein ihm gut gethan hätten, erwiderte er: „Ja, Gastein. Aber es ist ein gefährliches Wasser, mit dem man sich in acht nehmen muß, hinterher, besonders vor Ärger und Aufregung. Man kann in solchen Fällen davon ganz dämlich werden. Das habe ich jetzt erfahren. Sie wissen von meiner letzten Krankheit?“

„Ja, es war wieder ein Anfall der Gürtelrose.“

„Nein, es war etwas andres. Die Stenographen nahmen bei der letzten Rede Partei gegen mich. Als ich noch populär war, da war es nicht so. Jetzt verunstalteten sie das, was ich gesagt hatte, daß gar kein Sinn drin war. Wo links oder im Zentrum gemurrt wurde, ließen sie das »links« weg, und wo Beifall erfolgte, vergaßen sie es. Das ganze Büreau ist so. Ich habe mich aber beim Präsidenten beschwert. Davon wurde ich krank. Es war wie die Tabakskrankheit, Eingenommenheit des Kopfes, Taumel, Neigung zum Erbrechen u. s. w.“ Er beschrieb diesen Zustand ausführlich, dann auch die Gürtelrose.

Ich erkundigte mich, ob er nun nach Varzin zurückkehren oder nach Friedrichsruh gehen werde. „Oder vielleicht auf das neue bayrische Gut, von dem in der Zeitung die Rede war,“ fügte ich hinzu.

Er lächelte und sagte: „Bayrisches Gut? Ich denke gar nicht daran, eins zu kaufen. Ich habe Schaden genug von denen, die ich in Lauenburg gekauft habe; da frißt der Kaufpreis die Einnahmen des ganzen Besitzes auf. Wie kann ein Gut etwas tragen, wo der Scheffel so wenig gilt wie jetzt?“ Er setzte dies ausführlich auseinander und fuhr dann fort: „Ich habe ihnen das schon lange gesagt und versucht, hier Abhilfe zu schaffen. Unsre ganze Landwirtschaft geht dabei zu Grunde.“

Ich bemerkte, daß ich auch die Bauern bei Wurzen und weiter oben im Muldenthale über die unerträgliche Konkurrenz des polnischen und ungarischen Getreides bei den hohen Löhnen der Dienstleute klagen gehört, und daß man von ihm Hilfe erwarte. „Ja

— versetzte er —, es wird nicht eher anders als Tariferhöhung bei den Eisenbahnen oder — Kornzölle."

Ich lenkte das Gespräch nochmals auf die Grenzboten, indem ich bemerkte, der Verleger stelle sie ihm unbedingt zur Verfügung, und ich würde darin sagen können, was ich wolle. Doch würde ich erst im Januar oder Anfang Februar soweit sein. Ich gedächte dann, wenn er es erlaube, von Zeit zu Zeit seine Wünsche einzuholen.

„Ja — erwiderte er —, das ist ganz gut; aber ob ich im Februar schon zurück sein werde, weiß ich nicht. Erst müssen wir unsre Tochter verheiraten."

Ich gratulierte.

Da mir der Plan mit den Grenzboten noch nicht recht erledigt schien, kam ich nochmals auf ihn zurück, wobei ich vorstellte, ich gedächte es so damit zu halten, daß ich bei besonders wichtigen Gelegenheiten, innern Krisen, auswärtigen Verwicklungen u. dergl. mich bei ihm anmelden würde und um seine Befehle bäte. Ich müßte aus erster Quelle schöpfen, da ich zwar mit Bucher befreundet sei, dieser aber, wie ich zu wissen meinte, jetzt wenig mehr mit ihm verkehre.

„Bucher — sagte er —, ja, aber das ist mit den andern ebenso, seit ich einen Stellvertreter habe — und Bülow. Ich bin überhaupt nur noch die Ziskatrommel."

„Ich könnte übrigens bei Nacht kommen — äußerte ich —, wie Nikodemus."

„Ja, kommen Sie nur — erwiderte er —, ich werde mich freuen. Aber warum wie Nikodemus? Sie können auch bei Tage kommen."

Er sprach dann noch einmal davon, daß das Buch von den Witzblättern zu Späßen verarbeitet, und daß es von den Ultramontanen und Sozialisten gegen ihn ausgebeutet werden, auch daß ich mir damit Feinde erwecken würde. Er mache sich nichts daraus, aber ich solle mich in acht nehmen. Ich wiederholte, daß ich keine Angst hätte, da mir nur an *seiner* Meinung gelegen sei. Dann stand er auf, ging mit mir bis an die Thür des Vorzimmers und verabschiedete mich mit einem Händedruck.

Ungefähr vierzehn Tage später las ich in den Zeitungen vom

Tode Bismarck-Bohlens, unſers Kriegsgefährten im franzöſiſchen Feldzuge. Es war eine doppelt betrübende Kunde: der luſtige Graf war ein trauriger Graf geworden und hatte ſich (in Venedig) ſelbſt den Tod gegeben.

Zu Anfang des Novembers wurde das Buch „Graf Bismarck und ſeine Leute“ von der Verlagshandlung verſandt. Sofort allgemeines Aufſehen erregend, erfuhr es in der deutſchen und bald auch in der ausländiſchen Preſſe die verſchiedenſte Beurteilung und blieb mehrere Wochen in weiten Kreiſen Gegenſtand des Geſprächs. In einem Punkte trafen alle Urteile zuſammen: *Der Verfaſſer hatte die Wahrheit ſagen können, und er hatte ſie ſagen wollen.* Im übrigen gingen die Meinungen weit auseinander, und zwar ſowohl über die Abſicht und die Berechtigung des Autors bei ſeinen Mitteilungen als über den litterariſchen Wert ſeiner Leiſtung. Merkwürdig war dabei, daß die Kritiken meiſtens um ſo günſtiger lauteten, je weiter der Ort, wo ſie erſchienen, von Berlin entfernt war, komiſch, daß manche ihre Anſicht über das Buch ausſprachen, ohne mehr als Auszüge daraus, die nur das Senſationelle herausgefiſcht hatten, geleſen zu haben; gar nicht hübſch endlich, daß mehrere Blätter es, nachdem ſie ihm das nach ihrem Geſchmack Intereſſante entnommen und Spalte auf Spalte ihrer Feuilletons damit gefüllt hatten, unfreundlich behandelten.

Das Urteil der meiſten größern Zeitungen Deutſchlands war mehr oder minder abfällig, die kleinen ſchrieben das mit einigen Ausnahmen in herkömmlicher Weiſe nach. Wohlwollen und Anerkennung fand der Verfaſſer nur bei wenigen Organen der Preſſe, die zum Teil auch erkannt hatten, was der eigentliche Kern und Zweck ſeines Werkes war. Die Weſerzeitung empfahl es als „eine Sammlung von vielſagenden, prägnanten Details, die eine förmliche Schatzkammer zu nennen iſt.“ Der Hamburger Korreſpondent ſchrieb: „Aus Buſchs Tagebuchblättern tritt uns das berühmte Reichskanzlerbild ſo lebensvoll und farbenreich entgegen, wie aus keiner der bisher erſchienenen Biographien, und nicht minder intereſſant ſind die begleitenden Nebenumſtände und der geſchichtliche Hintergrund gezeichnet.“ Die Norddeutſche Allgemeine Zeitung nannte das Buch ein „in hohem Grade leſenswertes und lehrreiches“ und bemerkte: „So viel Publikationen über die Ereigniſſe von 1870

bis 1871 auch bereits in den Händen der Lesewelt sind, dem vorliegenden Buche wird keins an Interesse gleichkommen. Es eröffnet nicht nur einen Blick in das intime — sagen wir Familienleben des damaligen Bundeskanzlers mit seiner Umgebung, sondern ist auch außerordentlich reich an Notizen politischen Inhalts — zum Teil von hoher Bedeutung." Ein Rezensent in der Berliner Börsenzeitung meinte: „Die von Moritz Busch aus dem Leben des Reichskanzlers gesammelten Episoden und denkwürdigen Aussprüche beschäftigen alle Welt.... Sie werden überall gelesen werden, wo Menschen wohnen. Der Inhalt des Buches an und für sich wäre schon eine litterarische Leistung ersten Ranges, selbst wenn der Held desselben eine reine dichterische Fiktion und nicht die gewaltigste Persönlichkeit unter den politischen Größen unsers Jahrhunderts wäre. Leser, die keinen Sinn für das Charakteristische haben, meinen, daß in den von Moritz Busch mit feinem Verständnis ausgelesenen Erlebnissen und Aussprüchen des Fürsten Bismarck sich manche Trivialitäten und Frivolitäten befinden, und unter diese rechnen sie manchmal gerade jene drastischen Züge, die das ursprüngliche nüchterne, objektive, fast plebejisch anspruchslose und prunklose Wesen desselben am plastischsten bezeichnen. Wer für die schemenhaften, markllosen, von eitel Edelmut und Sentimentalität durchtränkten Helden deutscher Romanschriftsteller schwärmt, wird sich von dem Porträt, das Moritz Busch skizziert, mit einem Gefühl von Beklommenheit abwenden; wer aber nach den Dichtern des Realismus seinen Geschmack gebildet, wird bezaubert auf das bis ins kleinste Detail lebenswahre und charakteristische Bild blicken, selbst wenn seine Weltanschauung nicht mit der des Reichskanzlers parallel läuft." Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, mir sonst keineswegs besonders zugethan, hatte zwar allerhand Ausstellungen an dem Buche und seinem Verfasser zu machen, erkannte aber die eigentliche Tendenz und Bedeutung des Buches ehrlich und unbefangen an, indem sie sagte, es enthalte „Aufzeichnungen, die für den dereinstigen Geschichtschreiber vom höchsten Werte sein dürften, ja vieles, wofür dasselbe dereinst die einzige verlässige Quelle bieten dürfte."... „Zum Erweise, ein wie wertvolles, teilweise einzig in seiner Art vorhandnes historisches Quellenmaterial dasselbe in sich birgt," ließ der Kritiker dann einige gut gewählte Auszüge folgen.

In ähnlicher Weise äußerten sich noch einige Organe der deutschen Tagespresse. Die weit überwiegende Majorität der Zeitungen dagegen urteilte, wie gesagt, mehr oder minder entschieden ungünstig über das Werk.

Komisch ging es der sonst verständigen, wohlgesinnten und zuweilen gut unterrichteten Post mit dem Werke. Am 10. November konstruierte sie „auf dem Wege der gesunden Vernunft“ in einem Artikel: „Indiskrete Bücher,“ wie es sich mit der Veröffentlichung des Buches verhalten haben müsse. Hinweisend auf das Versailler Tischgespräch, bei dem der Fürst von meinem Tagebuch erfuhr, gelangte das Blatt — oder sein Mitarbeiter, der Professor Konstantin Rößler? — zu folgenden Schlüssen: „Wer den Charakter des Kanzlers kennt, der wird uns beistimmen, daß er sich damals gesagt haben wird: Wenn dieses Tagebuch existiert, soll es bei der ersten Gelegenheit heraus. Es ist dieselbe Methode, die der Kanzler bei den diplomatischen Urkunden in unberechtigten Händen bekundet hat. Die Verschiedenheit der Personen, die in dem einen Falle gerichtlichen Zwang erforderte, mag in dem andern Falle nur eines zulassenden Winkes bedurft haben. Worin besteht der Charakterzug, aus dem diese Methode folgt? Wir denken in dem Bewußtsein, daß das lächerlichste Ding auf der Welt Geheimnisse sind, deren wir uns entäußert haben, die in Schriftstücken oder auch nur in menschlichen Erinnerungen außer uns verschlossen sein sollen. Das Siegel, das wir auf äußere Dinge legen, selbst ein äußeres Ding wird früher oder später, leichter oder schwerer, geschickter oder ungeschickter zerreißen, wenn das Geheimnis der Mühe lohnt, und wir haben die Stunde nicht in der Hand, die in eine sehr ungelegne Konstellation treffen kann. Also zerreiße das Siegel, oder vielmehr mache nie den Versuch, Geheimnisse zu haben, die du nicht in deinen Gedanken behalten hast, die in irgend einer Form in die Außenwelt gelangt sind.... Fürst Bismarck liebt nicht, daß von ihm solche Geheimnisse existieren, und kann es nicht lieben. Dies unsre Erklärung, warum jenes Tagebuch veröffentlicht worden ist, und sie steht uns so fest wie irgend ein vernünftiger Schluß.“ — Sie stand aber nicht lange fest, diese Erklärung, deren Urheber nichts von geheimen Aktenschränken und Archiven zu wissen schien und den Umstand außer acht gelassen hatte, daß das Tagebuch fast acht

Jahre unveröffentlicht geblieben war. Schon zwei Tage nachher machte sie einer „Berichtigung" Platz, in der es hieß: „Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß dem Fürsten Bismarck bei dem Bemühen, die Herausgabe dieser Tagebuchblätter zu hindern, das Gesetz mit keiner Waffe zur Seite stand. Wenn der einzig gestattete Weg der Vorstellung nicht fruchtete, so ist der Fürst in die Lage versetzt, auf die Einsicht des Lesers zu rechnen, der ihres natürlichen Zusammenhangs beraubte Äußerungen vor sich hat." Diese „Berichtigung" soll aus der Reichskanzlei gekommen sein. Wie viel an ihr war, weiß man aus dem Obigen. Daß ich damals nicht darauf antwortete und die wahre Lage der Dinge konstatierte, war vielleicht nicht für alle selbstverständlich, aber der Fürst wußte, daß es für mich so war.

Wenden wir uns zu den Urteilen der auswärtigen Presse, so verstand sich wohl von selbst, daß das Buch in Frankreich keinen Beifall fand, und daß dort der Held wie der Autor desselben der Gegenstand erbitterter Angriffe war. An der Wahrheit des darin Mitgeteilten zu zweifeln kam meines Wissens auch dort niemand in den Sinn. „Das Buch ist durchdrungen von dem Geiste einer rauhen Offenherzigkeit — schrieb u. a. das Mémorial Diplomatique —, und die in ihm enthaltenen Gespräche und Urteile kleiden sich in jene Form naiver Derbheit, die nicht zum Gebiete erdichtender Einbildungskraft gehört."

Mit dem größten Interesse wurde das Werk von den englischen Zeitungen aufgenommen (die Times widmete ihm einen eignen Leitartikel und brachte dann nicht weniger als sechs ihrer Riesenspalten kleinen Druckes mit Auszügen aus seinem Inhalte), und ausnehmend freundlich wurde es vom größten Teile der Hauptorgane der amerikanischen Kritik besprochen. Die Newyorker Staatszeitung sagte: „Das Buch ist ein litterarisches Ereignis, mit dem sich die Kritik abzufinden hat. Diese hat kaum etwas damit zu schaffen; denn wie auch ihr Urteil lauten mag, das Publikum wird darüber hinwegsehen und wissen wollen, wie des Deutschen Reiches Kanzler ißt, trinkt, schläft und arbeitet — vor allem aber, wie er urteilt. Das wird sich auch nicht hinwegwitzeln lassen, so amüsant auch der Stoff dafür ist. Was Moritz Busch geschrieben hat, damit hat er, vom Wert oder Unwert abgesehen, ein Werk in die Welt gesetzt,

das nicht wieder daraus verschwinden oder jemals in Vergessenheit geraten wird." Die Boston Post urteilte folgendermaßen: „Einfach als ein Stück getreuer Berichterstattung ist es ein wunderbares Buch. Einer unsrer Schriftsteller, der es immer wieder von neuem gelesen hat, äußert: Es ist fast nicht zu glauben, daß irgend ein andrer Zuhörer bei einer langen Reihe ungezwungner Tischgespräche sie so vollständig und so genau wiedergegeben hätte, wie Doktor Busch gethan hat. Er hat uns nicht bloß die Worte, sondern sogar gleichsam die Töne der Unterhaltung vernehmen lassen, und wir erhalten auf seinen Seiten an jeder Stelle präzise Angaben der Stimmung des Sprechenden, wir verstehen die Laune, in der Bismarck zu reden beginnt, und entdecken im weitern Verlaufe der Unterhaltung sogar, wie die eigne Äußerung des Sprechenden auf seine Stimmung gewirkt und seinen Seelenzustand verändert und intensiver gemacht hat. Wenn man das Buch liest, so ist es nicht so sehr ein Lesen als ein Zuhören; seine Aufzeichnungen sind mehr Echos aus einem Phonographen als Berichte, die aus dem Gedächtnis abgeschrieben worden sind."

Einige Monate nach der Versendung der ersten deutschen Auflage war das Buch schon in neun Übersetzungen auf dem Markte. Es erschien englisch bei Macmillan in London in zwei schön ausgestatteten Bänden und in einer Auflage von 4000 Exemplaren. Es kam ferner, gleichfalls in englischer Übertragung, bei Scribners Sons in Newyork heraus, und dazu traten eine zweite Übersetzung in den Vereinigten Staaten und eine in Kanada (Toronto), die in einen Band zusammengedrängt war und vermutlich billiger und auf stärkere Nachfrage berechnet gewesen sein wird als die Scribnersche. Eine Übertragung ins Französische folgte, die der Kapitän Derosne besorgt und Dentu in Paris verlegt hatte, und die 4000 Exemplare zählte. Neben ihr erschien eine unberechtigte, das Original nur unvollständig wiedergebende Übersetzung des Buches, die ein Mitarbeiter des Figaro, der Talmifranzose Seinguerlet (ursprünglich Singerle) angefertigt hatte, und von der nach wenigen Wochen 13000 Exemplare abgesetzt sein sollten. In Utrecht ferner wurde im April 1879 eine von Andriessen besorgte Übertragung des Werkes ins Holländische fertig, die von der Boekhovenschen Buchhandlung unternommen war und dem Vernehmen nach 3000 Exemplare zählte.

Ungefähr in derselben Zeit folgte Schweden mit der Übersetzung: Graf Bismarck og hans maend. Endlich blieb auch Rußland nicht zurück, indem im Juni des letztgenannten Jahres bei Golowin in St. Petersburg in der Sprache der Moskowiter eine Ausgabe des Buches erschien, die zwei stattliche Bände umfaßte, und in der nur einige kurze von Rußland handelnde Sätze der Urschrift (vermutlich vom Zensor gestrichen) weggeblieben waren.

Das wären neun Übersetzungen in ebensoviel Monaten und alles in allem eine Verbreitung im deutschen und ausländischen Publikum von etwa fünfzigtausend Exemplaren. Außerdem lebte und nährte sich die deutsche Bücherfabrikation, die sich mit Bismarck beschäftigte, jahrelang vorwiegend mit Brocken meiner Schrift, und zwar vielfach ohne die Quelle zu nennen. Von der örtlichen Verteilung der Exemplare sei nur bemerkt, daß Berlin, wo die Tante in der Breiten und die Gouvernante in der Französischen Straße sich so geringschätzig über das Buch geäußert und so eindringlich vor ihm gewarnt hatten, etwa tausend gekauft, daß aber Köln im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl von allen unsern Städten die meisten genommen hatte.

* * *

Zu Ende des November 1878 hatte ich den Chef benachrichtigt, daß, wenn er noch zu einigen Stellen des Buches Zusätze gemacht zu sehen wünsche, die vom Verleger in Aussicht genommne dritte Auflage dazu Gelegenheit bieten würde. Ich hatte die betreffende Zuschrift mit den Worten geschlossen: „Wenn ich auf die groben Unwahrheiten, die ein Teil der deutschen Presse über das Buch und seinen Verfasser verbreitet hat, nichts erwidert habe, und auch ferner, wie übel man mich auch anfassen möge, nichts dagegen zu thun gedenke, so darf ich mir wohl schmeicheln, in Ihrem Sinne zu handeln. Täusche ich mich darin nicht, so sind mir alle diese Verdächtigungen und Beleidigungen gleichgiltig, zumal da ich aus den bessern deutschen Blättern sowie aus Times und Perseveranza ersehe, daß meine Absicht, Ihnen mit dem Buche zu nützen, in der Hauptsache erreicht worden ist."

Der Brief bedurfte, wenn die Absicht einer Erweiterung gewisser Partien des Werkes nicht mehr obwaltete, keiner Beant-

wortung, und da keine solche erfolgte, nahm ich an, daß jene Absicht aufgegeben worden sei. Wir gingen aber nun an die Reorganisation der Grenzboten, und ich schrieb mehrere Artikel für diese, die die neue Zollpolitik des Reichskanzlers lebhaft empfahlen und gegen die Vertreter des absoluten Freihandels entschieden Front machten, wobei ich von Bucher mit mündlichem und schriftlichem Rate fleißig unterstützt wurde.*) Am 10. Januar 1879 aber wandte ich mich mit der Bitte um weitere Information an den Chef selbst, worauf ich von dessen jüngerm Sohne unterm 15. folgendes Schreiben erhielt:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

In Erwiderung Ihres gefälligen Schreibens vom 10. d. M. beehre ich mich, Sie im Auftrage meines Vaters zu benachrichtigen, daß er augenblicklich so sehr durch Geschäfte in Anspruch genommen ist, daß er zu seinem Bedauern nicht die Zeit für eine Unterredung mit Ihnen erübrigen kann.

Er hofft indessen, daß sich in nächster Zeit die Arbeitslast verringern wird, und wird sich dann sehr freuen, Sie zu sehen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Graf W. Bismarck."

Am 23. Februar ließ mich der Fürst auf den nächsten Nachmittag zu sich bestellen, wo ich von $2^3/_4$ bis $3^3/_4$ Uhr mit ihm eine Besprechung hatte, die in vieler Hinsicht sehr merkwürdig war. Theiß meldete mich, Mantey ließ mich wieder fort. Der Kanzler sah recht wohl aus und war freundlich wie immer. Er kam mir einige Schritte entgegen, gab mir die Hand und fragte lächelnd: „Na, sind Sie noch immer der Meinung, mir mit dem Buche einen Dienst geleistet zu haben?"

„Ja, Durchlaucht — erwiderte ich —, bei allen rechtlich denkenden und gescheiten Leuten."

Wir setzten uns an den Schreibtisch, und er sagte: „Ja, das sind aber nicht viele. Auf die andern muß es den Eindruck machen, als ob ich ein bitterer, immer kritisierender, neidischer Mensch wäre,

*) Vgl. Grenzboten 1879 Nr. 1 „Bismarck und das Manchestertum" und Nr. 5 „Freihändlerische Polemik."

der nichts Großes neben sich sehen könnte. Humboldt — na, das ist richtig, den gebe ich preis, Heyse, Gagern u. s. w. Es ist nur gut, daß ich das gestrichen habe, was ich über Moltke sagte. Da wäre es noch schlimmer; denn wenn ein keckes Vorgehen gelingt, ist es ein gutes. — Und Sie sind auch schlecht weggekommen, ganz was ich Ihnen sagte."

Ich: „Jawohl, sie haben mich ganz erschrecklich madig gemacht: Kleingeist, indiskret, taktlos, langweilig, dann eine Lakaienseele, ein Epikuräer. Es fehlte bloß, daß sie mir die Gewohnheit zuschieben, zum Frühstück immer ein paar kleine Kinder zu verzehren. Besonders die Judenpresse. Aber ich verachte dieses Zeug zu sehr, um mir etwas daraus zu machen."

Er: „Nun ja, die Juden, die hat es verdrossen, daß Sie mich sagen lassen, sie wären keine Maler. Meyerheim ließ mich wissen, daß er kein Jude wäre, nicht einmal sein Großvater. Aber bitter und neidisch erscheine ich doch in dem Buche, und ich denke, daß ich es nicht bin. Ich weiß wohl, daß Sie das nicht gewollt haben. Wir beide wußten wohl die Ursache, weshalb ich oft verdrießlich und bitter war, und ich wußte es noch mehr. Es waren so schändliche Dinge vorgekommen, daß ich gehen wollte — in Versailles."

Ich: „Dupanloup?"

Er: „Schlimmres noch. — Dann konnte das Ganze in der Form eines Tagebuchs nur fragmentarisch sein, und da mußte viel Vermittelndes wegbleiben."

Ich: „Ich bedaure, daß das Buch auf manche den Eindruck macht, aber meine Absicht war nur, zu zeigen, wie der Graf Bismarck zu einer bestimmten Zeit, während des Krieges mit Frankreich, empfand, dachte und lebte. Es sollte keine Charakteristik sein, sondern eine Photographie von einer wichtigen Episode Ihres Lebens, soweit ich sehen konnte, ein Beitrag zur Geschichte. Und ich habe nicht bloß spöttische Urteile wiedergegeben, sondern auch anerkennende, und Züge mitgeteilt, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, zeigen, daß Sie gutmütig sind und menschenfreundlich und namentlich ein Auge für das Menschenherz im kleinen Manne haben."

Er: „Na, welche Züge wären das wohl?"

Ich: „Die Schildwache in Bar le Duc, die bayrischen Nach-

zügler nach Beaumont z. B. Ferner die ersten Sätze der Rede, die mit dem Fettflecke auf dem Tischtuche anfing in Ferrières. Auch Ihr Urteil über Dietze, wo von politesse du coeur gesprochen wurde, läßt sich anführen; Sie lobten ihn sehr."

Er: „Ja, der ist aber doch nicht bedeutend, kein Politiker. Manches, was mir nützlich war, hätte mehr ausgeführt werden sollen, andres hätte wegbleiben müssen. Das ging aber nicht bei der fragmentischen Form."

„Das ließe sich aber bei der fünften Auflage nachholen — erwiderte ich —; Sie dachten daran, als ich das letzte mal die Ehre hatte, mit Ihnen zu sprechen. Sie könnten mir Zusätze angeben, diktieren, z. B. zu dem, was Sie verschiedentlich über den Papst und die Katholiken äußerten."

„Das möchte ich Ihnen jetzt nicht raten, und zwar in Ihrem und meinem Interesse," versetzte er. „Die Entrüstung über das Buch hat sich gelegt, und wenn das geschähe, würde wieder mehr davon gesprochen werden von der ganzen Presse."

Ich bemerkte: „Das Buch ist auch gelobt worden von sehr angesehenen Blättern in Deutschland und vorzüglich in England und Amerika. Die Times brachte drei lange Artikel darüber, und man hat es eine Eulogie genannt, aber eine solche, die auf nichts als Wahrheit beruhe."

„Ja in England — sagte er —, aber bei uns; das ist die Hauptsache."

Ich fuhr fort: „Und dann habe ich nicht allein diese Gespräche gebracht, sondern auch die Zeitungsartikel, die nicht meine Gedanken, sondern Ihre enthielten. Mir thut es aufrichtig leid, wenn es Ihnen geschadet hat. Mir gefiel alles, was Sie äußerten. Was man aber von mir gesagt hat, ist mir ganz einerlei. Jeder Schimpf war eine Reklame. Und ich mache mir aus der Achtung unsrer Zeitungsschreiber und derer, die ihnen glauben, nicht das mindeste. Ich bin ein Mensch ohne Furcht, weil ich ohne Hoffnung bin."

„Ohne Hoffnung?" fragte er, als hätte er nicht genau verstanden.

„Ja, Durchlaucht — entgegnete ich —, ohne Hoffnung; das heißt, ich bin kein Streber, will nichts für mich erreichen. Ich thue meine Schuldigkeit, so gut ich sie verstehe. Im übrigen habe ich

den Grundsatz, den man die achte Seligkeit genannt hat: Selig sind die da nichts hoffen; denn sie werden nicht enttäuscht werden. Ich weiß auch, daß ich nicht so bin, wie sie mich dargestellt haben aus Neid und verletzter Eitelkeit. Und schließlich habe ich mich bei dem Buche ja nicht auf mein eignes Urteil verlassen, sondern es vor dem Drucke Ihnen vorgelegt."

„Ja, das ist wahr — versetzte er —, aber ich habe aus Rücksicht auf Sie nicht soviel gestrichen, als ich gesollt hätte. Es waren schon Vorbereitungen getroffen, es war schon viel gedruckt. Es würde an Interesse verloren haben, wenn viel weggeblieben wäre, und ich wollte Ihnen den Erfolg nicht schmälern."

„Ich danke Ihnen dafür, Durchlaucht," sagte ich. „Aber auch ich habe von vornherein vieles weggelassen, was fürstliche Personen betrifft, den Kaiser und andres, was bedenklich schien. Eine Stelle, wo andre den Kaiser gemeint finden, ist übersehen; ich selbst dachte dabei nicht an ihn."

Er fragte: „Welche ist denn das?"

Ich antwortete: „Die, wo von den Fahnen die Rede ist, die im Vertrage nicht erwähnt waren, und die sie nachträglich ausgeliefert haben wollten, die Pariser Fahnen, Durchlaucht."

„Ach, das war weniger der König als Podbielski. Na, diese Stelle werden Sie bei künftigen Auflagen nicht hineinsetzen. Sonst — wenn ich einmal tot bin, können Sie sagen, was Sie wollen — alles, was Sie wissen."

Ich versetzte: „Der Tod möge Ihnen noch lange ferne sein, und inzwischen bleibt das Buch, wenn Sie selbst keine Ergänzungen wollen, wie es ist. Ich denke durchaus nicht daran, selbständig zu verfahren."

„Wie alt sind Sie denn, Herr Doktor?" fragte er.

„Achtundfünfzig, Durchlaucht."

„Nun da bin ich Ihnen ja sechs Jahre voran."

Er sprach nun von der Opposition der Freihändler im Reichstage, die seine Zollreformpläne mißbilligten und angriffen. „Es ist merkwürdig — sagte er —, wie sie, wie Richter und Bamberger sich in ihren Reden immer nur um meine Person kümmern und nicht um die Sache. Die Person ist ja gleichgiltig. Wie ich früher gedacht habe? Wie ich dazu gekommen bin? Ob ich kon-

sequent gewesen bin? Ich habe zugelassen, was ich jetzt bekämpfe, ich habe mich verstellt, bin ein genialer Dilettant, voll Widersprüche, immer geneigt, aufs Geratewohl zu experimentieren. Das ist ihnen das Wichtigste, von der Sache reden sie nur beiläufig. Ob ich ein System habe? — Richter sagte zuletzt das einzig Vernünftige und Richtige: ich hätte wohl gar kein System. Das ist zutreffend, wenn man es auf wirtschaftliche Dinge beschränkt; in politischen wird man mirs am Ende nicht bestreiten. Als ich ins Amt kam, hatte ich vor allem eine politische Aufgabe: die Einigung Deutschlands unter Preußen. Dem mußte ich das Wirtschaftliche, soweit es überhaupt in Betracht kam, unterordnen. Sonst hatte ich dafür keine Zeit. Dazu hatte ich Delbrück, der darin ganz zu Hause war, da er alles das schon seit Jahren geleitet hatte, und der die erste Autorität in seinem Fache war. Ihm schenkte ich Vertrauen, und wenn ich eine abweichende Meinung hatte, opferte ich sie aus politischen Gründen; auch weil ich ihn nach 1866 und 1870 noch weiter brauchte zur Begründung des Reichs. Habe ich widersprochen, so machte ichs amtlich nicht geltend. Er hat also Jahre hindurch durchaus selbständig gehandelt neben mir. Später wurde ich wohl aufmerksam gemacht, daß wir nicht auf dem rechten Wege waren, zunächst durch Klagen und Vorstellungen aus dem Publikum. Aber erst als die politischen Fragen nicht mehr im Vordergrunde standen, konnte ich daran denken, die Sache an sich, nicht mehr im Zusammenhange mit jenen Fragen, zu betrachten. Und erst, als Delbrück aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm[1] — vielleicht hat er auch gemerkt, daß es so nicht mehr gehen werde — erst da mußte ich mir eine eigne Meinung bilden. Denn ich hatte keinen Ersatz für ihn. Seine beiden Räte sind nicht zu brauchen.... So war ich geradezu gezwungen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und da fand ich, daß es anders werden müsse. Dazu kam, daß die ganze Richtung der Zeit eine andre geworden war, daß die andern Mächte sich anschickten, andre Wege als die bisherigen einzuschlagen oder schon darauf waren: Österreich, Rußland, das durch die Verfügung, wonach die Zölle künftig in Gold zu zahlen sein sollten, mit einem Satze in die Sache hineingesprungen war, Frankreich,

[1] 25. April 1876.

das trotzdem, daß es uns die Milliarden bezahlt hatte, nach wie vor wirtschaftlich gedieh und nicht auf freihändlerische Methode. Dann die Amerikaner, die sich durch die Zollerhöhung in den Stand gesetzt hatten, die andern auf den Weltmärkten zurückzudrängen. Nur zwei gingen immer mehr zurück: das reiche, vierschrötige, vollsaftige England mit seiner alten Industrie, die durch die verschiedensten Verhältnisse begünstigt war, und das arme, schwächliche, noch in den Anfängen begriffne Deutschland, dieses am meisten. Da mußte denn vorgegangen werden in ähnlicher Art, und zwar bald."

Ich sagte, die Opposition scheine ihrer Sache nicht sicher zu sein, und ein nationalliberaler Abgeordneter, Römer aus Hildesheim, habe mir noch tags vorher, als ich ihm bemerkt hatte, der Fürst werde ohne Zweifel siegen, beigestimmt und gemeint: „Er hat uns ja in seiner Rede damit gedroht, daß er auflösen werde, und da wird mancher von uns nach den Wahlen nicht wiederkommen." Der Chef erwiderte: „Das habe ich nun nicht gerade gesagt, aber es kann kommen. Wenn nur die Industriellen sich nicht isolieren, sich nicht unter einander trennen und nicht von den Bauern. Die möchten über einzelnes verhandeln, über die Eisenzölle und dergleichen Sachen mehr, und zwar jeder für sich. Das geht aber nicht, sie müssen zusammenhalten. — Wenn Sie sich das so gut merken wie die Bitterkeiten in Versailles, so soll es mich freuen."

Ich stellte vor, es würde vielleicht gut sein, wenn ich einiges Material zu Aufsätzen aus den Arbeiten, die in der Angelegenheit im Gange wären, erhielte, damit man das Publikum vorbereiten könnte. Er entgegnete: „Ja, da ist aber noch nichts bereit. Die Verschleppung ist groß. Das heißt nicht, daß die Beamten bösen Willen hätten, aber sie kommen nicht vorwärts, und die Kommission für die Tarife wartet vergebens auf Unterlagen. Ich habe die Last zu den andern Lasten auf mich genommen und möchte nun alles allein machen. Dazu hat man noch allerhand Ärger und Verdruß, was meiner Gesundheit nicht zuträglich ist. Auch das viele Arbeiten in der letzten Zeit nicht. Ich habe in Friedrichsruh mehr gearbeitet als in Berlin."

Ich fragte, wie es überhaupt jetzt mit seiner Gesundheit stehe.

„Nicht so, wie es sein sollte," erwiderte er. „Schwäche in den Beinen. Ich kann nicht lange stehen. Leiden (so verstand ich;

wohl der Name eines Lauenburger oder Hamburger Arztes*) sagte mir, ja, wenn die Schwäche in den Beinen weggehen soll, so muß der Kopf drei Monate nicht arbeiten. Ich hätte meinen Abschied nehmen sollen, und ich hatte es vor zwei Jahren im Sinne. Aber was will man machen, wenn er es unter Thränen nicht will? Ich wäre doch gegangen, aber als die Nationalliberalen ihre Angriffe begannen, da mußte ich bleiben. Zuletzt kamen die Attentate hinzu: der alte Mann mit dem Arm in der Binde, und wie er da lag und kaum ja sagen konnte bei der Verhandlung über die Stellvertretung — da hätte ich gedacht, ich versündigte mich gegen Gott, wenn ich ihn verließe. Und die Nationalliberalen waren im Herbst 1877 keine Politiker. Bamberger hat neulich angedeutet, in elegischem Tone, sie wären berechtigt gewesen, von mir Rücksicht oder auch Dank zu erwarten. Als ob sie aus Gründen des Gefühls mit mir gegangen wären und nicht deshalb, weil sie national dachten. Ich soll sie verleugnet haben, während sie sich von mir abwandten, weil ich nicht so liberal sein konnte als sie. Wenn ihre Führer wirkliche Politiker waren, so konnten sie damals von mir viel erreichen und mit der Zeit mehr. Aber der Bestand der Partei, des Korps, war ihnen wichtiger als die Aussicht auf thatsächlichen Erfolg. Als Bennigsen aus Varzin wiederkam, da hieß es unter ihnen: Mit diesem Minister kann er nicht dienen, aber nach ihm. Es war zu wünschen, daß die fünfzehn oder achtzehn Mitglieder der Fraktion, die von Rechts wegen zu den Fortschrittsleuten gehörten, ausschieden, aber sie blieben. Und nun griffen mich ihre Blätter an, die Kölnische, die Nationalzeitung, der Hannoversche Kurier, ganz im Stile der Fortschrittspresse. Im Reichstage wurde mir in allen Fragen Opposition gemacht — offenbar, um zu zeigen, daß ich der Unterstützung der Herren bedürfe, in betreff des Tabakmonopols, bei der Tabaksteuer, wie ich sie beabsichtigte, bei der Beratung des Sozialistengesetzes."[1]

Ich sagte, dabei wäre wohl auch ihr Juristengeist, die Vorstellung vom Rechtsstaate mit im Spiele gewesen, der eigentlich nur

*) Nicht doch, sondern wahrscheinlich die mir damals noch unbekannte medizinische Celebrität in Berlin.

[1] G. u. E. II, 158 f. 180 f.

ein Staat der Advokaten und Kreisrichter wäre, wo die herrschten und alles nach ihrem Schema einrichteten, und der gerade so viel Anspruch auf Existenz hätte, wie ein Theologen- oder Kaufmannsstaat.

„Ja — versetzte er —, das ist wahr. Aber die Hauptsache war Rancune gegen mich. Und wie undankbar sie bei dem Sozialistengesetze gegen den Kaiser waren![1] Ich meine nicht die Attentäter, ich denke an die Nationalliberalen. Der alte Mann, von Mörderhand getroffen, der 1866 und 1870 seine Krone tapfer gewagt hatte für Preußen und Deutschland — und schon 1864, wo eine Koalition der Mächte nicht unmöglich war,*) wegen Dänemarks — den wollten sie nicht schützen, weil ich es vorschlug."

Das Gespräch kam hiervon auf den jetzigen Zustand des Kaisers, und der Fürst bemerkte: „Er ist an Energie und geistiger Kraft schwächer, aber damit auch manchen Einflüssen zugänglicher geworden."

Ich fragte nach dem Kronprinzen, und wie der Kanzler jetzt mit dem stünde.

„Gut — erwiderte er —, ganz gut. Er ist menschlicher, sozusagen und bescheidner — wie sein Großvater und wie Friedrich Wilhelm der Erste in seiner Art. Der sagt nicht, die Schlacht habe ich gewonnen, den Feldzug habe ich geleitet. Ich weiß, daß mir die Fähigkeit dazu abgeht. Mein Generalstabschef hat es gemacht, und dem gebührt daher die Dotation.... Auch die Kronprinzessin ist natürlich und ehrlich. Nur Familienrücksichten machen sie unbequem, früher mehr als jetzt."

„Der Onkel in Hannover?" fragte ich.

„Ach, der nicht so sehr als der Koburger und der Augustenburger; aber ehrlich ist sie und ohne zu große Prätension."

Als ich ging, sagte ich: „Wenn Durchlaucht mich einmal brauchen können und etwas zu thun haben, worin ich nützlich sein könnte, so bitte ich, sich meiner zu erinnern."

Er antwortete: „Na, was ich Ihnen heute sagte über die Freihändler und die Nationalliberalen und über Delbrück, war dazu bestimmt. Bringen Sie das in die Öffentlichkeit, und wenn Sie

[1] Gegenüber dem ersten Entwurf, der am 24. Mai 1878 vom Reichstage abgelehnt wurde.

*) In der schleswig-holsteinischen Angelegenheit.

mir einen Abdruck zukommen lassen wollen, werde ich mich freuen und Ihnen dankbar sein."

Ich machte darauf einen Artikel: „Zur Genesis der Zollreform des Reichskanzlers," der für Nummer 10 der Grenzboten bestimmt war, und von dem ich ihm am 28. eine Revisionsfahne zuschickte. Nach drei Stunden kam sie an mich zurück. Der Chef hatte darin nichts gestrichen als hinter den Worten: „als Delbrück in dieser Zeit aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm," den Satz „und von seinen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Volkswirtschaft niemand geeignet war, genügenden Ersatz für ihn zu bieten," sowie im folgenden „war der Kanzler geradezu gezwungen, sich durch eingehendes Studium vorzubereiten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen," das Wort „geradezu." Ich hatte mir seine Mitteilungen in der That wohl so gut gemerkt, wie die Bitterkeiten in Versailles.

Inzwischen hatte ich eine weitere Unterredung mit dem Chef gehabt. Am 27. Februar vormittags wurde ich vom Sekretär Sachsse brieflich benachrichtigt, der Fürst lasse mich bitten, ihn, wo möglich, bis fünf Uhr zu besuchen. Um drei Uhr ging ich in sein Palais. Nachdem ich im Vorsaal eine Viertelstunde gewartet hatte, kam ein kleiner magerer ältlicher Herr von ihm heraus, den er bis zu dem Vorzimmer (dem mit den beiden dicken Säulen) begleitete, Lord Dufferin, der englische Botschafter in Petersburg. Dann ging ich mit ihm in seine Studierstube, wo wir uns, wie gewöhnlich, vis à vis an seinen Schreibtisch setzten.

„Sie sagten mir neulich — begann er —, wenn ich was hätte, so könnten Sie es in die Grenzboten bringen."

Ich erwiderte: „Ja wohl, Durchlaucht, es soll ohne Verzug geschehen."

„Nun, da wollt ich Sie bitten, doch einmal etwas über die Politik zu schreiben, die Gortschakow in der russischen Presse treibt, vorzüglich im Golos; und daß Sie einen Vergleich anstellen, was wir für die Russen und was sie für uns gethan haben. Es muß aber fein diplomatisch gemacht werden."

„Ich werde es versuchen," antwortete ich. „Ich kenne die Artikel des Golos aus der deutschen Petersburger Zeitung. Es soll gleich besorgt werden, wie ich den Aufsatz über das Thema unsrer letzten Besprechung sofort gemacht habe. Ich werde ihn

Ihnen, wenn Sie erlauben, morgen in einem Korrekturabzuge übersenden, falls Sie etwas zusetzen oder streichen wollten."

„Thun Sie das nur," erwiderte er. „Nun aber Gortschakow.[1] Sie wissen, wie der Golos fortwährend gegen unsre Politik und meine Person losgeht, und wie er behauptet, wir wären undankbar gewesen bei dem Berliner Kongresse, und wie er ein Zusammengehen Rußlands mit Frankreich empfiehlt. Das ist aber Gortschakow und Jomini, und das muß in unsre Presse gebracht werden, und es muß Gortschakow charakterisiert und nachgewiesen werden, was wir Rußland in den letzten fünfzig oder sechzig Jahren zu danken oder nicht zu danken hatten, und was wir für Rußland gethan haben in dieser Zeit. 1813 hat es uns geholfen, aber in seinem Interesse. 1815 war die russische Politik im allgemeinen gut, aber auch schädlich für uns: sie hintertrieb eine bessere Gestaltung Deutschlands, die nicht zu den Plänen paßte, nach denen Kaiser Alexander die Welt ordnen wollte, und dann wurden unsre Entschädigungsansprüche von den Russen nur lau unterstützt. Zuletzt war ihr Gewinn größer als der unsre, und wir hatten doch mehr eingesetzt, geopfert und geleistet. 1828, da wissen Sie, daß wir ihnen während des Türkenkriegs gute Dienste geleistet haben, Müfflings Sendung zum Beispiel, die ihnen aus einer großen Verlegenheit half.[2] 1830 wollten sie uns in Gemeinschaft mit Frankreich anfallen, dem sie das linke Rheinufer verschaffen wollten, und die Sache kam nur nicht zu stande, weil die Julirevolution ausbrach. Kurz vor der Februarrevolution war ein ähnlicher Plan in der Entwicklung. 1847 schlugen wir auch im russischen Interesse den Aufstand im Posenschen nieder. Während des ersten Krieges mit Dänemark traten sie uns in den Weg. Was dann 1850 in Warschau geschah, als die Union ins Auge gefaßt war, wissen Sie ja. Den Gang nach Olmütz verdankten wir zum großen Teil dem Kaiser Nikolaus. 1854, während des Krimkrieges, beobachteten wir, die kurz vorher Schlechtbehandelten, Neutralität, während das gutbehandelte Öster-

[1] Vgl. G. u. E. II, 105 ff.

[2] Nachdem die Russen unter Diebitsch den Balkan überschritten hatten, waren sie mit ihren schwachen Streitkräften in solcher Not, daß nur der von Müffling vermittelte Friede von Adrianopel 14. September 1829 sie vor einer wahrscheinlichen Katastrophe rettete.

reich sich den Westmächten anschloß, und 1863, wo in Polen die große Insurrektion ausbrach, und Österreich sie mit den Westmächten durch Noten unterstützte, stellten wir uns auf die russische Seite, und die diplomatische Intervention mißlang. — Das soll nur so ein kurzer Überblick über Debet und Kredit sein, und Sie werden darüber nachlesen müssen. — 1866 und 1870 hat uns Rußland nicht angegriffen — im Gegenteil. Aber das war doch auch im russischen Interesse. Preußen war 1866 der Exekutor des russischen Zornes auf Österreich, und 1870 wars auch nur gesunde Politik, wenn sie für uns waren; denn es war auch für die Russen nicht wünschenswert, daß Österreich sich am Kriege gegen uns beteiligte, und daß ein siegreiches österreichisch-französisches Heer sich den Grenzen Polens näherte, das von Paris her traditionell, von Wien aus wenigstens in den letzten Jahren auf Kosten Rußlands unterstützt worden war. Und wenn wir ihnen dennoch Dank schuldeten, so haben wir ihn 1870 abgetragen, in London. Wir haben ihnen die Freiheit des Schwarzen Meeres verschafft; ohne uns hätten sie das von England und Frankreich nicht erlangt."

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort, während ich mit einem seiner großen Bleistifte auf dem Tische nachschrieb: „Gortschakow treibt nicht russische Politik, die auf uns als Freunde hinweist, sondern persönliche. Er will immer glänzen und gelobt werden, von der fremden Presse, besonders von den Pariser Journalisten. Er liebt Frankreich, was vom Kaiser nicht zu sagen ist. Er möchte als Freund Frankreichs erscheinen und als Stütze. Der Dreikaiserbund befriedigte ihn nur kurze Zeit. 1874 findet man schon die Fäden der Gortschakow-Jominischen Politik in der ausländischen Presse, Liebäugeln, Hinstreben nach Intimität zwischen Rußland und dem revanchebedürftigen Frankreich. Die Ablehnung dieser Politik ist mehr von Frankreich als von Rußland ausgegangen. Vom Kaiser Alexander scheint sie nicht veranlaßt worden zu sein. Kulminiert hat sie in der Periode von 1875 bis 1877, wo das Gerücht verbreitet wurde, Gortschakow habe Frankreich vor uns gerettet, und wo dieser in einer Zirkulardepesche begann: Maintenant la paix est assurée.[1] Sie erinnern sich des Berichts

[1] Vgl. G. u. E. II, 174.

von Blowitz in der Times.[1] Lesen Sie den noch einmal, und erwähnen Sie die Sache. Er hat richtig erzählt, mit Ausnahme der Stelle, wo von einer preußischen Militärpartei gegen Frankreich die Rede ist. Die existierte nicht. Jetzt wird dieselbe Politik, die von der des Kaisers unterschieden werden muß, getrieben im Golos, der früher das intime amtliche Blatt Gortschakows war. Ob dies trotz aller Zeichen der Ungnade nicht noch der Fall ist, ob nicht Jomini das Blatt inspiriert, ist zweifelhaft; unter allen Umständen ists Gortschakows Politik, die dort vertreten wird. Man spricht jetzt von seinem Rücktritt, und daß Lobanow, der Botschafter in Konstantinopel, zu seinem Nachfolger ausersehen sei. Unterrichtete aber glauben das nicht, denken nicht, daß er sein Amt niederlegen werde, so lange er lebt."

Ich sagte: „Lobánow? Wie werden diese russischen Namen denn eigentlich ausgesprochen: Górtschakow und Lobánow?"

„Górtschakow heißt er; sonst ist es ganz unbestimmt, der Ton, bald hinten, bald vorn, bald in der Mitte. Er ist jetzt ein alter, gebrechlicher, kränklicher Mann; die antideutschen Publikationen aber werden ihm trotz der Verminderung seiner Kräfte nicht mit Unrecht auf die Rechnung gebracht. Sie gehören auch zu seiner Popularität in Rußland, und seine Eitelkeit ist nicht geschwächt. Nach 1874 schien es, als ob sein Ruhmbedürfnis ihm noch immer keine Ruhe ließe. Zur Zeit der Reichstädter Konvention soll er geäußert haben: Je ne peux pas filer comme une lampe, qui s'éteint; il faut que je me couche comme un astre."[2]

Ich hatte ihn nicht recht verstanden und fragte: „Wie sagten Sie, Durchlaucht?"

Er wiederholte den französischen Satz langsamer und sagte dann: „Zeigen Sie mal; Sie habens doch richtig geschrieben?"

Ich reichte ihm das Blatt hin, und er bemerkte: „Da fehlt bei comme das e, und bei éteint der Accent — worauf er fortfuhr: Dabei kann eingeflochten werden, daß er eigentlich ein dummer Politiker gewesen ist. Selbstthätig war er nur in den letzten vier Jahren. Die sind Vorbereitungen auf den türkischen Krieg gewesen,

[1] Vgl. G. u. E. II, 219.
[2] Vgl. G. u. E. II, 105.

und da kann man nicht sagen, daß er den besonders geschickt eingeleitet hat. Die Beziehungen zu Österreich, ja selbst zu Rumänien waren nicht mit Geschick gepflegt. Was hat er das halbe Jahr, das er in Bukarest zubrachte, gethan? — Weiber, Harfenmädchen haben ihn mehr in Anspruch genommen — den alten Gecken — als die Geschäfte. Auch das Verhältnis zu Österreich und Deutschland wurde nicht mit Klarheit geordnet, während es doch die wichtigste Aufgabe war, sich über die Stellung Österreichs zu den russischen Zielen volle Sicherheit zu verschaffen." Im weitern Laufe des Gesprächs kam die Rede auf Schuwalow, und ich sagte, der werde von vielen für den Nachfolger Gortschakows gehalten. Der Kanzler antwortete: „Schuwalow ist ein gescheiter Mann, hat aber hier gar keine Aussichten. Es sind zu viel Hofintriguen gegen ihn, und der Kaiser Alexander will keinen bedeutenden Menschen neben sich haben. Schuwalow wäre sonst sehr gut für den Frieden."

Die Unterredung hatte über eine halbe Stunde gewährt, und der Fürst fuhr unmittelbar nach ihr aus — vermutlich zu einem Gegenbesuche bei Lord Dufferin. Ich ging danach ins Auswärtige Amt, wo mir Bucher die Akten mit dem Blowitzschen Timesartikel zur Abschrift gab. Drei Tage darauf war der vom Chef gewünschte Aufsatz, dem ich den Titel „Gortschakowsche Politik" gab, fertig, und am 6. März sandte ich ihn dem Fürsten in einer Korrekturfahne zu und hatte die Freude, zu finden, daß von seinen neun Seiten nur etwa siebzehn Zeilen gestrichen worden waren. Er erschien dann in Nummer 11 der Grenzboten und ging aus diesen auszugsweise in die gesamte europäische Presse über. Besonders lebhaft diskutierten ihn die englischen und die russischen Journalisten, von denen einige ihn wie ein Phänomen ersten Ranges in langen Leitartikeln erörterten, sodaß anzunehmen ist, daß der Chef seinen Zweck damit in befriedigender Weise erreichte.

Nachdem der erste Band der fünften Auflage des Buches „Graf Bismarck und seine Leute" gedruckt war, erschien im Mai 1879 die oben erwähnte französische Übersetzung des Werkes von Kapitän Derosne, der zu dem über Madame Jessé Mitgeteilten einige Zusätze gemacht hatte, die mit den Worten begannen: „Wir können mit dem Tagebuche des Herrn Doktor Busch einige Notizen verbinden, die Madame Jessé, die Besitzerin des Hauses, das Herr von Bismarck

und sein Gefolge vom 6. Oktober 1870 bis zum 5. März 1871 bewohnten, sich ohne Verzug aufgeschrieben hat." Ich zeigte sie dem Fürsten, und indem er sie durchlas, bezeichnete er sie durchgängig als Fabeln großenteils sehr abgeschmackter Sorte. Er bemerkte zum Schlusse: „Und die Uhr hier. Je ne veux — je ne cède pas. Sie ließ mir vielmehr sagen, wenn ich ihr den Schaden an ihrem Hause und ihrer Wirtschaft ersetzen wollte, mit fünftausend Franken, so wollte sie mir die Pendule überlassen."

Ich berichtete ihm nun, daß das Buch von Derosne, Hauptmann im Generalstabe zu Paris, übersetzt worden, daß dessen Übertragung sich im ganzen gut lese, und daß der Übersetzer nach seinen Briefen ein eifriger Bonapartist sei und die Republik mit der Pest und der Cholera in eine Linie stelle. Dann erwähnte ich, wie ich ihm schon geschrieben hatte, daß Derosne auch die „Briefe an Malwine"[1] zu übersetzen vorhabe, und daß ich ihm eine Einleitung dazu und erläuternde Anmerkungen versprochen habe, falls er, der Chef, dazu seine Erlaubnis gebe. Er sagte: „Ja, gern." Ich erwiderte: „Ich hoffte so; denn man sieht, wenn die Franzosen Eure Durchlaucht auch nicht lieben, so interessieren sie sich doch für Sie, und zwar sehr. Die Übersetzung, die am 8. ausgegeben worden ist, ist in fünf oder sechs Tagen vergriffen gewesen, obwohl die Auflage dreitausend Exemplare stark war und vor ihr eine Art ausführlichen Auszugs, angeblich in zehntausend Abdrücken, herging, der sich ebenfalls schnell verkauft haben soll. Dentu druckt nun jetzt, das Buch ist übrigens schon sechsmal übersetzt worden, in England und Amerika, ins Holländische, ins Russische, auch von einer schwedischen Übersetzung war die Rede. Holländisch klingt es uns stellenweise sehr komisch.

„Das glaube ich," sagte er. „Haben Sie einmal ein holländisches Drama gelesen?"

„Nein — erwiderte ich —, aber Stellen aus der holländischen Bibel."

„Ja, das klingt wunderlich für unser Ohr," versetzte er. „Aber man darf es ihnen nicht sagen. Das nehmen sie sehr übel."

Er fragte nun: „Na, aber was sagen Sie zu den letzten Verhandlungen im Reichstage, zu dem Gange der Zollreform?"

---

[1] Bismarcks Schwester, Frau von Arnim.

Ich erwiderte: „Nun, ich denke, man darf Ihnen gratulieren zum Anfange des Sieges in der Sache. Außerordentlich erfreulich war es, wie Sie neulich Delbrück auf den Pott gesetzt haben, bei der Debatte über die Getreidezölle. Das war ja eine Widerlegung Schlag auf Schlag.“ [1]

„Ja,“ versetzte er lächelnd. „Man weiß nur nicht, wie es mit der dritten Lesung wird. Wenn es sich da nicht machen will, stelle ich die Kabinettsfrage, und da mich der König nicht gehen läßt, lösen wir auf. Sie scheinen es übrigens verschleppen zu wollen, und da weiß ich noch nicht, ob wir auflösen. Ein Jahr länger kann vielleicht nichts schaden, dann werden inzwischen die Wahlen besser. Auch werden die Ultramontanen, mit denen überhaupt kein ewiger Bund zu flechten ist, auf die Finanzzölle wohl nicht eingehen. Dann aber lösen wir auf; denn wir fassen die Reform als Ganzes auf, von dem nichts wegfallen darf.“

Ich fragte, ob ich das in der Presse sagen könnte.

Er antwortete: „Ich denke, nicht. Aber das sollten Sie hervorheben und ausführen — die Privatstellung, die Lebensverhältnisse der Achtundachtzig*) bei den Eisenzöllen. Wie die meisten dieser Herren Advokaten, Journalisten, Rentiers Leute sind, die von Honoraren, festgestellten Gehalten, Pensionen und Tantiemen leben und nichts unmittelbar mit der Landwirtschaft zu thun, nichts zu leiden haben — keine Erfahrung — und doch das Hauptwort führen.“

„Die nicht säen, ernten und spinnen, wie Sie zu Lasker sagten — bemerkte ich —, und die sich doch ernähren und kleiden. Sie meinten doch nicht bloß den, sondern die ganze Klasse.“

„Gewiß,“ sagte er. „Und so machen Sie das nur, und verschaffen Sie sich dazu die nötigen Personalnotizen. Das kann nützlich sein zur Aufklärung für die Wahlen. Es muß gezeigt werden, daß die Mehrheit unsrer Gesetzgeber aus Leuten besteht, die mit praktischen Sachen nichts zu schaffen haben, die kein Auge, kein Ohr, kein Gefühl für die Interessen haben, die die Regierung hier vertritt. Gelehrte, besonders die Führer, die Hauptredner.

---

[1] In der Rede vom 21. Februar 1879. Politische Reden VII, 364 ff.

*) Der Opposition.

Leute der Theorie, denen die Wirklichkeit nicht ans Herz gewachsen ist, die ihr Wissen nicht aus ihr haben, sondern aus Büchern, sollten nicht mehr allein die Macht haben und den Haupteinfluß in der Gesetzgebung."

Er machte darauf eine Bewegung, als ob ich entlassen sei. Ich erhob mich, und er gab mir die Hand zum Abschiede, fragte dann aber noch: „Wie geht es Ihnen überhaupt? Sie sehen etwas schmal aus."

Ich erwiderte: „Danke, Durchlaucht, mir geht es Gott sei Dank ganz gut. Nur eins fehlt mir: Sie sollten von meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, mehr Gebrauch machen. Der Artikel über Gortschakow z. B. hat seine Schuldigkeit in der Presse ziemlich reichlich gethan."

„Ja, ich weiß es," sagte er. „Aber ich habe jetzt so viel zu arbeiten; mir fehlen ohnehin fünf, sechs Stunden zum Tage, um fertig zu werden."

„Und wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Durchlaucht?"

„Nicht gut, es war besser, aber die viele Arbeit und der Ärger. Ich werde bald wieder ausspannen müssen."

Ich ging darauf zu Bucher hinüber, um mir Material zu dem vom Chef gewünschten Aufsatze zu holen. Bucher erzählte mir bei dieser Gelegenheit, von Bülow, der Staatssekretär, habe dem Fürsten vorgeschlagen, „den Preßhahn" als ersten Rat ins Auswärtige Amt zu versetzen. „Bülow versteht als Mecklenburger nichts Ordentliches von preußischen Dingen, und so sollte der ihm helfen," sagte Bucher. „Der Chef wollte auch. Aber Hahn hat die Sache in der Stadt herum getragen und in die Zeitungen gebracht. Das ist dem Fürsten berichtet worden, und da hat er gesagt: »Wer nicht dicht halten kann, den kann ich bei uns nicht brauchen,« und so ist die Anstellung unterblieben. Bülow aber erklärt sie nur für aufgeschoben."

Am Nachmittage, wo ich noch einmal zu Bucher ging, um weiteres Material zu holen, sagte er vor meinem Weggehen: „Nun möchte ich Sie um eins bitten. Es war die Rede davon, daß wieder jemand für die Presse bei uns angestellt werden sollte. Inzwischen sollte ich mich, wie er aus Friedrichsruh schrieb, der Sache annehmen. Ich sagte aber zu Bülow, das ginge nicht; denn da müßte

ich mir erst die nötigen Notizen sammeln und Kollektaneen anlegen, und das würde mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Der Dicke hat darauf dem Chef wahrscheinlich einfach geschrieben, ich hätte abgelehnt. Nun wollte ich Sie bitten, wenn der Fürst Sie wieder einmal rufen läßt, gelegentlich anzudeuten, daß Sie sich das Material zu dem letzten Artikel teilweise von mir hätten geben lassen, und daß ich Ihnen auch sonst bisweilen behilflich gewesen bin."

Ich versprach das. Der Aufsatz aber, den der Chef bestellt hatte, erschien unter dem Titel: „Zur Charakteristik der Minorität in der Frage der Zollreform" in Nr. 22 der Grenzboten und gab in seiner ersten Hälfte eine Zeichnung der Abgeordneten, die am 16. Mai im Reichstage bei der Abstimmung über die Position Eisen und Eisenwaren gegen die Regierung votiert hatten, nach ihrer Lebensstellung. Das Ergebnis dieses Überblicks wurde von dem Artikel in folgende Sätze zusammengefaßt:

„Mit einem Juristen begann unsre Liste, mit einem Juristen endigte sie, Juristen bilden in ihr nahezu die Mehrheit; nicht weniger als siebzehn von den Herren auf ihr waren oder sind Advokaten. Die Majorität der übrigen besteht aus Publizisten, Professoren, Rentiers und Pensionären. Nur ganz selten stoßen wir bei ihr auf einen Fabrikanten, einen aktiven Kaufmann, einen kleinen Landwirt, überhaupt auf jemand, der auf dem Boden der realen Verhältnisse steht und lebt, der die Fragen, um die es sich handelt, aus eigner Erfahrung kennt und zu beurteilen vermag. . . . Die Schlüsse, die wir daraus ziehen, ergeben sich von selbst. Die Liste charakterisiert die freihändlerische Opposition als Leute, die, wie der Abgeordnete Berger sagte, in der Theorie unübertrefflich sind, auf dem Gebiete der Wirklichkeit, der Praxis aber ohne Unterlaß in Fehler und Irrtümer verfallen."

In den nächsten Monaten war ich, fast immer von Bucher beraten, zuweilen auch von ihm angeregt, in den Grenzboten weiter für die Zwecke des Chefs und gegen seine freihändlerischen und fortschrittlichen Widersacher thätig, und diese hatten von uns manche recht bittre Wahrheit zu hören.

Erst am 6. Oktober sah ich den Fürsten wieder, nachdem ich tags vorher durch einen Brief Sachsses zu ihm eingeladen worden war. Als ich ins Vorzimmer kam, war Philippsborn beim Chef.

Sechs Minuten nach ein Uhr ließ er mich durch Theiß zu sich hereinrufen, wo ich etwa dreiviertel Stunden verweilte. Er war in Zivilkleidung und offenbar in guter Stimmung. Als er mir die Hand gab, fragte er: „Na, wie geht es Ihnen, Herr Doktor? Was machen die Patienten?“

Ich: „Patienten? Was meinen Sie damit, Durchlaucht?“

Er: „Nun, die Zeitungen.“

Ich: „Die sind so krank, wollte sagen, so dumm wie immer.“

Er: „Nun im Auswärtigen Amte kann man jetzt auch den Doktor brauchen. Da wirds jetzt still werden, Bülow ist schwer krank und wird wohl nicht wieder aufkommen. Den werde ich nicht wieder sehen nach seinem Urlaub. Und mir ist Gastein auch nicht gut bekommen. Ich habe dort zu viel arbeiten müssen und doch nichts erreicht. In Kissingen war ich recht wohl, aber jetzt — mit meiner Gesundheit stand es, als ich nach dem Reichstage von Berlin wegging, besser als heute. Es war schon 77 so mit mir. Ich bekam damals längern Urlaub, aber die Geschäfte folgten mir nach, wie ein Schatten. Und mit Radowitz steht es auch nicht gut; der klagt ebenfalls und muß ausspannen. Es ist jetzt die Rede davon, unter den Gesandten Ersatz oder Vertretung zu gewinnen, man hat an Alvensleben und an Stirum gedacht, auch an Schlözer, der beim Kronprinzen wohlgelitten ist. Das Ministergewerbe greift bei uns an, sie sterben sogar bisweilen daran, wie Brandenburg nach den Warschau-Olmützer Vorgängen. Es werden viel Nerven gebraucht, besonders im Auswärtigen Amte, unter dem alten Herrn. Immer wieder Friktionen. Es war auch früher einmal so, wo drei Minister geisteskrank wurden.“ Er nannte sie, darunter Canitz, dann fuhr er fort:

„Auch andre Minister sind jetzt aufgebraucht, z. B. Falk, der eigentlich nur aus Erschöpfung und Ärger abgegangen ist.[1] Über mich kann er sich nicht beklagen, ich stand in allen Fragen auf seiner Seite. Aber der König, der trat ihm fortwährend entgegen, wenn er was durchsetzen wollte. Ich habe ihm geraten, das nicht so schlimm zu nehmen. Er sollte sagen, wenn der Allergnädigste ihm einen Befehl schickte, den er ausführen sollte — da sollte er

[1] S. G. u. E. II, 131.

vorstellen, den müßte er unterschreiben, wenn er verfassungsmäßig aussehen sollte, und das ginge gegen seine Überzeugung, und dann abwarten, was geschähe. Aber er ist zu verletzlich, und so hat er seine Entlassung verlangt — eigentlich wegen einer Kleinigkeit, weil ein Herr ..... in die Direktion der Generalsynode (?) gewählt worden war, der Unterschriften zu einer Adresse gegen ihn gesammelt hatte. Aber der letzte Grund war seine Erschöpfung und sein Verdruß, daß er mit dem Könige nicht vorwärts kam. Mit Friedenthal war es etwas andres. Der war ein intriganter Mensch, den ich gern gehen sah.[1] Bei Hofe, wo seine Frau mit der Kaiserin zusammensteckte, hätte man ihn gern gehalten, und in seine Sache mengte sich der Kaiser nur wenig. Wieder anders steht es mit Hobrecht. Der ist zurückgetreten, weil er wohl seine unzureichende Befähigung selbst erkannte. Er war seiner Aufgabe sehr wenig gewachsen, auch zu weich für die vielen widerstrebenden Elemente in seinem Ministerium. Bei uns im Auswärtigen Ministerium ists aber am schlimmsten. Da hören die Friktionen nicht auf. Ich bin so gemacht, daß ich das siebzehn Jahre ausgehalten habe; aber Bülow, der während meines Urlaubs die Geschäfte führte und immer auf Hindernisse stieß und auf Einreden, wenn er was fertig hatte. Er leidet am Rückenmark und wird daran zu Grunde gehen."[2]

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Das kommt vorzüglich von der Eingenommenheit unsers gnädigsten Herrn für Rußland. Ich bin auch russisch, aber nicht blind russisch wie der Kaiser, neben dem nur sein Herr Bruder, der Prinz Karl, und die Prinzessin Alexandrine stehen, sonst kein Mensch am Hofe. Er sieht nicht und hört nicht, und keine Vorstellungen verfangen bei ihm, keine Beweise. Er ist nach Alexandrowo gegangen, trotzdem daß ich wiederholt ganz entschieden dagegen protestierte.[3] Sie rüsten in Rußland ganz gewaltig, haben das Heer vermehrt, um viermalhunderttausend Mann, soviel wie die deutsche Armee im Frieden. Eigentlich zwar nur um fünfundsiebzigtausend, aber das sind bloß die Kadres. Sie können jetzt vierundzwanzig neue Divisionen auf-

[1] Vgl. G. u. E. II, 196/97. Friedenthal und Falk erhielten am 13. Juli 1879 ihre Entlassung.

[2] Bülow starb am 20. Oktober 1879. G. u. E. II, 195.

[3] G. u. E. II, 220.

stellen, das sind zwölf Armeekorps. Und in der Nähe der Westgrenze steht eine Masse von Reiterei, mit der sie in drei Tagen bei uns sein können. Die Berichte sind sicher, und der Kaiser kennt sie, glaubt aber nicht daran. Sie haben ihn in Alexandrowo mit sentimentalen Redensarten, Erinnerungen an die Königin Luise gerührt, sodaß er von der Gefahr wegsieht und nichts mit ihm anzufangen ist. Und doch ists so deutlich. Gegen wen sind diese Rüstungen gerichtet? In Petersburg sagen sie, Konstantinopel muß in Berlin erobert werden. Andre sagen, wir müssen auf Wien marschieren, und der Weg dahin geht über Berlin. Da müssen wir eine Anlehnung suchen, und die ist gegeben. Und die Verständigen unter den zweiundvierzig Millionen Deutschen würden am liebsten mit Rußland und Österreich zugleich gehen. Wenn man aber unter beiden zu wählen hat, so weist alles auf Österreich hin: nationale Gründe und andre.[1] Dort sind neun oder zehn Millionen Deutsche, und die Ungarn sind ebenfalls entschieden für uns; selbst die Tschechen wollen wenigstens nicht russisch werden, höchstens das Dutzend Intransigenten, die nichts bedeuten. Und selbst wenn Österreich ganz slawisch wäre, Rußland ist für sich stark, und wir können ihm nicht viel nützen. Österreich ist der Schwächere von beiden — obwohl immerhin ein guter Bundesgenosse —, und wir können ihm viel nützen. Es kann auch uns eine Stütze sein in meiner Friedenspolitik. Wenn wir zusammen mit unsern zwei Millionen Soldaten Rücken an Rücken stehen, wie ein Karree, dann sollen es die mit ihrer nihilistischen Politik wohl bleiben lassen, den Frieden zu stören. Die deutschen Fürsten haben den Gedanken eines solchen Zusammenstehens sehr wohl aufgenommen.[2] In England ist man damit ganz einverstanden. Frankreich ist jetzt offenbar gleichfalls friedfertig, aber wie lange? Der Kronprinz ist ganz meiner Meinung; es verstünde sich von selbst, daß man sich mit Österreich zusammenstellen müsse, sagte er. Nur der Kaiser widerstrebte lange.

Ich bemerkte, die zweiundachtzig Jahre des alten Herrn wären wohl auch in Anschlag zu bringen.

---

[1] Siehe das Kapitel „Der Dreibund" in den G. u. E., II.

[2] G. u. E. II, 238 ff. (Korrespondenz mit König Ludwig von Bayern.)

„Auch das — versetzte er —, und so hört er nicht auf das, was man ihm vorträgt, auch wenn es sehr einfach ist, und geht auf keine Maßregel ein, die ihm vorgeschlagen wird. Er und sein Bruder und die Prinzessin Alexandrine sind das russische Rütli. Davon aber dürfen Sie nichts in der Presse sagen — wenigstens jetzt nicht. — Und von der Absicht eines Bündnisses zur Erhaltung des Friedens auch nicht; denn das ist noch im Werden. Aber über die Verhältnisse im Auswärtigen Amte können Sie reden. Wie man in seinen Gedanken und Entschlüssen bestimmt wird durch Rücksichten auf das politische Bedürfnis des Reiches, auf seine Verantwortlichkeit vor dem Reichstage und auf die Auffassung der Sachlage von seiten des Souveräns, und wie daraus Friktionen entstehen, die manchen aufreiben und allen an der Gesundheit schaden. Weisen Sie auf Brandenburg hin, an den man durch die jetzige Situation erinnert wird. Bülow ist dadurch zu Grunde gerichtet worden. . . . Die Ärzte sagen, der Schmerz, den er an der Hüfte hat, deute auf ein Rückenmarksleiden, das gefährlich sei. Er soll jetzt von Potsdam nach Berlin gebracht werden, aber ich will hernach hinaus zu ihm mit meiner Frau. Wer weiß, ob ich ihn, wenn er dann nach Italien geht, wiedersehe. Ich soll nicht länger als eine Viertelstunde bei ihm bleiben, weil mehr ihn zu sehr angreift. Ich verliere ihn höchst ungern."

Ich sagte: „Er ist mir als eine bedeutende Arbeitskraft geschildert worden."

„Ja — erwiderte er —, und geschickt, gescheit und treu, nicht wie Thile, der bei der Kaiserin den Postenträger machte, und den sie lange gehalten hat, als ich ihn wegen seiner Unfähigkeit los sein wollte. Ich lernte ihn (er meinte jetzt Bülow) schon in Frankfurt kennen und schätzen, als er noch dänischer Bundestagsgesandter war, und dann erwies er sich auch, wie er mecklenburgischer Minister geworden war, als Mitglied des Bundesrats sehr tüchtig, sodaß ich ihn haben mußte."

Er kam dann noch einmal auf das Bündnis mit Österreich zu sprechen, wiederholte das oben darüber Mitgeteilte mit andern Worten und sagte u. a., in Deutschland wären außer dem Kaiser und den andern beiden Herrschaften nur etwa noch die ostpreußischen Getreidehändler für Rußland. Auf meine Frage, wie sich der Kaiser

Franz Joseph in der Angelegenheit benommen habe, antwortete er: „Sehr nett und vernünftig. Er kam eigens meinetwegen von seinen Jagden nach Wien, ging auf jeden meiner Gedanken ein und war zu allem bereit, was ich im Interesse des Friedens vorschlug.“

Er bemerkte schließlich, daß er in den nächsten Tagen abreisen werde und zwar nach Varzin. „Friedrichsruh ist zu nahe — fügte er erklärend hinzu —, auch nehme ich keinen Beamten mit.“ Dann klingelte er und fragte den hereintretenden Diener, ob der Wagen zur Fahrt nach dem Potsdamer Bahnhof bereit stünde, und ich empfahl mich mit guten Wünschen für seine Gesundheit.

Das Ergebnis dieser Unterredung war der Artikel „Neue Friktionen“ in Nr. 42 der Grenzboten, der wieder von der in- und ausländischen Presse viel diskutiert und kommentiert wurde.[1]

Ich sah den Chef von jetzt ab in diesem Jahre nicht wieder. Wir fuhren aber in den Grenzboten fort in seinem Sinn zu wirken, so gut wirs vermochten, und Bucher half dabei, so lange er in Berlin war, wie vorher mit Rat und That getreulich und unverdrossen. Den Parteiphilistern wurde dabei bisweilen ziemlich energisch Hohn gesprochen, was sie baß verdrossen haben soll.

Der Fürst kam von seinem Urlaub spät im Winter zurück,[2] und erst am 9. März 1880 erhielt ich aus der Reichskanzlei eine Einladung, ihn zu besuchen. Ich ging, wie in dem Briefe gewünscht worden war, um ein Uhr in sein Palais und mußte eine Viertelstunde im großen Säulenvorsaal warten, während erst Tiedemann, dann der „Cerberus“ (Geh. Hofrat Roland aus dem Auswärtigen Amte) durch den Raum gingen. Roland schien noch nichts von meinem neuen Verkehr mit dem Chef zu wissen. Er machte große Augen, redete ein paar Worte mit mir, vielleicht um sich zu vergewissern, ob ichs wirklich sei, den er vermutlich als wegen des Buches für immer in Ungnade verstoßen und vergessen betrachtet hatte, und mußte dann erleben, wie der Kanzleidiener mich ganz laut und deutlich zum Fürsten hineinrief. Sollte er dann gar noch erfahren haben, daß ich nahezu eine geschlagne Stunde beim Chef

[1] Vgl. dazu die Ergänzungen im Anhange von Band III.

[2] Er war in Varzin vom 9. Oktober 1879 bis zum 26. Januar 1880. Bismarck-Regesten II, 200. 203.

geblieben bin, so hat ers gewiß als Wunder betrachtet, und das nächstemal, wo ich ihm auf der Straße begegne, werde ich mich eines freundlichen Grußes von ihm gewürdigt sehen und glücklich sein. O, diese kleinen Bonzen!

So schrieb ich in mein Tagebuch, das über diese Begegnung mit dem Chef folgendes enthält:

Der Kanzler trug einen schwarzgrauen Zivilrock und eine Militärhalsbinde. Er trank während unsrer Unterredung erst ein Glas helles Bier, dann Vichywasser, das ihm ein Diener holen mußte. Als ich meine Verbeugung gemacht hatte, reichte er mir die Hand über den Schreibtisch und sagte dann:

„Ich habe Ihnen eigentlich heute nicht viel zu sagen, aber ich wollte Sie doch gern einmal wiedersehen. Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht gut. Ich habe zwar über nichts besondres zu klagen, schlafe genug — heute neun Stunden —, esse mit Appetit, werde aber immer gleich müde. Ich darf nicht viel gehen und nicht lange stehen; denn da kommen neuralgische Schmerzen. Das ist aber von dem vielen Arbeiten voriges Jahr und von den heftigen Gemütsbewegungen. Sie wissen ja, mit Gastein verträgt sich das am wenigsten. Da kanns gefährlich werden."

„Ich war damals in großer Angst wegen Rußland und dachte, es würde zwischen dem und Österreich zu einem Bündnisse kommen, wo die Franzosen auch dabei gewesen wären. Die Russen hatten zuletzt brutale Briefe an uns geschrieben,[1] mit Drohungen, wenn wir sie in der orientalischen Frage nicht unterstützten, und ich dachte, sie könnten nicht so auftreten, wenn sie nicht in Österreich einen guten Freund hätten, der ein Bundesgenosse werden könnte. Sie hatten sich auch in Paris um ein Bündnis bemüht — durch Obrutschew.[2] Das ist der Adjutant und Vertraute von Miljutin, dem Kriegsminister. Aber die Franzosen wollten nicht, und sie sagten es uns, dem Botschafter und sonst. Wie eine tugendhafte Frau es ihrem Manne sagt, wenn jemand ihr unanständige Anträge

[1] Gemeint ist vor allem der Brief Kaiser Alexanders vom 3./15. August 1879, jetzt bei H. Kohl, Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen 168 ff. G. u. E. II, 236.

[2] Den Chef des russischen Generalstabes.

macht. Nun denn, das ging mir sehr im Kopfe herum. Ich hatte mich immer mit Österreich verständigen wollen; schon 1852 schwebte mir so etwas vor. Der Gedanke war, als der Deutsche Bund noch bestand, Österreich muß in Deutschland nicht allein maßgebend sein wollen, Preußen nicht bei jeder Gelegenheit drücken und einschnüren wollen, es muß Preußen eine Stellung im Bunde gönnen, in der ihm gestattet ist, seine volle Kraft nach außen hin einzusetzen, zur Abwehr von Angriffen und Prätensionen, die von den benachbarten Mächten drohen. In Wien aber wollte man nicht, dachte, es nicht nötig zu haben. Sie meinten, Preußen habe solche Prätensionen am meisten zu fürchten, es bedürfe Österreichs Wohlwollen und Hilfe mehr als Österreich der Zugewandtheit und Unterstützung Preußens, und so mußten wir uns gefallen lassen, nicht auf gleichem Fuße behandelt zu werden, ja rücksichtslos. Sie kennen die Schwarzenbergsche Politik, die bis zum Fürstentage fortgesetzt wurde. Sie wollten nicht teilen, sondern alles haben. Da mußten wir, um unsrer Selbsterhaltung willen, daran denken, ihnen praktisch zu beweisen, daß sie im Irrtum waren, wenn sie glaubten, wir müßten uns unter allen Umständen an sie anlehnen und darum unterordnen, und wir könnten uns nicht verschaffen, was wir brauchten. So ergriffen wir die Gelegenheit, 1866, und warfen sie zur Thür hinaus und verständigten uns mit den andern — auf billige Bedingungen. Dann dachte ich wieder daran, mich mit ihnen zu vertragen, z. B. 1870, aber mit Beust war nichts anzufangen, und so blieben vorbereitende Schritte ohne Erfolg.[1] Andrassy schien geneigter. Mein alter Gedanke mußte jetzt nach den veränderten Verhältnissen eine andre Form bekommen. Ich wollte ein öffentliches verfassungsmäßiges Bündnis gegen eine Koalition, unauflöslich, nur aufzulösen bei uns durch Kaiser, Bundesrat und Reichstag, bei ihnen durch Kaiser, Trans und Cis. So kam der türkische Krieg heran, der Berliner Kongreß und die Ausführung dessen, was da ausgemacht worden war. Da wollten sie in Petersburg, daß wir ihre Interessen unbedingt wahrnehmen und alle ihre Ansprüche unterstützen sollten. Das konnten wir aber nicht, da auch Unbilliges darunter war und Gefährliches. Sie fingen dann an,

[1] Band I, S. 190 f. (Besprechung mit Prinz Luitpold von Bayern).

gebieterisch zu mahnen, anmaßend, zuletzt drohend.[1] Ich konnte mir das nur mit der Vermutung erklären, daß eine Verständigung zwischen Wien und Petersburg entweder schon stattgefunden haben werde oder im Werke sei. Die russische Reise Andrassys und verschiedne andre Beobachtungen hatten diese Befürchtung nahe gelegt, und so war ich im vorigen Sommer sehr in Angst. Frankreich hätte sich wohl bald zu den beiden andern gefunden. Ob dann aber England zu Deutschland gehalten hätte, war zweifelhaft, da die nicht leicht Partei für eine Macht nehmen, die nicht als Übermacht erscheint. So ging ich mit schwerem Herzen von Kissingen nach Gastein, und als Andrassy kam, war ich sehr begierig, zu hören, was er sagen würde.[2] Da erfuhr ich aber, daß nichts derart existierte. Es war keine Verständigung mit Rußland erfolgt, und jetzt rückte ich mit meinen Gedanken heraus, und er war gleich dabei, d. h. er war für das Bündnis, aber nicht für ein verfassungsmäßiges. Davon wollte er nichts wissen, auch nichts von der Öffentlichkeit, und es war am Ende auch gut, denn ihr Reichstag hätte daran ohne Sachkunde herumgemäkelt und dies und jenes anders gewollt. Die sind noch schlimmer als unsre."

„Ja — sagte ich —, die Verfassungstreuen sind ärgere Advokaten als unsre Parlamentarier."

„Da haben Sie ganz recht — versetzte er —, sonst war Andrassy ganz mit mir einverstanden, und der Kaiser in Wien war fast noch mehr dafür. Aber unsrer nicht. Der machte Einwendungen, obwohl die Russen so perfid und unverschämt wie nur möglich gewesen waren.[3] Auch gegen die Österreicher, sodaß selbst der gewiß russenfreundliche Erzherzog Albrecht später zu Andrassy sagte: Ich freue mich jetzt über das Bündnis mit Deutschland; denn die Russen sind doch gar zu unzuverlässige Intriganten. Ich habe damals wohl tausend Seiten geschrieben, Tag und Nacht, und alles Mögliche vorgestellt, gebeten und gebettelt, ohne etwas auszurichten. Und doch hatte es Eile. Andrassy wollte abgehen. Er war müde wie ich, und er konnte sichs gönnen, einmal auszuruhen und faul zu

[1] Siehe die Korrespondenz Bismarcks mit König Ludwig von Bayern G. u. E. II, 238 ff.

[2] G. u. E. II, 237 ff.

[3] G. u. E. II, 246 ff.

sein. Er hatte seinen Nachfolger schon kommen lassen, hielt es aber für eine Ehre, das Bündnis selbst abzuschließen. Und ich konnte doch auch nicht ewig in Wien bleiben. Wenn es aber jetzt nicht gemacht worden wäre, unter ihm, so wäre gar nichts daraus geworden; denn die andern hatten kein Herz dafür. Und dann hätten sich die Russen doch noch mit ihnen verständigen können gegen uns. Der allergnädigste Herr aber wollte das nicht einsehen.[1] Auch in Berlin sträubte er sich noch. Endlich schien er zu wollen. Ich bat um einen Urlaub und erhielt ihn in besonders amtlichem Tone. Kaum wollte ich aber den Rücken drehen, so erließ er sofort allerhand entgegengesetzte Befehle, und ich mußte Stolberg zu ihm schicken, daß er ihn wieder umkehrte. Der hat sich sehr gut benommen und gar nicht servil. So ist die Sache denn zu stande gekommen, und ich denke, sie wird halten. Sie müssen jetzt wohl, die Österreicher, und der Kaiser Franz Joseph ist im ganzen ehrlich und zuverlässig."

„So hat er (ich meinte unsern Kaiser) zuletzt doch unterschrieben?" fragte ich. „Ich dachte bis heute trotz der Presse, er hätte es nicht gethan."

„Ja, er hat unterschrieben," erwiderte er.

„Und es ist ein förmliches Bündnis? — erkundigte ich mich weiter —, kein bloßes Protokoll, wie es hieß?"[2]

„Dat kann ik Se nich seggen," versetzte er lächelnd.[3]

„Nun ich halte mich daran, daß Durchlaucht es vorhin mehrmals ein Bündnis genannt haben."

„Ja," antwortete er. „Aber das darf nicht geschrieben werden. Sie wollen das nicht wissen lassen. Mir wars einerlei. Ich wollte sogar ein öffentliches Bündnis."

Er schwieg ein paar Sekunden und sprach dann vom Wetter. „Ein sehr schöner Tag, heute hatten wir die Nacht drei Grad Kälte, und jetzt haben wir wohl fünfzehn Grad Wärme. Können Sie das Thermometer dort sehen? Wie viel ist es?"

„Neunzehn Grad."

---

[1] G. u. E. II, 247 f.

[2] Vgl. die Ergänzungen im Anhang von Band III.

[3] G. u. E. II, 251 ff.

Er hielt sich die Brille vor die Augen und sagte: „Achtzehn — nein, Sie haben recht, neunzehn. Ich kann nicht ausgehen, obwohl ich gern möchte. Ich fürchte mich zu erkälten. Doch sollte ich mich wohl einmal im Reichstage sehen lassen, ihnen die Ehre erzeigen. Aber ich habe keine Lust. Mir gefallen ihre Korpsmanieren nicht. Immer steht ihnen die Fraktion in erster Linie, die ist das, worum sich bei ihnen alles dreht. Das ist bei den Konservativen so wie bei den Liberalen. Statt mit den Nationalliberalen zu gehen, wo die Führer des linken Flügels offenbar den frühern Einfluß nicht mehr besitzen, statt sich ihnen wenigstens zu nähern, gehen die Konservativen lieber mit dem Zentrum. Auf die ist doch aber kein Verlaß. Ich will den Frieden auch, aber wenn man denen noch so viel zugesteht, werden sie doch nicht zu gewinnen sein, so lange bei uns noch ein protestantisches Kaiserhaus regiert. Bennigsen hält sich mit seinen Leuten gut. Mit Rickert und dem kleinen Juden Lasker ists freilich nichts. Doch hat der sich Stosch gegenüber immerhin verständig benommen. Auch Hänel, der doch sonst nach oben sieht (nach dem Kronprinzen), man hätte ihn ganz anders behandeln sollen, Stosch, den —. Aber sie sind servil. Die Fraktion der Freikonservativen ist zwar die Partie der vornehmen und reichen Leute, und sie und die andern Konservativen hätten die Pflicht, wenn etwas wirklich dumm und schlecht ist, dagegen vorzugehen, sonst können sie sich nicht halten. Aber sie sind alle servil, geheime Hofkonservative, öffentliche Hofliberale. Sie thun ihm nichts, weil sie glauben, daß er beim Zukünftigen gut angeschrieben steht, was doch eigentlich nicht der Fall ist."

Ich bemerkte, das wäre ja fast so wie in England, wo sie vor der Königin auch niederknieten und auf dem Bauch kröchen und selbst zu dem Prinzen von Wales mit Devotion emporblickten.

Er entgegnete: „Ja, fast so. Aber das dort ist unschuldig. Die Königin hat in Staatssachen wenig hineinzureden, kann an der Politik des jeweiligen Ministeriums nichts ändern. Darin geben sie dem Hofe nicht nach, schonen sie nicht Leute, die nichts taugen, bloß weil sie dort beliebt sind, wie bei uns. Und beliebt ist er nicht einmal beim Zukünftigen. Er wird nur gehalten, weil er ein hochgradiger Freimaurer ist. Ich habe das auch mit andern erlebt, die nichts taugten, aber hohe Grade hatten. Er hat das Ab-

kommen mit Sachsen abgeschlossen wegen des Militärs und der Militärhoheit. Ich wußte davon gar nichts, bis die Sachsen sich darauf beriefen, und es zu spät war.[1] Er hat uns auch in Frankreich geschadet, 1871, wo es sich um die Vergütung für die dort bleibenden Truppen handelte, und uns wenigstens um sechzig Millionen gebracht. — Und unsre Flotte, die uns so heillos viel Geld gekostet hat, die ist ganz untauglich, weil man nicht den rechten Mann an die Spitze gestellt hat. Ich dachte, sie sollte wenigstens der russischen gewachsen sein; das ist aber nicht der Fall, die russische ist besser. Er ist ein serviler Mensch und hat den Kaiser bei der Inspektion getäuscht. Da haben die Seeleute sich als stramme, exakte Infanteristen zeigen müssen, und so denkt der Kaiser, der Infanterist ist, alles ist gut. Aber im Reichstage lassen sie es ihm durchgehen, weil sie bei Hofe nicht anstoßen wollen, Orden und Titel haben wollen. Mit unsrer Presse ists auch so. So hat da z. B. der Pindter (Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung) neulich um den Kommissionsratstitel gebeten. Nun, den kann er haben. Sie stellen ihr Blatt zur Verfügnng, wenn die Regierung einmal davon Gebrauch machen will. Aber ich möchte doch lieber bloß Herr Pindter als Kommissionsrat Pindter heißen."

Der Chef kam dann von Hohenlohe, „der es auch mit den Obenstehenden nicht verderben will," auf die Besetzung des Staatssekretariats im Auswärtigen Amte zu sprechen und meinte, sie begegne großen Schwierigkeiten, weil die Vermögensverhältnisse der dafür in Aussicht Genommnen nicht derart wären, daß sie ihnen die Annahme der Stelle gestatteten. — — —

Er hielt einen Augenblick inne, dann sagte er: „Nun, wenn Sie mir nicht noch etwas zu sagen oder zu fragen haben, so —"

Ich stand auf, dankte ihm, daß er mir die Freude gemacht hätte, ihn wieder einmal sehen zu können, und ging, wobei ich Philippsborn im ersten Vorzimmer begegnete. Ich machte nun nach dem ersten Hauptthema dieser Unterredung für Nr. 12 der Grenzboten einen Aufsatz: „Zur Geschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses," der in der deutschen und in der ausländischen Presse soviel Aufsehen erregte wie der über die Gor-

[1] Siehe Band I, 177, Anm. 1.

tschakowsche Politik und der über die neuen Friktionen. Der Daily Telegraph ließ sich ihn in englischer Übersetzung vollständig telegraphieren und besprach ihn dann an einem der nächsten Tage (19. März) in einem spaltenlangen Leitartikel, der mit den Sätzen begann:

Whenever the spirit moves Dr. Moritz Busch, the responsible editor of the Grenzboten, to publish a historical retrospect or political manifesto in the columns of that officially favoured periodical, the European public, whom he admits to his confidence upon such occasions, is accustomed to lend ear to his revelations with exceptionel attention and interest. . . . Those who peruse a luminous exposition of facts and motives, such as was printed simultaneously in our issue and the Grenzboten of yesterday, are prompted to exclaim: The hands are the hands of Busch, but the voice is the voice of Bismarck.

Auch die Times behandelte den Artikel in einem Leader, desgleichen nahm der Temps ausführlich von ihm Notiz. Das Journal des Débats erklärte ihn zwar für bedeutungslos, brachte dann aber wunderbarerweise eine Besprechung, die fast vier Spalten einnahm und im Stile höchster Entrüstung redete.

Dieselbe Nummer der Grenzboten enthielt einen andern Artikel von mir, der nach dem zweiten Hauptgegenstande des Gesprächs vom 9. März geschrieben war, und zu dem mir Graf Herbert am 10. im Auftrage seines Vaters noch Unterlagen gegeben hatte. Er nannte sich einfach: „Vom Reichstage," und seine zweite Hälfte, die von den Berliner Zeitungen gleichfalls viel bemerkt und besprochen wurde, lautete wie folgt:

„Ein andrer wenig erfreulicher Zug trat hervor in der Debatte über den Hänelschen Antrag, den Chef der Admiralität zur Berichterstattung über den Untergang des Großen Kurfürsten[1] an den Reichstag aufzufordern. Dieser Antrag war in der Lage der Dinge sehr wohl begründet, aber die Unterstützung desselben von seiten der Fraktionsredner ließ viel zu wünschen übrig, sie war keine schneidige, manche sagen: eine lahme. Nur der Abgeordnete Lasker ging in wünschenswerter Weise vor. Die Fraktion, in der man die

[1] Am 31. Mai 1878 im Kanal bei Folkestone.

vornehmen, reichen und unabhängigen Elemente der Bevölkerung vertreten zu sehen gewohnt ist, und von der man erwarten sollte, sie werde es unter allen Umständen für ihr Recht und ihre Pflicht halten, das, was sich in der Staatsverwaltung als unweise, unpraktisch, schlecht herausgestellt hat, rücksichtslos auch als solches zu bezeichnen und ohne Ansehen der Person in ihrer etwaigen Beliebtheit in hohen Sphären auf eine Änderung zu bringen, hat in diesem Falle nicht geleistet, was man von ihr zu hoffen berechtigt war. Sie hat vielmehr die Gelegenheit, einem Systeme, das verderblich ist, ein Ende zu bereiten oder es doch zu erschüttern, nicht wahrgenommen. Sie erkannte an, daß der gegebne Bericht nicht genügend sei, um ihr tiefgehendes Mißtrauen zu beseitigen, ja um zu einem Urteil zu befähigen; aber sie verzichtete auf mehr. Kurz, ihr Angriff war matt und ohne Spitze, nicht viel mehr als Schein, und man meint vielleicht nicht ohne guten Grund, daß die Ursache solcher Mattheit und Schwäche hier wie bei einigen andern Rednern über diese Angelegenheit darin zu suchen sei, daß der betreffende Minister in den soeben angedeuteten hohen Kreisen sich eines ungewöhnlichen Ansehens erfreue und gestützt werde, was wieder zum Teil damit in Verbindung gebracht wird, daß derselbe einen hohen freimaurerischen Grad bekleidet.

„Natürlich referieren wir nur, ohne Bestimmtes zu wissen. Was wir dagegen durch den Augenschein wissen, ist das, daß der Betreffende ein sehr dauerhafter Minister ist, wie er früher ein sehr dauerhafter Unterhändler bei gewissen militärischen Übereinkünften war, deren Ergebnisse — wir denken an die Konvention, die nach dem Kriege von 1866 mit Sachsen, und an die, welche 1871 mit Frankreich abgeschlossen wurde — den Interessen Preußens und Deutschlands keineswegs günstig waren, und deshalb diese Dauerhaftigkeit mehr verwunderlich als erklärlich erscheinen ließen. Jetzt steht es mit unsrer Kriegsflotte und ihrem obersten Verwalter ebenso. Sie hat uns viel, sehr viel schönes Geld gekostet, und was ist aus ihr unter dem Infanteristensysteme, unter dem sie sich in den letzten Jahren entwickelte, geworden? Wir könnten für jene Millionen erwarten, daß sie wenigstens der russischen gewachsen wäre. Aber Sachverständige leugnen das entschieden, und selbst dem Laien springen die Übel, an denen sie unter diesem System laboriert und

so lange laborieren wird, bis man der jetzigen Art der Verwaltung, deren falsche Grundsätze nur unter einem andern, einem fachmännischen Leiter den richtigen Platz machen werden, gründlich gebrochen ist, immer von neuem in die Augen. Auf diese Weise aber, wie die meisten Redner im Reichstage die Sache anfaßten, wird man nicht Wandel schaffen. Sie muß energischer, unerschrockner, beharrlicher und ohne Aufblick nach oben, lediglich mit dem Blicke auf das, was dem Vaterlande und seiner Wehrkraft frommt, angegriffen werden, wenn es sich mit unsrer Seemacht, deren Material und Personal an sich gut sind, bessern und sie endlich den Stand der Tüchtigkeit erreichen soll, den sie haben muß und haben kann.

„Wir fügen noch hinzu, daß die Verteidigung des Ministers gegen Laskers Angriff nichts weniger als überzeugend war, und daß er sich in einer andern Äußerung während der Debatte der Vergeßlichkeit schuldig machte. Er hat am 11. März 1879 es als ein Recht dieses Hauses bezeichnet, volle und ganze Aufklärung ohne jeden Rückhalt zu verlangen. Und am 4. März d. J. erklärte er mit Bezug auf die Veröffentlichung der Sache im Marine-Verordnungsblatt, daß dies nicht geschehen sei, daß man dem Wunsche, Personen der öffentlichen Kritik zu übergeben, nicht Rechnung getragen habe. Damals konnte er, jetzt konnte er nicht. Damit endlich, daß man seine Gegner des Unpatriotismus und der Gleichgiltigkeit gegen eine öffentliche Institution anklagt, wie Herr von Stosch thut, wenn er sagt: »Die Flotte hat dem nicht am Herzen gelegen, der so vorgeht und die Öffentlichkeit benutzt, um Flecken auf Flecken auf die Marine zu häufen,« ist ganz und gar nichts geholfen. Wer auf Ungehörigleiten, Mängel und Fehler der Marine aufmerksam macht, der will letztere davon befreit wissen, er will die Marine mehr Ehre einlegen, mehr Ehre gewinnen lassen. Es liegt ihm also die Ehre der Flotte mehr am Herzen als dem, der solche Mängel verschweigt. Und wenn dazu nicht die Öffentlichkeit benutzt werden soll, warum haben wir dann in solchen Angelegenheiten einen Reichstag und Freiheit der Presse? Aber es wird wohl so zu nehmen sein, daß der Herr Minister unter Ehre der Flotte sich selbst begreift.“

Am 22. März früh gegen zwölf Uhr erhielt ich von Graf Herbert folgende Zeilen:

„Verehrter Herr Doktor!

Mein Vater möchte Sie gern heute sprechen, entweder gleich, wenn Sie Zeit haben, oder um 2½ Uhr nachmitttags. Um 1¾ geht er zur Gratulation ins Palais, sollten Sie also vor 1 Uhr nicht kommen, so ist 2½ Uhr besser.

Verehrungsvoll

Gf. Bismarck."

Um 2¼ Uhr war ich in Wilhelmstraße 77, wo der Chef vom Kaiser soeben zurückgekommen war. Im Vorzimmer traf ich Bucher, der elend aussah und über zu viel Arbeit klagte. Der Fürst saß, als ich bei ihm eintrat, in einem grauen Rocke, Glacekürassierstiefeln und weißen Hosen, einen Orden um den Hals, an seinem Schreibtische, der diesmal so gestellt war, daß der Chef den Rücken dem auf den Garten hinausgehenden Fenster zukehrte. Er sagte, nachdem er mir, wie gewöhnlich, die Hand gereicht und während er die Grenzboten über das Bündnis mit Österreich und über Stosch, die ich ihm tags vorher übersandt hatte, aus einem vor ihm liegenden Couvert zog: „Haben Sie mir das hier geschickt?"

Ich bejahte die Frage.

Er: „Hm, es ist wohl schon gedruckt?"

„Ja, schon in andern Zeitungen abgedruckt und nach London telegraphiert."

Er: „Das ist schade. Der Aufsatz ist im ganzen recht gut, Sie haben ein starkes Gedächtnis, aber ich hätte einiges milder gewünscht. Er ist etwas zu gepfeffert, zu schroff."

Er las die Stelle laut, wo es hieß, der Kaiser habe noch zuletzt lange Widerstreben gezeigt, und sagte: „Das ist wahr, aber zu stark ausgedrückt." Er fuhr fort mit Lesen, kam dahin, wo von Rußlands Tücke und Verlogenheit die Rede war, und bemerkte: „Das ist zwar auch die Wahrheit, hätte aber ebenfalls mit mehr diplomatischer Feinheit gegeben werden sollen, jetzt, wo sie andre Saiten aufziehen. Wir wollen ja Frieden haben jetzt, nachdem wir die Rüstung oder den Revolver angeschnallt haben. Auch hätten wohl nicht beide Artikel in einem Hefte erscheinen sollen. Dann ist da auch manches erwähnt, was ich nicht für das Publikum, sondern nur zu Ihrer eignen Information erzählt habe. Nun werden sie

ihm die Sachen anstreichen und zuschicken — sie oder der Prinz Karl, der mir immer zu schaden trachtet und immer sehr russisch gewesen ist wie seine Schwester: die mecklenburgische Alexandrine. . . ."

Ich bemerkte: „Vielleicht interessiert Sies, Durchlaucht, zu sehen, wie ein englischer Korrespondent den ganzen langen Artikel an den Daily Telegraph in London telegraphiert hat, sodaß er dort gleichzeitig mit dem Original in den Grenzboten erschienen ist. Er hat übrigens manches milder wiedergegeben, als es hier steht."

Er sagte: „Ja, das möchte ich wohl sehen."

Ich gab ihm das Blatt. Er las den Anfang und äußerte dann: „Lassen Sie es mir hier, und ich schicke es Ihnen wieder."

Ich fragte nun: „Kann man wohl erfahren, wie England sich zu dem Bündnis stellt?"

Er antwortete: „Die denken jetzt nur an ihre Wahlen. Davon wird viel abhängen. Die Italiener hoffen auf Gladstones Sieg. Sie haben wohl gelesen, wie die zwar versichern, sie wollten freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten aufrecht erhalten, sich aber vorbehalten, nach ihren Interessen zu handeln. Die sind wie der Rabe am Schlachtfelde, der sich sein Futter von andern besorgen läßt. 1870 waren sie bereit, uns mit anzufallen, wenn man ihnen ein Stück von Tirol gäbe. Da sagte einer — es war ein russischer Diplomat —: »Was, die wollen schon wieder was haben und haben doch noch keine Schlacht verloren!«"

Ich sagte: „Dort taugen wohl nur die Piemontesen etwas als Soldaten. Immer begehrlich und immer schwächlich, selbst bei Lissa, wo sie mit ihrer starken Flotte schmählich verjagt wurden, und der Admiral feig entfloh. Wenn die ihre Stärke doch im Innern suchten, wo kein Ministerium länger als ein paar Monate lebt, und Steuern und Schulden das Volk erdrücken."

„Ja — versetzte er —, das ist die eigentliche Italia irredenta. Da sollten sie anfassen, daran denken statt an Eroberungen. Aber es wird mit ihnen noch dahin kommen, wie mit Spanien unter Isabella, und der Kirchenstaat und Neapel werden wieder hergestellt werden. Rußland und Italien[1] sind die einzigen friedensfeindlichen

[1] S. die Ergänzungen im Anhang zum III. Bande.

Mächte — Rußland, das an seinen viermalhunderttausend Quadratmeilen nicht genug hat und dazu erobern möchte. — Na, weiter wüßte ich Ihnen heute nichts zu erzählen."

Ich versetzte: „Ich dachte, ich würde einmal Auftrag erhalten, etwas über den Papstens zu schreiben."

„Ja — erwiderte er —, da kann man sagen, daß man die Nachgiebigkeit Leos nicht zu hoch schätzen darf. Nicht bloß die Germania, sondern auch die Fortschrittsblätter thun das, aber nur der Opposition wegen, damit sie sagen können: Seht, die Kurie will den Frieden, aber der Reichskanzler will nicht. Der jetzige Papst ist allerdings verständiger und vielleicht milder als der vorige, aber seine Äußerungen in dem Briefe[1] sind doch sehr vieldeutig und im ganzen mehr akademisch als praktisch. Was hilft uns das, wenn er sagt: »Ich glaube, ich werde in dies oder das einwilligen können?«"

Er zitierte einen lateinischen Satz in Bezug auf die Anstellung von Priestern, worin die Worte sollicitudo und creat oder vocat vorkommen, und fuhr fort: „Und wer bürgt uns dafür, daß das so zu deuten ist, wie es gedeutet wird? Dann aber, wer steht uns dafür, daß der Nachfolger ebenso denkt? Das ist tausend Jahre so gewesen in der Kirche und wird immer so bleiben, solche Ansprüche. Ein Papst kann die alte Politik friedfertiger treiben, einer gröber und gebieterischer, im Grund und Wesen ists immer dieselbe. Die Maigesetze müssen bleiben, aber wir können sie, wenn man in Rom Mäßigung zeigt, gelinde handhaben — ein modus vivendi. Manche Leute möchten aber unter allen Umständen Frieden haben, auch mit einem Kanossa — aus Bequemlichkeit. So z. B. der Minister des Innern und der Kronprinz. Der möchte vor allem Ruhe haben.... Der will nicht in die Schlacht. Es ist da wie früher mit dem Septennat in der Militärsache. Da wollte er Bewilligung für immer, bloß, um keinen Streit zu erleben; denn er dachte, in den nächsten Jahren komme er daran, und das denkt er auch jetzt; denn der alte Herr kann doch nicht neunzig Jahre alt werden."

In diesem Augenblicke kam die Fürstin ins Zimmer und zeigte ihm ein Papier, das sich auf die heutige Geburtstagsfeier zu be-

[1] Dem Breve vom 24. Januar 1880 mit dem Zugeständnis der Anzeigepflicht.

ziehen schien, worauf sie fragte, ob illuminiert werden solle. Er erwiderte, nein, doch solle man sich erkundigen, „ob die übrigen Minister etwa der Verfügung ungehorsam sein wollten," wie wahrscheinlich auf dem Bogen zu lesen war. „Dann will ich auch ungehorsam sein," fuhr er fort. „Mir selber nämlich; denn ich habe die Verfügung erlassen. — Geflaggt ist doch?" Die Fürstin bejahte das.

Als sie fort war, sagte ich: „Was Durchlaucht vorhin über den Kronprinzen bemerkten, so schilderten Sie mir ihn schon 1870 auf der Fahrt von Beaumont nach Vendresse.[1]

„Ja, so ist er," versetzte er. „Wie sein Großvater Friedrich Wilhelm der Dritte, mit dem er auch sonst Ähnlichkeit hat. Sie haben ja wohl die Memoiren der Karoline Bauer gelesen?"

Ich erwiderte: „Ja, und die von dem alten Hofrat Schneider."

„Jawohl — sagte er —, der erzählte auch solche Dinge, aber in seiner Unschuld, er weiß nicht, wieviel er ihm damit schadet. Der alte höchstselige Herr fuhr die Woche siebenmal von der Pfaueninsel oder dem Potsdamer Stadtschlosse nach Berlin, um ins Theater zu gehen, und dann gings im Chausseestaube wieder zurück. So ist der jetzt auch. Das wird einmal, wenn ich vor Schwäche nicht mehr kann, schlimm werden, und es kann dann vieles wieder zurückgehen. Er will mich zwar behalten, aber ich gehe dann. Es braucht für die Zukunft keinen Großen Kurfürsten und keinen Friedrich den Großen. Ein Friedrich Wilhelm der Erste würde ungefähr genügen, auch ein Friedrich Wilhelm der Zweite; denn der wäre nicht übel gewesen, wenn er nicht durch die Weiber erweicht worden wäre."

Ich fragte: „Aber der Artikel über Stosch war Ihnen recht, Durchlaucht?"

Er entgegnete: „Ich habe bis jetzt mehr den ersten angesehen. Übrigens kann man über den alles sagen. Der ist mir einerlei. Der kann mir nicht den Weg vertreten. Er spekuliert aber auf die Zukunft und hat einigen Leuten in Bezug auf seine freimaurerischen Grade die Meinung beigebracht, er gelte was bei dem Kronprinzen. Es sind noch andre, die haben sich neulich zu einem Diner zusammen-

[1] Bd. I, 142.

gesetzt[1] und die Herzogtümer verteilt wie bei Wallensteins Gastmahl. Wie heißt die Stelle doch gleich? Na, ich weiß nicht."

Ich zitierte: „Sie teilen dort am Tische Fürstenhüte aus. Des Eggenberg, Slawata, Lichtenstein, des Sternbergs Güter werden ausgeboten. Wenn er hurtig macht, fällt auch für ihn was ab."

Der Chef lächelte und sagte: „Dahin gehört der Friedenthal, ein eitler, intriganter Mensch, den ich gern gehen sah. Dann Gneist, von dem ich früher was hielt, der aber nicht fest ist und Achsel trägt, Delbrück und Falk, auch Rickert. Falk hat sich in einer Weise über mein Verhältnis mit ihm geäußert, die nicht mit der Wahrheit stimmt. Ich war immer für ihn und habe ihm die Brücke vertreten bei unserm Allergnädigsten und viel Ärger davon gehabt. Der Hohenlohe soll dann den Vorsitz im neuen Ministerium haben, daß es nach etwas aussieht. Der ist zu ihrem Kanzler ausersehen."

„Hm — sagte ich —, wer hätte das nicht schon sein wollen! Sogar Münster."

„Ja — erwiderte er —, und andre mehr, weil das so leicht ist. Das erinnert mich daran, wie der Kurfürst von Hessen seinen Leibarzt nach Bernburg schickte, um sich nach dem Geisteszustande des letzten Herzogs zu erkundigen. Er fand ihn schlimmer, als er sich ihn gedacht hatte; er ist blödsinnig! referierte er. Mein Gott, sagte der Kurfürst, da kann er ja nicht regieren! — Regieren, ach ja, regieren kann er deswegen doch! erwiderte der Doktor."

Der Chef kam dann auf seine Leitung der Geschäfte, auf die vielen Mühen, die damit verbunden gewesen seien, auf die Sorgen und Gefahren und auf die Gegner zu sprechen, die ihm zu allen Zeiten in den achtzehn Jahren seiner Thätigkeit entgegengewirkt und ihm gedroht hätten. „Oft waren es mehrere auf einmal, bisweilen alle vier Seiten, von wo Gefahr und böser Wille drohte." Er lächelte. „Da fällt mir — fuhr er fort — Gerstäcker ein, von dem ein Witzblatt ein Bild brachte, wo zu gleicher Zeit eine Riesenschlange, ein Löwe, ein Krokodil und ein Bär auf ihn los wollten, und wo er sagte: »Ei, das giebt einen schönen Artikel für die Augsburger Allgemeine!« — Aber im Ernste, diese Gesellschaft, die weiß alles besser, denen genüge ich nicht, die denken, ein Nach-

[1] „Ministerium Gladstone" G. u. E. II, 134. 188. 196/7.

folger würde es viel klüger machen. Aber contenti estote, begnügt euch mit euerm Kommißbrote."

Als er dann wieder von Friedenthal und dessem intrigantem Wesen sprach, sagte ich: „Da sind ja drei oder vier Juden im Konzert: Friedenthal, Falk und Rickert. Das wird künftig wie in England und Frankreich. — Beaconsfield und Gambetta mit dem ganzen Judenschweif aus der Regierung von 1870. Auch Andrassy soll jüdisches Blut in seinen Adern haben."

„Nein — entgegnete er —, Zigeunerblut, sagt man, auch sieht er so aus. — Rickert aber? —" fuhr er fort. „Ist der auch einer von unsern Leuten?"

Ich erwiderte: „Ich kenne ihn nicht, habe aber so gehört, und er soll sogar ungetauft sein."

„Das möchte ich doch sicher wissen — sagte er —, erkundigen Sie sich doch."

Ich versprachs. Er klingelte, ließ sich den Parlamentalmanach bringen, schlug nach und fand, daß Rickert als evangelisch bezeichnet war, vermißte aber den Geburtsort und überhaupt Näheres und erklärte das für „verdächtig." Dann bemerkte er: „Friedenthal ist sogar als nationaler Jude aufgetreten. Er leidets nicht, daß die Post Lasker oder die Juden überhaupt angreift. Treitschke hat ihnen gute Artikel geschrieben, die geistreichsten, die sie überhaupt hatten. Aber als er Lasker angriff, kam Friedenthal, der Hauptaktionär ist, dazwischen und verbot ihnen das." Er sprach dann noch einmal von seinem einstigen Rücktritte und äußerte: „Wie schwer ist schon Bülow zu ersetzen! Die Herren sitzen in ihren bequemen Gesandtschaften und wollen nicht her in die viele Arbeit. Hatzfeldt ginge, der ist gescheit und sonst brauchbar, hat aber nichts Ordentliches und könnte in Versuchung kommen, sich mit Geldleuten in Verbindung zu setzen. Man müßte ihm eine Dotation geben, da würde sichs machen. Hohenlohe ist auch gescheit, aber er läßt sich für andre Interessen satteln, auch auffitzen. Mein ältester Sohn, der sieben Jahre unter meiner Leitung arbeitet und sich gut anläßt — das geht aber nicht, der ist erst dreißig Jahre alt."

Damit erhob er sich und reichte mir die Hand zum Abschiede. Als ich ging, rief er mir noch nach: „Hübsch glatt und diplomatisch — ich meine beim Schreiben." Ich war fünfzig Minuten

bei ihm gewesen. Im zweiten Vorzimmer begegnete ich dem Geheimen Legationsrat von Bülow, der hier gewartet hatte und ein paar freundliche Worte mit mir wechselte.

Ich machte hierauf nach dem, was der Fürst über seine Stellung zur Kurie gesagt hatte, einen Artikel: „Der versöhnliche Papst," der in Nr. 13 der Grenzboten erschien.

Gegen das Ende der ersten Woche des April fingen die Zeitungen an, von einer Kanzlerkrisis zu sprechen,[1] und als das einige Tage gedauert hatte, schrieb ich (Freitag, den 9. April) an den Chef, wenn ich ihm hierbei nützen könne, möge er mich in der Sache informieren. Ich bekam darauf am 11. einen Brief von Sachsse, worin ich gebeten wurde, den Reichskanzler Montag um vier Uhr mit meinem Besuch zu beehren. Ich fand mich zur besagten Stunde ein und mußte eine Viertelstunde im Vorsaale warten, weil der Fürst im Garten verschwunden war. Endlich sah ich ihn aus dem zum Auswärtigen Amte gehörigen Garten, wo in die Scheidemauer eine breite Lücke gebrochen ist, zwischen den Baumstämmen und den vielen weißen Blümchen auf den Grasplätzen des Parkes daher kommen. Er trug Zivilkleider und in der Hand einen starken Stock. Seine beiden Doggen begleiteten ihn. Theiß ging ihm entgegen und meldete mich. Nach einigen Minuten wurde ich in das Arbeitszimmer gerufen. Er fragte: „Wie geht es, Herr Doktor?"

Ich antwortete: „Danke, Durchlaucht, gut."

„Mir ists in den letzten Tagen wieder schlecht gegangen," versetzte er. „Ich habe mich geärgert über unsre Beamten — über die Flegelei dieses Stephan —, und andre machens ebenso. Die Zeitungen stellen die Ursache an der jetzigen Krisis unrichtig dar, und ich möchte Sie bitten, das zu rektifizieren. Es handelt sich nicht allein um das Verhalten der Vertreter nichtpreußischer Regierungen bei der Frage wegen der Besteuerung von Quittungen bei Postanweisungen und Vorschüssen,[2] nicht einmal vorzugsweise, sondern ebenso sehr um das ungehörige Benehmen unsrer Beamten. Sie wissen, ich habe wiederholt öffentlich über den preußischen Partikularismus geklagt, gegen-

[1] Fürst Bismarck reichte am 6. April 1880 sein Abschiedsgesuch ein.

[2] Die die Mehrheit des Bundesrats gegen die Stimmen Preußens und zweier der größten Bundesstaaten abgelehnt hatte.

über den Einrichtungen und Bedürfnissen des Reichs. Dann ist bei meiner häufigen langen Abwesenheit ein willkürliches Treiben entstanden, eine Art Republik im polnischen Sinne, wo jeder Chef der Verwaltung seine eigne Meinung nicht nur haben will, sondern auch geltend machten. Vortragende Räte, deren Ansicht der Vorstand ihres Departements nicht approbiert hat, oder auch Minister, die von meinen Anschauungen abweichen, versuchen ihre Gedanken praktisch geltend zu machen, und zwar auf eine Manier, als ob sich das von selbst verstünde. Das versteht sich aber nicht von selbst, der oberste Leiter der Regierung des Kaisers und Königs kann das nicht gestatten — das liegt auf der Hand."

Er hielt inne und schien zu erwarten, daß ich nachschreiben werde. Er hatte mir, bevor ich eingetreten war, eine Unterlage von Löschpapier, mehrere große Briefbogen und zwei frisch gespitzte Bleistifte auf dem Schreibtische vor den Platz gelegt, den ich gewöhnlich einnahm. Ich hatte anfangs mit einigen abgerissenen Hauptsätzen begonnen, jetzt schrieb ich alles, was er sagte, wörtlich nieder, indem er langsamer und in ziemlich regelmäßigen Perioden sprach, und so wurde das Folgende nach einigen einleitenden Worten, die sich auf das schon Mitgeteilte bezogen, in einem Artikel: „Die Ursachen der Kanzlerkrisis" betitelt in den Grenzboten vom 15. April 1880 abgedruckt. Dem Blatte wurde auf diese Weise die Ehre zu teil, den deutschen Reichskanzler im stillen unter seine Mitarbeiter rechnen zu dürfen. Er sagte oder diktierte:

„So viel wir wissen (ich fügte später hinzu: »und wir glauben gut unterrichtet zu sein«) hat die Kanzlerkrisis durchaus nicht die Tendenz, eine Verfassungsänderung herbeizuführen. Nichts liegt dem Fürsten ferner. Er hält die Verfassung des Bundes für völlig ausreichend, wenn die Rechte, die sie den Einzelstaaten verleiht, wie bisher mit Mäßigkeit ausgeübt werden. Wenn die Maschinerie zuweilen unregelmäßig arbeitete oder stocken wollte, so war der Grund hiervon teils in der Geschäftsordnung des Bundesrates zu suchen, teils in dem unzureichenden Werte, den manche Regierungen auf die Ausübung ihres Stimmrechtes legten. Nach der bisherigen Praxis legte man zu viel Gewicht auf die Ausschüsse, zu wenig auf die Plenarverhandlungen. Jene berieten sehr lange, die Sitzungen des Plenums dagegen wurden beinahe lediglich zu Abstimmungen

verwandt, nachdem die Ausschüsse bis zur Frageſtellung über Ja oder Nein gediehen waren. Wenn dann die im betreffenden Ausschusse nicht vertretnen oder dort in der Minorität gebliebnen Regierungen im Plenum ihre berechtigte Meinung zur Geltung bringen wollten, so war das ohne Verschleppung durch Inſtruktionseinholung oder Zurückverweiſung an den Ausſchuß nicht möglich, eine rechtzeitige Verſtändigung alſo nicht herbeizuführen. In den Ausſchüſſen liegt das Stimmenverhältnis anders als im Plenum. Wenn die Ausſchußmajoritäten ihre Abſtimmungen feſtlegen, ſo werden dadurch die unvertretenen Regierungen kaptiviert. Wenn dagegen die Vorverhandlungen und die Diskuſſionen der Gegenſtände aus den Ausſchüſſen ins Plenum verlegt würden, ſo könnte jede Anſicht zur rechten Zeit zur Geltung kommen.

„Wir müſſen noch einmal ſagen, was wir zu Anfang bemerkt haben (dieſer Satz war von mir): Es hat ſich bei der häufigen Abweſenheit des Kanzlers unter einem Teile der preußiſchen Beamten ein Zuſtand herausgebildet, der an vollſtändige Disziplinloſigkeit grenzt, und wenn es wahr iſt, daß der Fürſt ſich geäußert, daß es ihm ohne ſofortige Stellung der Kabinettsfrage faſt niemals gelinge, ſeiner berechtigten Autorität Gehör und Beachtung zu verſchaffen, ſo iſt auf dieſem Gebiete Remedur gewiß ganz unentbehrlich, wenn nicht das Anſehen des Bundesrates und des Präſidiums in demſelben unwiederbringlichen Schaden erleiden ſoll. Der Bundesrat kann keine freie Verſammlung werden, die jeder Miniſterialbeamte ohne Vollmacht betreten kann, um dort nach ſeinem Ermeſſen und Belieben ſeine perſönliche Meinung über die oder jene Frage vorzutragen und geltend zu machen.

„Wenn die königliche Ordre den Konflikt der Pflichten betont, in den der Reichskanzler durch die Reichsverfaſſung geraten kann, ſo wird dieſe Schwierigkeit doch kaum durch Änderung der letztern in einer allen Beteiligten annehmbaren Weiſe zu löſen ſein, ſondern nur durch ſtaatsmänniſch vorſichtige Ausübung der einem jeden durch die Verfaſſung zugeteilten Rechte. Es iſt in dieſer nicht geſagt, daß der Kanzler befugt ſei, zur Ausführung eines Beſchluſſes des Bundesrates ſeine Mitwirkung zu verſagen. Wird aber angenommen, daß er zur Ausführung oder amtlichen Vollziehung und ſomit auch zur demnächſtigen Vertretung jedes derartigen Beſchluſſes verpflichtet

sei, also auch eines solchen, dessen Folgen oder prinzipielle Grundlagen er nicht auf seine Verantwortlichkeit nehmen kann, so würde von einer wirklichen verantwortlichen Stellung desselben kaum mehr die Rede sein können, seine Stelle vielmehr durch jeden Büreaubeamten, der den ihm zugegangnen Weisungen nachzukommen hat, ebensogut versehen werden können.

„Den Reichskanzler und mit ihm die drei größten Bundesstaaten in die Lage zu bringen, von dem Minoritätsprivilegium des Artikels 9 Gebrauch zu machen, kann zur Stärkung der konstitutionellen Einrichtungen des Reiches nicht beitragen, sie vielmehr nur schädigen. Daß der Kanzler sich auf eigne Hand weigert, einen rite gefaßten Bundesratsbeschluß auszuführen, erscheint mit den Rücksichten, die er in seiner amtlichen Stellung der Majorität der verbündeten Regierungen schuldet, schwer vereinbar. Ein amtliches Schicklichkeitsgefühl mag in solchen Fällen dem Kanzler gebieten, einer Zumutung, deren Folgen er nicht verantworten will, durch ein Abschiedsgesuch auszuweichen und dadurch seine Bereitwilligkeit zu bekunden, zur Ernennung eines Nachfolgers mitzuwirken, der durch keine entgegenstehende Überzeugung an der Ausführung des betreffenden Bundesratsbeschlusses gehindert wird. Die angemessenste Lösung wird aber immer die sein, daß die Dinge nicht auf die Spitze getrieben werden."

Hier schien ihm plötzlich etwas Dringendes einzufallen. Er klingelte und ließ durch den aus dem Vorzimmer eintretenden Kanzleidiener den Geheimrat Tiedemann holen, den er bat, sich im Palais des Kaisers zu erkundigen, wie es mit der Denkschrift stehe, die bald erledigt werden müsse und nicht liegen bleiben dürfe. „Er soll aber ohne Verzug hingehen und fragen." Dann, als Tiedemann fort war, sagte er: „Sie betrifft die Angelegenheit, von der wir reden. — Aber wo war ich stehen geblieben?" Ich las ihm die letzten Sätze vor, und er fuhr fort: „Nun ja. Die Verhütung solcher Krisen aber, wie die jetzige ist, wird wesentlich erleichtert werden, wenn das Gewicht der Ausschußberatungen gemindert und dasjenige der Plenarsitzungen gesteigert wird, und wenn in den letztern die neuerdings eingerissene Gewohnheit aufhört, daß mehr als die Hälfte der verbündeten Regierungen bei den Plenarverhandlungen ohne eigne Vertreter ist. Die Praxis der Substitutionen beruht

lediglich auf der Geschäftsordnung, nicht auf der Verfassung. Die Sache würde sich erheblich anders gestalten, wenn die entscheidenden Plenarsitzungen auf eine kürzere Periode, während der Session des Reichstags konzentriert und nicht über den größten Teil des Jahres je nach den täglichen Bedürfnissen verteilt würden, wie das seither der Fall war."

Er nahm darauf, ohne ein Zeichen zu geben, daß ich entlassen sei, ein Heft zur Hand, über dem „Denkschrift" stand, korrigierte einiges darin und ließ den Sekretär Sachsse rufen, dem er den Befehl erteilte, „das von derselben Hand abschreiben zu lassen."

Dann wandte er sich wieder zu mir, ließ sich die letzten Sätze des Diktats vorlesen und sagte dann: „So wirds genug sein. Wollen Sie noch was wissen?"

Ich: „Wie denken Durchlaucht über den Ausfall der Wahlen in England?"

Er: „Die Sache ist nicht bedeutend für uns. Die Russen aber erwarten viel davon. Die Liberalen werden im großen und ganzen dieselben Wege gehen müssen wie Beaconsfield.[1] Das ist immer so, auch bei uns. Wenn die Nationalliberalen einmal regieren sollten, so würden sie finden, daß das nicht so geht, wie sie denken."

Ich: „Es ist mit Kronprinzen ebenso. Die sind oder thun fast immer anders, als der gerade regierende Herr, meist liberal; aber wenn sie dann selber die Verantwortlichkeit übernehmen sollen, müssen sies im wesentlichen machen wie die Vorgänger. Ich sagte, sie thun so. Denn oft ist die Verschiedenheit wohl nur Schein. Die modernen Fürsten haben, wie mir vorkommt, keinen festen Halt in sich selbst, keinen wahren Glauben an sich. Sie fühlen sich abhängig von der öffentlichen Meinung oder von der Parteidoktrin, die sich dafür ausgiebt. Unsre Dynastien haben das Bedürfnis, alle Parteien für sich zu interessieren, und so verbreiten Kronprinzen häufig um sich den Ruf, andrer politischer oder religiöser Meinung zu sein als der Throninhaber, liberal, wenn dieser konservativ, oder sehr liberal, wenn er es nur mäßig ist. Kommen sie dann

[1] Am 20. April 1880 kam das liberale Ministerium Gladstone-Bright-Forster ans Ruder.

zur Gewalt, haben sie für ihre Entschließungen einzustehen, so sind sie aus der Theorie, wenn sie ihr überhaupt im Ernste zugethan gewesen sind, herausgetreten in die Praxis, in die Welt der harten Thatsachen, und da geben nicht Velleitäten, sondern die Dinge draußen, die Verhältnisse den Ausschlag, Unmöglichkeiten, vor denen man einlenken oder umkehren muß."

Er hatte mir aufmerksam zugehört und sagte, als ich fertig war: „Da haben Sie ganz Recht, das war eine sehr gute Bemerkung. Aber wenn die Engländer sich auch mit den Russen verständigten und Italien hinzukäme, das mit den englischen Liberalen immer Liebesblicke ausgetauscht hat, so gäbe das immer noch keine große Gefahr, und für die Italiener könnte das schlimm ablaufen. Je mehr England sich Rußland nähert, desto weiter entfernt es sich von Frankreich. Es entstünde dann im Orient eine Kombination, die dortige französische Interessen bedrohte — vorzüglich am Mittelmeer —, die andre sind als die russischen und die englischen. Von Englands Verhältnis zu Italien gilt ähnliches. — Es könnte dann zu einer Verständigung Frankreichs mit Österreich und uns kommen. Was wir dafür zu bieten hätten, ist mit Bestimmtheit noch nicht zu sagen. Elsaß-Lothringen würde es gewiß nicht sein, aber vielleicht — etwas andres. Italien würde schlecht dabei fahren; denn hier können sich Österreich und Frankreich leicht verständigen. Italien ist wie die Frau im Märchen vom Fischer, der den goldnen Fisch gefangen hat. Wie hieß sie gleich? — Ilsebill. Die nicht genug kriegen konnte. Die können wieder in ihrem Topfe wohnen müssen. Neapel und der Kirchenstaat können wieder hergestellt werden."

Ich sagte: „Durchlaucht erwähnten vorhin gegen Tiedemann einer Denkschrift über die Ursachen der jetzigen Krisis, die dem Könige übergeben worden sei. Wie verhält sich denn der zu der Sache?"

„O, befriedigend," antwortete er. „Nur hat er die Denkschrift noch nicht gelesen, weil sie ihm zu lang ist. Da hat er sie beiseite gelegt. Und nun kommt Wilmowski dazwischen, der sich verpflichtet und berechtigt fühlt, seinen Senf dazu zu geben und ihm zu raten — gegen mich; denn er ist liberal. Und so habe ich ihn mahnen lassen." Er stand auf und sagte noch einmal: „Die Flegelei von Stephan, der ganz disziplinlos ist. Das kommt aber davon,

daß er soviel Selbstgefühl hat. König Stephan gegen König Wilhelm, das geht nicht; (lächelt) das könnte man ihm einmal sagen."

Ich versprach, das nächstens zu thun und ging. Ich war ungefähr dreiviertel Stunden bei ihm gewesen. Im großen Vorzimmer sah ich, noch vom Geburtstage des Chefs her, Bleichröders aus Eichenholz geschnitzten Pfeifenstand mit sieben langen Pfeifen, Weichselrohren mit Porzellanköpfen, auf denen Jagdtiere waren, desgleichen zwei große Kübel mit blühenden Azaleen.

Was der Kanzler mir in betreff der englischen Wahlen und eines etwaigen Zusammengehens der Engländer, Russen und Italiener entwickelt hatte, verflocht ich in einen Grenzbotenaufsatz: „Das neue Ministerium in England," der in London sowie in Paris und in Italien Leitartikel veranlaßte.[1]

Am 25. April war Lowe von der Times bei mir und wollte gleiche Begünstigung mit Lavino, on the same conditions, worauf ich ihm erwiderte, es gebe keine andre Bedingung als die, daß die Sachen hinüber telegraphiert würden. Er sagte, er habe einen eignen Draht. Ich versprach, mir die Sache zu überlegen und ihm in vierzehn Tagen Bescheid zu sagen, wenn ich in Leipig mit dem Buchhändler gesprochen hätte, der ihm Grenzbotenabzüge vor dem Drucke schicken sollte. Am 1. Mai kam Abel und wollte für den Standard die gleiche Gefälligkeit. Er erhielt denselben Bescheid. Am 7. Mai schloß ich mit Lavino ab, der telegraphisch Vollmacht bekommen hatte; ich war „gelegentlicher Korrespondent" für sein Blatt geworden.

Inzwischen hatte ich am 28. April von Bucher folgenden Brief erhalten:

„Verehrter Freund!

Sie möchten die Indiskretion begehen, die Anlage dem Korrespondenten des Daily Telegraph zu geben. Sie dürfen ihm nichts weiter darüber sagen, als was in der Einleitung steht. Für Sie bemerke ich, daß das Ding [ein sehr ausführlicher] Auszug aus einer existierenden Depesche ist. Er hat also kein Dementi zu fürchten. Vielleicht wäre es zweckmäßig, wenn Sie sofort eine Abschrift nähmen, um dieselbe, sobald der Artikel englisch hier angekommen ist, als

[1] 1880, Nr. 17.

Rückübersetzung in die Grenzboten zu bringen, falls Ihnen die Zeitungen nicht zuvorkommen. Aber die Priorität muß der D. T. haben.

Der Ihrige
Br."

Die Anlage war der Wortlaut einer Depesche des Chefs, worin dieser die Stellung der preußischen Regierung bei den Verhandlungen über die Beilegung des Streits mit der Kurie und ihrer deutschen Verbündeten präzisierte. Nur einige Sätze des Originals, das etliche Wochen später vollständig veröffentlicht wurde, waren hier weggeblieben. Lavino übersetzte das Aktenstück ins Englische, und schon am 3. Mai stand es, eine ganze Spalte füllend, im Daily Telegraph, drei Tage später in den Grenzboten.[1] Die deutschen Zeitungen nahmen meines Wissens erst nach Publikation des Ganzen davon Notiz, wobei sich einige erinnerten, das Wesentliche davon bereits in den Grenzboten gelesen zu haben.

Ich reiste nun nach Leipzig ab, erhielt aber schon Donnerstag, den 10. Mai in der Nacht durch ein Telegramm von Frau Therese Busch die Nachricht, daß der Reichskanzler mich diesen Tag abends 9½ Uhr zu sehen wünsche. Infolgedessen kehrte ich Freitag nach Berlin zurück, ließ mich durch Sachsse schriftlich beim Chef melden und wurde von ihm fünf Minuten nach neun Uhr in seinem Arbeitszimmer empfangen, worauf wir eine anderthalbstündige Unterredung hatten.

Er begann: „Nun, Sie waren in der Erholung?"

„Ja, Durchlaucht, ich war auf ein paar Tage in Leipzig, hatte aber zu Hause hinterlassen, man solle, wenn Sie schickten, mir telegraphieren, und so bin ich hier."

Er versetzte: „Da haben Sie zu viel gethan. Es sind bloß prinzipielle Dinge, über die ich mit Ihnen sprechen wollte. Ich möchte Ihrem Studium zwei Themata empfehlen. Zuerst das ungewöhnlich laute nnd innige Vergnügen der Liberalen in ihren Blättern darüber, daß ich die innern Fragen künftig sein lassen und mich auf die auswärtigen Angelegenheiten beschränken will. Ich soll von den innern Fragen nichts verstehen, in Bezug auf sie nichts

[1] 1880, Nr. 19.

geleistet haben. Da wäre denn doch einiges dagegen zu bemerken. Sie können dazu das Hahnsche Buch nachlesen, wo sie das Detail zusammengestellt finden. Wer hat denn die Maigesetze angeregt und sie Falk abgewonnen, der allerhand juristische Bedenken dagegen hatte und sich nur nach langem Widerstreben fügte?[1] Jetzt halten sie sie hoch wie ein Palladium, und er auch. Als dekretierender und verwaltender Minister ist er keineswegs so schneidig gegen die Klerikalen vorgegangen, wie jetzt als Kammerredner. Und wer hat denn die Pläne zur Verstaatlichung der Eisenbahnen durchgesetzt? Doch nicht ihr Camphausen, der sich vielmehr dagegen sträubte mit allen Kräften und die Sache zu verschleppen bemüht war. Und die Sache ist gut ausgefallen, schon jetzt; denn Maybach macht Geld und wird uns das Defizit decken. Dann haben die Herren, die das Reich durch Ausbildung der konstitutionellen Einrichtungen stärken wollen, wie sie behaupten, dann haben sie vergessen, daß ich zweimal das Militärseptennat zustande gebracht und so einem gefährlichen Konflikt vorgebeugt habe durch Vermittlung zwischen der Krone, die ein eisernes Militärbudget wollte, um den Streit ein für allemal los zu werden, und dem Reichstage, der seine konstitutionelle Bewilligung festhielt. Beide male; denn der damals drohende Konflikt würde sich jetzt wiederholt haben. Diesmal machte es sich mit der Verstärkung der Armee, die von der Krone als Äquivalent acceptiert wurde, und auf die die Liberalen im Reichstage eher eingingen als auf einen Verzicht auf ihr verfassungsmäßiges Bewilligungsrecht. Dann können Sie an das Sozialistengesetz erinnern, das ich vorgeschlagen habe, und dem die Liberalen allerlei Schwierigkeiten in den Weg legten. Als Hauptverdienst aber darf ich mir die neue Zollpolitik gutschreiben, die ich gegen Delbrück in Gang gebracht habe, und wo ich es nicht nur mit den Freihändlern im Reichstage zu thun hatte, sondern auch mit freihändlerischen Regierungen und deren Räten. Die Initiative ist hier, wie Sie wissen, von mir ausgegangen und die Hauptarbeit ebenfalls, die Kur dieser Delbrückschen Krankheit."

Ich erlaubte mir, ihn zu unterbrechen, indem ich bemerkte:

---

[1] G. u. E. II, 130 widerspricht diesem Satze nicht, denn dort lehnt der Fürst nur die Verantwortung für „die juristische Detailarbeit der Maigesetze" ab.

„Dieser Brightschen Niere am nationalökonomischen Körper der Nation."

„Ja — versetzte er lachend —, das ists, was ich meinte, die Brightsche Krankheit. Wir sind durch diese Delbrückſche Krankheit im Laufe der Jahre immer mehr heruntergekommen, immer ärmer geworden, und es war Zeit, daß etwas dagegen geschah. Ohne die fünfhundert, ich wollte sagen, ohne die fünf Milliarden von 1871 wären wir dem Bankerott schon ein paar Jahre eher nahe gekommen. Das wollen sie freilich nicht anerkennen, aber das Volk weiß es; denn das empfindet die Folgen. Seine Vertreter aus den gelehrten Ständen, die Advokaten und Rentiers, merken nichts davon. Wiederholt gingen mir aus Volkskreisen Dankadressen zu, z. B. von westfälischen Bergleuten. Sie werden aber noch an mehr glauben müssen, wenn ich ihnen erst mit den Kampfzöllen komme, wo sie wieder Opposition machen werden, mit den Kampfzöllen zuerst gegen Rußland. Dann bin ich der einzige Verfechter der nationalen Interessen gegenüber dem Hamburger Partikularismus gewesen, in der Freihafenfrage.[1] Die Nationalliberalen, besonders der linke Flügel, sind hier nicht national, sondern liberal und partikularistisch. Lasker, Bamberger, Wolfssohn, Rickert — auch ein Jude, wenn auch protestantisch getauft — sind hier nicht besser als Sonnemann, die Sozialisten, die Polen und die Welfen. National sind sie nur, wenn es einmal gegen die Ansprüche eines Monarchen geht, z. B. gegen den König von Bayern. Aber wenn es sich um den Partikularismus einer sozialdemokratischen Republik handelt, wie hier, wo die Sozialisten die Oberhand haben, bei den Wahlen, da ist es etwas andres, da muß er unterstützt werden, da muß man mir Opposition machen. Daß ich fest gegen die Leute gewesen bin, darf ich mir auch als Verdienst um die innern Angelegenheiten anrechnen."

Er schwieg einen Augenblick und fuhr darauf fort: „Dann das Zentrum und seine Auftraggeber, gegen die habe ich und nur ich den Kampf aufgenommen und trotz aller Intriguen des Hofes fortgesetzt, und wenn die kirchenpolitische Vorlage[2] in einigen Paragraphen wie

[1] Am 8. Mai 1880 verfocht Bismarck im Reichstage das Recht des Bundesrats, den Zollausschluß Hamburgs aufzuheben. Politische Reden VIII, 171 ff.

[2] Am 19. Mai.

Nachgiebigkeit aussieht, so ist das Augentäuschung. Wir paktieren nicht mit Rom, gehn nicht nach Kanossa, wir versuchen, selbständig, für uns allein mit den preußischen Katholiken zum Frieden zu kommen. Wenn Bischöfe triumphierend wieder einziehen, so ist das besser als mit Trauern und Klagen. Sie erkennen dann an, daß Ihnen etwas gewährt ist — viel meinethalben. Aber wenn sie sich mit uns dann nicht stellen, so haben wir sie ja mit der diskretionären Gewalt in der Hand und können sie wieder entfernen oder sonst unschädlich machen. Das verstehen aber die am Dönhofsplatze nicht, auch die Freikonservativen nicht. Darum gehe ich auch nicht hin; denn ich mag nicht in den Wind sprechen. Es könnte kommen, daß ich dann ohne Bewilligung des Königs meinen Abschied nehmen müßte. Und dann — ein bayrischer Maler — Lenbach — machte neulich eine gute Bemerkung. Er sagte: »Eine geistreiche Rede halten vor denen heißt ein Feuerwerk vor Blinden abbrennen.« Ihre Politik ist Fraktionspolitik. — Da waren Bennigsen und Miquel bei mir vor einigen Tagen und wollten mich von der Vorlage abreden, ließen sich aber dann von meinen Gründen überzeugen. Da fand den Abend darauf eine Fraktionsberatung statt, und jetzt kamen sie wieder und waren zu ihrer alten Meinung zurückgekehrt. Hiervon aber dürfen Sie in der Presse nichts sagen, das ist — ich meine unsre Stellung zu der Vorlage und zu den Parteien — nur zu Ihrer persönlichen Information. Sie sollen nicht denken, daß wir sie beeinflussen wollen, und wenn Sie etwas darüber sagen, ists gleich ein Communiqué. Sie wissen ja wohl, daß Windthorst Sie neulich als Oberoffiziösen bezeichnet hat. Nun, wir werden ja sehen, was sie zuletzt aus der Vorlage machen werden, und vielleicht genügt uns das, vielleicht auch nicht."

Er hielt wieder einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort: „Und nun das zweite Thema, das Sie behandeln können. Ich möchte eine Charakteristik des Zentrums haben, aus der hervorginge, daß wir bei einer Auflösung oder Umgestaltung dieser Partei nicht viel gewinnen würden. Die Konservativen würden dadurch nicht erheblich gestärkt werden — durch Nachgiebigkeit der Regierung in Sachen der kirchenpolitischen Gesetze."

Er sann einen Augenblick nach und sagte dann, von diesem Gedankengange abbiegend: „Sie wissen, wie Rußland uns nie zu

stark gegen Frankreich werden lassen wollte, weil dann der Wert seiner Freundschaft und seines etwaigen Beistandes gesunken wäre. Wir sollten von ihm abhängig bleiben, ihm zu Gegendiensten verpflichtet.[1] Genau so ists mit den Liberalen, auch denen vom rechten Flügel. Sie denken zuerst an sich, an ihre Partei, und daß die Regierung sie als Macht betrachten soll, deren guter Wille seinen Preis hat. Sie fühlen sich eigentlich als Fremde und der Regierung gegenüber als Opposition, die gewonnen werden muß durch Konzessionen, deren Unterstützung geschätzt werden muß und belohnt, möglichst hoch und möglichst bald. Immer soll ich ihre Unentbehrlichkeit fühlen, damit ich mich genötigt sehe, mit ihnen zu paktieren. Darum darf die Regierung nicht zu stark werden, keine sichre Majorität haben, und so ist ihnen die Existenz des Zentrums im stillen willkommen. Es ist eine an Zahl starke Opposition, die zu ihren Absichten paßt, so wenig sie auch direkt mit ihnen als Ultramontanen gemein haben. Die Regierung soll diesen 95 oder 100 Oppositionellen von der katholischen Seite gegenüber jeden Augenblick ihre Schwäche zu empfinden haben für den Fall, daß die Liberalen sie ohne Beistand lassen. Sie soll mit ihnen rechnen müssen, mit ihnen handeln, ihnen, der Partei, ihr Wohlwollen abkaufen. Das ist aber Fraktionspolitik, keine solche, die den Staat im Auge hat."

Er kam dann auf die Charakteristik des Zentrums zurück und setzte mir aus einander, daß nur etwa ein Drittel dieser Fraktion durch Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Ansprüche der Kurie zu gewinnen sein und die Anhänger der Regierung verstärken würde. „Das sind — so fuhr er fort — die bayrischen Adlichen, die süddeutschen Adlichen überhaupt und die aus Schlesien. Schon die westfälischen nicht. Die sind niemals mit der preußischen Herrschaft zufrieden und immer gegen die Regierung gewesen, schon vor der Existenz des Reichs, auch als der Papst sich mit Preußen sehr zufrieden erklärte — ich meine Pius, der sagte, in Preußen befände sich die katholische Kirche besser als irgend anderswo. Dieser westfälische Adel schmollt aus Partikularismus wie die Welfen. Sie können die alten bischöflichen Zeiten nicht vergessen und die Vorteile, die mit ihnen verloren gegangen sind — die ägyptischen Fleischtöpfe und

[1] Vgl. G. u. E. II, 231.

Bratpfannen. Anders wieder verhält es sich mit den andern Gruppen des Zentrums, mit den Rheinländern zum Beispiel. Das sind in erster Linie liberale oder demokratische Katholiken und erst in zweiter ultramontane katholische Fortschrittler, die Partei Reichensperger. Auf ihr liberales Programm hin wären die meisten nicht gewählt worden. Man schickte sie in den Reichstag und ins Abgeordnetenhaus, weil sie dem Klerus die Vertretung der Ansprüche der Bischöfe und des Papstes versprachen. Sie wären, wie die Partikularisten des Zentrums, auch bei den größten Konzessionen in dieser Richtung nicht zu haben; denn sie gehören zum Fortschritt oder gleich daneben."

Ich wollte nun gehen. Er aber machte eine Bewegung, als sollte ich noch bleiben, und klingelte, um eine Flasche Selterwasser zu bestellen, und als sie vom Kanzleidiener gebracht worden war, wies er auf sie und auf eine volle Flasche Kognak, die schon vor ihm auf dem Tische stand, und sagte: „Nun, alter Yankee, ist Ihnen gefällig? Brandy and water, help yourself to it. — Es ist sehr guter Kognak; wenigstens hat man ihn mir sehr gerühmt. Er kann zwanzig bis dreißig Franken die Flasche kosten und ist eine Liebesgabe. Ich habe aber welchen, der besser ist, obwohl er nur tausend Franken den Hektoliter kostet."

Ich fragte, wie viel Bouteillen das gebe, wohl hundertundfünfzig?

Er antwortete: „O nein! Nur etwa so viel wie eine Ohm, ungefähr hundertundfünfundzwanzig Weinflaschen. Ich beziehe ihn aus guter Quelle und habe schon vier Hektoliter genommen, obwohl meine Frau dagegen ist, daß ich so viel Schnaps kaufe."

Ich fragte: „Dabei haben doch andre Leute geholfen?"

„O! — erwiderte er lächelnd —, der erste Hektoliter ist noch nicht alle; und ich lasse immer, was über hundert Bouteillen ist, in die unterirdischen Verließe der Burg in Schönhausen schaffen. Ich werde davon wohl nichts trinken, aber es giebt was Gutes für die Enkelkinder."

„Hm — versetzte ich —, das ist unter dem Kellerhals in der Vorhalle links, wo auch drei Faß rechtlicher alter Nordhäuser liegen." Dann fragte ich, was der Enkel in Berlin[1] mache. Er gediehe gut,

[1] Otto von Rantzau, geb. 26. November 1879.

erwiderte er, hätte neulich einmal am Halse gelitten, wäre aber jetzt wieder munter. Darauf erkundigte ich mich, wie es mit seiner eignen Gesundheit beschaffen sei, und ob er diesen Sommer wieder nach Gastein wolle. Er entgegnete, mit der Gesundheit ginge es, nur könnte er wieder nicht gut schlafen und fühlte sich matt.

Er hatte unterdessen eine große Schachtel mit Papiercigaretten geholt, bot mir davon an und nahm selbst eine, bemerkte indes, sie schmeckten ihm nicht, und an der Pfeife finde er auch keinen rechten Gefallen mehr. Ebenso wollte das Ausreiten schon seit anderthalb Jahren nicht mehr gehen, da er davon Kreuzschmerzen bekäme.

Wir tranken jeder zwei Glas Selterwasser mit Kognak. Ich fragte, ob er das Judenbuch bekommen hätte, das ich etwa acht Tage vorher dem Kanzleidiener für ihn übergeben hätte.

„Welches?"

„Israel und die Gojim."

„Nein."

„Ich übergab es mit einem Briefe, worin gesagt war, daß es von mir sei, und daß ein Blick auf das Vorwort Durchlaucht vielleicht bewegen würde, sichs in Varzin oder Friedrichsruh genauer anzusehen."

Er erinnerte sich des Briefes, suchte nach dem Buche auf dem Schreibtisch und dem Regale daneben und meinte zuletzt: „Wahrscheinlich habe ich es mit hinaufgenommen, um im Bette darin zu lesen, oder Tiedemann hat sichs geholt."

Ich brachte das Gespräch auf Lenbach und bemerkte, das Bild, das den Chef in Profil und etwas nach oben blickend darstelle, sei nach meinem Gefühle das beste, von dem ich wüßte.

Er versetzte: „Er hat eine ganze Menge gemacht. Das aber, das Sie meinen, ist entstanden, als ich nach einem Fluge Vögel aufblickte, in Friedrichsruh. »Halt — sagte er da —, das ist gut, stehen Sie still. Das wollen wir gleich skizzieren.«"

Ich erwähnte dann die Photographie des andern Porträts, wo er so kraus emporgesträubte Augenbrauen und einen romantisch gekräuselten Schnurrbart hat, und bemerkte, daß mir das nicht recht gefiele, da es von der Wahrheit abweiche.

„Ach nein — erwiderte er —, es ist Natur, es wächst bei mir o, bis ich es mit der Papierschere verstutze."

Wir sprachen dann von dem unternehmenden Thorndike Rice, einem Amerikaner, dem Herausgeber der Newyorker Monatsschrift Northamerican Review, indem ich fragte, ob er die Blowitzsche Erzählung von dem angeblichen Besuche und Anliegen Rices gelesen hätte. Dieser hatte mir einige Wochen vorher mehrmals Besuche gemacht und zunächst einen Artikel zur Charakteristik Bismarcks bestellt, dann aber mit der Einleitung: „Sie dürfen mirs nicht übel nehmen, aber wir Yankees sind dreist, wenn wir was im Auge haben," gefragt, ob ich ihm nicht einen Aufsatz von Bismarck selbst für sein Blatt verschaffen könnte. Er sei gern bereit, mir fünfhundert Pfund Sterling, die Hälfte im voraus, zu zahlen, wenn ich das ermöglichte. Ich erklärte das für utterly impossible, selbst wenn er mir tausend Pfund geben wollte, und setzte ihm die Gründe aus einander. Er meinte dann, ich könnte ja den Artikel machen und der Fürst nur seinen Namen dazu setzen. Natürlich lehnte ich das ebenfalls ab. Er erklärte sich dann damit zufrieden, daß ich ihm den erstgenannten Aufsatz zu schreiben und nach Paris nachzuschicken versprach, und daß ich ihm weitere Beiträge für künftige Hefte zusagte. Den Bismarckartikel erhielt er nach Verlauf von drei Wochen, und er erschien in der erwähnten Revue in den Monaten Juli und August unter dem Titel: Prince Bismarck as a Friend of America and as a Statesman. By Moritz Busch. Ich bekam dafür pro Bogen das für deutsche Begriffe ungeheure Honorar von fünfhundert Mark und hatte nebenbei die Ehre, neben Gladstone als Mitarbeiter der amerikanischen Revue des Deux Mondes zu figurieren. Nach einem Blowitzschen Bericht in der Times war Rice nach seinem letzten Besuche bei mir im Palais des Chefs erschienen, um sich dessen Mitarbeiterschaft zu erbitten, war aber selbstverständlich auch hier abschlägig beschieden worden.

„Die Geschichte ist richtig," versetzte er. „Er hat aber nur mit meinem Sohn gesprochen, durch den ich ihm sagen ließ, daß ich zu sehr von Geschäften in Anspruch genommen wäre, um meinen starken journalistischen Neigungen nachleben und das viele Geld, das er mir anböte, verdienen zu können."

Ich erzählte ihm nun meine Unterhaltung mit Mr. Rice und fragte darauf nochmals wegen Gastein. Nein, erwiderte er, da ginge er diesen Sommer nicht hin, er müsse sich erholen, wolle einsam

sein, fern von Menschen. Dann kam er darauf, daß seine Wirtschaft ihm viel Geld koste. Ein Nachfolger könne nicht auskommen, wenn man ihm nicht auch mit Dotationen unter die Arme griffe, denn sein Gehalt als Reichskanzler genüge nicht.

Ich bemerkte, ich wäre immer der Ansicht gewesen, er habe bloß als preußischer Minister Gehalt.

„Umgekehrt — sagte er —, ich bekomme als Reichskanzler achtzehntausend Thaler, als Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen nichts, und ich brauche jetzt jährlich sechzigtausend Thaler. Ich gebe allein in diesem Hause zweitausend mehr für Beleuchtung aus. Es ist unpraktisch gebaut, voll lauter dunkler Gänge und Hintertreppen, und nur die Diensträume unten habe ich nicht selbst zu beleuchten. Die Mietsteuer haben sie mir auch erhöht, die Wohnung ist zu fünftausend Thalern veranschlagt, was ich unbillig finde, obwohl sie besser ist als die drüben, deren Dürftigkeit Sie ja kennen."

Ich erwiderte darauf noch einiges, worauf wir uns erhoben. Sein Hund, der anfangs mißwollende Absichten auf meinen Rock oder meine Gurgel verraten, sich aber auf ein „Leg dich!" seines Herrn beruhigt hatte und in den Raum unter der Platte des Schreibtisches gekrochen war, wo er mir die Schnauze zwischen die Kniee legte, stand gleichfalls auf. Er befahl ihm, auf das Sofa zu springen, von wo er mit einem Holzscheit zurückkam. Der Fürst nahm es und warf es in eine Nische neben einem der beiden Fenster, wohin das Tier nachsprang. Es soll ein tückisches Tier sein, das schon mehreren im Hause wohlbekannten Leuten, z. B. Kanzleidienern, die Kleider zerrissen oder sie blutig gebissen und sich dadurch Prügel mit der auf dem Tische liegenden schweren Lederkarbatsche zugezogen haben soll, ohne daß es in sich gegangen wäre und sich auf höflichere Manieren besonnen hätte. Mir schien es gewogen, und ich hatte mich auch später seines Wohlwollens zu rühmen.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 16 1971 ILL

325.8:494

3 2044 098 640 204